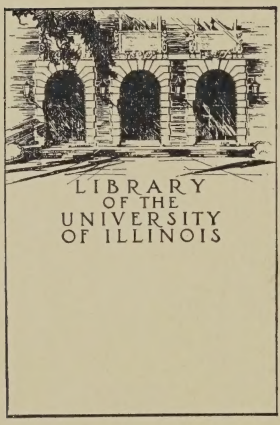
E.G. KOLBENHEYER

Paracelsus

ROMAN-TRILOGIE

Adolf Hitler
Schule

188



UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
BOOKSTACKS

E. G. Kolbenheyer / Paracelsus

Volksausgabe

E. G. Kolbenheyer

Paracelsus

Romantrilogie

Albert Langen / Georg Müller
München

51. bis 100. Tausend der Volksausgabe

Copyright
1917 (Kindheit des Paracelsus),
1921 (Das Gestirn des Paracelsus), 1925 (Das Dritte Reich des Paracelsus)
by Georg Müller Verlag, Aktiengesellschaft, München
Printed in Germany

*

834K831
Op

Die Kindheit des Paracelsus

Roman

LRB 1 M 47 Lib Cong.

Einaug und Bettler

Um Advent war in die oberdeutschen Länder nach einem kurzen, beißenden Frost laues Wetter eingefallen. Das trieb gegen Abend jene ungewissen Leute aus den ächzenden Häusern — drangvolle Geister, die zu allen Unzeiten den Frühling wittern und, ist er da, über eine keimende, blühende Selbstverständlichkeit hinaus den Herbststurm ersehnen, der dürres Laub von den Bäumen reißt und morsche Dächer eindrückt.

Wo sie in Städten wohnten, wateten sie, so schnell es ging, durch aufgeweichte Gassen, deren karges Himmelslicht von Überhängen und Giebeln, auch durch die feinen Erkerlein fast verzehrt wurde. Sie schlugen mit ihrer Seitenwehr, die sie nicht halten konnten, denn beide Hände mußten Hut und Mantel zwingen, gegen Schweinekoben, die gute Bürger vor dem Gademfenster stehen hatten, um gelegentlich durch ein freundliches Grunzen und den säuerlichen Duft an ihre ehrlich gefestigte Seßhaftigkeit und eine gediegene Lebensfreude erinnert zu werden — verläßliche Genießer. Und jedes Mal quiekten die vom föhnigen Wetter beunruhigten Tiere nervös auf,

wenn das schlenkernde Kurzschwert eines jener Ungewissen gegen die Kobenwand prallte.

Der Weg dieser Leute ging durch das nächstbeste Tor. Er war nicht weit. Die Mauern umschlossen ihre Stadt innig und fest. Jenseits von Tor und Graben sumpfte noch etliche hundert Schritte das Pfahldorf. Dann fühlte der Fuß den Rasen. Sie konnten aufatmen von der beklemmenden Brutwärme, die man in jedem Hause gehegt wußte. Der feuchte Rasen wusch die Sohlen sauber, und irgendeine gefällige Bodenwelle neigte den Rücken.

Der Himmel war weit. Seine bleifarbigen Wolkenbänke schwammen in großen Höhen. Die dunklen Äcker schienen vor Sattheit zu zerfließen. Durch die schwarzen Äste und Buschruten surrte der warme, nasse Wind. Ein Rabe hob sich, taumelte mit schweren Flügelschlägen gegen die entführende Gewalt an, er sank entmutigt. Und im Süden, da hing noch ein Streifen herrlichen Goldes ins jenseitige Tal hinein. Es durchbrach das Maßwerk der Baumkronen. Daran konnten jene Ungewissen ihren Frieden trinken, nach dem sie so arg gelechzt hatten, daß ihnen allbereits ein jeder ausgewichen war.

Doch auch sie, die Drangvollen, mußten ins Gefüge zurück, noch ehe das letzte Licht erlosch. Sie dankten Gott, daß sie mit heilen Gliedern in die Mauern kamen, wenn sie zu lange gezögert hatten, denn ihre Stiefel waren in den Tiefen der Land-

straße beinahe stecken geblieben. Die Laterne im Torwege strömte ein beschämendes Gefühl der Sicherheit aus. Und so verdächtig sie aufgetreten waren, als sie durchs Tor hinausstürmten, so einnehmend und vertraulich blickten ihre Augen jetzt unter dem windwirren Haar und dem verdrückten Hute in die der Stadtwache.

Das war eine Neumondnacht. Ob sich auch der Himmel klärte, es wäre vergeblich, von Sternen zu verlangen, daß sie Menschenwege erhellten. Freundlich bricht der erdwarme Schein durch die Ritzen der Gademfenster. Und öffnet sich eine Tür, daß eine helle Flur ihr Licht, Menschenstimmen und Handwerkslärm auf die Gasse schüttet, dann zittert das Herz des heimkehrenden, ungewissen Gastes. Er denkt an seine einsame Stube, an sein scheues Weib, an die fragenden Augen seiner Kinder, an das fremde Lächeln der Hausgenossen, an Vorsicht und Befangenheit aller derer, die er Brüder und Schwester nennen möchte. Er ist voll grenzenloser Liebe und weiß, daß er nicht Laut noch Miene hat, seine Liebe zu sagen. Er läuft schnell nach Hause. Eines der Kinder wird er an sich drücken und staunend stehen lassen. Er wird seinem Weibe die schwere Wäschebütte auf den Boden tragen, wird ihr hastig die Wange streicheln. Und seine Stiefel! Er wird auf das enge Höfchen eilen, die Stiefel reinigen, als habe er eine Sünde gutzumachen. Aber dann . . . dann

steigt er die Holztreppe hinauf in sein Reich, das den andern unheimlich und verdächtig ist.

Draußen vor den Mauern liegt die unwahrscheinlich laue Adventnacht. Was ein Mensch ist, hat sich hinter Dach und Wand, und seien sie ärmlichstes Stroh und Kleibwerk, verzogen; alles Tier ist verkrochen.

Es war eine Neumondnacht. Lichter und leichter wurden die Wolkenschwärme, und steifer zog der feuchte, warme Wind.

Er preßte den Mantel einem Wanderer straff über die Brust und blähte das graue Tuch hinter den Schultern hoch auf. Der Wanderer zog mit solcher Kraft und ungemessener Eile dem Gefälle des Neckar entgegen, als habe er sich eben vom Lager erhoben. Er mußte weither aus dem Norden kommen: in seinem ellenlangen Barte hing Eis, er führte als Stab und Wehr einen Spieß, dessen Bronzespitze mit Elchsehnen an das Eschenholz geflochten war, eine Waffe des äußersten Nordens.

Vor ihm lagen die schwarzen Höhen der schwäbischen Alb, und über ihnen flammte wunderlich das Siebengestirn des Orion.

Da der Wanderer an den Hütten von Plieningen vorüberschritt, ließ der Pfaffe den letzten profanen Lichtschein zwischen den Fingern verzischen. Auch der war von einer geweihten Kerze ausgegangen, die ihr frommes Flämmchen noch lange hätte vor

dem Altar aufopfern können. Nun flackerte in dem Dorfe nur mehr das ewige Lichtzünglein vor dem Tabernakel. Doch es durchdrang kaum den Ölkelch, es vermochte nichts gegen den Schmutz der Fensterscheiben.

Und als der Wanderer in seinem wehenden Mantel vor das Kirchlein kam, war ihm lässig zu Mut, als müsse er eine Weile ruhen. Der warme, feuchte Südhauch drang inniger gegen die Brust und breitete den Bart, ließ einen letzten Eisklumpen im Grauhaar zerperlen.

Er berührte mit der Spitze seines Spießes ein Kirchenfenster, und es sprang schlotternd auf.

«Bist du schon da», flüsterte er.

Es raunte in dem leeren Raume so tot, wie in dem ausgestorbenen Hause einer Meerschnecke, als er sein Ohr zu dem Kirchenfenster neigte. Ein kalter, süßlicher Duft von verbranntem Rauchwerk quoll aus der Öffnung. Und das Auge des Wanderers erspähte nichts als jenes einzige, arme Feuerzünglein in dem trüben Ölglase. Nur von der Tiefe herauf, wo die Füße des Wanderers auf kleinen Hügelchen und Holzkreuzlein standen, zitterte ein ungeduldiges Stöhnen.

«Ich will euch nicht beschweren, ihr Ruhebedürftigen.»

Und er schritt über das Mäuerchen hinweg. Seines Mantels Saum fegte etliche moosige Steine aus

ihrem verwitterten Mörtellager jenseits in den Graben, der den kleinen Friedhof umriß.

Er sah mit seinem einen klaren Auge, das andere war ausgeronnen, über den niedrigen Kirchturm, dessen hohe Mütze, nach Westen geneigt, den Dachfirst nur wenig überragte, in die Dunkelheit. Von der schwäbischen Alb herab zog ein warmer Hauch, der ihn gelockt hatte und mit unbändiger Sehnsucht erfüllte.

O wundersame, tiefe, tiefe Nacht, die nach dem kürzesten Tage über der Erde liegt, eine besiegte Siegerin. Sie weiß, daß sie sterben muß, und ruht unter dem Föhnwinde geschwächt, matt vom Siegeslauf. Ihr ist, als gehöre das Rauschen der Wasser nicht zu ihr, und fremd lautet das Wehen. Sie lauscht allen Stimmen, als sängen sie wundersam das Lied ihres Todes, den ihr der leuchtend schöne Tag, der wachsende, der verjüngte geben wird.

Der Wanderer, der weit über das Kirchtürmlein hinwegspähte, fühlte den Umschwung der Zeit heiß und wesentlich, daß er schwer aufseufzte und durch die Gewalt seines Atems den Föhn zurückdrängte. Für eine Weile erschlafften die Falten des Mantels und eine Locke sank dem Wanderer über das ausgeronnene Auge.

Der zurückgedrängte Wind brach mit doppelter Gewalt ein. Er knickte zwei junge Pappeln, in deren Wipfeln die Hand des Wanderers gespielt hatte.

Er wehte den eisbefreiten Bart hoch und deckte das gewaltige Gesicht. Weithin hob sich der Graumantel, als wolle er alles Land einhüllen.

Es ging ein Zittern durch die Nacht. Die Zunge der Gezeitenwage schlug ein Geringes gegen die Schale aus, darin das Gold des Tages lag. Der Wanderer lächelte ein wenig unter den aufgewehten Haaren.

Da sah er aus der schwarzen Tiefe, die ringsum über dem Lande lag, zwei Lichter glimmen, matt und fern wie zwei Funken und so nahe beieinander, daß sie fast in eins verflossen. Er ging den beiden Lichtern entgegen, denn seine Nüstern hatten schnell erwittert, wer dort in halber Hügelhöhe wartete.

Ein Bettler saß dort, und jene beiden Lichter, die von ferne wie zwei Funken durch die Finsternis gerufen hatten, waren demütige Augen. Sie schimmerten ruhig, ganz anders als das glitzernde Feuer der Sterne, eher dem Leuchten der Johanniswürmlein zur Zeit der Sonnenwende ähnlich, nur stetiger.

Der Bettler war sehr dürftig gekleidet. Seine Lumpen bedeckten die Lenden kaum. Brust, Arme und Beine zitterten in ihrer mageren Nacktheit.

Neben ihn ließ sich der Wanderer auf dem Hange nieder und zog den Mantel fester an den Leib. Obgleich der Hügel die beiden gegen den Sturm deckte, lag ein Frösteln in der Luft wie ein Fieber der Erwartung. Es befing selbst den Wanderer aus Nord-

land. — Der Hügel vor ihnen, eine äußerste Welle der schwäbischen Alb, hieß Hohenheim. Er trug einen Edelsitz, das Stammhaus der Bombaste. Kein Bombast wohnte mehr da oben. Der Edelhof gehörte dem Spital der Reichsstadt Eßlingen. Wie viele andere vom Adel, waren auch diese auf den Sand geraten, und der Grießwärtel war die neue Zeit gewesen mit ihren wohlbewehrten, stolzen, üppigen Städten, die eine Kaufmannschaft vortrefflich zu schützen wußten. Doch nicht wie der meiste Niederadel waren die Bombaste jenseits der Schranken verkommen. Ihr Beutel blieb leer, aber ihr Herz und Mut war nicht verschüttet.

So sagte das Einaug zu dem Bettler:

«Du hast deine Rast gut gewählt. Da sind Menschen gestorben, deren Blut seiner Kraft noch nicht entbunden ist. Ich fühle die Not ihrer letzten Stunden.»

«Vielleicht wird einer aus ihrem Blute meine Blöße sehen», murmelte der Bettler.

Sein Blick sank nieder in die hohlen Hände, und ein Wundmal glühte auf dem Grunde jeder Hand, als halte er zwei Rubine gegen den Himmel.

«Deine herrlichen Kleider hast du jenseits gelassen. Sie sollen von Gold, Perlen und Steinen starren?»

«Ja, sie starren, als trüge einer den Harnisch auf nacktem Leibe durch die Winterkälte. Die Haut zerreißt vor Frost.»

«Darum bist du armselig gekommen.»

«Darum. Ich muß wieder aufgehoben werden wie damals unter dem Holze. Meine Füße müssen wieder über warme Menschenherzen gehen, sie frieren von den Marmorfliesen. Vielleicht erbarmt sich einer von ihnen, deren treibendes Blut du spürst, vielleicht noch ein anderer und ein dritter und viele. Mich dürstet nach Herzenslaut, nach Muttersprache. Sie haben mich so tief in das gläserne Latein begraben, daß mir die Auferstehung und Flucht schwer geworden ist.»

Die Zähne des Bettlers schlotterten, wie vordem das Kirchenfenster.

Der Wanderer öffnete seinen Mantel.

«Nein, laß», flüsterte der andere. «Laß nur. Ich muß als Bettler kommen, nackt. Es gibt doch viele in diesem wilden Lande, die Hunger haben?»

«Viel, viele,» rief der Wanderer jäh, als freue er sich der hungernden Kräfte.

«Zu den Satten komme ich in meinen goldenen Gewändern. Aber sie wischen auch dann nur die Triefaugen und klatschen feist in die Hände, um ein wenig Bewegung zu machen. Ich bin begierig nach dem Hauche der Hungernden, der nicht nach Wein riecht oder nach Speisen, die vor dem Feuer faulen müssen, daß sie den Darm nicht beschweren.»

«Viel Hunger wirst du finden und brennende Herzen. Aber sie können keine Jünger sein. Sie verstehen das Fürwahrhalten nicht. Sie müssen in allem ihr

Eigentum suchen und finden können. Sie sind die einzigen, die keine Götter haben.»

«Ich wußte es. Darum komme ich nun selbst zu ihnen.»

«Aber sie reißen ihr Auge nicht aus, wenn es ärgert! Sie geben ein Auge nur um des höheren Wissens willen hin. Es ist kein Volk wie dieses, das keine Götter hat.»

«Und woher bist du, mein Bruder?»

«Ich bin nichts als ihrer Sehnsucht Siegel. Und sie wissen von ihrer Sehnsucht, daß sie in Flammen verzehrt wird und immer wieder aufersteht.»

«Dann segne mich, Bruder.»

Der Wanderer neigte seinen Mund auf die Stirn des Bettlers. Die war von kleinen Narben quer überzogen, und Blut begann aus den Narben zu tropfen.

Der Bettler flüsterte: «Sie mögen mich kreuzigen, da sie sich selber kreuzigen. Daß ich wieder Heiland werde!»

Da erhob sich der Wanderer und nahm den Bettler, der vor Verlangen glühte, auf. Er schlug seinen Mantel unter ihn und hielt den eschenen Speerschaft überzwerch, daß der Bettler gut, wie in einer Matte ruhen konnte.

«Ich will dich tragen, daß du die heimlichen Quellen erlauschest. Daran wirst du erkräften, denn du bist fast verschmachtet.»

Der Bettler saß in den Armen des Wanderers

schmal und dürftig. Seine Beine waren eng aneinandergeschlossen, sein Gesicht so blaß und hohl, als würden die Wangen, Lippen, Schläfe und Nüstern gewaltsam nach innen gesogen. Die eine Hand ruhte über dem Herzen, der anderen Hand Schwurfinger waren gegen die Sterne gestreckt, und beide Ellbogen lagen eng an die Lenden gepreßt.

Sie wichen von dem Edelhofe, da viele Bombaste ungesättigten Herzens gestorben waren.

Sie überwältigten Hügel und Täler, Städte und Dörfer. Überall aus den Kirchhöfen, durch die Wände der alten Häuser und herüber von manchem kühnbebauten Felsen drang das ungestüme Beben verhaltener Triebe, die von Blutwelle auf Blutwelle, von Kind auf Kind unerlöst überkommen waren.

Der Körper des Bettlers in den Armen des Wanderers schien mit allen Poren einzuschlürfen, so daß seine matte Haut straffer und glänzend wurde.

Und sie hörten die kräftigen Schreie der kreißenden Mütter, das widerspenstige Röcheln der Sterbenden hallte zu ihnen auf, sie vernahmen den wilden Atem der Zeugenden.

Die Gestalten der Träume quollen aus den Köpfen der Schläfer zu ihnen, einem wirbelnden Nebel gleich. Und sie lasen aus dem verwegenen Spiele, wie die Herzen, bis zum Rande angefüllt, zitterten.

Heißhungrig lagen die Bauernseelen. Sie zerrten an den Ketten, mit denen ihre Leiber kürzer an die

Herrenscholle geschlagen waren, als man Bestien an die Zwingerwand schmiedet oder die wütenden Narren an die Wand der Tollkiste. Heißhungrig lag das ausgemergelte Landvolk und träumte von der Stunde, die das Sammelwort auf der Lippe tragen wird, das die verhaltene Wut entbindet.

Wie der Verdürstende seine Arme nach dem Ufer breitet, das ihm vom Rande der Sandsteppe entgegengrünt, so lechzten die Herzen der Städter nach einem eigenen Wissen und eigenen Glauben, denn die Kräfte ihres Geistes waren mannbar geworden, und der rauhe Laut ihrer deutschen Zunge war gelöst, wie das Lallen des Kindes Wort und Ton findet, wenn die Zeit erfüllt ist.

In den Coderien und Habitatzen zählte der Bettler das Heer der fahrenden Schüler. Die lagen, arg mitgenommen und fast verhungert, verwegene Burschen und abgezehrte Kinder, die von Schule zu Schule zogen, unter manchem Lotterwesen das heilige Verlangen tief geborgen.

Es hielt der Wanderer im Mansfeldischen, um eine Weile zu ruhen, denn sein Gast war schwer und mächtig geworden. Bei Eisleben oder dem Örtlein, das den Namen der Grafen von Mansfeld trägt, lagerte sich der Wanderer auf einem seichten Gebirge, hinter dem die Wipper rauschend gegen die Saale fließt. Er ließ den Arm mit dem Speer über den Hang fallen. Der Schaft des Spießes tauchte in

die Wipper und brachte das Wasser zum sprühen und funkeln, als wäre es flüssiges Silber. Der Wanderer sah hinauf in die Sternenwelt, ein ewiger Gleichmut lag auf seiner Stirn.

Der Bettler aber, dessen Kopf von einer flackernden Glorie eingehüllt war, blickte in das Haus des Bergmannes Hans Luther.

Beim Lichte des Tranlämpchens saß die Frau mit dicken Augenlidern im Bette aufrecht. Ihre groben Lippen, die viel schimpfen mochten, waren von einem schlaffen Behagen gekräuselt. Sie säugte ihren Knaben. Der schluckte kräftig seinen Lebensquell und stöhnte zuweilen, da ihm vor Eifer der Atem versagte. Dann fiel er ab, das Tröpflein Milch am lächelnden Mundwinkel, während die Augen des Bettlers verlangend auf ihm ruhten. Die derbe Frau bettete den Kleinen. Sie sank behaglich zurück, im Frieden des gesättigten Triebes. Dem schlafenden Manne neben ihr zuckte es unruhig über die feingewölbte Stirn und um den dünnen, gepreßten Mund.

Da stand der Bettler auf. Er spähte ringsum über die deutschen Länder. Er sah, daß der Acker bereit lag, und sagte zu dem Wanderer: «Ich will ab dem Rhein ziehen, da mir von Zwolle her, dem Haupte der Brüder vom gemeinsamen Leben, ein großes Verlangen entgegenströmt.»

«Geh hin, du bist jetzt stark genug.»

«Und ich will wieder rheinauf den Strömen ihrer

Sehnsucht folgen und sie lehren, wie man das gläserne Latein zerbricht, darin ich gefargt war.»

Auch der Wanderer stand aufgerichtet neben dem Bettler. Er hatte beide Hände unter der Speerspitze um den Schaft geballt, und sein Kinn ruhte auf der rechten Faust. Ein leiser Hohn spielte um seinen Mund, und die Augen unter der mürrischen Stirn blieben gesenkt.

«Sie werden dein Latein meistern und fortwerfen. Aber nicht weil du es willst. Ich bin bei ihnen gewesen, ehe du bei ihnen warst. Sie können nicht satt werden.»

Der Bettler breitete demutsvoll die Arme, seine Wundmale flossen, und seine Lippen lächelten verklärt.

«Sie mögen mich also kreuzigen, da sie sich selber kreuzigen!»

«Sie werdens. Es ist kein Volk wie dieses, das keine Götter hat und ewig verlangt, den Gott zu schauen.»

Nach diesen Worten umarmten sie einander. Und es schien, als rängen sie miteinander. Sie wuchsen ins Endlose. Sie zerrannen, als würden sie von den Sternen eingeatmet.

Nur daß die Luft noch zitterte wie über einem großen Brande. Und ein Seufzen stieg aus dem Herzen der Schläfer gegen den Himmel.

Der Reiter im Schnee

Tod und Leben

Jungrudi Ochsner ritt heim. Seeaufwärts fuhr ihn von Zürich her der Schneesturm an. Triefender Schnee. Der Klepper hing mit dem Maule am Boden, schüttelte zuweilen die nasse Mähne und schnob verzagt.

Jungrudi Ochsner trug den Spieß auf der linken Achsel, achtzehn Fuß Eschenholz, von dem das Eiswasser nieder rann. Unter dem scharlachroten, rauchverbrämten Mantel schlenkerte das Schweizerschwert gegen die Flanken des Rößleins. Eine knappe Bundhaube, dunkel vor Nässe, hüllte des Reiters Scheitel, Nacken und Kinn; um den Saum der Kappe klebten schlaffe Atlaszacken an Stirn nnd Wange.

Jungrudi Ochsner ließ die Zügel hängen. Seine Faust stand auf den Sattelknauf gestemmt. Sein mageres Gesicht und die Lippen waren weiß, nur über den Jochbögen lag eine dunkle Flamme. Die Augen brannten weit offen, als suchten sie Kühlung im treibenden Schnee.

Er kam aus dem Toggenburgischen und weiter über den Brenner. Hinter Ricken hätte er über Schmerikon und das Thäle gegen Hurden sollen, aber er war weiter gezogen. Vielleicht mißtraute er den Sümpfen des Obersees, oder er wollte dem Etzelberg nicht von der Seite beikommen und mußte den Ritt über die Brücke wagen, gradaus seinem Ziele zu, das hinter dem Etzelpasse lag. Vielleicht hatte er nur dem Tiere die Wahl gelassen. Die Nähe des Zieles stumpfte seinen Mut. Jungrudi Ochsner schien allen Willen zu brauchen, daß er

im Sattel aufrecht bliebe und noch einen Rest bewahre, dann vor dem Alten zu bestehen.

Klatsch, klatsch, schlugen die Hufe durch den nassen Schnee und versanken bis über die Fessel.

In Rapperswil bog er ein. Aus der kleinen Kapelle am Brückenkopf schimmerte bereits das Licht. Die Dezembernacht sank eilig. Der Mautner rief ihn an; dem warf er ein Geldstück zu und nahm die Zügel fester.

Über hundert Jahre stand die Brücke. Der österreicher Herzog Rudolf hatte die Pfosten in den seichten Obersee schlagen lassen, sein Rapperswil mit Hurden zu verkoppeln, auch um das schöne Brückengeld einzusäckeln, das alljährlich tausend und tausend Pilger brachten, die über das Hörnli gegen den Etzelpaß zogen der lieben Fraue von Einsiedeln zu. Auf den Holzböcken lagen die Bretter leicht genug. Und das war alles. Ein Sturm konnte den Steg abdecken.

Der Schnee aber drückte die Bretter. Weiß und leuchtend zog die Brücke einen mäßigen Bogen von Ufer zu Ufer. Das schwarze Wasser ließ sie heller scheinen, als das Schneeland ringsum schimmerte. — Ein wenig wacher sah der Reiter auf seinen Weg. Er wußte, daß er sich und das Pferd zu hüten habe, denn der Schnee verbarg Lücken und Morsches. Doch das Tageslicht mochte bis Hurden reichen. Und drüben war er daheim. Er kannte jedes Haus im Tal und jeden Stein und Baum auf dem Paßwege. Nur das verdammte Bretterwerk wenn er nicht mehr unter sich fühlte!

Da glitt die Vorderhand des Rößleins mit einem üblen Ruck zur Seite, der rechte Hinterhuf hing in einem Brette. Kaum riß der Reiter den Gaul noch auf. Er hatte ihn spanisch beschlagen lassen, die scharfen Stollen dienten über die Alpenhöhen gut, sie konnten auf dem modrigen Holze peinlich werden.

Langsamer gings weiter.

Eine Blutwelle war über das blasse Gesicht gehuscht. Der Mund blieb trotzig und die Stirn gesammelt. Die Gefahr befreite sein Herz. Er vergaß das Fieber, das ihn mattritt. Die Bangigkeit der Heimkehr wich. Er saß aufrecht im Sattel

und hielt sich im Sattel, obwohl er vorsichtig absteigen und den Gaul hätte an die Hand nehmen sollen.

Was galt ein Schweizerblut noch, wenn es nicht mehr aufs Spiel gesetzt werden konnte! Und grad auf diesem Steg, dessen Pfosten von einem Habsburger durch schweizer Wasser in schweizer Grund geschlagen waren!

Aller Mäuler liefen von dem jungen römischen König Maximilian über, der weit vom Stamm gefallen schien, weit von dem feigen, verschlagenen Geizhals Friedrich, der vor ein dutzend Wochen seinen Tod an Melonen ervöllert hatte. Zwischen Vater und Sohn war Bluthaß gelegen, davon wußte man nicht nur in Italien zu reden — Bluthaß, von der Mutter geschürt. Ein neuer Wille lebte in dem jungen Max. Und wonach brannte der Habsburger Wille heißer als nach Schweizerblut, nach der alten Herrlichkeit über Schweizerland! Wer Schweizerblut kaufen konnte, der war Herr der Welt, unbezwinglich, wer es botmäßig besaß. Schweizerschwert und Schweizerart hieben Europa zurecht, und der Schweizerspieß steckte die Grenzen ab.

Des heimkehrenden Reisläufers Brust bebte vor Liebe, der einzigen, die sie noch fühlte. Und sein Rößlein ging gesammelter unter dem stärkeren Schenkeldruck. Es hob den Kopf und wandte ein Ohr dem Reiter zu, dessen Lippen den Weckruf eines Grandsonliedes summten.

Österrich du schlafest gar lang,
Daß dich nit weckt der Vogelsang,
Hast dich der Metten versaumet ...

Doch die Brücke maß über zweitausend Schritt. Die zähe Lebenswelle war schneller verebbt. Der Fieberfrost sprang dem Reiter in den Nacken, beugte und beutelte ihn grausam. Jungrudi mußte wieder seine Zügelhand auf den Sattel stemmen. Und die Zähne schlugen einen bösen Trommelwirbel zu dem traurigen Ritt durch das Schneetreiben. Mit letzter, fliehender Kraft achtete er seines Wegs. Durch das Streichen der Flocken taumelten leuchtende Funken, mehr

und mehr. Der Spieß glitt ihm durch die Finger und rannte gegen ein Brett. Er umklammerte Schaft und Sattel. Aus dem funkelnden Schleier, der seine Augen deckte, brach, von Traumlicht durchschimmert, das Schiff der Kathedrale zu Florenz: sein letzter Weg im Gefolge des Petro de Medici. Er hatte die weißen Windhunde gehalten, während der Diener den Zettel zur schönen Maddalena Fredi trug, die vorn beim ersten Pfeiler kniete. Er hatte unwillig auf den Diener geharrt, Hundewarten war keines Schweizers Ding. Das Gesicht des Medici ... törichtes, eitles Laffengesicht ... dann die Fredi, von dem Mohrenknaben gefolgt, der eine hellgrüne Feder am golddurchwirkten Turban trägt ... nur halb schlägt sie die Augenlider auf ... er sieht das zarte Lächeln, kaum Gunst und doch eine Himmelsleiter ... eine weiße Nelke läßt sie fallen ... Petro de Medici setzt seinen Fuß leicht auf den Stengel der Blume ...

Ein banges Gewieher weckte ihn. Das Rößlein stand. Mühsam nahm er den Spieß auf. Weiter ... weiter ... in Pfäffikon konnte er liegen bleiben ... nur weiter auf dem wippenden Bretterwerk, über den schlammigen, eiskalten Tod, ehe das letzte Tageslicht ertrunken war. Er preßte den Rotschimmel. Es mußte ein Ende nehmen. — Schon gewann das Mauthaus auf der Landzunge von Hurden scharfe Form. Von Ufenau her drang die Glockenstimme des Kirchleins. Jungrudi schlug ein Kreuz, er beugte sich vor, um die Zügel nicht fahren zu lassen.

«Heilige Muttergottes ze Einsidlen, du willt mich nit versaufen lan! Das soll dir mit eim guten Pfund wächsin Kerzen entgolten sin!»

Und die Muttergottes von Einsiedeln, der alljährlich vieltausend Seufzerlein zuwehten, schien dies eine auch nicht zu überhören, vielleicht weil der heimkehrende Reisläufer einer von ihren Gotteshausleuten war.

Schon hatten Roß und Reiter den Steg bis auf die drei letzten Böcke gewonnen, da brach ein Brett und das Tier sank unter dem Mann zusammen.

«Samer Bocks Blut! Canaille! ... Uf!»

Ein Bein war ihm unter den Sattel geraten, sein Oberkörper hing über die Brücke hinaus. Er stemmte sich gegen einen Pfosten und stieß mit seinem ledigen Sporn zu. Das Pferd lag schreckensstarr und regte sich lange nicht; dann suchte es wild und verzweifelt Befreiung, zerwühlte den Schnee mit den Vorderfüßen und riß an dem eingeklemmten Schenkel. Dadurch kam der Reiter frei, er faßte die Zügel und unternahms mit aller Kraft den Gaul aufzubringen. Allein die Eisen glitten aus, und das andere Hinterbein lag machtlos unter dem Pferdebauch. Jungrudi mußte den Mantel vor die Hufe breiten, das Atlasfutter zerschliß kläglich. Doch erst als er den Spieß durch die Lücke in den Schilfgrund rannte und die Klemme auseinanderstemmte, gelang ein guter Ruck, und ein zweiter brachte das zitternde Tier glücklich auf alle Viere. Wo der Pferdeschenkel festgesessen war, schmolz der Schnee, vom warmen Blute gesättigt. Und Blut rann dem Rotschimmel in einem dünnen Bande über Sprunggelenk und Fessel hinab. Eine Ader mußte zerrissen sein. Jungrudi griff den Mantel auf und zog den schnaubenden Gaul vor das Mauthaus. Dort besah er die Wunde. Dabei blieb nicht mehr viel zu wollen. In Lachen war ein Schmied, der sie hätte ausbrennen können ... derweil mußte er über dem Passe sein.

Er fühlte, daß seine eigenen Kräfte bis zur Meinradsklause auf der Höhe kaum mehr reichten. Er durfte nicht fackeln, sollte ihn nicht unversehens Schwäche und Schneetod überkommen. Ein andres Pferd? Da drunten? Und bleiben ... einen Boten schicken? Wenn er heut nicht vor den Alten kam, vielleicht nie mehr.

Er raffte eine Handvoll Schnee auf und schlürfte sie gierig aus, warf den zerfetzten Mantel um, kletterte mühsam in den Sattel und spornte den Gaul, der jämmerlich lahmte und eine Blutspur hinter sich ließ.

Unter den Tannen des Etzelpasses, die schwere Schneelast trugen, wars Nacht geworden. Doch diese Nacht umfing den

müden Mann heimatlich vertraut. Die nassen Flocken trieben nicht mehr gegen die Haube, es war still. Die kalte Labe, die er vom Boden geschöpft hatte, schien das Fieber gelöscht zu haben. Er mußte den Spieß der Äste wegen wagrecht in der Faust tragen; das und der stößige Gang des Tieres hielt ihn zu gutem Glücke wach.

Über Wurzel und Stein kämpfte das Rößlein den Pilgerweg zur Meinradsklause hinauf und zahlte jede Elle mit seinem Blute. Jungrudi merkte, wie das Tier versiegte; halbwegs ließ er es ausschnaufen. Er hielt sich mit beiden Händen an dem aufgestemmten Spieß, um seine Last zu verringern. Von den Ästen fielen schwere Tropfen mit stumpfem, sattem Laut in den Schnee. Das Pferd wieherte verhalten. Es ertrug das Beben des Reiters nicht weniger fremd und beklemmend als den eigenen Wundschmerz.

«Das halbet Pfund Kerzlin host verwirkt, Gnadenmuotter ... lueg, daß du nit ze Schanden wirst an mir ... Botz Marter und sieben Wunden ... ist nit als schwer min Bluot vergift! — Loß mich dahoim hinwerden ... min Sünden büeßen ... hab ihr' nit meh, dann sunst einer. — Was kunnt dir der Tod von min Peppo gfallin? Heilig Gnadenmuotter, ich weih dir anderthalb Pfund, du sollt mich anhörn! Loß üns ufkummen!»

Da fühlte er, daß der Gaul sich legen wolle. Er riß ihn auf und trieb ihn vor.

«Peppo! Gib, was din ist! Ich kunnts nümmen ...»

Schritt um Schritt drangen sie durch die Nacht. Als der Wald überwunden war und für das letzte steile Wegstück ein Viehgatter geöffnet werden mußte, floh ein leises Dankgebet über des Reiters Lippen, das tief aus dem Herzen quoll und vollen Wert hatte, wenn es auch einem Fluche glich.

Droben, unweit des Meinradkirchleins, brach der Rotschimmel zusammen.

Eine Weile ruhte der Reiter bei dem Rößlein, Arm und Kopf auf den stoßenden Flanken. Dann schob er sich zu den gespannten Nüstern vor, rieb sie und das Maul mit Schnee ein.

«Nu ists tan, Peppo ... los nieder ze Tal ... die Sihl rount unter der Tüfelsbruck her ... kumm ... dort ist Hafer unde Stroh ... dort ist ... dahoim ...»

Jungrudi schlief ein und hätte seiner Mutter Bier nie mehr geschmeckt, wenn ihm nicht seines Peppo Huf hart an die Schulter gefahren wäre. Peppo ging den letzten Kampf an. Der Kopf schlug auf und nieder in den Schnee, daß Trense und Stange klirrten. Jungrudi taumelte zurück. Er starrte, langsam erwachend, zu dem Gaul hinüber, dessen Beine wirbelten und jäh ermatteten, noch etliche Male zuckten und dann sich steif ausstreckten, als wollten sie irgend etwas abstemmen. Es dämmerte dem müden Manne, daß er dem Rotschimmel zum andern Mal sein Leben verdanke. Er kroch vor und betastete die Nüstern. Sie hingen schlaff. Kein Hauch lebte in ihnen.

Nun hätte er den Peppo ruhig liegen lassen können. Sattel und Zaum wären unberührt nachgeholt worden. Aber er fühlte nur mehr den dumpfen, unbändigen Trieb, mit allem dort unten und geborgen zu sein. Nichts sollte mehr auf den Todesweg zurückdrängen. Es mag auch die Reisläufersorge um das Beutegut gewesen sein. Er hatte manch einen, übel zugerichtet und halb ausgeronnen, mit der letzten Kraft das Kriegsgut schleppen sehen, als hinge der armen Seele Heil daran. Und vor den Alten mochte er nicht als einer hintreten, der zu Fuß hatte heimtrollen müssen. Wenn er die Taschen aufs Estrich fallen ließ, sollte es klirren.

Er zerrte den Sattel unter dem roten Peppo vor und zäumte ab. Er belud sich und schwankte unter der Last, als sei er trunken. Halb im Traume watete er durch den Schnee der Schweigwies bis dorthin, wo sie steil gegen die Teufelsbruck abfällt. Keuchend sammelte er seine letzten Kräfte.

Des Alten Haus dort drunten, das Ochsnerhaus an der Teufelsbruck ... sie waren wach, er konnte nicht lange geschlafen haben. Durch die Herzluken der Fensterläden schiens her. Es glitt ein Schatten über zwei der glühenden Herzen, als ob ihm das Haus zugeblinzelt hätte. Jungrudi schöpfte

tief Atem und taumelte weiter. Über die Straße noch! Dann hob er den Spieß und schlug ans Tor.

Der Hund heulte; ein Lichtschein brach durch die Ritzen. Er hörte seines Bruders tiefe Stimme.

«Was ist?»

«Mach uf, Hänsli ... der Ruodi!»

«Ruodi! Tot oder lebig?»

«Uf, tu uf! Ehender tot.»

Hans Ochsner rief durch die Gademtür:

«Der Ruodi ist kummen!»

Es fühlte sich der todesmatte Mann von zwei tüchtigen Fäusten gepackt und über die drei ausgetretenen Steinstufen gezogen. Den Spieß nahm ihm der Hans ab, von Sattel und Zaum ließ er nicht.

Er tastete über die Flurecke weiter, durch die Gademtür hinein.

Sie waren um den Tisch gesammelt, eine dampfende Schüssel in ihrer Mitte.

Die Mutter war aufgestanden, auch Els, die Schwester, und Marx, der Knecht. Der Vater allein blieb sitzen, und da er sitzen blieb, wagte sich niemand vom Tisch fort.

Jungrudi warf Sattel und Zaumzeug ab, und es klirrte so schön, als er nur wollte. Er stemmte das Schwert vor die gespreizten Beine hin und brachte, so gut er konnte, seinen Gruß vor.

Rudi Ochsner maß den Sohn mit einem kurzen Blick. Er führte den Löffel in den Brei, aber die Hand zitterte doch.

«Hast gnuog! Du sollt wissen: Du stohst im Schelmenbuoch. Die Herren ze Einsidlen hänt sich der Tagsatzung von Bern zuogschlagen. Uf Reislouf ist Tod gsatzt. So einer den Schelmen houset und letzet, kummt er in Bann.»

Jungrudi zog einen Beutel aus dem Gürtel.

«Die werden kein Toten nit henken ...»

Er tappte vor und warf den Beutel neben die Schüssel.

«Do, Vater ... Florentiner, guote ... vor Bett unde ... trinken ... es goht nit meh!»

Hans Ochsner war langsam eingetreten, er fing den Bru-

der auf. Die Mutter warf sich über den Sohn und löste mit hastenden Fingern Mantel und Haube. Die Schwester brachte den Krug und kniete schwerfällig nieder, denn sie war hochschwanger. Sie stützte den schweißnassen Kopf und flößte den Trunk ein. Hans Ochsner stand bei den mildtätigen Frauen, kratzte verdrießlich hinterm Ohr; er sah zum Alten hinüber, dessen Stirnadern schwollen, dessen Mund vor Schmach bebte, daß ihm der Junge Geld vorwarf. Der Zorn schüttelte seinen hageren Körper.

«Außhin! Laur!»

Aber niemand wollte anpacken. Die Mutter nestelte zitternd an dem durchfeuchteten Lederwams. Els umfing des Bruders Kopf fester und hielt den Krug an den gierigen Mund.

«Heilig Gnadenmuotter,» flüsterte die Frau, «hilf du! Hänsli, acht uf ihn! Wär nur der Bombast zuruck!»

«Er muoß jede Wil, Muotter,» hauchte die Els. «Er ist bi hellem Tag zem Buechenecker drunt. Der Marx sullet ihm uf die Kluſen entgegen.»

Des alten Ochsner Fäuste rüttelten an der schweren Tischplatte, daß der Schragen ächzte.

«Aus! Außhin ... der sull ...»

Der Hans sprang ins Mittel, er war ein Bärenkerl, der Mutter, Schwester und Bruder schon decken konnte.

«Lont sin, Vater!»

Der Alte packte den Geldbeutel und schleuderte ihn gegen die Frauen. Hans fing ihn geschickt ab und sprang zu, denn dem Rudi Ochsner war nicht zu trauen, wenn ihn der Zornteufel ritt.

«Lont sin, Vater! Der wuschet nümmen uf.»

Jungrudi sank ächzend vom Kruge und begann zu lallen. Der Etzelwald, die hellgrüne Feder, die Gnadenmutter zu Einsiedeln, der Peppo, die weiße Nelke der Fredi ... er rief den Vater an und rühmte sich seiner vollen Satteltaschen.

Der Alte lauerte hinüber wie einer, der den stachelnden Spott des Widersachers sorgsam auffängt, damit das Maß bald voll liefe.

Allein die Reden des Jungen hetzten am Hohne vorbei. Er ritt den Todesritt über die Seebrücke, beichtete seine Sünden, schmähte die Gnadenmutter und versprach ihr alles Wachs des Klosterspeichers, dann tröstete er den Peppo und meinte: «Leg dich ufs Stroh ... wir sänd dahoim ... die sull ihr Pfund Kerzlin han ... dahoim beid ... alls ist guet ...»

Das schlug die Zornflamme in den Augen des Rudi Ochsner nieder. Er lümmelte abgewendet auf dem Tische und kaute an den Fingerknöcheln.

Alt- und Jungrudi glichen einander wie die beiden Kirchtürme zu Einsiedeln, aber auch die mußten durch Schiff und Gnadenkapelle geschieden sein, sonst hätte einer den andern erschlagen. Sie waren beide lang und sehnig. Ihre Augen lagen im Hinterhalt unter den starken Brauenbögen. Die Nase rückte ihnen freimütig aus dem Gesicht, an ihrem Ende leicht verdickt und ein wenig gespalten. Der Mund war schmal, zu beiden Seiten hing der Bart in langen, dünnen Spitzen nieder. Das nackte Kinn trug eine seichte Grube.

Seit der Junge mannbar war und auf der Willerzeller Kirchweih in Stein- und Stangenstoßen Sieger blieb, wühlte der Streit. Vom Hans, der aus dem Schärerblute der Mutter wuchs, konnte der Vater nichts anderes erwarten, als daß er seinen Mann packte, über die Schulter schwang, ihm alle Knochen knacken ließ und endlich doch ein Dankgebet abpreßte, wenn der Kopf gutgelenk am Nacken saß. Allein über den Jungrudi wäre der Alte auch nach der siegreichen Kilby gern Herr geblieben. So schwer er den eigenen Zorn bezwingen konnte, so bitter stellte er seinem Unband im Sohne nach. Die Familie wars gewohnt, beide Hähne auseinander zu halten. Sollte aber eine schwere Arbeit schnell getan sein, dann hetzten sie die beiden drauf. Keiner ließ den andern um einen Zoll zuvorkommen. Darnach waren sie ausgeronnen, und man konnte sticheln, die beiden lachten nur.

Bös schlug die Galle erst aus, als der fahrende Arzt Wilhelm Bombast von Hohenheim in den Oberstock des Ochsner-

hauses eingezogen war und festsaß, da er sah, daß ihm die Gnadenmutter nicht allzusehr in die Kunst pfuschen wolle. Der Pilgerstrom trug alljährlich Sünden und veraltete Gebrechen, die nur mehr ein Wunder heilen konnte, tonnenweis am Ochsnerhause vorüber Einsiedeln zu, aber er führte auch reichliches Übel mit, das nicht erst vor die Himmelskönigin gebracht werden konnte und nach eiliger Hilfe schrie. So erblühte dem kleinen, schmächtigen Heilmeister, der abgeschabt und ausgenommen an der Tüfelsbruck gelandet war, allmählich ansehlichere Fülle, und er verlangte darnach, den mühseligen Wanderjahren für immer ein Ende zu setzen. Er war kein Jüngling mehr.

Els Ochsnerin schien der Mutter nachgeraten, die aus der Art der Schärer schlug und zart und zierlich blieb. Wilhelm von Hohenheim nannte sie Elsula. Er verehrte ihr zu allen heiligen Zeiten irgend ein freundliches Angebinde, das stets kostbarer wurde.

Die Mutter gönnte es der Tochter, den Fährnissen des Liebeskampfes billig entronnen zu sein. Sie selbst hatte zag und gewandt, verheißend und herb sein müssen und manche Träne verschluckt, ehe sie den Rudi Ochsner an sich band. Herr Wilhelm war ein Mann von schlichter Zärtlichkeit, die weder Stachel noch Zaum brauchte. Und er stand trotz seiner stillen Art bald so weit im Ansehn, daß die Burschen ein Werbespiel um die Els Ochsnerin aufgaben, zumal sie an dem schüchternen Mädchen nie recht erwarmen konnten. Der Vater überhörte geflissentlich das Gemunkel der beiden Frauen, und Hans vertraute dem Hausgenossen, der ihm einmal eine schwärende Wunde geschickt geheilt hatte.

Nur Jungrudi war eifersüchtig hinter der Schwester her. Er mochte nicht hören, daß der Schwabe die Els Ochsnerin ein wenig behäbig Elsula hieß. Die Ochsner, wiewohl Gotteshausleute, also dem Kloster hörig, führten ihr Wappen. Die Mutter war freibürtig, sie stammte aus dem Geschlecht der Weßner, das weithin als eines der reichsten galt. Der fremde Arzt sollte nicht meinen, er brauche nur freundlich zuzu-

langen, da er ein Edelmann war. Sein Schwabenadel galt nicht mehr als das Ochsnerwappen.

Jungrudi hatte darauf gespannt, etliche kräftig versohlt und blutig behaubet heimzuschicken, die sich an der Els vergreifen würden. Da kam der Landfahrer, dessen Freundschaft keiner kannte, und warb mit einer Gelassenheit, als wisse er sein Gänslein über dem Feuer sorgsam gedreht und könne des Schmauses sicher sein. Überdies führte er etliche gelehrte Bücher mit, denen man nur das Bewußtsein eines schwert- und spießgeübten Armes widersetzen konnte. Dazu gesellten sich in Zeiten streitlustigster Bereitschaft einige lateinische Sprüchlein, auf die es keine Antwort gab, weil sie unverstanden blieben, mochten sie sich noch so wohlfeil gehaben. Saß Jungrudi dann zornrot, doch kühl begossen, und zog an seinem Bart, als wolle er eitel Cicero aus ihm melken, lachte der alte Ochsner und schlug dem Arzt vertraulich auf die Schulter, als sei er seinerzeit mit Latein aufgesäugt worden. Das warf den Trotz des Jungen in die gewohnte Richtung, es kam zu Worten, die nicht übersetzt zu werden brauchten; der Alte brannte auf, und Wilhelm von Hohenheim hatte seine Not um den Frieden. Jungrudi erreichte dabei das Gegenteil seiner Absicht, alle traten auf Herrn Wilhelms Seite, nur Els blieb unentschieden. Das machte den Bruder zäh.

Und an einem Novemberabend war Bombast müde heimgekommen und hatte sichs, da er niemand vorfand, im Ofenwinkel behaglich gemacht; draußen hing dicker Reif an den Gräsern. Er wartete auf das Abendbrot und nickte, von der Wärme wohlig umfangen, ein.

Nicht lange danach trat Els in den Gadem. Sie erschrak, als sie Bombast merkte. Er hatte die Hände über dem Bäuchlein gefaltet, seine Nase blies inbrünstig tief, wenn auch nicht schön, auf der Stirn und dem schütter bewachsenen Scheitel standen ihm Perlen.

Els Ochsnerin sah mit großen, ängstlichen Augen hinüber, sie drückte die Hände an die Brust. Das Herz schlug bang. Ihr war unheimlich zu Mut, sie wäre gern entlaufen, wagte aber

keinen Schritt. Fast hätte sie geweint. Da fühlte sie das Kreuzlein unter den Fingern, das ihr Herr Wilhelm unlängst zum Sankt Elisabethentag verehrt und selber an dem zierlichen Kettlein um den Hals gehangen hatte. Els tastete über das leichte Geschmeide hin, als sei es eng und bedränge sie sehr, sie machte einen halben Versuch, das Kettlein abzustreifen, ließ es aber doch hängen und schlich gesenkten Kopfes, mit zuckenden Lippen, auf den Fußspitzen hinaus. Sie wollte den Tisch erst rüsten, wenn Bombast ausgeblasen habe.

Derweil kamen die Ochsner mit dem Marx aus dem Holze zurück und die Mutter von Einsiedeln herüber, wo sie seit Wochen die Klostermägde regierte.

Sie warfen sich über Hirsbrei, Brot und Käse; Els mußte mit dem Bierkrug flink aus dem Keller sein. Zunächst gabs nur ein Schlürfen, Löffeln, Kauen und Zurufe, wenn einer ohne End am Kruge hing, während des anderen Zunge noch am Gaumen klebte.

Die Mutter war rasch gesättigt, sie eilte ins Hauswesen, das tagsüber von der Els besorgt wurde, solange die Gotts-hauswochen dauerten. Und Wilhelm Bombast hatte sonst Tiegel, Pulverbüchslein und getrocknete Kräuter geholt, um neben dem Topf, darin die Viehkleie kochte, Heilwesen zu treiben, denn er war sein eigener Apotheker — an diesem Abende blieb er und erzählte von seinen schweren Wander-jahren. Die drei Ochsner saßen satt und müde und ließen ihn reden. Dann reckte der Hans seine langen Glieder, gähnte, zog sich hinüber auf die Ofenbank. Der alte Ochsner lehnte im Winkel, blinzelte halb schlafend, halb verwundert in das Lippenspiel des Arztes. Nur Jungrudi wurde wacher, denn er hörte eine eigene Weise aus Herrn Wilhelms Worten, und diese Weise gefiel ihm nicht. Eine Zeitlang ließ er das Rößlein des Arztes weiter traben, und als er meinte, der Arzt sei genug erwarmt, sagte er, einem vom Adel stünde es schlecht an, für etlich Haller mit jedes Bauren Wasser zu liebäugeln, als sei's pfälzer Wein, und jedes hartleibigen Wanstes Hinter-pförtchen lohnselig aufzuschließen.

Die Ochsner lachten. Bombast fragte betroffen:

«Ist der Jungruodi nit selbsten ein Baur?»

«Baur! Der Eidgnoß ist kein Baur nit nach Ürem Sinn. Die Händ sullen ihm vor Spieß und Schwert nit weich werden, darumb so pflüeget er und häuet. Und loset, indem er pflüegt, ob nit die Sturmglock sich will regen, ob nit ein Herr loßt die Trummel rührn unde sin Fähnli wehen. Das ist der Eidgnoß. Schwobisch Bauren sänd anders.»

Der alte Ochsner und Hans erwachten über Sturmglock, Werbetrommel und Fähnlein, den hellen Worten, die wie junger Wein heizten. Der Alte stand auf, er hatte seine Raufjahre noch immer nicht hinter sich.

«Stürmen, Trummeln, Fähnliwehen, fröidig Ding! Glichwohl — der Jungruodi darf nit entreisen. Der Florentiner soll glichwohl trummen. Und der Jungruodi soll siner uf der Huot sin.»

Aber der verstummte über seinen Gedanken, ging auf und nieder, als habe er den Arzt vergessen. Und das gefiel dem Alten nicht. So schlug der Wind um, Herr Wilhelm strich die Segel.

Am andern Tag, als die Ochsner ins Holz wollten, rief er den Alten beiseite und brachte die Werbung um Els vor.

Rudi Ochsner tat erstaunt, als wüßte er nicht aus noch ein, und schaute verlegen auf den Arzt nieder, dessen Wangen vor innerer Erregung zitterten, dessen Augen müde und doch unruhevoll über die Talhänge glitten. Bombast hatte diese Nacht nicht geschlafen. Nach einem tauben Schweigen, das Herrn Wilhelm abkühlte, ärgerte, da er den Alten nach einem Umweg tasten sah, wiewohl eine Befriedigung kaum verhehlt werden konnte, meinte Rudi Ochsner, das Anliegen käme gleichermaßen seiner Frau zu, die schon nach Einsiedeln fortgegangen sei. Auch stehe das Verdienst eines Arztes auf schwanken Brettern. Heiraten sei leicht, haushalten schwer. Und Heiraten wäre ein verdeckt Essen.

Zum Ungeschick kam Jungrudi aus dem Tor und hörte die Sprüche. Als der Vater ihn fortwies, gab der Jungrudi zornig

zurück: um die Els Ochsnerin werbe man nicht wie um ein fahrend Weib auf der Landstraße. Es sei auch nicht Brauch, daß einer selber käme.

Der Alte hoffte dabei aus seiner ungelenken Lage zu kommen und murmelte:

«Suochet ein' Fürsprech, Herr Wilhelm, der sull mir willkummen sin, der wird Bscheid erlangen.»

«So bin ich Euch nit gnug.»

«Ihr seid hie frömbd.»

«Wohl. Das schmerzet mich zuo der Stund.»

Er ging ins Haus zurück, und die beiden Ochsner gerieten aneinander. Den Alten wurmte sein schwerfälliges Wesen, der Junge meinte eine gute Gelegenheit vertan zu haben, wo er dem Schwaben hätte gründlich beikommen können. Ihr Unmut entlud sich in erprobten Flüchen, die einem das Herz schon flügge machen konnten. Die knurrenden Stimmen folgten Bombast nach.

Lange saß er in seiner Kammer. Es war, als flösse sein Leben an ihm vorbei, ein gleichmütig verrauschendes Wässerlein. Und er spähte durch die Wellen, ob nicht doch ein Goldkorn Glückes unter dem Geschiebe des Alltags verborgen läge; sein Blick überflog das Gerinne, er suchte nach einer bunten Blume, die vorübertanzen möchte. Aber er sah nur, daß sein Leben arm an Liebe war. Kopfhängerisch stieg er hinunter, sein Maultier, das Schwabenjörgeli, zu satteln, denn er mußte zu den Frauen in der Au.

Beim Brunnen vor dem Ochsnerhause wusch Els den Melkeimer. Da trat er zu ihr hin und sagte:

«Jungfrau, wollet Ihr min Weib sin? — Min Leben ist nit freventlich vertan worden. Ein ehrlich Arbeit und guete Kunst stoht hinter mir. Dannocht weiß ich kein Herz nit, das miner sich erbarmet, so Gott sine Hand uf mich wollt legen. Ich hab kein Heimat nit, und mir banget darnach. Seid guet zu mir, Els Ochsnerin, ich will mit Euch teilen, was Gott mir schickt, Fröid und Not, und Ihr sullt an mir ein trüen Gsellen han.»

Els war blaß und zitterte wie ein Schneeglöcklein im Winde, aber sie sah aus seinen Augen eine klare, warme Seele brechen. Also wurde ihr Herz von dem Unfrieden der letzten Tage frei. Sie reichte dem Bombast von Hohenheim ihre Hand und sagte:

«Ich will guot sin ze Üch, Herr Wilhelm.»

Er umfing seine Braut und küßte ihr Stirn und Mund.

Sie ging dann schweigend neben dem Maultier eine Weile her, Bombast hielt ihre Hand in der seinen. Auf der Höhe blieb sie zurück und winkte ihm nach. Die Luft war rein, das Moor gegen Einsiedeln zu lag unter schimmerndem Reif. Als sie sein Gesicht nicht mehr erkennen konnte, kniete sie nieder und betete zur Gnadenmutter für den stillen Mann. Er hatte ihrem Leben das Ziel gewiesen, da er sie um seine Heimat bat. Und sie wurde ihres Lebens froh.

Von dem Pfleger des Stifts, Herrn Diebold von Geroldseck, heischte Bombast Beistand. Der freimütige Herr, der nachmals Ulrich Zwingli auf die Kanzel von Einsiedeln berufen hat und dem Reformator späterhin in der Lehre nachgefolgt ist, sagte dem Arzte wohlgeneigt zu.

Um Fastnacht hielten sie Beilager im Ochsnerhause. Und am andern Morgen führten sie Braut und Bräutigam in stattlichem Zuge zum Meinradskirchlein auf der Paßhöhe.

In dieser Nacht, da Gäste und Hausleute, von Wein und Bier beschwert, in den Betten, auf Stroh und Heu, etliche auch auf dem duftenden Reisig des Estrichs ruhten, entwich Jungrudi nach Zürich, wo des Florentiner Werbeleute lagen.

Der Alte konnte ihm, als er den Rausch ausgeschlafen hatte, nur mehr nachfluchen. Er schwor, den Entlaufenen nicht wieder unter seinem Dache zu dulden.

Und nun, nach zwei Jahren, war Jungrudi mit der letzten verbissenen Kraft seines harten Schwyzerwillens heimgekrochen. Er füllte den niedrigen Gadem mit seiner keuchenden Stimme, daß ihre Herzen alle zitterten.

Als der Vater, von des Sohnes Elend gebändigt, zu-

sammengesunken war, trug Hans den Bruder auf die Ofenbank. Els lief um Wein, die Mutter raffte aus der Truhe altes Linnen. Der Knecht hatte das Geflüster der Frauen verstanden, er drang durch das Unwetter Herrn Wilhelm entgegen.

Und während die Mutter Jungrudis glühende Brust und den brennenden Kopf mit Wein wusch, trat Els unruhevoll immer wieder vors Tor und lauschte in die Nacht. Der Hans barg des Bruders Gut in einem Winkel, trug der Els Holz zu, holte Schnee und mengte ihn unter den Wein.

Jungrudi erkannte die Mutter nicht. Die Kühlung tat ihm wohl, er sog den säuerlichen Duft gierig ein und lächelte. Er wähnte, daß die gefälligen Mägde einer Badestube ergötzlich mit ihm umgingen. So brodelte er nackte Redensarten, und seine Mutter deckte sie mit hastigen Gebeten zu. Er winkte ihr, wollte sie fassen. Die Mutter beneidete, von Scham und Verzweiflung gemartert, die schmerzensreiche Maria um ihre Leiden. Und doch tauchte sie den Lappen wieder in den Wein und kühlte ihres Kindes Fieber.

Der Hans trat erst hinzu, als er die Not der Mutter nicht mehr aushielt. Er rüttelte den Bruder.

«Ruodi! Wach uf, Kerl! Din Muotter!»

Der elend sieche Teufel lachte und lallte:

«Weg dine säuischen Hüf! Gang miner müeßig, Heini Stoll! Vergunnst eim das Mensch nit? Die streichet und zwacket mich wohl ... wills widerstreichen uf Schwyzer Art!»

Die Mutter ließ schluchzend das Linnen fallen, sie deckte mit ihren zitternden Händen das Gesicht. Der Vater war langsam aufgestanden. Er war weiß vor Wut, sein Mund klaffte, der Hans wich ihm aus.

Er ging zur Ofenbank, packte den Jungrudi am Koller und den faltigen Hosen, schwang ihn auf die Achsel und wollte gegen die Tür. Die Mutter hing sich an den Mann. Rudi Ochsner stieß sie weg. Der Hans folgte mit halberhobenen Armen, bereit, beide, Vater und Bruder, aufzufangen. Der Alte tappte unter seiner Last weiter.

Da erschlafften die Arme und Beine Jungrudis, der wild um sich geschlagen hatte. Sein Kopf fiel röchelnd auf des Vaters Brust.

Die Mutter schrie, sie stürzte sich auf den Mann, drängte ihn zurück. Hans riß ihm den Bruder aus den Armen.

Els lief ans Tor, sie hatte Hohenheim gehört. Die Mutter wankte ihm mit einer unsäglichen Gebärde entgegen. Els öffnete die Ledertasche, so schnell sie konnte. Der Hans saß auf einem Stuhl und hielt den Bruder auf den Knien.

Bombast fühlte den Puls. Sie brachten ein Schaff. Er ließ dem Sterbenden die salva tellam der Rechten, aber das Blut schoß nicht mehr in einem freudigen Strahl aus der Wunde, sondern tröpfelte matt von den Fingern.

Er goß aus einem Fläschchen auf die hohle Hand, rieb Jungrudis Schläfe, hielt des Fläschchens Mund an die schwer schnaufende Nase. Ein scharfer Duft durchdrang den Gadem.

Dann verband er die Hand und schlug die Schläfenader.

Das Blut floß kräftiger. Jungrudi seufzte tief. Er öffnete die Augen und ließ sie über die vorgebeugten Gesichter irren. Die Finger seiner linken Hand spreizten sich, als wollte er etwas fassen. Er ballte die Hand und murmelte:

«Muotter ... Els ...»

Dann sank die Brust rasselnd ein, das Blut stockte. Wilhelm Bombast, der Jungrudis Kopf hielt, legte seine Hand über die gebrochenen Augen und schob die Lider zu.

Die Mutter nahm den Kopf auf ihren Arm und wischte das Blut von Wange und Schläfe. Sie weinte leise. Els war von Hohenheim gestützt, beide blieben still bei der Mutter. Der Hans rührte sich nicht, er schaute nur die Mutter an.

Sie küßte die erkaltende Stirn. Ihre Augen suchten den Mann. Der lehnte abgewandt an der Tür, die Fäuste ineinander gepreßt, vor die stoßende Brust gestemmt. Er kämpfte wie ein getroffener Eber, der seine Wunde aufwühlt, während er das Eisen abzuwetzen strebt. Sie sollten nicht wissen, daß ihm ein Schrei hinter den Zähnen stand, der ihn fast erstickte.

Die Frau kannte seine Not. Sie rief ihn:

«Ruodi, kumm zu ihm ... Ruodi, es hat ihn tötlichenkrank hoimwarts trieben, eh dann er verscheiden ist.»

Der alte Ochsner schleppte steif hin, legte eine Hand auf die Schulter des Weibes. Sie nahm seine Hand und legte sie auf die Stirn des toten Sohnes.

Sie sagte nur:

«Der ist din Ebenbild gsi, Mann.»

Aber eine Last von Liebe und Kummer lag auf jedem ihrer Worte, daß der alte Ochsner seinen Nacken beugte, bis sein Gesicht die Brust des Toten berührte.

Als er sich erhob und das Weib ansah, drang es ihm stoßweis durch die Zähne:

«... Muotter ... Muotter ... ich nimm ihn vor Gott uf mich!»

Dann rannte er hinaus. Ließ den Schnee ins Gesicht jagen. Hetzte über die Meinradsklause. Talab durch den Etzelwald. Als müsse er dem sterbenden Sohne entgegen, ihn vom Pferd heben, auf den Armen heimtragen. Erst ober Pfäffikon wurde er seiner selbst gewahr. Der Schweiß rann ihm vom Gesicht und die Brust nieder. Er dachte des Weibes bei dem Toten. Vor Reue und Schmerz riß er an seinem Wams und kletterte den Pilgerweg zurück. Es schlug ihm bis in den Hals, er fühlte kein Ermatten. Als müsse es der Tote ansehen und müsse die Buße gut aufnehmen für alle Härte und dafür, daß ihn der Vater hat auf die Straße werfen wollen, als er im Sterben gelegen war.

Droben vor der Pforte des Meinradkirchleins fiel der alte Ochsner in die Knie. Er fand kein Gebet, aber er schlug die Stirn gegen die Tür und war demütig wie nie in seinem Leben.

Als sein härtester Drang verpulst war, hörte er die Rufe des Hans. Er gab kräftig Widerlaut und ging den Rufen nach. Er durchkreuzte die Schweigwies über den verschneiten Spuren des Jungrudi.

Das Tor war vom Hans offen gelassen. Als Rudi Ochsner

eintrat, schallte ihm vom Oberstock herab ein langer, heller Schrei entgegen. Er blieb, den Zapfen des Riegels in der Hand, stehen, er lauschte mit verhaltenem Atem.

Der Schrei, der lange, helle Schrei, der wie ein Herold in Scharlach einhergeht!

Wann wieder?

Die Heroldsrufe müssen tiefer, hastiger, mächtiger werden .. statt Scharlach sollen sie dunklen Purpur tragen ... dann wird die Majestät des neuen Lebens durch die Todespforte brechen.

Alle werden ihr dienen.

Hell und heiß, der neue Schrei, wie das flammende Leben.

Der alte Ochsner zitterte vor Freude, er trat ein.

Zwei Bänke waren zusammengerückt, Reisig darübergebreitet. Jungrudi Ochsner lag auf dem Reisig hingestreckt. Die Knie stachen knöchern aus den faltigen Hosen, die ihm einst prall am kraftvollen Bein gelegen waren. Die dürren Totenfinger umkrallten den Griff des Schweizerschwertes, das über dem langen Körper ruhte. Unter den Kopf hatten sie den Sattel geschoben.

Der Hans saß ruhig beim Tisch, er löffelte und kaute. Er hatte den Toten betten müssen, da der Mutter und dem Schwager bald nachher die Els zugefallen war. Er hatte den Vater gegen Einsiedeln zu gesucht, und erst, als der Alte Widerlaut gegeben hatte, war er aus allem Sturm unter Dach und Fach gekommen. Auf dem Tische war noch der kalte Brei gestanden, das Brot daneben gelegen. Er hatte nicht lange zu suchen brauchen. Der Hunger hatte ihn angefallen.

Hans Ochsner sah kaum auf.

«Do währets etwan mit der Els eine Zit?»

«Nit lang do der Ruodi ist verscheiden.»

Rudi Ochsner nahm den Krug und trank. Dann streifte er sein nasses Wams ab und hing es neben Jungrudis Mantel über das Ofenreck.

Eine Weile stand er bei dem Toten. Er sah, daß ihm die feuchten Haare über die angeschlagene Schläfenader ge-

strichen waren, das hatte noch die Mutter getan. Auch zwischen ihm und dem war es still geworden.

Da zitterte ein neuer Schrei durch die Gademdecke nieder. Rudi Ochsner zog den roten Reitermantel vom Ofenreck. Noch war er naß und schwer, die Haare des Rauchwerks klebten noch. Er breitete den Mantel über den starren Mann und bedeckte das kalte, blasse Gesicht. Der alte Streit war erstickt. Der Schrei des Lebens sollte den Todesfrieden nicht bedrängen.

Rudi Ochsner ging auf und nieder. Er maß und lauschte hinauf. Er maß die tröpfelnde Zeit von Ansturm zu Ansturm wie damals, als der Hans gekommen war. Er dachte an sein blasses junges Weib unter der Allgewalt des Lebens. Sie hatte sich im Sturm der Wehen das blonde Haar gerauft, da war er neben sie hingekniet und hatte seinen Kopf geboten, daß sie ihr Haar schone und er teil habe am Schmerz. Sie hatte ihn fortgestoßen, in dieser Stunde war sie nicht sein, sie gehörte der Allgewalt. Von den Weibern war er schmählich aus der Kammer geschoben worden, aber davor stehen geblieben. Er hatte für sein Teil mitgerungen.

Der Hans brach geräuschvoll auf. Er war gesättigt und hatte seine Weile dem natürlichen Gang der Dinge da droben zugehört. Ein übriges tat er noch. Er schneuzte den Docht, schlurfte zum Ofen hinüber und lud ihn voll Wurzel.

Als er vorbeiging, faßte er einen Zipfel des roten Reitermantels und besah das feine Tuch, den schimmernden Atlas, die kostbare Pelzverbrämung. Es focht ihn der Gedanke an, daß er noch weit stattlicher heimkehren würde, denn er konnte in Doppelsold stehen, er galt gut für anderthalb.

Wo sich der Jungrudi den Tod geholt hatte? Aber Tod — hat er einen, so weiß keiner was von ihm, und der Sankt Peter ist den Schwyzern gnädig. Hat er einen nicht, so hat noch jeder an sein ewiges Leben geglaubt. Der Jungrudi hat zu aller Letzt dran geglaubt, das war zu hören. Der Jungrudi hat auch allezeit gewußt, wo ihm der Wind das beste Futter zutreibt. Standgehalten hat er dem Alten doch. Was

sollen die Ochsner bei Melkeimer und Käskessel grau und bitter werden, es mit der Angst kriegen, wenn ihre Weiber niederkommen!

Hans Ochsner stellte sich dem Vater in den Weg und wies auf des Bruders Kriegsgut.

«Ein guoter Zug in zween schnellen Jahrn.»

Der Alte sah ihm hinter die Brauen, er witterte das Herz des Jungen und seine Augen blitzten. Er nahm den Hans beim Arm und zog ihn zum Jungrudi. Dort hob er den Mantel vom Totengesicht.

«Als ouch ein guoter Zug vor die zween Jahr.»

«Muoß nit ein jeder verton.»

«Achthundert müessend verlorn sin, einer wird der Ritter Hans Waldmann ze Zürch. Achthundert hänt der Hans Waldmann ze Zürch werden wöllen. Wolhin, der ist din Götti gewest, wil er noch Einsidleramman war. Dri alt Plappart hat er dir inbunden ze diner Touf und hat eine Schwyzerart darzuo verehrt. Sin eigen Namen hat er dir vor ünsern Ochsnernamen gsatzt. Unde am Sant Vinzenzitag vor vier Jahrn sänd wir hinfür uf Zürch, wil üns der Klaus Weßner ein Histori hat bracht, die war nit schön. Am Tag nach Sant Vinzenzi gstunden du und ich, beid, unter dem Grüst uf des Hegenauer Matten, do hänt sie als dem zermarterten Götti sin Kopf vor die Füeß gelegt. Was nütz, daß sie den Göldi, den Schwend, den Escher und die andern ein hürnen Rat heißend, dem Hans Waldmann kunnten sie sin Kopf nümmen uffstecken. Und ist ein früdiger Herr gsi! Ihrer fünf Hans Ochsner kunnten ihm nit glichton.»

«Muoß einer ouch kein Ritter Hans Waldmann sin wöllen.»

«Ünser Els, Hans, das Leben hanget ihr an eim Haar. Dort liegt der Jungruodi. Willtu din Vater und Muotter beid umb etlichs kamelotten Gewand, ein atlassen Mäntli und ein Bütel Florentiner verraten?»

«Ist nit Gewand und Geld, Ruodi Ochsner. Das treibt, ist Bluot. Das will eim nit sur werden und abstohn.»

«Dann solltu Gott bitten, daß er dem Kaiser sin Gelust

verhärt, und der Eidgenoß bald stürmen hört. Du sollt din Bluot vor die gerecht und bündisch Sach usgießn. Nit umb fremdes Geld verspieln und verton als din Bruoder. — Sie werden ihm kein ehrlichs Grab nit günnen.»

«Ei, die und kein ehrlichs Grab mitgünnen! Lupf alleinig des Jungruodi Bütel!»

«Der Herr Diebold ist nit nach der Art.»

«Der ander dest meh.»

«Hans, gib din ehrlichs Wort, du mügest nit reisen! Alls Guet, dort im Winkel, ist din.»

Der Hans stand unschlüssig. Er blinzelte auf das Gut des Bruders hinüber und sah auf das Totengesicht nieder. Der Jungrudi war halbtot heimgekrochen. Das muß elend, muß teufelselend gewesen sein. Warum ist er nicht geblieben? Er war kein windiger Gauch mehr und hatte zu leben. Dem Alten das Geld vor die Füß zu werfen? So einen kindischen Trotz hat der Jungrudi nicht getragen.

Der Hans strich über den Bart, dann schlug er dem Vater auf die Schulter.

«Ist guet, Ruodi Ochsner, wir möchtends erwarten. Vielleicht so stürmend sie bald!»

Er ging gelassen durch die Gademtür, die Treppe krachte gleichmäßig unter seinen Tritten.

Der alte Ochsner wußte, wem das Wort des Hans zu danken war. Er bedeckte den Toten wieder.

«Hast ehender verscheiden müessen, uf daß din Art den gueten Lout sullt finden? Du hast vergeben, als will ich dir sin getrü.»

Er hielt im Gadem Wacht und war doch mit ganzer Seele droben bei dem Kinde, das nach Erlösung schrie. Seine Hände hatte er vor der Brust gefaltet, indem er auf und nieder ging. Nie noch war er vom inneren Leben so mächtig bis an seines Wesens Rand erfüllt. Er flüsterte:

«Du bist nit alleinig, Jungruodi. Ouch du nit, Els. Wir müessend all ersterben, üns geben hin, daß wir ein Lout gewinnen und ein Brucken. Wir wöllend all entbunden sin. Allweg es bitter drängt und keiner den andern kann umb-

fahen und halten, es sije dann, er stürb sin eignen Tod. Kunnt einer dem Felsstein glichen, ihm wär wohl. Der ruhet in des Etzeln Schoß unde ist in ihm bschlossen ...»

Er blieb stehen, lauschte seinen Worten nach. Sie kamen ihm fremd und sonderbar vor. Er sah um sich, als könne er all das, was unbeachtet eingelebt sein Eigen war, nicht wiedererkennen. Und aus der Stille hörte er die Sihl. Er war über das Rauschen tief verwundert, das sein Leben lang ungehört an ihm vorbeigezogen war.

«...ist in ihm bschlossen», wiederholte er. «Unde die Sihl...? Das Wasser all, das us dem Felsstein bricht ...? Ouch der Fels tuet ihn selbsten uf! Mueß sich geben!»

Da gellte der unbändige, wilde Schrei der Erlösung durch das Haus.

Rudi Ochsner ballte die Fäuste vor der Brust, sein Gesicht war zur Decke gewendet, die Lippen zitterten, seine Augen glänzten.

«... ist nit bschlossen! Keins ist bschlossen. Els, du hasts ton! Und als ouch der Jungruodi hats vollbracht. Und wir müessend es all tuen und üns geben.»

Er war fröhlich wie ein Schlucker, der unversehens den Goldschatz unter seiner morschen Schwelle findet. Er rannte die Gademtür gegen die Flurwand und sprang die Treppe hinauf, als sei er seiner Jahre um die Hälfte ledig. Erst droben sammelte er seine sieben Schicklichkeiten und Alterswürden, damit er das Enkelkind gebührlich empfange.

Die Els lag blaß und lächelnd, ihre Augen waren weit, trunken vor Freude und Frieden. Hohenheim trocknete ihre Stirn und tastete zu ihren Händen hin, die matt auf der Brust lagen. Er streichelte ihre Hände und hauchte sie warm.

Die Großmutter trug das krächzende Bündlein zu dem Bottich, prüfte sorgsam mit dem Ellenbogen, fand das Wasser zu kalt.

«Hol warms Wasser, Ruodi! Nimm als ouch den Stein usm Bett und bring den heißen!»

«Ist es wohlgeschickt und vollkommen, Muotter?»

«Aller Gestalt mit Heil ... ein Bübli!»

«Als sänd wir in Gottes Namen wieder all!»

Er nahm die Holzkanne und den Wärmestein, der in Laken gewickelt zu Füßen der Els lag, und polterte hinunter.

Dem Kleinen wurde nicht Holdermuß noch Weidensud von der Großmutter, die ihm auch Wehemutter geworden war, ins Bad gegossen, und Wilhelm von Hohenheim vergaß einen blanken Pfennig hineinzuwerfen. Das Kind war eilig gewesen, es blieb kaum Zeit, die Wochenstube zu rüsten.

Allein das Jahr stand vor Weihnachten, und der Kleine hatte einen beträchtlichen Schädel mitgebracht. Also legte ihn die Großmutter, während Rudi Ochsner um Wasser lief, schnell unter die Stubenbank, daß er nicht geistersichtig werde.

Wenn später der Sohn des Hohenheim dennoch manch üblen Geist sah, an dem die Leute unter staubwedelnder Reverenz vorübergingen, meinend einem Großhansen zu begegnen, so war die Eilfertigkeit des alten Ochsner daran schuld. Der kam rasch zurück, das Wasser sollte nicht verkühlen; die Großmutter mußte das Kindlein unter der Bank hervorziehen.

Im warmen Wasser erholte sich das junge Leben von der Unbill seiner neuen Welt.

Man hatte ja kein Glückshäutlein abzuwaschen, brauchte aber auch kein verdächtigtes Mal mit Mutterblut zu betupfen, daß der Satan daraus wiche. Im ganzen konnte man zufrieden sein.

Der kleine Hohenheim kniff die Äuglein zu, als die Wärme über den verdrückten Birnschädel und das runzelige Gesichtlein rieselte. Es hing ein winziger Körper daran, der gleichwohl kräftig nach Atem rang.

Er begriff sofort, da die Großmutter mit dem linden Tüchlein zwischen seine Lippen fuhr, daß diese neue Welt nicht hoffnungslos aus Drang und Zwang und eisiger Kälte bestehe, sondern auch einen freundlicheren Inhalt haben mochte. Er sog sich an dem Lappen fest, und seine Wehemutter lachte unter Tränen.

Der kleine Bombast konnte diesen ersten Lappen nicht behaupten, allein er blieb im Vertrauen auf die neue Welt unbeirrt, steckte den Zeige- und Mittelfinger seiner Rechten in den Mund und saugte so kräftig, daß es auch Vater, Mutter und Großvater hörten und alle einsahen, er werde sich jeweils zu helfen wissen. Mit gleicher Entschlossenheit entdeckte und gebrauchte er sein kurzes, schnüffelndes Rüsselchen, als man ihn warmgewickelt der Mutterbrust nahebrachte. Er umwitterte eifriger bewegt, als es der hilfbereiten Hand der Mutter schicklich fiel, die treue Quelle seines Lebens und fand eigenmächtig, was er suchte und woran er zunächst festhalten wollte.

So gab er schon in seinen ersten Stunden durch ein beherztes Wesen den wenigen, die auf ihn sahen, Linderung ihrer heimlichen Schmerzen und ein Aufatmen.

Noch war die Mitternacht nicht über den Etzel gestiegen, da ruhte das Ochsnerhaus an der Teufelsbruck von den inneren Stürmen aus. Es lag in wacher Ruhe, die nach den Stürmen kommt und Leiber bindet, Herzen aber lauschend hält.

Das Ochsnerhaus kauerte treu geduckt am Rande der Sihlschlucht, wie ein Vogel in der Nacht über seinen Jungen kauert und Federn und Flügel sträubt. Es zitterte nur leise und knarrte in den Fugen, während das Unwetter von allen Seiten ansprang. Und das Dach spannte mit verhaltenem Krachen seine Streben der Schneelast entgegen.

Im Oberstocke bei dem Kinde und seinen Eltern, im Gadem zur ebenen Erde, wo das erstarrte Herz unter dem Schweizerschwert lag, spann je ein Lämpchen seine Strahlen durch die Nacht und schaukelte leicht die leuchtende Zunge in der Zugluft.

Der alte Ochsner saß auf und hielt Totenwacht.

Er hatte sein Weib, das vor Müdigkeit des Leibes und der Seele wankte, über die Stiege mehr tragen als führen müssen. Vor Jungrudi war ihr Herz noch einmal aufgebrochen, aber

er hatte sie gehalten und verhindert, daß sie sich über den Toten warf.

«Schenk ihm den Fried.»

«Ruodi, hast din Frieden gsuocht, do du bist auß in den Schnee!»

«Alls ist still, Muotter. Kumm, du sollt dich legen. Ich will siner Ruoh hüeten.»

Er leitete sie in die Kammer, die neben dem Gadem lag, und saß dann stillbewegt von dem Gefühle, alle die Seinen bei sich zu haben und für sie zu leben. Es rauschten in seiner Brust die sonderbaren Stimmen nach, die ihn auf dem Bußweg über die Klause begleitet hatten, die ihn dann überschrien und fortgerissen hatten, als er mit dem Toten allein war. Er wußte, daß ihm hinfort die Träumer und ihre Reden, die hie und da aus dem Strome der Pilger aufklangen wie ein fremdes Geläute, nicht mehr des Spottes schuldig scheinen würden.

Schlafet alle. Der neue Tag wird den Zauber sprengen. Was tot ist, wird verwehen. Was lebt, wird vergessen und der nächsten Not dienen. Von der Hand zum Mund, das ist der Weg des Tages. Was jenseits der Zähne liegt, das will der Tag nicht sehen.

Schlafet alle. Es lebt ein Leben, das neben dem Weg des Tages einhergeht, neben mir und dir und jedem. Durch die Nacht schleicht es mit leisen Sohlen und überwacht den Tag.

Schlafet alle und gebt Raum den Tiefen der Nacht, die in uns ruht.

Erste Schritte

Die Tage deckten ihre weiße und blaue Glocke über das Menschenreich, die Unendlichkeit der Nächte lüftete den wehenden Schleier oder verbarg ihr wunderliches Gesicht dahinter. Und die Leute redeten von den fünf Pflugarbeiten, jedesmal wenn die Zeit kam. Im Frühjahr vom Saatpflügen auf dem Haferfeld, im Mai vom Brachen, im Juli vom Rühren, im Herbstmond vom Werfen der Stoppeln und im Weinmond vom Felgen des Korngrundes. Das waren Leute von den freundlichen Seeufern, denen die Sihl nachstrebt, ohne sie jemals zu erreichen, denn sie vermengt sich mit der brausenden Limat im Rücken von Zürich. Die Seeleute wußten noch andere Jahreszeiten und brauchten nicht gerade nach dem Pflügen zu zählen. Sie redeten vom Schneiden, Sticken, Gärten, vom Hacken, Heften, Rauchfelgen, Zwicken und Lesen. Dann meinten sie den Wein, dessen säuerliche Glut sie aus grüngelben Beeren herbsteten. Aber auch über Aalrute, Asche, Barbe, Barsch, Schlei und Gründling, über Reusen, Angeln, Stecheisen ging die Unterhaltung in den Wirts- und Wohnstuben. Das Vieh kam nur nebenher zur Sprache. Weit öfter das Fährwesen, und damit lenkten die Worte ab gegen Richterswil und bergan der lieben Fraue von Einsiedeln zu.

Dort, im Hochtal der Sihl, wechselten wohl auch Hafer, Brache und Roggen auf dem lockeren Rottland an den Bergsäumen, aber die breite Talsohle füllte ein moorsatter Grund, und der brachte hartes, saures Futter. Nur auf den Hängen der Sihl und den kurzen Bodenwellen, die aus dem Hochmoor tauchten, wuchs fettere Weide, die auch Heu genug für

den Winter gab, obwohl sie einschürig blieb. Über die Wiesenhänge schritt das Jahr in drei Gezeiten: bis Walburgis im Mai währte der Weidetrieb, dann wuchsen Gräser und Kräuter der Sichel entgegen, und Sankt Bartholomäustag brachte wieder Rinder und Schafe auf das kurze Grün. Demgemäß sprachen die Leute des Hochtals vom Gras, Rind und Schaf. Vom Walde aber redeten sie schon, wenn die Sonne kaum den letzten Schnee weggeschmolzen hatte. Sie dachten zu dieser Zeit nur an den Wald am Fuße der Höhen, wo Buchen wuchsen, während die Kämme vom dunklen, unfruchtbaren Nadelholz bestanden waren. Dorthin, in den Ecker am Fuße der Höhen, trieben sie die zarten Märzschweine zur Aufzucht, doch mußte ein neuer Eintrieb um Sankt Johannistag beschlossen sein. Gegen den Herbst zu, wenn die Buchen ihre zottigen Fruchtbecher öffneten und den Ecker streuten, kamen die alten Schweine zur Mast, nach Sankt Michael jedoch nur mehr die Sauen. Ehe der Schnee fiel, das geschah meist vor Sankt Elisabeth, ritt ein Klosterschöff die Runde, und man erwartete ihn. Er raffte einen Fäustling Walderde auf, dort wo das Schwein nicht zu oft und nicht zu selten gewühlt hatte, und schätzte den Ecker. Danach fiel dann der Einlaßzins auf den Kopf des Schweins.

Über diesen kleinen Tierkreis, der das Firmament der Gottshausleute umschloß, schwang eine bedeutsamere Zeitenfolge, die nach dem Haushalte der Gottesmutter zu Einsiedeln geregelt wurde. Alle sieben Jahre gipfelte der Gnadenstern des großen Engelweihfestes und schüttete seine Ablaßgarben über die Pilger nieder, deren viel hundert die Gnadenkapelle umschwärmten. Aber auch in den sechs andern Jahren lief die Mühle nicht leer. Wenn nun ein Anwesen, wie das der Ochsner, an einem ihrer Hauptgänge lag und die Freiheit besaß, zu Zeiten der Pilgerflut das Rädlein auszustecken, um den Schmachtenden ein freundliches Ziel für ihres Leibes Durst und Hunger zu weisen, dann gab es dort noch andere Zeiten und Sorgen als die der sechs Kühe, der vierzehn Schafe und zweiundzwanzig Schweine.

Während das Ochsnerhaus unter dem Zeichen des Rädleins stand, war Wilhelm von Hohenheim zum erstenmal eingekehrt und hatte den günstigen Stern wahrgenommen; und während das Ochsnerhaus das Rädlein noch trug, sollte der jüngste Bombast entwöhnt werden, nachdem er sein menschliches Antlitz aus einem Zustand entwickelt hatte, der eher dem Hutzelobst der Großmutter glich als dem Ebenbild Gottes. Doch die Mutter wußte für sich und den Kleinen noch etliche Wochen der zärtlichen Hingabe abzuschmeicheln, obwohl ihre Kräfte dem Liebesopfer kaum gewachsen waren.

Er trug einen Namen, über den alle Ochsner, Weßner und Schärer nicht wenig erstaunten, als sie ihn zum ersten Male hörten.

Am schnellsten fanden sich noch die Els und der Rudi Ochsner drein. Die Els, weil sie dem Manne vertraute, und der Alte, weil er seit jener Nacht manchem mißtraute, worüber die andern behäbig wurden. Die Großmutter blieb besorgt. Sie fühlte, daß der sonderbare Name den adeligen Stamm des Kindes betone. Er klang wie eine Minderung des mütterlichen Blutes. Sie fürchtete für den jüngsten Bombast, weil ein guter Eidgenoß allem feindselig begegnet, was nach Ritterharnisch klirrt. Also auch Hans Ochsner, der auf das zarte Knäblein wies und meinte:

«Sehet zuo, es möcht ihn sunst einer us den Windlen blasen, so er ihn bi dem Namen ruoft.»

Darauf sagte der Vater:

«Es wird nit eins jeden Manns Gewicht uf der Metzig gewogen.»

Und der Hans:

«Sollichs ist zur Stund ein Glück vor den Metzger.»

Aber der Hans redete rauher, als er tat. Er stand zuweilen an dem Körblein und schaute eratmend auf den tiefen Kinderschlaf nieder, wie man in die Ewigkeit der Berge blickt, denn auf dem Schlaf der Kleinen ruht gleichermaßen ein Schimmer der Ewigkeit.

Die Weßner schüttelten ihre fetten Köpfe und die Schärer

nicht minder, sie zuckten die Achseln und zwinkerten einander heimlich zu. Nur der Klauß Weßner, dem die Angelegenheit naheging, weil er das Büblein aus der Taufe heben sollte, ließ satteln und ritt spornstreichs hinüber nach Einsiedeln. Er konnte sich nicht von dem schwäbischen Arzte, der unter die Ochsner hineingeschneit war, zum Fatzmann machen lassen und wollte wenigstens der Würdigkeit des Heiligen versichert sein, nach dem das Patkind heißen sollte. Daß ihn der Propst und Pfleger, Herr Diebold, und, wenn er darauf bestand, auch der Fürstabt, Herr Konrad, wohlgeneigt empfangen würden, dessen war er sicher. Mit dem Kloster stand es trotz aller himmlischer Gnaden nicht glänzend, und Klaus mußte zu Zeiten der Engelweihe das Marmelschloß seiner Geldkiste aufspringen lassen, sonst wäre das einträgliche Fest manchmal übel eingeleitet gewesen.

Herr Diebold empfing ihn mit freundlicher Hast, er bedurfte gerade kein Geld. Aber der erhitzte Klaus Weßner wurde dringlich und zeigte durchaus die unbefangene Art des klügeren Wirtes. Er war nicht damit abgetan, als der Propst versicherte, einen heiligen Theophrast gäbe es in keiner Litanei; Klaus wünschte, daß irgend etwas Schriftliches eingesehen werde. Schwarz auf weiß, das war guter Grund. Herr Diebold gab nach und fuhr mit dem Finger über etliche Pergamentblätter. Klaus sah scharf darauf, daß der Finger keine Zeile übersprang, er wollte seiner Sache vor Hohenheim gewiß werden, und selber lesen konnte er nicht.

Die Allerheiligenlitanei behielt recht; in der alleinseligmachenden Kirche lebte kein Theophrast, weder unter den Heiligen noch unter den Ketzern.

Aber Klaus blieb ungestillt. Er fragte, was der verdächtige Name eigentlich bedeute, denn auf Schwyzer Boden war er unerhört. Herr Diebold fand sich aufs peinlichste bedrängt.

«Wer viel fraget, geht als ouch viel irr, Klaus Weßner.»

«Allein darab hanget des ohnschuldgen Kindli Seelenheil, daß ihme ein getrüer Fürbitter sije. Dann soll ihm zum jungisten Tag nit jedlicher Fürbitter von der Hand weisen

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY

und fragen: nach welichem heißeſt du, daß er dich für Gott kunnt us dem Drecke ziehn, darin din arm Seel ſteckt.»

«Item, lieber Weßner, wir hänt do bewieſen, daß es kein heiligen Theophraſtum nit gibt. — Der ſelig Markgraf zu Brandenburg ward als ouch Achill geheißen, und ſin Sohn wird Cicero genennt. Hat glichermaßen nindert ein heiliger Achilles noch Cicero gelebt. Gebet Üch zefrieden. Es iſt des Vaters Recht, daß er ſin Kind benamſet. — Dieweil aber ein heiliger Theodorus, Theodoſius, Theodot, Theodulus, Theonas, Theokar und Theoneſtus für Gott beſtehet, wird der Theophraſtus ouch kein ghürnter Drach oder Leviathan geweſt ſin ... von dem der heilig Benno ſagt: Ecce draco magnus et rufus, propter sanguinem Martyrum!»

Das Latein des heiligen Benno tat endlich ſein Gutes. Es erſtickte die Zweifel und führte den Klaus in die Schranken der Ehrfurcht zurück, die dem Laien nun einmal gebühren, und wäre er gleich der vortrefflichſte Hauswirt.

«Hochwürden Herr Prior vermeinet als demnach mit nichten ...»

«Ziehe in Frieden, min Lieber, ſo das Knäbli vom Herzen iſt wohlgeſchickt und erfreulich, möcht ihm des Luzifer Namen nüt ſorglich werdin.»

Herr Diebold atmete auf, als er des Fragers ledig war. Doch an das Seufzerlein der Erleichterung ſchloß ſich ein gewichtigeres des Unfriedens.

Von ſeinem Guckfenſter ſah er jenſeits des kräftig jungen Grüns der Au zwiſchen dem Walddunkel der Höhen die ſteilen Myten ragen, noch hell beſchneit, aber das lenzbewegte Gewölk flog drüber hin.

Aus der Oberpfalz vom Reichenbacher Kloſter war im Herbſt der Ordensbruder Nikolaus de Donis eingekehrt und weiter nach Baſel zu dem gelehrten Drucker Amerbach und zu Sebaſtian Brand gereiſt. Er kam über Ingolſtadt, wo er geiſtbewegte, helle Stunden mit Hieronymus von Croaria, Sixtus Tucher und dem jüngſtberufenen Celtes genoſſen hatte. In göttlicher Trunkenheit glühten die Augen des

Bruders, als er von jenen Stunden sprach. Und nach ihm fiel die Mooröde der Abtei über Herrn Diebold, und er lag lange in harten Zweifeln.

Was er in seiner Jugend schwer erstickt hatte, war wieder aufgerührt, stand in Flammen. Und diese Flammen zernagten das leidige Wetterdach seiner verzichtenden Heiterkeit. Mußte dieser feiste Bauer an dem ersten gebenedeiten Frühlingstag in seine Zelle dringen, um ihm zu zeigen, daß er sein Pfund verlottert habe! Vor einer Woche erst war ein Brief des Bruders Nikolaus zu ihm gelangt — dessen letzte Weisheit stand wohl nicht auf dem engbeschriebenen Zettel, und eine Nachricht, die alle Gelehrten dieser Tage mächtig bewegte, die Nachricht, daß Max I. Reuchlin in den Adel, ja zum Pfalzgrafen ehestens erheben werde, hatte Herrn Diebold kalt gelassen — aber der Brief war in einem Latein geschrieben, das den Pfleger von Einsiedeln befing wie Wein, der prickelnd und duftend über die Zunge fließt. Wer solch ein Latein schrieb, besaß Weihe, für die er keine äußeren Zeichen brauchte. Herr Diebold wußte: in Basel, selbst im nahen Zürich lasen sie die Alten in ihrer Sprache, Griechen und Lateiner, und mehr noch, sie lasen die Heilige Schrift im Urtext. Sie hatten Schlüssel und brauchten der Pförtner nicht. Allenthalben in den deutschen Ländern brachen hellsprudelnd die Quellen eines neuen Wissens aus. Und warum schrieb ihm Nikolaus de Donis, ihm, dem Prior und Pfleger von Einsiedeln, der vor der Zeit vermooste? Warum hatte der weitgereiste, hochgelehrte Mann ihm damals das Herz erschlossen? Er warb um ihn! Sie wollten, daß er in ihrem lichten Kreise lebe.

Herr Diebold preßte die Stirn an den Ausguckrahmen. Er schämte sich, daß er dem fragenden Bauern etliche Lateinworte über den Kopf geworfen hatte wie einen Sack, damit er keine Unwissenheit bemerke. Aber es war Scham, die eine Morgenröte des Herzens bedeutet.

Auch Klaus ließ seinen und des Maultiers Kopf hängen. Der Propst war einverstanden, und damit konnte sich einer zur Not abfinden. Klaus Weßner glaubte aber nicht, daß alle

Heiligen, die Theo- und sonstwie hießen, für den Theophrast einstehen werden. Man wußte, wie teuer eines einzigen der hohen Himmelsherren Fürbitte kam. Der gemeine geistliche Zehent blieb noch das wenigste. Klaus zweifelte, daß sein Patkind diesen ganzen Kreis von Heiligen werde warmhalten können.

Dennoch wurde der jüngste Hohenheim nach seines Vaters Willen getauft, und Bombast sagte beim Taufschmause, der Kleine heiße Theophrast nach einem gewaltigen Beherrscher des Pflanzenreichs, der ein Schüler des Erzphilosophen Aristoteles gewesen und von Salicetus, dem vortrefflichen Heilmeister und Lehrer zu Tübingen, hoch verehrt werde.

Darüber wunderten sich die Ochsner, Schärer und Weßner neuerdings, denn sie hatten ihresgleichen und das liebe Weidevieh bisher für die gewaltigsten Beherrscher dessen, was aus der Erde grünte, gehalten.

*

Als Theophrast entwöhnt wurde, war der Ecker längst geprüft, der Zins bezahlt, und man sah die Schweine nicht mehr mit heuchlerischer Fürsorge um ihr Wohlbefinden an, sondern schätzte sie lebenden Leibes auf die Hinterlassenschaft ein.

Theophrast zürnte seiner Mutter viele Tage. Er schlug ihr den Löffel mit dem sorgsam vorgekauten Brei aus der Hand und schrie über die Treulosigkeit. Andere mußten sich seiner erbarmen, denn er aß nichts von der Hand der Mutter. Kam sie, so sah er weg, kroch beiseite und ließ ihr Tränen in die Augen steigen. Nur wenn Müdigkeit und Schlaf das kaum erwachte Herz bezwangen, rief er sie und fand erst unter dem Gesang der Mutter Ruhe.

Das Gefühl unbegrenzter Sicherheit hatte ihn durchwärmt, war er an der treuen Brust gelegen. Er wußte, daß nur die Mutter den ungekränkten Frieden geben könne, und seine Mutter versagte den Frieden. Zum ersten Mal ahnte er die ruhelose Einsamkeit des Menschenherzens und fühlte den

Trieb nach Freiheit zum ersten Mal, denn die Freiheit ist das Glück der Friedlosen. Es rang nicht dunkler in ihm und nicht weniger zwingend, als in jedem Lebensvollen der Freiheitskampf ringt. Und wenn das Herz des kleinen Mannes auch nicht von klingenden Begriffen übertönt wurde, die sonst eines Menschen Selbstbefreiung begleiten, es wuchs gleichwohl auch in Theophrast zur Tat.

Seine Mutter kam eines Tags in den Gadem, als er gerade längs der Ofenbank weitertastete, da ließ er los und floh einige rasche Schritte, aufgerichtet und frei, von ihr fort.

«Bübli», jubelte die Mutter und sie breitete die Arme, «min Bübli kann laufen!»

Theophrast war wieder auf die Hände gesunken, aber er jauchzte der Mutter zu, und seine Augen leuchteten. Breitbeinig hockte er auf, während die Mutter winkte und rief. Vorsichtig hob er sich, streckte die Arme nach ihr und lief ihr entgegen. Er ließ sich herzen und liebkosen und nahm von dieser Stunde an den Brei von der Mutter Hand.

Theophrast war unversehens um eine halbe Elle erhöht und merkte, daß er dabei eine neue Welt gewonnen hatte. Sie sah wesentlich anders aus als die des Gängelbandes, obgleich sie ungefähr denselben Gesichtskreis bot. Jene zwängte in ungewollte Richtungen und brachte selten dem Dinge nahe, das gerade alles Verlangen hätte stillen können. Sie war ebenso hoch wie die Welt, in der man sich weitertastete, aber sie hatte keine Umwege mehr, keine allzu dicken Kanten, die man kaum fassen konnte, keine heißen Kacheln, kein plötzliches Versagen aller greifbaren Hilfen. Sie war rascher, fast so rasch wie die Welt auf den Armen der Großen, nur frei, herrlich frei.

Finster sehen die Dinge aus, wenn man sie ankriechen muß, und sie werden boshaft und heimtückisch. Theophrast hatte einmal den Besen erblickt, geliebt und war zu ihm gekrochen, da hatte der Besen mit einem harten, dürren Finger sein Gesicht gekratzt, daß er weinen mußte. Ein andres Mal hat die Schaufel blank in der Ecke gelehnt. Sie hat ihm zugeblinkt,

ihn gerufen. Er ist hingekrochen, damals schon so groß, daß er sich aufrichten konnte. Die Schaufel hat leicht über ihrer Schneide geschaukelt, als er sie berührte, und ganz gemütlich getan. Wie er aber den Schaft erklammert hatte und fest und sicher neben ihr stand, hat sie sich der Länge nach auf die Erde geworfen und ihn mitgerissen. — Die Dinge der Kriechwelt sind tückisch, weil sie alle viel größer sind. Bänke und Stühle sehen schmutzig aus. Die Hühner picken einem auf die Hand, auch auf den Kopf, wenn man sich noch so zärtlich dem Mastkäfig unterm Ofen nähert. Eine halbe Elle nur, und die Bänke zeigen ihre blankgescheuerte Seite, sie tragen alles willig, womit man sie beläd, und selbst der unerreichbar hohe Tisch läßt seine Platte erlangen und schiebt hie und da den Rand irgendeines Dinges über seine Kante hinaus. Theophrast kann ergreifen und herabziehen, worum die Großen zuweilen geheimnisvoll versammelt sitzen. Die dürren Finger des Besens liegen tief unten, der Besen läßt sich gutwillig durchs Zimmer zerren. Alle Dinge der Kriechwelt sind freundlich geworden. Das macht allein die halbe Elle, um die Theophrast darüber hinaus gewachsen ist.

Auch brauchte er ein Ding nur anzusehen, zu wünschen, es kam stracks näher gelaufen mit allem, was es umstand. Daß seine Beine dabei die Mittler spielten, merkte er bald nicht mehr. Manchmal erinnerte wohl eine harte Ecke an die alte Rüpelhaftigkeit überwundener Zeiten, und es kam zu Tränen. Auch legten die niedersten Dinge heimliche Fußangeln und Fallgruben. Aber man kam rasch auf Sohlen und Hände und man besaß zum Glück am Ende des Rückens ein Gegengewicht, das den schweren Kopf aufwog und sich zugleich als der wichtigste Angelpunkt erwies, an dem man aus der Kriechwelt in die neue Welt emportauchte.

Doch bald verstand Theophrast sein Reich anders. Er hatte zunächst an freundlichere Launen der Dinge geglaubt und seine Erhebung wie ein Göttergeschenk genommen, dem manchmal mit alter Vorsicht auf Füßen und Händen begegnet werden mußte. Mit der Zeit merkte er, daß die Kriechwelt

nicht nur freundlich, sondern botmäßig geworden war. Er hatte sie geschlagen. Er sah ein, daß keiner Herr seiner Krükken sei, er breche sie denn und werfe sie fort.

Da stand beim Ofen ein Stapel von Scheiten und Rutenbürdlein schulterhoch geschlichtet. Der kam ins Rollen, wenn man sich daran aufrichtete. Der Stapel lag sonst ruhig, er wartete nur auf die Gelegenheit, ins Rollen zu kommen, denn er wußte, daß er nicht umgangen werden konnte, wenn einer von der Hühnersteige, wo man gehackt wurde, zur Tür hin tasten wollte. An diesem heimtückischen Holzstoße lernte Theophrast sein Herrentum zuerst.

Er hatte ihn lange gemieden, aber eines Morgens ging er den Stapel keck an und legte seine Hände auf zwei Scheite. Und der Stapel wagte nichts. Er zitterte nur ganz feige, hielt aber. Theophrast rüttelte ein wenig, um dem Kerl zu zeigen, daß er ihn habe. Da gab der Stapel die beiden Scheite frei. Theophrast hielt sie, betrachtete sie, warf sie fest auf den Boden. Ist es kein übles Ding, einen Feind unter den Händen zittern zu fühlen, so wird es reinste Freude, ihn ganz zu vernichten. Theophrast tat, was ihm Freude machte. Bald war die tapfere Arbeit getan und der Herr der Welt saß inmitten des kläglich zerworfenen Holzes nieder und zog einem Scheit das braune Leder ab, wie der Großvater die Wurst häutet. Mit einem vernichteten Feind kann man sich liebevoll beschäftigen.

Die reine Freude währte nicht lange, denn die Großen haben keinen Sinn für das Reich, das eine halbe Elle über der Kriechwelt liegt und sein eigenes Heldentum besitzt. Es setzte Schläge. Theophrast begriff, daß man die Tücke eines überwundenen Standpunktes bestehen lassen solle, wenn sie nur zitterte. Aber aus den Augen ließ er den Feind nicht. Er sah, die Großen schonten den Stapel auch nicht. Sie nahmen von ihm und warfen es in den Mund des Ofens, wo viele leuchtende Zungen schlugen, oder sie schoben die Scheite vorsichtig über die Herdglut. Dann prasselte es, flackerte auf, hauchte Wolken in den fürchterlichen schwarzen Trichter hin-

ein, der neben dem warmen Turm des Ofens von der Decke hing. Ofen und Herd waren Geheimnis. Die Mutter stand oft davor, sie tauchte einen langen Löffel in den Kessel, der weiße Nebel ausstieß. Und der größte und stärkste von ihnen kletterte manchmal auf den warmen Turm, legte das Ohr an den schwarzen Trichter und sang bald ein rasselndes, fauchendes Lied herab, das ganz anders klang als das Lied der Mutter und Theophrast in den Schoß der Mutter trieb, obwohl die anderen dazu nur lachten. Aber die Großen haben leicht lachen, sie sind so stark, daß sie einen Eimer aufheben und forttragen können.

Der Ofen gehörte ihnen mit allen seinen Wundern. Das Feuer biß zu und tat sehr weh, wenn Theophrast zu nahe kam. Die andern griffen ruhig hinein, sie wurden nicht gebissen. Kaum hatte der Herr der Welt, die eine halbe Elle über dem Kriechen liegt, sein Reich betreten, erkannte er, daß noch ein anderes darüber lag und unermeßlich blieb, selbst wenn ihn der Vater oder der starke Hans auf ihre Schultern setzten. Wohl lag dann alles tief unter ihm, und er sah die rätselvollen Dinge auf Bord und Tisch winken und blinken, seit er aber selber laufen, ergreifen, forttragen, zusammenschleppen konnte, wußte er, daß man sehenden Auges allein noch kein Herrentum gewinnt — man mußte erfassen und eigenmächtig fügen können, was man sah. Das konnten die Großen in ihrem Reich, worauf er von ihren Schultern neugierig herunterblickte. — Und so war seine Sehnsucht flügge geworden; sie umflatterte das Wunderbare, das über der Welt liegt, darin man laufen lernt.

Theophrast hatte schon manchem blanken Zähnlein mit der zähen Haferbrotrinde durchgeholfen, als die Tage kamen, die den Ofen auskühlen und auch in der Kaminwand neben dem großen Himmelbette der Eltern keine Wärme mehr nisten lassen. Er durfte endlich auf den Laubengang, der breit vor der Brust des Ochsnerhauses hing, von dem vorspringenden Dache geschützt und selber das Erdgeschoß beschattend.

Im dichten Brettergefüge des Geländers entdeckte der un-

ermüdliche Sucher bald ein Astloch, durch das er hinunter auf die Straße, ein anderes, durch das er über den Wiesenhang aufwärts zu den Waldhöhen und dem Etzel blicken konnte. Eine Ritze zwischen den Brettern ließ ihn auf Teufelsbrücke und Sihl lugen.

Er kauerte meist vor dem Astloche, das hinunter zur Straße wies, und sah in das Reich der Großen. Sie saßen im Sattel und trieben ihr Rößlein mit den Beinen an, hatten bunte Hüte auf dem Kopf und farbige Mäntel um. Meist aber schritten sie, in dunkles Zeug gehüllt, einzeln und in Scharen. Je höher das Jahr wuchs, desto weniger lang brauchte er zu warten, bis etliche den steilen Paßweg hernieder kamen. Er wußte, daß es die Großen waren, weil sie mit tiefen Stimmen sangen:

Meerstern ich dich grüße,
O Maria hilf!
Muttergottes, süße,
O Maria hilf!

Er hörte Stimmen aus der Pilgerweise, die seiner Mutter Stimme ähnlich klangen, dann sang er vertrauensvoll mit, was er verstehen konnte.

Auch deshalb wußte er, daß es die Großen seien, weil sie die Arme kaum bewegten und die Köpfe so ruhig hielten.

Das würde er alles ohne Verwunderung hingenommen haben, wenn er nicht entdeckt hätte, daß die Großen durch das Astloch klein und niedrig aussahen, aber lang und übermächtig ankamen, wenn er sie im Hause oder auf der Straße traf. Während er durch das Astloch spähte, trieb ein heißes Verlangen zu ihnen, die klein und vertraulich waren; kletterte er die Treppe hinunter und sah die mächtigen Glieder, die drohenden Augen, die struppigen Bärte, dann suchte er hinter den Rockfalten der Mutter Schutz. Mancher Mann und öfter noch eine Frau langten nach ihm und wollten ihn aufnehmen, sie lockten ihn mit fremden Namen, die zärtlich klangen. Er schrie um Hilfe und schlug alles aus, was sie freundlich boten.

Einmal erkannte er von seinem Posten im Laubengange die Mutter.

Er rief sie an:

«Mammeli ... Esunla ... dlein, so dlein!»

Die Mutter sah lachend hinauf und winkte.

«Frästeli, min Bübli!»

Theophrast beschloß, die Mutter bei aller Zierlichkeit zu ertappen. Kopfunter rollte er ihr über die Treppe in die Arme. Allein trotz aller Geschicklichkeit hatte er sein Ziel nicht ereilen können, die Mutter war wieder groß geworden.

Sie schalt ihn, tastete ihn ab. Er aber strebte zu Boden, streckte sich so hoch er konnte und sah vorwurfsvoll zu ihr hinauf, die ihn genarrt hatte. Die Mutter kauerte nieder und hielt nicht ein, vor der Treppe zu warnen. Theophrast schüttelte nur traurig den Kopf und sagte verwundert:

«Esunla g'oß.»

Els ahnte nicht, was sein Herz bedrängte, und das Kind vergaß über einem Neiglein Buttermilch die sonderbare Kunst der Großen, bald klein, bald aber übermächtig, liebeerweckend und wieder abstoßend zu sein, je nachdem man sie durch das Astloch vom Laubengang aus betrachtete oder ihnen allzu nahe kam. Nur eines fühlte er, daß seine Mutter und alle Hausgenossen, die er nach und nach bei ihrer wunderlichen Verstellungskunst erwischte, nicht furchtbar wurden, wenn sie aus den anmutigen Verhältnissen noch so gewaltig in Höhe und Breite wuchsen. Dies war der erste Umweg, auf welchem Theophrast zu den Seinen gelangte.

Durch das andere Astloch sah er nur selten die Menschen. Über die Schweigwies zogen stetige Rinder und die nur wenig lebhafteren Schafe. Zunächst glaubte er, daß sie deshalb so langsam vorwärts kämen, weil sie mit dem Maule weiterkrochen. Doch auch die Waldhöhen, die Kuppe des Etzelforstes lagen gleichmütig und still hinter dem Wiesenrand. Die Bäume mit dem zackigen, gefiederten, runden Laub standen geduldig zu beiden Seiten der Straße und längs der Sihlschlucht, sie rückten niemals von ihrem Platze, wiegten zu-

weilen ihre Kronen und schickten einander hurtigflatternde Vögel zu, wenn einer dem andern etwas zu sagen hatte. Die Vögel waren die Stimmen der Bäume, das wußte Theophrast. Es gab auch lautlose Vögel, die nicht von Baum zu Baum schwangen. Die zogen, weiß und vielgestalt, an manchen Tagen über den blauen Mantel hin, der weit über allen Höhen hing. Ihre Schwärme konnten so dicht werden, daß der blaue Mantel ganz verdeckt wurde. Dann mochten sie einander hart bedrängen und weinten viele Tränen. Die Großen traten naß von den Tränen ins Haus, stampften ungeduldig auf den Flursteinen, zeichneten mit den Füßen dunkle Flecke auf den Boden und hingen die Mäntel zum Trocknen über das Ofenreck.

Theophrast sah durch das Astloch in die Welt der Bäume, Höhen, Wolken, wenn er sich am Reiche der Großen sattgesehen hatte, aber auch wenn ihn die Großen nie und nimmer verstehen wollten, mochte er gleich sein ganzes Herz hingebungsvoll ausschütten. Er spähte und hoffte geduldig, daß einmal irgendein Baum den flatternd-bunten Boten zu ihm schicken und zu ihm sprechen werde, denn er meinte, die leise bewegten Kronen müßten ihn verstehen, weil sie nicht mit hastigen Stimmen auf ihn eindrangen, wenn sein Herz voll war und nach Befreiung schlug.

Er saß auf der Schwelle des Laubenganges und spielte mit einem bunten Tüchlein, dem er aus der Betttruhe geholfen hatte, weil es herauskriechen wollte: es hatte die rote Spitze durch den Deckelspalt gestreckt, wie man die Zunge aus dem Mund streckt, war aber stecken geblieben. Man konnte das Knie in das Tüchlein wickeln, wie neulich der Vater einer schreienden Frau das Knie verbunden hatte. Theophrast versuchte des Vaters Kunststück unermüdlich von neuem, es glückte ihm nicht ganz, das Tuch tat nicht weh, er brauchte nicht zu schreien. Schon wollte er es wegwerfen, da flatterte ein Stieglitz über die Brüstung der Laube und schwang sich auf den Eschenast, der unter das Dach hereinging. Dem Theophrast verging der Atem beinahe; er preßte das Tüchlein in

den Schoß und lauschte. Der Stieglitz kletterte den Ast entlang, er pickte da und dort. Dann setzte er sich zurecht und schmetterte seinen Finkensang, daß einem vor Freude das Herz zittern konnte. Theophrast lauschte und wartete auf die Botschaft. Aber er hatte noch nicht am heißen Drachenblute der Mißgunst und des Neides geleckt, er verstand die Sprache der Natur noch nicht. Vielleicht sollte er näher schleichen. Er stand auf, und im Nu war der Stieglitz davon, schneller als es sein ungeschultes Auge erfassen konnte.

«Vogeli, Pip-Vogeli», lockte er zärtlich, um dem kleinen Boten Mut zu machen, und neigte sich höflich gegen den leeren Ast, der noch leise wippte. Er suchte lange, er horchte geduldig, rief und begriff nicht, wie der Stieglitz fort sein könne, ohne seine Botschaft bestellt zu haben. Dann blitzte ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er auch ein Vöglein senden müsse. Er hatte schon einmal ein Stück Holz auf die Laubenbrüstung gelegt und in die Luft hinausgestoßen; so tat er jetzt mit dem bunten Tüchlein. Lief schnell ans Astloch, zu sehen, wie sein Bote über die Wiese hin auf den Nußbaum flattern werde. Doch er sah ihn nicht, er hörte auch nichts mehr. Indem er lauschte und spähte, wurde ihm grenzenlos bang nach dem verschwundenen Vöglein.

Und wieder sprachen die Großen das letzte plumpe Wort. Die vielbeschäftigte Mutter mußte des Seidentüchleins wegen über die steile Stiege zur Truhe. Ein Glück noch, daß sie es überhaupt gefunden hatte, ehe eines Pilgers Blick darauf gefallen war. Theophrast jubelte, als er das Tüchlein in der Hand der Mutter sah. Sein Vöglein kam zurück. Aber die Mutter sprach ernst auf ihn ein, deutete in das Reich der Großen hinunter und hob drohend den Finger.

Theophrast beschwichtigte sie:

«Vogeli fortflogn ... Vogeli han!»

Er hielt sich an den Rock der Mutter, erhaschte auf den Fußspitzen das Tüchlein und zog mit aller Kraft daran. Die Mutter gab es nicht frei, sie wehrte die bittenden Hände ab, schloß das gerettete Tüchlein in die Truhe, als gerade der Vater kam.

Der fand den Kleinen in hellem Zorn und Tränen. Das Kind wußte, daß sein Vöglein nicht in der Truhe bleiben wolle, es war in der Hand der Mutter zu ihm zurückgeflogen. Mit seinen Fäusten schlug Theophrast auf den geschnitzten Deckel und schrie aus Leibeskräften:

«Vogeli fortflogn ... Vogeli han!»

«Was tuet ihm so schwer, Elsula?»

«Min siden Fazenetli wöllet er uf die Straß schmeißen!»

Sie huschte eilends hinaus, denn die Mittagszeit rief sie zur Mutter.

Theophrast schlug den neidischen Deckel der Truhe und schrie:

«Vogeli, min Vogeli han!»

Wilhelm Bombast zog ihn fort. Er trug ihn auf den Laubengang und versuchte die blonden Haare zu streicheln. Theophrast warf sich zurück und schrie unbändig.

«Bübli, still! Wir wöllend ein ander Vögeli ruofen. Lueg, dort kummts gflogen!»

Theophrast hielt einen Augenblick an, er wollte dem Finger des Vaters folgen. Ein Bauer trieb sein blökendes Kalb über die Schweigwies nieder. Theophrast sah und wußte nichts mehr von dem Vögelein. Aber in seiner Brust steckte noch ein heißes Schluchzen, das brach sich Bahn; der ganze Körper bebte. Und solch erschütternde Bitternis darf den Großen nicht geschenkt bleiben. Er weinte von neuem, doch nur mehr, weil er so tief hatte schluchzen müssen. Herr Wilhelm ahnte, daß seinem Söhnlein die Brücke in ein lichtes Sehnsuchtsland abgebrannt sei. Er versuchte aufs neue den heulenden Kleinen zu streicheln. Da Theophrast nur mehr seines Schmerzes wegen greinte, litt er die sanfte Hand und kam darüber zum Frieden.

«Hast weiter greifen wölln, dann dein Ärmlein reicht», flüsterte der Vater und drückte das nasse Kindergesicht an seine Wange. «Oh, der bösen, stachelichten Zäun, daran eim das Herz muß wundreißen! Sei still, kleiner Mann, ein glattes Herz taugt nit. Hinter den Narben liegt all unser Menschheit.»

Dem Theophrast tat die Stimme seines Vaters wohl. Er war rasch erquickt und packte eine Seidenquaste, die von dem Hemdsaum seines Vaters hing. Er schwenkte sie fröhlich und rief:

«Bimme, bamme, Muh-Kuh, bimme, bamme!»

Auch den Kühen baumelte es vom Halse, nur brauchte man weiter nichts zu sagen, weil es von selber läutete.

An den Bretterspalt des Seitengeländers wagte sich Theophrast nur in besonders mutigen und neugierigen Stunden. Denn dort hing von Ufer zu Ufer der tiefen Schlucht das Ungeheuer gestreckt. Er sah den Rückenkamm und die grauen Schindelschuppen. Das Vieh lag tief geduckt, sperrte seinen Rachen weit auf. Es schluckte die Straße und alles, was talab von der Klause kam. Wenn eines Reiters Rößlein in das große viereckige Maul eingelaufen war, dann donnerte es in dem Leibe des Untiers. Nicht alles wurde gefressen. Manch einen spie es heiler Haut wieder aus. Die Mutter litt nicht, daß Theophrast dem dunklen Schlunde zu nahe kam, obwohl er es manchmal gewagt hätte, denn all die Seinen gingen dort ungekränkt ein und aus. Unter dem Drachen brauste es ohn Unterlaß. Aber die Mutter hatte ihn vor den flackernden Zungen im Ofen gewarnt, und er war dann wirklich scharf gebissen worden. Die Großen durften es auch hier wieder wagen. Viele wurden dennoch gefressen; sie kehrten nicht mehr zurück.

Zuweilen wars aber schauerlich schön, hinter den Brettern versteckt, auf das Greuel hinunter zu blinzeln oder es anzubellen. Der Wurm rührte sich nicht, sperrte nur das Maul recht weit auf. Man wußte sich im übrigen gut gedeckt und konnte im Notfall tüchtig schreien.

So waren dem Theophrast von Hohenheim keineswegs Mutter und Vater die ersten Lehrer geworden, sondern eine Bretterwand, darin er zwei Astlöcher und einen dünnen Spalt entdeckt hatte. Theophrast verzweifelte nicht, weil die Welt endlich und immer mit Brettern vernagelt ist. Der kleine Mann hatte seine Astlöcher gefunden und vermochte durch sie

die drei Reiche der Sehnsucht zu scheiden. Das bunte und laute, das über die Straße drängt, hoch zu Roß und demütig auf nackten Sohlen. Das stille und weite, aus dem es lockt mit der Stimme heimlicher Quellen. Das rätselvoll verschlossene, von ewig gleicher, dumpfbrausender Mahnung erfüllt, das den leblosen, starren Rachen weit öffnet.

Vermag irgendein Lehrmeister Besseres als die Laube des Ochsnerhauses an der Teufelsbruck, die dem Kinde seine erste Bretterwand und seine ersten Sehnsuchtsblicke wies, ehe es noch den Trost des schallenden Wortes erlauscht hatte?

Zwar spielte auch Theophrast mit dem Worte und lernte dabei den vielbefahrenen Weg von der Rachenhöhle bis zum Lippenrand kennen, aber im allgemeinen brauchte er die Worte doch nur, wie man tüchtige Hände braucht, um etwas zu ergreifen oder abzuwehren. Doch auch er merkte bald, daß seine Worte weiter reichten als seine Arme und Beine. Sie griffen in die Welt der Großen, konnten deren kräftige Hände bewegen und sie vermochten auch den Zorn der Großen zu besänftigen, ihren Unverstand zu überführen. Mit dem Schreien allein wurde wohl das Äußerste geleistet, das Äußerste begriffen die Großen aber selten recht. Wahrscheinlich, weil sie selten schrien.

Theophrast war kein Mann, der sich allzusehr auf Hilfen verließ, daher war seine Rede kurz. Er sagte: «Blei han! Blot han!» — wies dabei auf Brei und Brot, griff mit dem Wörtlein Han zu. Das tat er so lange, bis die Hände der Großen vollführten, was er tat. Wuchs ein Mißverständnis zu drohenden Reden oder gar zu peinlichen Gebärden aus, so versuchte ers vorerst mit Beruhigungen. Auch damals, als er daraufgekommen war, daß der Besen in den Eimer gesteckt werden konnte.

Zog man den Besen wieder heraus, so weinte er helle Tropfen und brachte auf dem Estrich eine lange, nasse Regenstraße zustande.

Ging einer die Straße, konnte er wie die Großen bei Regen-

wetter herumstampfen, und wo die Füße gestampft hatten, blieben dieselben dunklen Flecke.

Derlei Entdeckungen wollten unter allen Umständen erprobt sein. Es gelang eine richtige, nasse Regenstraße auch auf der Ofenbank. Dort freilich konnte niemand gehen, aber Theophrast erinnerte sich seiner Kriechzeit, er tatschte über die Regenstraße hin und brachte mit seinen Händen gleichschöne, dunkle Regenflecke auf Bank und Wand hervor, wie es die Großen nur mit ihren Füßen und nur auf dem Boden vermochten. Der nächste Schritt war leicht. Theophrast fragte sich: wozu erst die nasse Straße, wozu die weinenden Ruten? Er schleppte den Besen weit fort, um von ihm nicht mehr aufgehalten zu werden, tauchte die Hände bis über die Ellbogen ins Wasser und konnte jetzt überall Regennässe anklatschen, wenn nur die Hände immer fleißig ins Wasser fuhren. Doch einen Übelstand hatte diese Methode. Sie blieb auf die Hände beschränkt, und die Füße gingen leer aus. Theophrast stand eine Weile unschlüssig vor dem Eimer, er dachte scharf nach. Es fiel ihm ein, daß er unlängst beinahe auf die Betttruhe gekommen wäre. Er hatte das eine Bein gehoben und sich bäuchlings über die Truhe gelegt, da war das andere Bein leicht geworden, nur ein letzter Schwung noch hatte gefehlt. Der Eimer war nicht höher als die Betttruhe. Wenn er ins Wasser greifen konnte, so konnte er vielleicht ebenso gut ins Wasser steigen. Er machte es genau wie unlängst, legte sich über den Eimerrand, tastete mit dem Knie hinauf und versuchte den leichten Schwung, der damals gefehlt hatte. Da geschah etwas durchaus Unerwartetes: der schwere Eimer fiel um und ergoß sich über Theophrast. Der saß kühl und deshalb merklich beunruhigt in der Nässe und mußte überlegen, ob er nicht lieber schreien solle, daß die Mutter käme. Aber der Eimer gähnte ihn mit seinem großen Maule so wunderlich an wie das Ungeheuer über der Sihlschlucht, nur nicht so fürchterlich. Theophrast beschloß lieber nicht zu schreien, obwohl es ihm schon hoch in der Kehle gesteckt war, und in das Eimermaul hinein zu kriechen, um nachzusehen.

Es war ganz finster und roch auch nach Keller. Im Keller, das wußte Theophrast, wuchs die Stimme so gewaltig, daß man für einen Großen angehört werden konnte, wenn man sang. Und das war gut, denn in der Dunkelheit tut ein männlicher Gesang wohl. Deshalb sang Theophrast, wenn er der Mutter in den Keller nachkletterte. Er versuchte seine Stimme auch im Eimer, und sie umbrauste ihn gewaltig. So lag er fröhlich in der Pfütze, schrie aus Leibeskräften und strampelte den Takt mit den Füßen, daß es spritzte.

Das Lied lockte die Mutter, und es kam zu einem jener Mißverständnisse. Die Mutter redete überlaut, vermochte die außerordentlich einfache Sachlage offenbar nicht zu überblicken und ließ sich zu drohenden Gebärden hinreißen. Theophrast hörte mit gerunzelter Stirn so lange zu, bis sie nach Atem rang, dann sagte er:

«Esunla, Fried ge'm.»

Er schlug auf den Eimer und erklärte:

«Bums, umfalln, nassi naß.»

Damit war die Angelegenheit eigentlich erschöpft, die Mutter hätte beruhigt und überzeugt sein können, daß den Wankelmut des Eimers allein alle Schuld an dem Unheil traf, wenn überhaupt ein Unheil geschehen war.

Aber die Mutter führte ihn so hastig hinauf, daß seine zappelnden Beinchen kaum folgen konnten und er vermuten mußte, es sei etwas Bedeutungsvolles im Werke. Sie schälte ihn aus dem nassen Zeug, immerfort scheltend, und als er endlich vom Kopf bis zum Fuß trocken gekleidet war, bekam er etliche auf jenen wichtigen Angelpunkt seines Daseins.

Er weinte mehr über die Verständnislosigkeit der Großen als über die Strafe. Es überwog das Gefühl, ihm sei ein Unrecht widerfahren, aber ganz leise dämmerte auch in seinem jungen Herzen das Bewußtsein irgendeiner Schuld: Die Mutter ist bös gewesen und die Mutter ist immer gut, auch wenn sie bös ist.

Er folgte der Mutter, beobachtete, wie sie die Pfütze geduldig auftrocknete und den Eimer entleerte. Als der Eimer wie-

der an seiner Stelle stand, hob die Mutter noch einmal drohend den Finger gegen ihn. Er sah, daß sie nicht mehr zürne, und lief zu ihr. «Mammeli, dut ... Eia, eia, Esunla.»

Er streichelte ihr zärtlich die erhitzte Wange, und die Mutter lächelte wieder.

Dem Theophrast wurde darüber eigentümlich frei zumut. Das erste Mal begriff er, ganz schüchtern freilich und wurzelhaft, daß zu den Großen noch ein anderer Weg führe als beruhigende Worte und sachliche Aufklärungen.

Er gab der Mutter ein wenig Zärtlichkeit und Liebe wieder und dabei ahnte er, wie sehr er selbst all seinen Frieden aus der Liebe und Zärtlichkeit der Mutter sog. Es blieb nur leisestes Ahnen, er wußte kaum mehr davon als die sanfte Berührung der mütterlichen Wange, den weicheren Klang seiner Stimme und das Lächeln der Mutter, aber er hatte dabei unversehens doch einen tüchtigen Schritt ins Menschentum hinein getan. Denn keiner wird der Liebe des andern froh, der Liebe, darauf eines jeden letzter und innerster Verlaß ruht, er gebe sie denn selber.

Theophrast wich diesen Tag nicht mehr von der Seite der Mutter. Er begleitete still ihre Tätigkeit, ohne sie zu hemmen, und die Mutter meinte, daß zuweilen ein paar kräftige mit der flachen Hand segensreich sein können. Sie freute sich ihrer Erziehungskünste.

Am Abend willigte er ohne Geschrei ins Schlafengehen ein. Andere Tage mußte er gewaltsam von den zahllosen Geschäften fortgerissen werden, die unerledigt blieben, wenn er ins Bett ging. Die junge arbeitsmüde Frau hoffte an diesem Abend ohne lange Formeln und Gesänge, die sonst ihre letzten Tageskräfte forderten, frei zu kommen. Darin hatte sie fehlgerechnet. Theophrast war nur so still und willig gewesen, weil er besonders sehnsüchtig dem Abendlied entgegenlauschte. Als die Mutter entschlüpfen wollte, begann er bitterlich zu weinen.

«Slafen gahn, Mammeli ... slafen gahn!»

Es blieb ihr nicht geschenkt. Sie setzte sich auf die Bettkante, nahm seine kleine Hand und sang:

«Ich will heint schlafen gahn,
Zwölf Engli bi mir stahn,
Zwen zur Haupten,
Zwen zur Siten,
Zwen zun Füßen,
Zwen die mich decken,
Zwen die mich wecken,
Zwen die mich wisen
Zu den himmlischen Paradisen.»

Theophrast blinzelte zufrieden. Die Mutter hoffte schon, da nahm das Lied sein Ende, und Theophrast schlug die Augen weit und sehnsüchtig auf.

«Esunla, noch ... slafen gahn.»

Sie mußte wieder beginnen und so lange singen, bis alle zwölf Engel um Theophrast versammelt waren und seine Finger sich von dem Daumen der Mutterhand lösten.

Dann legte die junge Frau ihre verschränkten Arme auf die Bettkante und nistete ihren Kopf darein, die kleine Weile der ersten tiefen Ruhe zu genießen. Ihre Schultern schmerzten ein wenig von der Last des Tages, und sie lachte leise, so wohl tat dieser erste Frieden.

Theophrast forderte ihr ganzes Wesen für jenen Teil ihres Lebens, das in ihm neu ergrünte. Er war unersättlich und voll Vertrauen in die Unerschöpflichkeit der Mutter. Die junge Frau gab ihm zuweilen ihre letzte Kraft aus zitternden Händen.

Wilhelm Bombast fand Weib und Söhnlein in tiefem Schlafe. Er wagte kaum aufzutreten, doch sah er, daß der Körper seines Weibes nur schwer die unsichere Haltung ertrug. Todmüde mußte sie sein und würde mit wehen Gliedern erwachen, wenn sie so halb verhangen weiterschliefe. Eine unsägliche Zärtlichkeit erfüllte ihn. Wie sollte er helfen, ohne sie zu wecken! Er überlegte lange. Sein Herz schlug ihm vor Liebe und Dankbarkeit, er hätte viel auf sich genommen, wenn er der Erschöpften damit den unverkürzten Schlafgenuß gewonnen hätte.

Leise umfing er sie. Er hielt den Atem an. Schob leise ihren Kopf auf seine Schulter, richtete behutsam, als müsse er einen Verlöschenden betten, ihren zarten Körper auf und legte ihn sanft in die Kissen. Er blieb, am Rande des Bettes kniend, denn er wagte nicht mehr seinen Arm unter der Schlafenden vorzuziehen, und drückte seinen Mund in das Kissen, um den gepreßten Atem zu zähmen. Er wollte sein Teil an dem großen Liebeswerk gewinnen, dem die Mutter ihre Jugend aufopfert, und wenn es auch nur der karge Teil war, der dem Vater von der Natur gewährt wird.

Als sich aber Frau Els zu strecken begann, und Bombast mit gutem Recht glauben konnte, sie sei einstweilen gesättigt, zog er, ehe sie vollends erwachte, den Arm hervor und trug die Heilmeistertasche beiseite.

«Bist lang hie, Bombast?»

«Nit lang, Elsula.»

«Bin ohnversehends entschlafen.»

«Die alt Krütlin möcht uns ihr jungist Maidli geben, so du willt eine Helferin han.»

«In acht Wochen wird er zween Jahr, und das Gröbist ist beschechn, Bombast.» —

So wuchs der kleine Theophrast von Hohenheim in die Menschenwelt hinein genau in dem Maße, als die lebendigen Keime der Menschenwelt, die er in sich trug, aufzubrechen und zu treiben begannen. Später fand er einen Namen für dieses wunderliche Geschehen, das von Anbeginn fest in der Art eines Menschen beschlossen ist. Er nannte es auch Firmament, das mit dem Kinde wird geboren, das zwischen Geburt und Todesstunde abläuft, zwischen Creatz und Prädestinatz, wie er es nachmals hieß.

Damals freilich hätte er diese Anschauung, selbst wenn ihm die vortrefflichen Namen eingefallen wären, vergeblich seiner guten Mutter gepredigt. Er handelte aber insgeheim danach, wie jedes rechtschaffene Kind. Seine Mutter mochte sich nicht auf all den inneren Reichtum ihres Theophrast ver-

lassen und auch sie tat gut daran. Sie wies ihn unbedenklich an die erprobten Erfahrungen und behandelte ihn durchaus wie einen leeren Schlauch, der seinen Wert erst hat, wenn er voll guten Weines gegossen ist.

Es war ein Kampf, darüber braucht kein Honig geschmiert zu werden. Beide, er und die Mutter, setzten alle Kraft daran. Aber der Kampf brannte über dem treuen Boden der Liebe. Und waren beide aneinander herzlich müde geworden, bettete sie der treue Boden, und sie konnten ihres Lebens froh bleiben.

Wegmacher und Wege

Klaus Weßner zog seine kurze, fette Stirn in Falten und ging, so steif er konnte, in die Schlafkammer. Uli Enz ab der Reuten, ein Klostervogt, saß im Gadem. Der Saufspieß lehnte zwischen seinen Beinen, und der rechte Arm lag auf dem Tische. Die Finger trommelten. Manchmal trommelten sie sich etwas weiter tischeinwärts, wo die Zinnkanne mit dem Seewein stand.

Klaus Weßner kam aus der Schlafkammer zurück. Er hielt einen Schlüssel in der Faust, dessen Bart ein Kunstwerk war. Vom Ofensims holte er den Leuchter, bückte sich schnaubend nach einem Kienspan, setzte ihn an der Herdglut in Brand, entflammte den Unschlittstummel. Dann sah er noch einmal bedeutungsvoll hinüber.

«Zweenhundert und funfzig.»

«Zweenhundert und funfzig», brummte Uli Enz und trommelte härter.

Klaus zog die Brauen so hoch, daß die fetten Runzeln unter dem eingekämmten Haare verschwanden. Er schlug mit dem kunstreichen Schlüsselbart ein paarmal auf die Tischplatte. Seine Wangen zitterten vor Erregung wie eine wohlgeratene Sülze, an die man das Messer setzt: der Klostervogt tat nicht freundlich genug. Klaus funkelte ihn aus schleimigen Äuglein an.

«Ihr habet licht nehmen!»

«Und du tuests nit der Gnadenmutter zu Gefalln!»

Klaus schwapperte vor Ehrgeiz, denn seine große Stunde kam nur alle sieben Jahre einmal, und er wollte sie ausgenießen.

«Und tu ichs nit ... so ... so ...»

«Gangend wir uf Zürch.»

«Ze Zürch seind ihr eh gewest!»

«Nit allenthalben ... daß dich der Tüfel schänd, tuests oder nit! Mir ist der Ars nit an din Stuhl gewachsen!»

Der Vogt paukte auf den Tisch, daß die Kanne tanzte.

«Sollichs ... das wöllend wir für Herrn Diebold bringen! Üppig Reden! Wüst Umbpochen! Ich kunnt an diner Statt sin, eh dann du us den Windeln bist gewest! Der Klus Weßner hats, und ihr brauchet es. Der Klus Weßner tuets, wil er ist geneigt, wohlgeneigt, wohl—ge—neigt!»

Der Vogt stieß mit der Saufeder aufs Estrich und erstickte den prächtigsten Fluch. Unwillkürlich griff er nach dem Krüglein, seine Galle hinunter zu spülen. Klaus Weßner aber stand bereits bei der Tür, denn er fühlte, daß er für dieses Jahr nicht höher hinaus konnte. Es blieb immerhin erfreulich, daß der Vogt seinen besten Fluch verbissen hatte.

Die Kellerluke kreischte laut, sie durfte nicht geschmiert werden. Die Treppe krachte, sie durfte nur notdürftig gebessert sein. Wer da seine Tritte nicht richtig setzte, lief Gefahr hindurch zu brechen, oder er stieg unversehens in ein großes Faß, das auf dem Balken eines Bockes schaukelte und samt dem Eindringling zu Boden donnern mußte. Die Stiege führte in das Faß. Klaus nur wußte die Stelle, wo es gut war, auf die Leiter abzusteigen, die nebenbei lehnte.

Dann ging Klaus am Wein vorüber, den er selber aushob und auffüllte. Er kam in der Tiefe an eine gut beschlagene Tür. Jeder hätte sie für eine Tür mit ehrlichen Angeln gehalten, Klaus kannte sie besser. Er stemmte sich dagegen, als er sie aufsperrte, stützte sie, denn die Tür glitt samt den Angeln aus der Mauer und sank vornüber in den Kellergang. Wer sie nicht hielt, den konnte sie erschlagen, oder er wurde wenigstens von den Eisenhauern erfaßt, die von der Kopfleiste des Beschlages in den Keller fletschten. Klaus liebte seine Erfindung, denn sie gab ihm einen ruhigen Schlaf.

Gleich hinter ihr stand die Eisenkiste mit dem Marmelschloß, das von der Mitte des Deckels aus seine sechzehn

wohlgefederten und gut geschmierten Riegeln in den Truhenwänden verankerte.

Er hing das Licht an einen Nagel und umtastete den Koffer wie einer, der sein Liebchen herzt. Dann ließ er die Riegel schnappen, hob den Deckel, setzte sich lächelnd auf die Kante und beäugte die prallrunden Ledersäcke. Das tat er für sein Leben gern.

Fromm und sanftmütig lagen sie da, wie ein Ferkelwurf an den Zitzen der Mutterssau. Und jegliches Säcklein enthielt unbegrenzte Möglichkeiten, war eine unveräußerte Macht. Was da lag, vermochte halb Pfäffikon aufzukaufen. Doch dann wäre Streit mit den Bauern, Hoffart und Neid der Herren über Klaus gekommen. Auch eine Prälatenpfründe hätte es eingebracht, eine sehr dicke Würde also. Da knapperten und sogen zu viele mit. Es möchte alle erdenklichen Sünden, getane und zukünftige, für Zeit und Ewigkeit ausgetilgt haben, und des Herrgotts Fluch und Verdammnis wäre am jüngsten Tag verstummt, wenn die Seele des Klaus ihre feisten Ablaßzettel vorgehalten hätte. Aber keiner soll der göttlichen Gerechtigkeit vorgreifen. Und endlich könnte der Klaus sein Leben lang in Bett, Bad und an wohlbesetzten Tischen liegen und völlern. Nichts, gar nichts brauchte er zu besorgen, wenn er nur nach und nach einen Sack um den andern öffnete und ... da stieg es dem Klaus angst und bang in der Kehle. Das Geld hat Beine, es konnte laufen, sollte laufen, aber wieder zurückfinden, angemästet vom Zins, wie Säulein aus dem Ecker zurückkommen. So verlohnte sich schon das bißchen Dünkel und Hochmut derer, die abgeweidet wurden. Der Klaus blieb der Schlauere.

Wie gut roch es in Klausens Keller! Dumpfig, doch leicht durchduftet vom Wein; selbst der dünne Schimmelpilz, der auf den Ledersäcken wuchs, hatte einen wohligen Geschmack. Klaus schnupperte jeden Sack ab, bevor er ihn öffnete. Er schwelgte, da er die zweihundertfünzig Rheinischen in den Zwilchbeutel des Klosters klimpern ließ; wollüstig erglühten seine Wangen.

Er kam trunken wieder und war demütig, freundlich, satt. Saß behaglich in der Ofenhölle und ließ den Uli Enz ab der Reuten die Gulden nachzählen.

«Vollwichtig, vollwichtig,» brodelte er und winkte von dem warmen Sitze dem Vogte zu, der fluchend unter der Last des Silbers ging.

*

Anders die Ochsnersche Gevatterschaft. Das waren Gotteshausleute. Die zahlten mit Schweiß, den man nicht auf die Zinsweide schicken kann. Der Rudi Ochsner und der Hans standen seit Wochen im Holz und sie hatten die Knüppel zu beiden Seiten der Straße aufgeführt, die jenseits der Teufelsbruck durch das Hochmoor zieht. Als der Boden weich geworden war, wurden die Knüppel in die Sumpflachen gestampft, verhangen und verkeilt. Der Rudi Ochsner konnte froh sein, daß ihm vergönnt war, die Engelweiharbeit im Frühjahr zu erledigen. Wenn das Rädlein über seinem Dache stand, mußte er die Hände frei haben. — Mit ihnen fronte Baltisar Schürli und sein Sohn Heini.

Die standen im Ruche der Sonderbarkeit. Baltisar war erst botmäßig geworden, als schon weiße Haare in seinem struppigen Kopffelle glänzten. Man traute ihm zu, daß er ein Kaufmann in Schaffhausen gewesen sei, den die Gläubiger überholt hätten. Er trug langen Bart und lange Haare, seine Nase war rot geädert. Im übrigen verhielt er sich so still, daß die Leute seine Verschwiegenheit durch üblen Leumund auf das beruhigende Maß ergänzen mußten. Am Etzelhang bewohnte er eine Hütte und brannte Kohlen, jedoch nur so viel, als das Kloster von ihm begehrte. Sein Sohn entlief mit zwölf Jahren. Baltisar war auch darüber stumm geblieben. Man verdächtigte ihn, gegen sein eigenes Blut gefrevelt zu haben. Dabei kam man allerdings auf eine merkwürdige Eigenschaft des Markgenossen.

Nicht lang nach dem Verschwinden des Knaben zog er auf einem Handwagen Kohle ins Kloster. Etliche Einsiedler

Leute begegneten ihm bei der Kapelle des heiligen Gangolf, die hinter dem Galgenberge liegt. Sie riefen ihn an:

«Baltisar, hast din Bübli verbrennt! Baltisar, du muoßt hangen!»

Er blieb stehen und antwortete:

«Wohl, du Gerechter. Ich han min Bübli verbrennt, heimlichen in Flammen des Zornes, da er ist von mir gewichen. Wohl, du min Bruoder, ich sollet sterben. Dann ein jedlichs Leben ist des Todes schuldig und mördert ein jeder vor sin Teil, den er am mehristen liebt, dann er willt ihn als trutzig halten und hanget ihm an und saget niemalen nit: Gang von mir, du sollt ganz Gottes sin und gar.»

Die Einsiedler Leute stutzten bei dem unverhofften Bekenntnis. Doch jener, der Baltisar des Mordes bezichtigt hatte, faßte sich schnell, da er sah, daß einer wider solche Reden nur in den Nebel schlagen könne. Er schrie den Köhler an, und während er schrie, stieg ihm das Blut zu Kopf, daß er glaubte, er müsse ehrlich erzürnt sein.

«Du Laur, willtu frumbe Lüt narren?»

«Das sije fern, du Gerechter», antwortete Baltisar und schloß die Augen.

Da hieb ihm der Schreier ins Gesicht, um nicht in den Nebel zu schlagen, denn er meinte, daß er verhöhnt würde. Baltisar taumelte wohl gegen den Wagen, daß die Kohle raschelte, aber er richtete sich wieder auf und rief, obwohl er bebte und sein Auge tränte: «Mach vollen, lieber Bruder.»

Er reichte ihm die andre Wange und bekam sattsam, was er begehrte, denn die Einsiedler waren alle zornig geworden, daß der Mensch seine Mannheit von sich warf. Sie verbleuten ihn, er zog blutend ins Kloster.

Ein Weib hatte es mit angesehen, durch sie wurde der Handel offenbar. Aber die Herren ließen Gras darüber wachsen, zumal Baltisar Schürli nicht geklagt hatte. Er war nur hinkend und blutrünstig ins Kloster gekommen. Wenn aber einer hinkt und blutet und still bleibt, will ihm kein Biedermann seine menschliche Schwäche angesehen haben.

Zehn Jahre nach diesem Erlebnis sah man eines Tags den Baltisar Schürli vor dem Handwagen mit glänzender Kohle, aber er zog nur die halbe Last, weil ein junger Mensch hinten anschob. Auf den Stufen der Gangolfkapelle saßen zwei Pilger, die hörten ein Gespräch zwischen den beiden und brachten es unter die Leute.

Der Baltisar hatte vor der Kapelle gehalten, und der junge Mann war zu ihm getreten in der Meinung, er solle nun den Zugriemen nehmen. Der Alte aber sagte bloß:

«Hie hat mich vor zehen Jahrn einer des Galgens schuldig geheißen, indem du mir bist entwichen, min Sohn. Lobe den Herrn, dann sie habend mich wacker verbleuet, und ward ich manniger Sünd entlediget unter ihren Füsten, darumb daß ich mich dorin ergeben und nit widergeschlahn.»

«Vater, du bist ein Bruder des Lebens meh dann ich. Gott hat offenbar an dir und mir gehandlet.»

Und sie rollten ihre Kohlen weiter.

Die Einsiedler erfuhren also, daß Heini zurückgekehrt sei, sonst aber nicht viel mehr. Darum betrachteten sie den jungen Schürli nicht weniger aufmerksam, wo immer er sich zeigte. Man sah eine große Narbe über Stirn, Wange bis ins Kinn. Man sah, daß er dieselbe Nase führte wie sein Vater, nur nicht von blauen Äderchen gesprenkelt. An ihm konnte man aber noch einen außerordentlich langen Hals beobachten, den ein spitz vorstehender Adamsapfel zierte. Dieser Adamsapfel, der eher einem Schnabel glich und bei jedem Schluck sonderbar auf- und niederstrebte, wie ein Hahn beim Krähen duckt und ruckt, trug dem Heini unter den Leuten den Namen Kraihahn ein. Weil aber hinter dem Barte des Alten nach den gleichen Nasen ein ähnliches Halsgebilde vermutet werden konnte, hieß man den Alten einen heimlichen Kraiher.

Heini Schürli ging im härenen Gewand von arg verschossener Farbe, er gürtete sich mit einem Hanfstrick, sein Scheitel wies aber, trotz allem religiösen Wesen, keine Glatze. Und bald ging Baltisar genau so wie sein Sohn.

Selten sprachen sie miteinander. Flog ihnen irgendein

Wort zu, das sie ärgern und aufstacheln sollte, lächelten sie leise und blickten einander zufrieden an.

Hans Ochsner ertrug derlei wie eine Spinne, die unters Hemd gekrochen ist. Der alte Ochsner aber lauschte seit jener Nacht, da ihm der Jungrudi gestorben und der Enkel geboren war, durch den Alltag hindurch auf Stimmen, die andre nicht vernahmen.

Schürli, Vater und Sohn, taten stumm ihre Arbeit. Dem Rudi Ochsner wäre es nicht angestanden, die Kleinleute zum Reden zu bringen, sie waren ihm vom Kloster beigegeben worden. Der Ochsner führte sein Wappen, und es gab Länder, wo Kohlenbrenner für unehrlich angesehen wurden. Rudi überließ die beiden dem Hans, und der verfuhr mit ihnen nach seinen gereizten Kräften. Die Schürli keuchten unter der Last, die er ihnen auflud, dann aber nahm er das Dreifache an Knüppeln auf die Achsel, lief ihnen voraus, warf es hin, als wärs ein Bund Stroh. Vor der Lache wartete er, bis die beiden angekeucht kamen, schleuderte ihnen jene Knüppel der Reihe nach vor die Füße, die gerade gut zueinander paßten, und die Schürli hatten wohl zu achten, daß sie nicht fehlgriffen, sonst hagelte Schwur und Fluch auf sie nieder. Das schien sie härter zu treffen als Prügel; sie bekreuzten sich und sahen tiefbetrübt zu Boden.

Der alte Ochsner schwieg. Er hatte versucht, sich ins Mittel zu legen, aber Baltisar schlug die Hilfe flüssig ab:

«Loß ihn, lieber Bruoder, er hat sin Wesen nit us ihme selbsten und ist ein Helfer wider ünsre Sünden.»

Rudi Ochsner zuckte die Achsel und arbeitete abseits. Er schnitt die Zwiesel zurecht, mit denen die Hölzer im Sumpfe verhangen wurden, und keilte sie in den Boden.

So gedieh der Knüppelweg, als gälte es die ewige Seligkeit. Und es galt auch so viel, wenigstens für die beiden Schürli, deren Wangen zusehends hohler wurden, während die Augen stets inbrünstiger erglühten. Dem Hans wurde dabei nicht wohl zumut. Die beiden legten sich sachte auf sein Gewissen und sanken immer schwerer hinein, wie einer langsam im

frischen Heu versinkt. Er verbiß öfter das Fluchen, als ihm bekömmlich war.

Eines Tages gegen die Mahlzeit hin, als die beiden halb verlechzt ihre Knüppeltracht vor dem Sumpfloch abluden und demütig warteten, daß er ihnen vorwarf, was der Reihe nach angelegt werden sollte, packte der Hans einen Knüppel und schleuderte ihn in die Lache, daß er aufrecht stecken blieb und alle übel bespritzt wurden. Er griff die beiden, den Baltisar und den Heini, vorn an ihren Kutten jeden mit einer Faust, riß sie hoch und schüttelte sie, dabei fletschte er sie in hellem Zorn an:

«Daß üch der hitzig Ritt ufbeiz! Potz Tauben, ich künnts nimmeh schouen an! Was hänt ihr hinter den Rippen vor ein Bütel mit Dreck! Es künnt üch einer ertreten, daß ihr ufschreiet us der lasterlichen Hoffart! Wöllet ihr anders sin unde baß!»

Baltisar und Heini hatten einer des andern Hand erfangen, während sie zwischen Himmel und Erde hingen, sie hielten einander und versuchten zu lächeln, was zu ihrem Glücke mißlang.

Rudi Ochsner sprang hinzu und rief:

«Bi dem Eid, Hans! Du sollt Fried halten! Ich mahn dich zem ersten!» Der Hans stieß die beiden ab, er starrte seinem Vater ungläubig in die Augen. Es kam nicht allzu häufig vor, daß ein Eidgenoß den andern um den Landfrieden mahnte. War einer aber beim Schwur aufgerufen, so galt es die Ehre des Mahners, vor den Herren zu klagen, wenn der Raufbold nicht abließ. Der Mahner lud eine nachhaltige Feindschaft auf sich.

«Du tuest mir hart,» stammelte der Hans.

Er trat zurück, aus seinem Gesicht war das Blut gewichen.

«Ist keiner, der sichs an mir getrouet, Vater. Die sänd ohnlidig, beid.»

Schürli, Vater und Sohn, waren Hand in Hand auf einen Knüppelhaufen gesunken, sie fanden ihr Lächeln wieder. Beide hatten sich schon des Todes versehen, was ihnen nicht

schwer fiel, da es ihre Gewohnheit war, des Äußersten gewärtig zu sein. Nur war ihnen diesmal leibhaftig angst geworden. Sie atmeten erleichtert und schlugen den Schrecken zu ihrem Bußschatz.

«Loß die», drang der alte Ochsner mit gutem Ernst, «die gohnt ein andern Weg, dann du und ich. Du künntest sie nit gewinnen. Sie tunds Gott zno Gfallen und nehmend das Krüz.»

Der Zorn des starken Mannes stockte und wich einem unverhohlenen Erstaunen. Das Herz des Alten, das schon gezittert hatte, wurde froh, da er sich des wilden Knaben erinnerte, der ihn vor Jahren aus gleichen verwunderten Augen angesehen hatte, wenn er einer Torheit überwiesen war.

Hans dehnte sich hin und her, wischte seine dreinfahrenden Hände an den Hüften, und sein belastetes Gewissen drückte den letzten Zorn nieder.

«Willtu die Kraihahnen nit vor heimlich Schälk achten, so eines Manns Gemüet us itel Hundsfötteri verhöhnend?»

«Ich sinn, sie tunds nach ihrem Glouben umb Gotteswillen.»

Der Hans schob die Mütze in den Nacken und rieb die Stirn, hinter der es ungewohnt zuging. Er brummte in seinen blonden Bart: «Was vor ein sunderlichs Gefalln er bi denen finden künnt?»

Hans meinte nicht seinen Vater, sondern den lieben Gott. Er sah den Prügel aufrecht in der Lache stehen, wunderte sich über seinen Grimm und riß den Knüppel aus, daß der Moorboden schmatzte.

Er winkte den beiden.

«Wohluf, wir wöllend darumb nit sumen!»

Doch Baltisar breitete vorerst die Arme gen Himmel und sagte:

«Herre, host du dich gewandt von üns unde din Zuchtrueten von üns genommen? Und liebest üns nit meh? Dann wen du liebest, den züchtigest du. Siehe wir sänd bereit.»

«Des solltu nit verwunderet sin», meinte der Hans. «Der willt mit siner Zuchtrueten nit allerweg in ürn ufgeschwollin

Froschlaich houen, daß es zem Himmel sprützet, das scheitzlich Wohlgefallin!»

«Hör ihn nit, Herr! So er dich lästeret, ists umb ünserer Schwachheit willen, darnoch wir des Heils noch nit erfüllet fänd zur Gänzi, daß es mit hellen Flammen von üns strahlet. Hör ihn nit, dann ouch in derselbigen verhärten Brust schlahet das Herz ehrbar gen den Vater, ob es ouch verborgen sije!»

«Halts Moul! Arbeit! Und loß eins Mannes Herz ohnbeleckt, du Tippel!»

Damit gewann der Hans sein inneres Gleichgewicht wieder, und die Knüppel fanden ihren Ort in der Lache.

Die Gotteshausleute mußten im Jahre der großen Engelweih weithin Wegarbeit leisten, so daß nur jene, die im Kloster schafften, auch dort verköstigt wurden. Die Auswärtigen erhielten ein Entgelt für eigene Speisung.

Die Sonne hing über dem Tödi, und der Magen zeigte dieselbe Zeit an, so gingen die beiden ungleichen Paare zu ihren Bündeln. Doch die Schürli setzten sich nicht, sondern standen dicht bei einander und ratschlagten. Als sie übereingekommen waren, knüpfte der Baltisar das Tüchlein auf und ging, gefolgt von Heini, zu Rudi Ochsner.

«Du bist der erst sider mannigem Jahr, so ünser nit speiet. Willtu des ärmren Bruoders Brot verachtin?»

Rudi Ochsner sah Brot und Käse, und beides trug vielfach Zeichen des schürlischen Gewerbes. Allein er wußte, daß Frömmigkeit leicht über unschuldigen Erdenschmutz hinwegkommt. Er schnitt von der gereichten Speise ein wenig ab, um den Geber nicht zu kränken, und gab ihnen von dem Rauchspeck des Ochsnerhauses, was sie freudig nahmen.

«Kummt, satzet üch ze üns», sagte Rudi Ochsner.

Sie taten es gern und hielten sich in bescheidener Nähe, sie genossen den Speck unter Augenzwinken und beifälligem Gemurmel.

Den gleichfalls angebotenen Wein wies aber Baltisar mit Haltung von sich, während sein Sohn Heini ein deutliches Verlangen kaum bezwang. Baltisar meinte:

«Er ist des Tüfels.»

«Er ist mit nichten des Tüfels, sundern Rapperswiler», berichtigte der alte Ochsner.

«Er ist dannocht des Tüfels, dann er hat min Dasein vom rechten Weg abtrieben.»

«Des züget din frumber Rüssel», brummte der Hans.

So hatte eine Vermutung, die von den Einsiedlern an die blaugesprenkelte Nase des Baltisar geknüpft wurde, ihre Bestätigung erfahren.

«Hans Ochsner, du sollt eim Mann, der büeßt, ohngeschmächet sin Buoß verschärfen. Sin Glouben solltu nit bespein.»

Der Hans sah auf, als habe er nicht recht gehört, er runzelte die Stirn. Baltisar hob beschwichtigend die Hand und fuhr schlicht und leise fort:

«Ich hab ein erschlahen im Rousch. Hab all das Meinig vor Wergeld gelan und muoß als dienen, bin hörig worden und muoß Kohlen brinnen, indem mir nit ist gelossen, was ouch die Kirchenbueß kunnt decken. Als ist all min Leben der einen Schuld verpfändt. Und ist mir das Wib verschmacht' unter der Armuet. Bi Gott, ich hab nit gelobet miner Schmach ze geschwiegen, dannocht ich hab es ton, do es der Bueß frommt. Daß ich red, machet allein, weil einer hat an diesem Tag erkennt, wir sänd nit zwen verloren Narren beid, sundern tuends umb Gotteswillen.»

Der Hans lugte mißtrauisch hinüber.

«Du hast ein erschlahn?»

«Ich hab den Matz Ploch ze Schaffhusen erschlahn unde all min Fröid mit ihm. Ich kunnt nit sagen, wie es ist beschechn, dann der Win wandlet mich ganz. Er ist vor mir gelegen, min Messer in der Brust bis an das Heft. Alle hänt uf mich gewiesen und geschrien: er hat den Matz Ploch erschlahn. Und ist min Fründ gsi.»

Sie schwiegen eine Weile, dann fragte der Hans:

«Was aller Gestalt machet ihr üch ze Narren beid vor üns?»

«Mit nichten vor allen! Indem der Ruodi Ochsner hat ünser

Bueß angesehen. So üns einer gloubet, werdind wir kein Narren nit sin.»

«Was schweigst nit uf der Straßen ganz und gar, sundern redest als ein hütziger Fraterzell, so du din Moul uftuest? All müssend lachen, es sige dann, daß eim der Zorn ufwischet, darumb daß du tuest als ein Hund, welicher den Fuoß leckt, der ihn tritt.»

Der Baltisar starrte weithin.

«Das ist ein schwer Frag, so du tuest. — — Aber ich muoß min Rousch han. Ehedem ist er im Win gelegen, jetz aber in der Schmach. Wölle Gott, daß dieser ein frumber sije. Ich weiß nit. Mir ist uf diese Stund, als sije ich von Grund us nüchteren. Das machet allein des Ruodi Ochsner Vertrouen. Mir ist, als künnt ich vor üch Ochsner beiden nit meh büeßen, indem mine Buoß in der Schmach leit und daß ich ganz sige zertreten. Ich nit weiß, ist es Himmel oder Höll: daß Gott mich hat vor üch der Buoß erlediget, oder daß der Tüfel mir wölle den Weg wehren. Ich weiß nit, was es ist.»

Rudi Ochsner sah, wie die Hände des Baltisar vor innerer Erregung zitterten, er hörte, und er glaubte dem Sonderbaren. Der Hans aber schüttelte den Kopf, doch sah er stumm zu Boden.

Heini Schürli legte seine Knochenfinger auf des Vaters Arm.

«Loß ihnen genug sin», flüsterte er, «wir wöllends zwingen.»

«Das ists nit, Heini. Hat anher keiner geruofen und gewinkt, darumb so ist es still beschechn. Der Ruodi Ochsner hat aber geruofen. Er hat von dem geringen Brot gessen, indem wir sin Gemüet versuochet han. Nu gilt ein Frag, was Hochmuet sije oder nit. Dich hänt die Brüederen vom gemeinsamen Leben us Sindelfingen geschickt, uf daß du des Vaters Buoßwerk teilst. Willtu nun Zäun unde Muren ufrichten?»

So sahen die Ochsner, daß nicht sie die Wählenden waren, und das verdroß beide nach eines jeden Art.

Der Rudi meinte: «Sollich Zweifel mügen dich nit bedrucken, Baltisar Schürli. Gang diner Weg nach dem Glouben ohngeschorn umb mich oder ein andern.»

«Ich habs ton und wills furthin ton. Allein es ist härter, dann du vermügest es ze glouben.»

Der Hans winkte ab. Er stützte sein Kinn in die Fäuste und genoß die Ruhe. Im Rudi Ochsner stritt für und wider. Fast gereute es ihn, das er sich in den Handel gemengt und den Sohn beim Eid gemahnt hatte. Er wurde eher darüber zufrieden, daß der Hans die scharfe Mahnung bei den wunderlichen Worten des Baltisar verschmerzt zu haben schien, als daß er die Zunge dieses Mannes gelöst hatte. Die Reden des Baltisar fingerten ihm zu nahe bei seinem eigenen Wesen herum, und das stand keinem zu. Der Hans hatte das Richtige erwittert: Halts Maul! Arbeit' und laß eines Mannes Herz unbeleckt! — Aber es blieb im Rudi Ochsner ein ungeklärter Rest. Er war zu dieser Stunde der unruhigste unter den vier Männern. Die beiden Schürli wichen wieder in ihre Dämmerung zurück. Der Baltisar hatte endlich gesprochen und war damit mehr gestillt, als sein Gehaben eigentlich vermuten ließ.

Da sie die Arbeit wieder aufnahmen, sagte der Hans:

«Tuet ihr nach ürem Bedünken, ich will üch nit hetzen.»

«Wir wöllends ton.»

Sie schafften jedoch nicht weniger als zuvor, da der Wille des starken Mannes über ihnen gestanden war. Sie mühten sich im Schweiße des Angesichtes bis an den Rand ihrer Kräfte. Das tilgte den leisen Verdruß der Ochsner, denn sie sahen, daß die beiden nicht unwert seien. Rudi Ochsner konnte zufriedener den Tag beschließen, als er gehofft hatte, allein weder er noch der Hans sprachen, als sie gegangen waren, während die beiden anderen am Arbeitsplatze rasteten, vom Baltisar Schürli und seiner Buße.

So ging die Fronzeit zu Ende, ohne daß die ungleichen Männer mehr mit einander geredet hätten, als nötig war. Doch am letzten Abend, da der Klostervogt die getane Arbeit besah und sie der Pflicht ledig geheißen wurden, hing eine leise Spannung den beiden Alten an.

«So du in einer Not sollt sin, gang ins Ochsnerhüsli an der Tüfelsbruck», sagte Rudi Ochsner dem Baltisar.

«Du kennst mine Not, lieber Bruoder, es möcht mir kum eine härter zuostoßen.»

«Wir hangend all am Leben, Baltisar Schürli.»

«Das sije Gott geklagt.»

«Des sije er gepriesen, dann es ist von ihme.»

«Wohl dir, du hast kein Toten nit vor dir liegen und din Messer steckt ihme in der Brust bis ans Heft.»

«Ich han als ouch min Toten, Baltisar Schürli.»

So schieden sie von einander.

Auf dem Heimwege meinte der Alte zum Hans:

«Er wird nit kummen.»

Der Hans brummte: «Sie sänd dannocht Narren beid. So ers im Rousch ton hat, was mueß er all sin Leben darumb hinschmeißen.»

«Hans, wir sänd all dessen Narren, was über üns hinweggoht. Und wir sänd in eim ohnsichern Grund verhangen als die Knüppeln in dem Moor. Und weißtu, ob es weise sije unde gerecht, was über üns hinweg willt, dessen hinwider wir die Knüppeln sänd und der Weg? Du weißt es nit. — Also wir hänt ein Weg gebout vor die Vielen, so zu der Engelwih kummen wölln. Es werdind die mehristen Narren sin: der hoffärtigen Demuet, der itlen Grechtigkeit, der Luog wider das eigen Herz. Die werdind all meinen, als frumb unde gerecht ze sin und nit im mindest Narren. Dann sie gohnt den Weg, zuo dem die Lüt sagend, es ist ein frumber und grechter Weg. Was gloubest du, mueß Gott und die heilig Jungfrou dasselbig meinen dann die Lüt?»

«Ich frag nützit nach. Wir hänt ton, was üns ist zuokummen. Und so einer mir wöllt in die Quer mit Ohngebühr, der soll guet versechen sin, dem will ichs wohl weisen.»

«Hans, das ist din Art und ist ein trüe Art. Jedannocht es lebet ein ander Art, die wund wird und bluotend an ohnsichtbaren Dingen. — Morgenden Tages wöllend wir uf das Habernfeld, dann es ist hoche Zit, sunst möcht er nit reifen. Und die Wochen gang ich als ouch uf Schmerikon und kost den Win. Es möcht ein richs Johr sin, do müessend wir zesammen stohn».

Über den Alltag und seine Arbeit wurden Vater und Sohn einig. Aber sie hatten an dem Büßer Baltisar erlebt, daß sie unter anderen Gestirnen gingen. Der Alte dachte in diesen Tagen mehr an Jungrudi. Es focht ihn, während sie auf ihrem Knüppelwege hinschritten, eine Sehnsucht nach dem Toten an.

In der dunklen Flur des Ochsnerhauses saß auf der Treppe der kleine Theophrast und rührte in einem Tiegel.

«Was tuost, Fräsleli, in aller Finsternus?»

«Die Muotter leidts anderst nit.»

«Was rührst do?»

«Ein Salben vor Podagram.»

«Kumm, es wird Nacht.»

«Min Salben ist nit gar.»

Rudi Ochsner öffnete die Gademtür, es fiel Licht auf den Kleinen, der ruhig rührte.

Der Alte kehrte noch einmal um und setzte sich zu ihm auf die Treppe, deren nächste Stufe von den fragwürdigen Heilmitteln zeugte.

«Was vor Ding, Fräsleli, Kotz Tüfel! Kühdreck, du Säuli!»

«Sine Salben stinkend ouch», meinte das Kind ruhig.

Der Alte lachte. Theophrast sah zu ihm auf und runzelte die Stirn.

Der Alte lachte noch mehr, bog den blonden Kinderkopf zurück und sah in die funkelnden Augen. Da verstummte der Alte, eine jähe Freude schlug ihm durch die Brust.

«Fräsleli, dine Ougen sänd Ochsnerougen!»

«Was!»

«Dine Ougen, Bübli.»

Theophrast wandte sich wieder an seine Salbe, denn der Großvater redete ungereimte Dinge.

*

Konrad von Rackelberg, Fürstabt, ballte die Fäuste und knirschte mit den breiten, immer noch blank bewehrten Kie-

fern, denn er mußte wohl oder übel an die Briefe. Den Winter über war der Prior Diebold hinter den Büchern gelegen, ein hoffärtiges auf Latein und Griechisch geteiltes Narrenhabit, mit gelahrtem Lappen- und Zaddelwerk behangen, für sich zu schneidern. Der Fürstabt konnte dem Prior nicht wehren: die gelehrten Traditionen des Ordens! Wo es nun galt den aufgezäumten Dünkel vorzureiten und das ersessene Latein an den Mann zu bringen, verzog Diebold hinter der Wirtschaft: Der gefürstete Abt zu St. Gallen möchte es übel vermerken, wenn er, der Prior, und nicht der Fürstabt von Einsiedeln selbst schriebe. Ein Pfleger sei unwürdig, in St. Gallen geheime Winke zu erteilen. Die geheimen Winke! Glossenweis könnten sie von ihm am Briefrand erledigt werden! Dann möchte man in St. Gallen den Unterschied am Stil bemerken. Dort sähe man auf Stil. Da saß der Hieb. Die sollten ihren Stil völlern, als säßen sie bei gebratenen Pfauen mit Pfeffersauce und käuten Portulak dazu! Er war ein Mann von schlichten Sitten, Konrad von Rackelberg.

Gestern hatte der Prior den Hilfsschreiber geschickt, das Schreibzeug in Stand zu setzen. Gut, das war angeordnet. Dann kam er selber nachsehen, ob alles wohlbereitet sei, und brachte zwei Buch Papier. Es sei Baseler auf spanische Art. Abt Konrad hätte es dem Prior gern an den Kopf geworfen. Seit der Mette ging er vom Schreibpult zur Tür hin und wieder. Er fegte eine Straße in das frisch aufgestreute Reisig.

Er stand in gesunden Säften, brach in die Fünfziger ein, als läge dort der Schatz der Jugend verborgen. Das römische Erbrecht, fidei commissum, der Teufel hats über die Alpen geworfen, und der deutsche Adel duckt sich drunter, um Familie zu halten, denn die Zeit frißt den Adel an — das fremde Recht hatte ihm den Ring an die Hand gezwungen. Sonst schlügen seine Pulse nicht durch Cuculla und Tunica, und er trüge eine natürliche Glatze.

Unter den Eidgenossen hielt ers noch am leidlichsten aus, obwohl er fluchte. Die Eidgenossen wehrten sich gegen das römische Recht, sie konnten freudige Kerle bleiben. Er war

unterlegen, Konrad von Rackelberg. Übrigens der Giel zu St. Gallen ist stets ein Mann von Herz gewesen. Und dort vom Bodensee einwärts in den Appenzeller Bergen warteten die Holzhaufen der Höhenfeuer auf den Brand, die Hände lagen an den Glockenstricken. Der Kaiser Max soll nur die Eidgenossen in den römischen Rechtssack zwingen wollen. Die werden stürmen, und er, Konrad von Rackelberg, wird seine Gottshausleute nicht halten. Ist nur erst der Engelweihtanz vorüber und wieder Ruh und Fried für sieben Jahr.

Aber das wäre bestenfalls Politik. Er sollte Briefe schreiben. Nicht allein nach St. Gallen. Nach Schaffhausen, Pfäfers, Weilheim, Blaubeuren, Ochsenhausen, Ensdorf, überall hin, wo Zeit und Wege günstig schienen und die Regel des hl. Benedikt galt, damit der Beichtpfennig hübsch im Orden bleibe. Auch nach Fulda und Reichenau, dort hielten sie desgleichen gelehrte Traditionen, und dorthin mußte sein Latein. Desgleichen ans Mutterhaus nach Neapel der italischen Pilger wegen und über Basel nach Cluny der Franzosen halber. Zur letzten großen Engelweih hatte er vierhundert Beichtväter aufgeboten, und es war Mangel gewesen: über hundertfünfzigtausend Pilger. Weiß Gott, ein Fähnlein schwyzer Fußvolk stünde ihm besser an! Aber die brauchten keinen vom angenagten deutschen Adel, den das römische Recht erhalten muß.

Der Abt besah das Schreibzeug. Etliche Kalmusrohre, einige Gansfedern, alle fein geschnitten, fügsam und weich, wenn man sie am Daumennagel probierte. In den Nagelfalten saß noch ein wenig braunes Blut. Der Abt schleuderte die Feder aufs Papier. Aber sie sank sanft nieder, das ärgerte ihn: seine Wucht brach an dem allzu leichten Gewicht der Gansfeder. Er trat ans Fenster, öffnete das Ausguckflügelchen, starrte in die Dämmerung und leckte am Daumennagel.

Vorgestern noch: sein letzter Hirsch. Das Jahr stand sechs Tage vor Mai. Sein Pferd hatte er bei den Frauen in der Au eingestellt und war mit den Bracken gebirscht. Der Wind kam von Süden. Er wußte, daß ein Gutgeschränkter unter

dem Haggeneck wechselte. Er hatte ihn für diesen Abend gespart. Von ihm kam der Blutrest.

Der Winter war mild gewesen. Die Tiere trennten sich bereits vom Rudel ... aber in die erste Brunst fiel die Engelweihe! Da kommen sie mit Kerzen und Fahnen, endlos. Je näher desto unersättlicher in ihrem heiseren Geplärre. Der Wechsel am Haggeneck wird wieder verdorben sein, Konrad von Rackelberg wird bis an die Myten müssen, das vergrämte Wild zu finden.

Die Briefe! Der Giel zu St. Gallen tat es leicht mit einem flüssigen Latein und alle, alle andern. Die hatten ihr wohlbesetztes Skriptorium, sie brauchten nicht für die heiligen Zeiten etliche Schreiber irgend woher zu betteln. Im gnadenreichen Einsiedeln stand er, Fürstabt, Konrad von Rackelberg. Das versammelte Konsistorium war der Propst Diebold von Geroldseck und sah auf gelehrte Traditionen. Der Dechant, der die Klosterzucht bestreitet, blieb wieder er. Der Pater cellarius hieß Diebold von Geroldseck. Einsiedeln hat an ihn kommen müssen, da man es verlottert und ausgesogen hatte. Keiner biß an und wollte in die Einöde; auch die Jagd war anderweitig besser. Die vier Schwesternhäuser? Kaum mehr der Rede wert, einzig das in der Au. Und dort flog selten ein frisches Leben zu. — Als vom Hans Waldmann, der gehürnten Zuchtpauken in Zürich, das Frauenmünster durchfegt worden war, sind etliche verscheuchte Täublein über den Seen heraufgeflattert. Ansprüche haben sie gemacht. Im Stift waren sie damals noch ihrer fünf gewesen, der Krachwadel Dekan Engelbert hat nicht mehr gezählt. Sie hatten zu tun bei den sieben hergescheuchten Frauenmünstlerinnen. Doch sind sie alle fünf in Feistzeit gestanden, taugliche Beichtiger, obgleich sie nach den ersten hitzigen Wochen ausgesehen haben wie die Hirsche im November. Nur die Roswitha hat sich gehalten. Die war kein Strohfeuer. Aber jetzt auch nur mehr ihre eigene Glut, gehegte Glut — ein dutzend Jahre. Inzwischen ist der Diebold gekommen, und in den sind nunmehr die gelehrten Traditionen gefahren. Die andern sind

abgefallen. Den Bastian haben die Franzosenblattern gefressen, der Reinhard ist am Sumpffieber verendet, der Benno tut Buße. Der Ambrosi hat einen hohen Protektor und sitzt in Mainz. Der Engelbert hat nicht gezählt, der war schon eine halbe Leiche.

Abt Konrad sah über das Moor hin. Mühselig kämpfte der erste Tag mit den Schatten, die im weiten, grauen Nebel verstrickt lagen und nicht weichen wollten. Durch den offenen Gucker strömte der feuchte Frühhauch herein und netzte wohltuend das Gesicht. Der Brühl lag leer, die Rinder brüllten noch im Stalle. Aber der Hof war laut vom Diebold und seinen Leuten. Die Öfen wurden angeschürt, die Rauchfänge dunsteten von der feuchtgewordenen Kohle des Narren Baltisar. Diebold goß Zeichen aus Blei, Kupfer, Messing. Zwei Münzmeister, aus Zürich einer, der andere von St. Gallen, standen mit ihren Knechten seit einer Woche im Futter und guten Lohn des Stifts. Von dem gemünzten Zeug wurde etliches versilbert, daß es hübsch und gediegen glitzerte. Der Diebold goß kleine Arme, Beine, Augen, Herzen, Köpfe, Frauenbrüstlein aus rotem, gelben, blauen Wachs. Meist aus rotem, doch gab es etliche Fromme, die mehr von der blauen und gelben Farbe hielten. Jedem nach seinem Glauben. Gesegnet sei eine trächtige Dummheit, wenn sie nur rechtzeitig niederkommt. Nachher schmolz alles wieder in demselben Tiegel zusammen. Der Diebold zog Lichter nach allen Größen und Gewichten. — War dann der Kram im Wechselschuppen aufgespeichert, schwang er, Konrad von Rackelberg, Fürstabt, den Weihwedel drüber, und die Schulden des Stiftes, die Völlerei der vierzehn Engelweihtage waren bezahlt, und dann galten die gelehrten Traditionen des Ordens wieder.

Der Abt schlug das Guckfensterchen zu, daß die Butzen klapperten. Er trat an das vierbeinige Schreibpult, auf dem des Lämpchens Schein noch sieghaft dem Morgen widerstand. Er tauchte eine Feder ins Tintenhorn, spritzte sie weithin aus und schrieb. Zunächst nur den Entwurf. Er gedachte später des Reuchlin Vocabularius Breviloquus von Diebold aus-

zuleihen und des Jakob Wimpfeling Elegantiarum Medulla, damit er vor den spottlustigen Augen derer zu St. Gallen, Fulda, Reichenau bestehen könne — des törichten Geredes wegen, um ihnen keinen Fallstrick des gelehrten Hochmutes zu drehen — seinetwegen gewiß nicht. Er war ein Mann von schlichten Sitten, Konrad von Rackelberg.

Er schrieb:

«Min fründlich und allzit willig Dienst, Liebs und Guts dem hochgeboren, fürnehmlich gottwohlgefälligen und der hl. Jungfrau merklich zutanen Herren und lieben Bruder, minem vertrauten, hochgeachten und günstigen, gefürst'ten Abt Gotthard Giel von Glattburg zu St. Gallen zuvor.

Indem unser lieben Frauen allhie ze Einsiedlen Engelweih hinwiederumb ist das siebend Jahr umb und allso mit großem Drang der vielen Pilgeri muß das hochgelobet Fest erneuert sin, wir aber in eim merklichen Mangel stehend, nit allso unseres Glaubens und guten Willens, denen haufendweis Wallfahrenden zu ihrem Heil zu verhelfen, jedannocht mangelnd an Zahl und menschlich beschlossenen Kräften (wir sein alleinig zween, als dir ist wohl bekennt) sijest du günstig gebeten und durch diese mine Botschaft und Bitt liebreich ermahnet: unser lieben Frauen Stift zu Hilf, Lob und Ehr bi etlichen zwenzig, als du von wegen des Heils derer zu St. Gallen vermagst ihrer zu entbehrn, von denen Brüdern zu schicken uf diese Engelweih. Die sollend Bicht hörn.

Sunderlich aber so du ein hast, wohlberedt und von indringlicher Zung, als nit mit Pochen, Pultdreschen, Schwörn, Höll- und Tüfelmaln als viel mehr, der och ein ziemlichen jocus und herzhaftiges Wörtlin verstünd, so solltu ihn zum Predigen schicken. Dann also wöllends die Pilgeri gern, und ist billig nach ihres Weges Schweiß und Ohnrast, ihnen ein fründlichs Wort zu gunnen und ihre bußzerknirschete Seel verschnaufen lan.

Desglichen gehet min dringlich Bitt: sie sollten, so es sich schicket, nit allzu jung an Jahren sin und an Kräften

ehender gestillt und des Blutes Ohnband entladen, indem wir sie einer wohlgeschmälzeten Atzung versichern, und wird desglichen des guten Tropfens kaum ermanglen, also daß sie nit denen Wallerinen, so Frauen als Maidlein, allzuheftig bi ihrem sündhaftigen Teil der menschlichen Natur vermahnend item gar selbsten überführeten. Dann sollichs ist uf der letzten Engelweih beschechn und ist vermerkt worden, daß etlich nach Kompletezit in weltlicher Gewandung seind umbbirscht und habend ihr caratheria clericalis schlecht verhehlt, indem mit abfallendem oder verrucketem Barette etlich habend die Platten gsen, was ein Ärgernis gibt, sunderlich vor die Mannslüt. Und ist ufkummen, daß etlich gemürmelt hättind, als seiend Nunnen gnug am Ort. Das war nit wohl zu vernehmen vor unser lieben Schwestern. Die habend all tan was in ihren Kräften gestund.

Demnach solltu vor deine Wahl und Usles' besonnen sin, was dem Doctori Angelico ist über die menschliche Natur wohlweislich entschlüpfet, obglich er ein Dominikaner und mit nichten von unserm hochgepriesenen Orden ist gewest.

Also stehet in quaestione LXXXIV wie folgt:

„Ipsa naturalis inclinatio ad virtutem verum valde diminutum."

Wahrlich ein Wort! Dann wir seind als von Nature in der Tugend gewaltiglich geminderet. Das gut Essen und Trinken allhie mehret aber naturam und minderet virtutem dest mehr. Hinwiederumb ist ohngerecht, denen Brüderen, so in harter Arbeit stehnd, die Schüßlen und Krüg uf die Kredenz der strengen Regul zu stellen, dann es stehet: «Du sollt dem Ochsen, der drischt, das Maul nit verbinden.» Wenn schon nit dem dumben Vieh, als dest minder denen Brüderen. In Summa: Du sollt, wohlweiser Fründ und Helfer unserer Mutter Kirche in Sunderheit aber unseres hochgepriesenen Ordens, ein solich Dilemma oder Zweifel durch din berühmet Einsicht und angeboren

Scharfsinn ex fundamento tilgen, glichwohl mir aber nit ein Haufen zahnlucketen Podagram und schlotternd Gebein, so in den Bänken, do sie bichten wöllend, ehender schlaft als höret, zuschicken, dann ich besorg Ehr, Lob und Preis der hl. Jungfrau und sunderlich unseres erlauchten Ordens, item der Bichtpfennig ist kein kleins in Betrachtung der großen Zahl derer, die da wallen.

Wir wöllend nit nachstahn und also denen heiligen Aposteln auf dem Fuß folgen, uswerfend die Fischnetz. Ist och allhie kein ohnfruchtbar Gewässer, indem sie willig zuströmen und sich begeben. Sollichs tut ouch uns armen Fischern not, indem wir wohl nachfolgen aber in nichts nit zu glichen vermögen, was Fichkunst belanget, denen heiligen apostolischen Fischeren.

Nun solltu sin empfahend diese Botschaft us eim getrüen Gemüt ohn ciceronische Blümlein und attische Tänz, dann ich bin ein schlichter Mann Gottes und der hl. Jungfrau zutan, so glichermaßen ihrem und Gottes eingeborenen Sohn vor sin göttlichen Wort nit hat ein eleganten stilum einbleuet, da sie ihme das Reden bibracht.

Die hl. Jungfrau wölle diner pflegen und des hochberühmten Stifts!

Ze Einsiedlen geben die pro festo Marci Evangelistae ANNO MCCCC ...

Konrad von Rackelberg
Fürstabt allhie.»

Inzwischen war ein Regentag mit seinem grauen Lichte durchgebrochen. Der Abt hatte die Primglocke überhört, es mochte auf Terzenzeit zugehen. Abt Konrad überlas seinen Brief und fühlte sich erleichtert. Er stand noch vor der kitzligsten Arbeit: Umgießen in lateinische Eleganz. Aber der Anfang war gemacht, und der Fürstabt blieb entschlossen, dort wo der Wortschatz des Cicero nicht ausreichte, den Mutterlaut bestehen zu lassen, denn es galt den lateinischen Gugelleuten zu zeigen, daß es ihrer Eleganz an Saft gebreche. Er konnte es keck wagen. Sie kamen, auch wenn sie

lächelten. Man wußte, daß man ausgefüttert und mit vollem Säckel heimkehrte.

Zu gleicher Zeit hingen die Eidgenossen einen Brief in Zürich öffentlich aus, mit ihrer Länder und Städte Secret und Insiegel bewehrt. Sie sprachen den Pilgern der untreuen Läufe halber Sicherheit zu und Geleit, zwischen Bodensee und Rhein durch all ihre Städte, Dörfer, Länder, Gebiete, Gerichte, Zwinge und Bänne frei ihres Leibes und Gutes zu wandeln und zu fahren.

Die Kaufleute, Bettelmönche, Lollharden und alles fahrende Volk redeten den Brief überallhin aus. Sie lockten den feisten Bürger gern vom warmen Neste weg auf die Landstraße und hatten ihre Freude an Zuzug und Masse. Im weiten Umkreise des Gnadenortes spannten sie ihre Netze und schuppten die Fische — oberflächlich wohl im Vergleiche zur Häutung am Gnadenorte, denn was da auf der Landstraße von der offenen Hand lebte, hatte kein Recht, jemand den alten Adam auszuziehen und den neuen, der vom Ablaßsegen funkelte, über Ohren, Augen und Herzen zu werfen — aber immerhin ergötzlich genug.

Der Frühling und Sommer wurde den Einsiedlern heiß, und manch eines Häuslers Säckel verblutete in die Taschen der Maurer und Zimmerleute. Klaus Weßner stieg mehrmals in seine Mausefalle hinunter und liebkoste die angeschimmelten Lederbeutel, ehe er sie rinnen ließ. Das Dorf schallte vom Hiebe der Beile und vom Pochen der Hämmer. Der schwarze Adler, der rote Ochs ließen die verräucherten und bespieenen Wände ihrer Herrenzimmer abkratzen und auftünchen; der Pfau, der andere Ochs und besonders der weiße Wind schlug ihr Inneres mit guten Stoffen aus. Pfau, Ochs und Windhund erwarteten die vornehmen Herren.

Im Haus an der Teufelsbruck türmten sie das Gerät in zwei Kammern und zimmerten einen Notstall am Sihlhang zurecht; Mensch und Vieh mußten für die beiden Wochen der Engelweihe weichen. Bänke und Tische standen rings um

das Haus auf blankgeschälten Pfählen. Herr Wilhelm sollte mit Frau und dem Kleinen für die Zeit hinüber ins Pilgerspital, das hochgiebelig am Eingang von Einsiedeln stand, Priester, Studiosi und Kranke aufzunehmen, bis seine Kammern überfüllt waren.

Dem Fürstabt summte der Kopf von Verordnungen: Beichtväter, Feuer, Wachen, Prediger, Krämer, Bäcker, Metzger, Wirte ... je höher der Sommer stand, desto mehr Sessionen mit aller Welt Obrigkeit. Und Propst Diebold seufzte nach der Beschaulichkeit des letzten Winters, wie der Fisch im Boote nach der Welle.

Hans Ochsner erhielt eine neue Rüstung. Er war mit andern hundertfünfzig auserwählt. Die sollten an der Schindellegi, auf der Klause, an der Alpbruck und der Teufelsbruck, unter den Klostertoren und in der Kirche Wache stehen, der Vagabondie, dem Aussatz und anderer Pestilenz zu wehren. Schirmer hießen sie und waren alle Erlesene des schwyzer Schlags, die ihren Mann zu fassen wußten. Ihnen allen drohte das Schelmenbuch der Reisläufer. Sie lauschten begierig, wenn einer vom Bodensee herüberkam und etliches über den Kaiser Max und den schwäbischen Bund zu reden wußte.

Die Schiffe der beiden Schiffergenossenschaften zu Zürich lagen frisch geteert im Uferwasser. Die Meinradsbrunnen weithin auf den Straßen waren gereinigt.

Auf dem Brühl vor dem Kloster standen zwei Kanzeln, und am Galgenberg waren Pranger und Trülle neu gezimmert worden.

Im Stalle der Abtei schnoben die beiden Engelweihochsen unter der Feiste, ein jeder seine fünfundzwanzig Zentner schwer, ihrem Ehrentage entgegen, da sie, schwarz-gelb geputzt, in feierlicher Prozession zur Schau geführt werden sollten, ehe sie ihr Fleisch und Fett dem Bratspieß überlieferten.

Der große Wechselschuppen war angefüllt, und an den Bretterbuden der Kramgasse, die vom Frauenbrunnen aus

das Dorf abwärts lief, verhallten Axtschlag und Sägesingen der Vorarbeit.

Die letzte Zufuhr kam von Wattwil herauf. Zwölf Karren mit Druckwerk: Chroniken, Gebete, Heiligenbilder, Ausgaben der Engelweihbulle aus den Offizinen von Nürnberg, Ulm, Straßburg, München und Freiburg.

Die große Göttin

Els Ochsnerin war zwei Tage vor dem Feste mit aller Arbeit so weit gekommen, daß sie Mann und Kind in die fernhinschauende Giebelkammer des Pilgerspitals einholen konnte. Die meisten Gottshausfrauen, die unter ihrer Aufsicht gefront hatten, waren entlassen worden. Sie saß am Abend dieses letzten schweren Tages, blaß, abgemagert, daheim, und erwartete Bombast von Willerszell her. Sie war allein und sprach dem Krüglein Milch nur mäßig zu.

Die Fenster standen offen. Mit dem kühleren Hauch drangen in den herdwarmen Gadem die Stimmen einiger Krämer herein, die am Tisch vor dem Ochsnerhause eine letzte Rast gemacht hatten, um Erkundigungen einzuziehen und die vom Paßwege erschöpften Tiere ein wenig stehen zu lassen. Der alte Ochsner wußte, wohin er die Gäste zu weisen hatte. Er stand an der Teufelsbruck auf einem Posten; es gingen ihm von Einsiedeln her Winke zu. Er gab seinen Rat bedachtsam, als müsse er sich für die oftgestellte Frage jeweils besinnen. Das ehrte den Gast und schuf Vertrauen.

Theophrast huschte im Hause umher. Er schleppte einen Brotbeutel hochgeknotet am Hals und füllte ihn mit den nützlichsten Dingen für den Auszug.

Er kannte den Weg hinüber, aber seine wahre Länge hatte er erst im Frühjahr ausgemessen, als sie den schwarzen Änderle henkten. Da war er zum ersten Mal auf eigenen Sohlen bis auf den Galgenberg vorgedrungen, und zwar allein.

Der Änderle hing am Galgen, machte große Augen und streckte die Zunge heraus. Die Augen starrten auf zwei Raben, die ober dem Änderle auf dem Riegelholz saßen und, da sie

sich von dem glasigen Blick immerhin getroffen fühlten, vorsichtig bald mit dem einen bald mit dem andern Auge herunterfunkelten. Theophrast suchte einen flachen Stein, der gut durch die Luft pfiff, und hätte den einen Raben fast getroffen. Die schwarzen Vögel schwangen fort gegen das Stift zu und krächzten. Theophrast bekams mit dem Gewissen: am Ende hatte er die heiligen Raben des St. Meinrad erschmeißen wollen, sie strichen zur Gnadenmutter hinüber und würden es nicht verschweigen. Der Änderle sah zum Querbaum hinauf und bleckte die Zunge, obwohl die Raben fort waren. Das war unheimlich, wenn er auch sonst ruhig hing.

Theophrast setzte sich an den Straßenrand dem Gehenkten gegenüber. Nach Einsiedeln blieb ein gutes Stück. Dort hätte er den Götti besuchen können. Doch der mochte ihn nicht, und er mochte den fetten Götti ebensowenig. Der brodelte immer aus seinem schleimigen Hals: «Frästli, daß Gott erbarm, bist als ein dürftigs Büebli und hast kein Heiligen nit.» — Zum Götti wärs aber näher gewesen als heim. Theophrast sah immer wieder zurück. Haus und Teufelsbruck hatte der Erdboden verschlungen, sie lagen in der Schlucht. Hätte die Mutter ihn am Tage vorher mitgenommen und nicht eingesperrt, als sie den Änderle henkten, so hätte er nicht auf eigene Faust gehen müssen. Und es war kaum des weiten Weges wert. Er hing ganz still, sah den neuen Balken an, bleckte dabei die Zunge, und seine Hände waren hinter dem Rücken zusammengebunden. Er hätte höchstens mit den Füßen stoßen können. — Und vor ihm haben sie alle Angst gehabt, nur der Theophrast nicht. Er hat den Änderle gut gekannt, denn der hat weitum alle Vogelnester gewußt. Sie haben ihn geprügelt, weil er einmal mit dem Änderle im Borzerwald war und das Kiebitzei von ihm genommen hat. Seit der Zeit ist es schwer gewesen, Freundschaft zu halten. Alles mußte verschwiegen bleiben. Und der Änderle konnte erzählen, wie weit er über allen Bergen gewesen war. Jetzt aber mußte er bleiben, konnte nichts mehr als die Augen verdrehen und die Zunge blecken. Seine Füße hingen einer über

dem andern, als seien sie über Schnee gelaufen und frören. Theophrast stand auf und ging unter den Galgen, um zu fühlen, ob des Änderle Füße wirklich so kalt seien, wie er tat. Er streckte sich, aber erlangte ihn nicht. Da kam ein Klosterknecht mit Pferd und Karren den Weg vom Stift her. Er kannte das Kind und nahm es auf dem Karren mit.

«Der Änderle ist min Fründ gsi», erklärte Theophrast, während er in dem rüttelnden Karren stand und sich festhielt. «Und er ist über alle Berg gewest, nu aber hanget er und hat kalte Füeß.»

So wußte Theophrast, wie weit es eigentlich nach Einsiedeln sei, wenn einer nicht reiten noch fahren konnte, darum auch wollte er sich und die Seinen für alle Fälle versehen. Es wurde der Brotsack voller und die Sorge des Theophrast leichter.

Zwei Nägel und vier Knöpfe lagen zu unterst im Sack. Ein Ballen Hanf, weil nur ein kurzer Strick aufzutreiben war. Ein Stück Tuch, wenn Hose oder Ärmel ein Loch bekämen. Ein Strumpf, zu dem der Zwilling fehlte. Eine Glasscherbe, mit der man Aufgeharschtes von Tisch und Bank kratzen konnte, daß die Mutter beim Scheuern eine Erleichterung fände. Eine Schelle, mit der er läuten wollte, wenn er die Mutter im Gedränge verlor. Der Plappart, den ihm der Götti zu hl. drei König geschenkt hatte, um Schafböck beim Lebzelter, Lichter für die Gnadenmutter, wächserne Arme und Beine, vielleicht auch einen jungen Maulesel für den Vater zu kaufen, denn das Schwabenjörgeli war schon alt. Aber auch für alle Fälle ein tüchtiger Keil Brot und ein Stück Käse: es konnte etwa alles Brot in Einsiedeln ausgehen, dann wollte er mit dem seinen der Mutter und dem Vater beistehen und sich recht als einen vorsichtigen Mann erweisen. Er hatte die Nahrung für diesen Zweck längst beiseite gebracht. Überdies führten auch die Pilgeri Brot und Käse in ihren Säcken mit. Dazu kamen noch fünf Nüsse, ein blaues Band, so lang, daß es zweimal um seinen Bauch ging, ein Bogen Druckwerk aus irgendwelchem Buche, den hatte Theophrast

unter einem der Gasttische gefunden und wer weiß, was für wichtige Dinge darauf standen. Dann noch ein Stück Kette, das einen Übeltäter fesseln konnte, wenn einer sich an Vater oder Mutter vergriff. Die Läufe waren ungetreu. Etliche Hutzelbirnen. Und jenes bunte Seidentüchlein, das ihm von der Mutter nach langem Für und Wider geschenkt worden war, als der Vater ihr zwei schöne, neue aus Zürich mitgebracht hatte.

Mit dem Brotsack schleppte sich Theophrast seit frühem Morgen und fuhr alle Winkel aus, um nichts zu vergessen, was den Seinen von unberechenbarem Nutzen sein konnte. Ein leises Fieber befiel ihn, als er endlich das Schwabenjörgeli an der Krippe vor der Tür fand und wußte, daß der Vater von Willerzell zurück sei. Sie mußten fort. Er brauchte nur noch sein Schwert umzubinden.

Das Schwert lag im Gadem unter der Ofenbank. Der Marx hatte es aus Eschenholz geschnitzt. Die Schneide war mit Eichengalle schwarz gefärbt, Griff und Bügel mit Zwiebelschale goldbraun. Das Schwert schnitt den dicksten Schierling glatt durch.

Im Gadem saßen Vater und Mutter. Die Mutter lehnte an des Vaters Schulter und hielt die Augen geschlossen. Aber der Vater sah unwillig drein. Theophrast hörte noch:

«...ist Ohnrecht an uns, bist ausgeronnen, und du bist min und des Buben, sunst niemands.»

«Ist dannocht min Hoimat, Bombast, und ich müesset vergohn», flüsterte Els.

«Sie händ es nit vergessen; ich bleib der Schwob, und steh ich gleich im Einsiedeler Dienst. Nu flackerts am Bodensee und Rhein, sie sänd von Tag zu Tag mehr in den alten Zorn verbissen. Balde so brennend sie und blüetend, dann wird min Heimat bespien und min Bluot von aller Bosheit geschmächt.»

«Du bist hie wohlgelitten, Bombast, und ich müesset vergohn.»

Theophrast sah nicht gern, wenn Vater und Mutter bei-

sammen saßen. Eine ungewisse Scheu bedrängte ihn dann. Sooft er konnte, trennte er sie. Beide liebte er, doch den Vater anders als die Mutter. Er vermochte nicht diese Liebe zu vereinen.

Lag die Mutter zärtlich hingegeben an des Vaters Brust, wie in diesem Augenblicke, dann glaubte er eine entwürdigende Schwäche zu beobachten. Liebkoste Hohenheim seine Frau, empfand er deutlicher: der Vater stellt sich bloß. Er litt es, und ein sanfter Frieden erfüllte ihn, wenn beide Eltern ihm mit streichelnder Hand begegneten. Aber das sah er nicht. Hätte ers gesehen und nicht nur gefühlt, er würde ihre Liebe vielleicht trotzig abgewehrt haben. Nicht Eifersucht trieb ihn zwischen Vater und Mutter, wenn beide einander umfingen. Das augenfällige Zeichen ihrer Liebe befremdete ihn bis zum Unwillen. Er wußte nicht, daß sie selber mehr fühlten als sahen, wenn sie zärtlich zueinander waren. Und der andere schlummernde Grund blieb, daß er beide anders liebte. Er schied das Wesen des Mannes von dem der Frau ahnungsvoll. Noch fühlte und wußte er von dem Bande nichts, das beide unlöslich umschlingt.

Was tut der Mann solch heimlicher Wirrnis gegenüber? Er zieht das Schwert und zerhaut die Knoten. Theophrast drängte sich mit erhobenem Schwerte zwischen Vater und Mutter.

Er sagte: «Nu müessend wir reisen.»

Sie wollten ihm den wohlgefüllten Brotsack abnehmen, aber er wußte seinen Willen mit Glück durchzusetzen. Der Großvater hob ihn vor die Mutter auf das Schwabenjörgeli, das unmutig über die neue Last die Ohren zurücklegte. Es hatte schon vom Stallfrieden geträumt und von wohligem Dösen und leisem Schwanken auf allen Vieren mit dämmernden Augen, vollem Magen und hangendem Kopf. Es mußte nun wieder auf Knüppel und Stein acht haben; war auch die Last geringer, der Abend lag schon in allen Gliedern. Doch kostete es nur die ersten paar widerwilligen Schritte. Dann reckten sich die Ohren wieder vor. Es galt die Teufelsbruck.

Und hatte sie das Schwabenjörgeli auch hundertmal überschritten, ihr Brausen blieb ewig unheimlich. Man mußte auf alles gefaßt sein.

Hohenheim ging schweigend neben dem Tier her, das Frau und Söhnlein trug, er hielt die Zügel. Theophrast sah über den Bergen das matte Grün des Abendhimmels, ein kühner Stern durchzitterte es. Das Herz des Kindes zitterte erwartungsvoll mit dem Stern.

Und in die Freude seines Erlebens fiel bald eine fremde Bangigkeit. Er hatte einen ganzen Tag lang fröhlich Abschied genommen, nun aber wußte er immer deutlicher mit jedem neuen Stern, der durch das ermattende Licht brach, daß viel zurückgeblieben war, was nie in seinen Brotbeutel gegangen wäre.

Er fragte die Mutter leise:

«Warzu müessend wir fort?»

«Wir gohnt uf die Engelwih.»

«Werdend die Engel ze Einsiedeln sin?»

«Die sänd allerweg.»

«Warzu müessend wir als fort?»

«Weil die Gnadenkapell ze Einsiedeln stoht, und die ist von den Engeln gewicht. An der Tüfelsbruck stoht aber kein Gnadenkapell nit.»

«Als werdend wir die Engel ze Einsiedeln sehn?»

«Das wird nit sin. Die Engelwih, do sie herniedergestiegen, ist ehedem vollbracht und uf ünser Zit nit meh.»

«Hats einer ehedem gsehn?»

«Es muoß sin, dann sunst wissend wirs nit.»

«Was hat derselbig gsehn?»

«Wo ünser heilig Meinrad ist von denen Mörderen beiden erschlahen, hänt sie ünser lieben Frouen ze Einsiedeln Altar und Kapell ufgericht, und war alles bereit, daß man sie wihet. Und ist der Bischof ankummen, viel Pfaffen gohnt mit ihme und Münch, die wöllend sie wihen uf den morgenden Tag. In der Nacht ist der liebe Gott vom Himmel gefahrn unde für denselbigen Altar und hat ehender das heilig Amt

und die heilig Meß vollbracht. Er hat ein veigelfarben Meßgewand angehät. Sant Matthei, Sant Marx, Sant Lux und Sant Johann satzeten ihm, als die heiligen Evangelisten all vier, sin Inful uf das Houpt und nahmens wieder ab. Und beschach ihm alls wie dem Bischof, so er die Gnadenkapell am morgenden Tag gewihet hätt. Die Engel sänd all kummen und hänt gulden Rochfässer mit, facheten die Gluet mit ihrer Fittich Schlag, daß es rouschet. Bi dem lieben Gott gstund Sant Greger und hielt den Wadel, brouchet kein Becken nit, dann der Wadel tropfet us ihme selbs von dem himmelschen Wichwasser. Sant Peter hielt den Stab, Sant Augustin und also Sant Ambrosi gstunden bi dem lieben Gott. Die heilig Jungfrou aber schwebet über dem Altar. Es ist us ihrem gulden Gewand ein Licht usbrochen als wie der Blitz, wenn es umb Mitternacht wettert. Und sungen die Engel all, denen ist Sant Michel Fürsinger gsi. Geschahe alles, als sunst bi der Wihen. Und es brouset die Orgel von der Heiligen Hand gerührt. Sant Christofel aber hat den Balg treten mit aller Kraft, dann der ist der stärkist unter den Heiligen und hat ehedem das heilig Kind samen der Welt durchs Wasser tragen.»

Theophrast lehnte an der Brust seiner Mutter, die beide Arme um ihn geschlungen hatte. Er sah unter gerunzelten Brauen in die Sterne.

«Sänd die Engel all darbi gewest, Mammeli?»

«Sie warend all darbi, darumb heißt es die Engelwih.»

«Wer gstund dann bi denen Kinderen in derselbigen Nacht? Brouchet ein jeds zwölf Engel. Und sänd all uf Einsiedeln gewest.»

«Vor die Nacht hat ihnen der liebe Gott Urloub geben.»

«Das war nit recht von ihm. Es kunnt eins us dem Bettli fallen.»

«Was der liebe Gott tuet, ist recht, Frästeli. Do darf keiner nit fragen.»

«Warumb nit?»

«Weils der liebe Gott ist.»

Theophrast schwieg. Er konnte nicht weiter. Aber in seiner Brust glühte ein Zweifel, wenn er auch keinen Laut fand. Er war verstummt, doch nicht gestillt; und er wußte nicht, was ungestillt blieb.

Hätte er das verhaltene Lächeln seines Vaters gesehen, vielleicht wäre er entbunden worden. Jenes Lächeln, das ihn so heftig reizte, weil es offenbar Erinnerung an Zweifel, Kämpfe, Siege und Niederlagen der Großen verhehlte. Dieses Lächeln sagte ihm: ich bin wie du gewesen, aber ich bin damit fertig geworden. Und unfertig zu gelten, trotz heißer Mühe und Schaffensnot, das quälte ihn mehr als die Großen begriffen.

Doch Theophrast merkte das verhaltene Lächeln seines Vaters nicht, das zwischen Freude und Bitterkeit hing. Er sah den dunklen Himmel mit seinen hellen Sternen, fühlte die Arme der Mutter, das sanfte Wehen ihres Atems — er vergaß die kaum bewußte Bedrängnis, wie die sinkende Welle ihren Schwung vergißt.

Sie kamen an. Die Lichter der steilen Gasse freuten Theophrast. Er hatte noch nie leuchtende Fensterreihen gesehen.

Vor den Toren am Straßenrande standen Wagen und Karren, die meisten von Linnenblachen auf Holzreifen überspannt. Durch manches Wagendach schimmerte Laternenschein.

Auch vor dem Tor des Pilgerspitals stand ein Wagen mit weitem Wetterdach, das bunt bemalt war und von einem Maste überragt wurde, der ein Fähnlein trug. Theophrast sah unter dem hellen Halbrund etliche Leute kauern. Ein Mann trat dicht an die schaukelnde Zugwaage, er reichte einen Krug, dann Brot und Speck hinauf. Die Leute sprachen sehr laut, sie lachten, Theophrast verstand sie nicht.

Seine Mutter drängte, aber er bettelte, die Gasse zu sehen; da beschied Herr Wilhelm die Frau ins Haus und nahm das Söhnlein an die Hand.

Weit hinauf sahen sie flimmernde Lichter über den Weg tanzen. Aus den Toren, wenn sie da und dort geöffnet wur-

den, brach wie ein lauter Ruf der Schein. Die Stimmen der Männer und Frauen schwirrten wunderlich durch die Dunkelheit.

Auf der Höhe des Weges lag ein Klumpen Finsternis und reckte zwei ungeheure scharfgespitzte Zähne in den mattdurchschimmerten Himmel.

Theophrast umklammerte die führende Hand. Er kannte die Nacht groß und schweigend, vom ruhevollen Brausen der Sihl erfüllt. Hier fand er sie von unruhigen Lichtern und Stimmen angerührt. Obgleich er voll Neugier und Staunen das fremde Leben aufnahm, beklemmte es ihn.

Er fragte leise: «Was gangend die all nit schlafen?»

«Die werden auch schlafen, doch habend sie viel vor. Dann diese Täg sollen die Beutel ründen. Es seind die mehristen Kramervolk und fahrend Lüt. Die wöllend wohl versehen sin.»

Weiter oben standen leere Bretterbuden in mehreren Zeilen dicht gedrängt. Bei ihnen lagen, unordentlich, verschlossene Kisten. Vor den Mauern des Stifts plätscherte der vielstrahlige Frauenbrunnen, dessen Mündungen nach dem Feste von Pilgerlippen blankgescheuert sein werden. Die meisten Waller werden aus allen Rohren trinken, um auch an dem einen heiligen Strahl die Lippen zu netzen, von dem der Heiland getrunken hat, da die Gnadenkapelle geweiht wurde.

Das Stift lag lautlos hinter den Mauern, seine Dächer ruhten unter dem mächtigen Schatten der Basilika, die das Heiligtum der Gnadenkapelle barg. Die beiden kühngehelmten Türme verstärkten das drohende Schweigen.

Theophrast schlief diese Nacht unruhig, er träumte:

Der finstere Kirchenkörper wächst höher als die Myten, wächst und schwillt. Sprengt die Klostermauern. Zerknittert Bretterbuden. Malmt Häuser nieder, löscht ihre Fensterreihen und alle Strahlenbüschel der offenen Hausfluren unter lautlos stürzenden Wänden aus. Vertilgt die kleinen Lichter, die über die Straße tanzen. Die Räder unter den erleuchteten Blachen rollen eilig die Straße herab. Das Ungeheuer quillt schneller, bäumt sich an einer Bodenwelle, stößt, wirft, zer-

malmt die Wagen im Räderwirbeln. Kein Laut, kein Licht. Theophrast fühlt nur, daß der Schatten wächst und schwillt.

Am andern Morgen war Herr Wilhelm hastig ins Kloster gerufen worden. Ein Züricher Münzknecht hatte einem andern das Messer in den Leib gerannt. Frau Els huschte noch vor Tags die vielen Treppen des hochgiebligen Hauses hinunter: das Pilgerhospital erwartete seinen Teil an Klostergästen zu früher Stunde. So blieb Theophrast allein in der Giebelkammer, von der man jenseits des Brühls das Türmlein der St. Gangolfkapelle und den Galgen sehen konnte. Er wußte, der Galgen stand leer. Der Anderle war längst abgefallen.

Von der Straße herauf schwärmte das Stimmengewirr, raunte das erste Pilgerlied derer, die in der Nacht schon aufgebrochen waren, um über das Fest einen sicheren Unterschlupf zu erlangen. Und mit dem ersten Wallerkreuz und Fähnlein, das dem Türmer sichtbar wurde, begann die Predigtglocke ihr winkendes Geläute. Sie sollte an diesem Tage kaum verstummen.

Theophrast gürtete sein gutes Schwert um, entleerte den Brotsack bis auf den Plappart und die Schelle, ehe er ihn umnahm, kletterte die finsteren Treppen hinunter, das Neue und Bunte auf eigene Faust zu bestehen.

Den bemalten Wagen mit seinem Mast und Fähnlein fand er nicht mehr. Auch alles andere Fuhrwerk hatte seinen Nächtigungsplatz geräumt. Die Gasse war von Fußgängern, Reitern, Handkarren lebhaft durchströmt, ein größeres Gefährt drang nur langsam, unter lautem Geschrei des Lenkers durch.

Mit der Terzenglocke sollte der Wechsel des Klosters aufgetan werden. Ihm liefen die Kaufleute und Landesfremden zu. Es war untersagt und wurde scharf gehütet, Wallfahrtszeichen, Druckwerk, Kerzen und wächserne Weihbilder einzuführen, alles mußte aus dem Zeichenamt und von den Kerzenbänken des Klosters erstanden sein. Beide Kaufstellen gehörten zum Wechsel, wo auch die einzige Geldbank aufgeschlagen war. Wer sein Geld eingetauscht und seine Waren-

kisten gefüllt hatte, konnte in Ruhe die Bretterbude ausstatten und die ersten Käufer locken. Doch viele Krämer trugen noch das Kaufgeld vom gestrigen Tage her im Säckel, und es brannte ihnen, als hätten sie es gestohlen. Überdies war mit sinkender Nacht ein großer Nachschub eingetroffen.

Sie drängten mit ihren leeren Säcken und Koffern vor dem geschlossenen Tor, stießen einander, fluchten, schlugen zu und gaben der geharnischten Wache zu schaffen. Herr Diebold hatte geboten, daß nicht mehr als je ein Dutzend zugleich eingelassen würde.

Die Pilger waren bald zurückgeschoben, das fremde Geld sollte warten, bis die Krämer ihre Waren hatten. Wer eher mit vollem Sack und Pack kam, erlangte die bessere Bude. Es gab etliche, die einen Platz näher dem bewachten Tore zu erkaufen strebten; andere vereinbarten nach Art des Fußvolkes, das von Reiterei bedrängt wird, einen «Igel» zu schließen und eng umschlungen, in gesammelter Wucht, durch die Vordermänner zu brechen, wenn es galt. Sie stellten sich zurecht, wurden durchschaut und dichter umlagert, man machte Miene sie fortzuschieben, aber der Nachdrang war zu stark. Die Köpfe wurden röter, die Augen drohender, die Mäuler standen voll Schaum und platzten von Flüchen, die Finger zerrten an dem, was sie zu halten hatten, jede freie Hand war geballt, und die Ellbogen arbeiteten. Ein Schimpf und Knuff zählte nicht, sie hörten und fühlten drüber hinweg. Bisweilen sammelte sich die Ungeduld an einem Ruf. Der hinderliche Nebenmann wurde Genosse; sie brüllten einmütig: «Uftun! Uf! Terzzit!» Dann wurde der Schwarm dichter und schob einen Fuß breit vor, die Ordner wurden an das Tor gepreßt.

«Räudigs Kuttenvolk! Versoffen Plattenhengst! Schmeißet das Nönnle usm Bett! Ufton!»

Sie paukten mit den Stiefeln gegen das Holz. Die beiden verlorenen Ordner brüllten und schwuren allen die fallend Sucht, den hitzigen Ritt und die Franzosen in den Leib.

Endlich fiel die helle Stimme der Zeitglocke. Das Menschenknäuel verstummte, schwankte ein wenig zurück, als hole

es aus. Die Riegelbalken scharrten an der Tür und fielen. Der Haufe brach ein. Die Ordner waren machtlos. Aber Herr Diebold hatte sich etlicher fester Hände versehen. Die packten und warfen, was da wie Kriegsfurie den Wechsel stürmte, auf gut schwyzer Art gegen Mensch und Mauer.

Und mit dem Schmerzgeheul aus einem Dutzend Kehlen war der wilde Eifer geschlichtet. Man zählte alle Glieder nach, die heil aus der Presse gekommen waren, fand den Schmerz der geprellten Stürmer gerecht, lobte die ordnende Gewalt, tat vor den Geldwechslern freundlich und bescheiden, um doch einen oder den andern verrufenen Schinderling unterzubringen. Man täuschte sich, versuchte vor der Kerzenbank und im Zeichenamt noch einmal sein Glück mit dem falschen Gelde, wurde übel angeblasen und ließ für diesmal allen Profit dem Kloster der lieben Frau und Ernährerin unbenagt. Im Hintergrunde klafften die Eisentruhen und fletschten ihre Riegel. Neben jeder Eisenkiste standen zwei Klosterknechte, die kurze, blitzende Schwyzeraxt in der Faust. —

In Gottes Namen fahren wir,
Siner Gnaden geren wir.
Nu helfe uns die Gotteskraft,
Der reinen Ilgen Mutterschaft.
Christ uns genade!
Kyrileis!
Die Heiligen all helfend uns!

Nah und fern entwuchs der eintönige, uralte Gesang den Staubwolken der Pilgerstraßen. Ein Kreuz zog voraus. Der Heiland hing grell bemalt daran, zuweilen blinkte sein Leib golden oder silbern in der Sonne, immer hielt er den Kopf sterbensmüde zur Brust geneigt, und es schien, als glitte sein lidverhangener Blick traurig über den Weg hin, den er getragen wurde.

Waren die dunklen Menschenzüge auf die Höhen des Etzel, des Schnabelbergs, des Haggenecks und Katzenstricks ge-

kommen, flackerten sie auf wie von neuem Leben. Sie hielten, knieten nieder und winkten der Lilie in Dornen, der Rose im Himmelstau, dem Zederbaum ohne Wurm in hundertjährigen Gesängen und Gebeten zu.

Dort sahen sie das Heil vor Augen: von Türmen geschützt, in Geläute gehüllt, die breite Basilika, die den engelgeweihten Gnadenhort beschirmte. Die Träger entrollten das Fahnentuch, zuweilen kostbare Stoffe, die Flammenspitzen wurden von schweren Goldquasten gestreckt. Auf dem Fahnenblatte blühten in bunten Farben die Namenssymbole Christi und Marias, die Gestalt eines Märtyrers, einer Heiligen. Der graue Zug hob sich, froh der ragenden Türme und winkenden Glocken. Bald, bald war die Buße, ihre schwerste Not überwunden.

Seit Wochen schluckten sie Staub oder froren in durchnäßten Mänteln, während der Morast der Straße das Schuhwerk beschwerte und erweichte. Aus den Niederlanden, von der Ostsee, über die Vogesen, die Alpen, von der Donau her drangen sie durch Unrast der Tage und Unbill der Nächte, starrend vor Schweiß und Schmutz, übel verlaust, auf wunden Sohlen. Von Rast zu Rast stumpfer und müder. Sie sahen nicht mehr die Lieblichkeit der oberdeutschen Länder und nicht die fürstlichen Berge; ihr Gehör war am ewiggleichen Tonfall der Gesänge und Gebete stumpf geworden. Das Gewissensfeuer, das sie aufgejagt hatte, schlug nicht mehr lechzend gen Himmel, sein Qualm kroch auf den Niederungen der Landstraße, erstickte und beklemmte die Herzen. Der helle Freiheitsschrei ihrer Seelen war ein dumpfes Stöhnen nach Gnade und Erlösung aus aller Erbärmlichkeit geworden. Die Sünde hatte ihre jagende Kraft verloren, sie blieb ein schleichendes, gemeines, willensfremdes Übel. Die Körper waren ausgeronnen, der Mut hing an den müden Schritten und matten Stimmen der anderen, die mitzogen, die längst nicht mehr von Haus und Arbeit sprachen, sich längst nicht mehr umsahen, nur das schwebende Kreuz oder die gleitende Landstraße im Blick hielten, heiser sangen und murmelten.

Aber dort im Tale, von Engeln geweiht und unzähligen Gebeten seit Menschengedenken angehaucht, sprudelte der Gnadenquell. Das weite Hochtal war von seinem Segen fühlbar erfüllt. Sie tauchten von den Paßhöhen nieder wie in einen heiligen See.

Was sonst ließ ihre Herzen laut werden, ihre Augen aufflackern? Was konnte ihnen sonst mit wundersamer Erquikkung die gemarterten Glieder durchstrahlen?

Neu brannten die Sünden. Sie hatten Blut vergossen, Ehe gebrochen, gestohlen, betrogen, den Nachbar verlästert und vernichtet. Brandstifter, Schlemmer, Hurer, Verräter, Meineidige und die Feigen, deren Schuld ein Leben lang läßlich blieb, aber beklemmend wurde, da die Kräfte sanken. Alle, die, durch Geld, Verwandtschaft und Macht geschützt, dem Rechte der Welt entschlüpft waren, vereint mit den Frommen, Armen und Demütigen im Geiste und auch mit jenen Bußlüsternen und Geilen im Staube, alle durchglühte der erste Taumel der Gnade. Der Brand der Sünden wärmte mehr, als er sengte. Er verklärte das Bußwerk der wochenlangen Entbehrung zum Verdienste. Je tiefer der Sünder stand, desto schwerer glaubte er gelitten zu haben.

Die Erbsen und Steine in ihren Schuhen trugen und jämmerlich nachgehumpelt waren, versuchten nicht mehr auf dem Fußrande oder der Ferse zu gehen, um dem stechenden Wundschmerze zu entrinnen. Sie traten fester auf und verzerrten ihre Gesichter zwischen Qual und Lachen. Da sie das Ziel vor Augen hatten, schauerte Wollust durch ihr Leiden. Eine Stunde noch! Sie schrien die ewig gleichen Verse, und die andern hoben ihre Stimmen mit ihnen.

Zurück blieben, die gelobt hatten, den letzten Weg angesichts des Heils auf den Knien zu überwinden. Sie gürteten den dunklen Pilgerhabit hoch auf die Brust und entblößten die Knie. Sie ließen den Rosenkranz perlen, weil sie nicht mehr im Takte singen konnten, auch nicht beisammen blieben.

Die anderen gingen schnell. Es gab ihrer, die wie Trunkene vorwärtstaumelten, um sich auf den Boden zu werfen, wenn

sie den Vorsprung eines Ave Maria gewonnen glaubten, den Staub zu küssen und zu beten, bis die Brüder nachgekommen waren. Je lauter die Glocken wurden, desto höher brannten ihre Wangen, der Schweiß der Erschöpfung floß von ihren Stirnen, sie keuchten.

Im Orte stießen sie mit anderen Pilgerzügen zusammen und mündeten in den großen Strom, der aufwärts zu den weiten Toren zog, aus deren Dunkel es hundertfältig blinkte und, je näher sie drangen, rauschte und brauste wie stürzende Wässer.

Sie sangen nicht mehr. Sie schwangen die Pilgerstäbe und Rosenkränze dem Eingang entgegen, lallten, jauchzten den Namen der Gottesmutter, beschworen sie um das Gnadenwunder, ächzten ihr alle Mühsal und Schmerzen entgegen, die sie auf weiten Straßen aufgenommen und hergeschleppt hatten.

Ein Keil von Ordnern war von der Kirchenmitte in die Flut vorgebaut worden und brach die Wucht, schob die Andringenden zum linken Tore, drängte die Ausströmenden von dem rechten Tore weiter, wenn es not tat, mit kräftigen Partisanenstößen. Sie wußten, daß die Ohren taub, die Augen geblendet, die übermüdeten Leiber stumpf waren.

Sie kamen nahe. Die Knie zitterten. Den meisten wars, als müßten sie über den Stufen zusammenbrechen, ehe sie noch die Gnadenreiche gesehen hätten ...

Dann umschlug sie der heiße, düstere Dunst, weihrauchgesättigt, vom Qualm der unzähligen Lichter verdichtet. Ein Schleier lag vor ihren Augen, sie meinten mit den Händen weitertasten zu müssen. Um sie her schallte es, keinem Sturm vergleichbar, unbändiger als alle Laute, die sie je vernommen hatten. Sie schrien, um ihre eigenen Stimmen zu hören, um sich am eigenen Schrei wiederzufinden. Eines jeden Lebensgefühl drohte zu zerschellen, aufgelöst in dem zersprühenden Bewußtsein der anderen, willenlos, hingerissen, vernichtet und erhöht.

So wußten sie nicht mehr, daß sie weitertrieben. Nur an

dem stechenden Schmerz ihrer Kehlen fühlten sie, daß es aus ihnen verlaute.

Und sie sahen, wie die Seitenwand der Gnadenkapelle zurückwich. Jedem erschiens, als offenbare sich das Geheimnis für ihn allein.

Silberglanz, Goldgarben, zahllose zitternde Flämmlein. Inmitten: ein Mantel, gepanzert von Gold, Perlen, Steinen, erglich einer Glocke. Ein Schleier, der, faltenlos gefroren vor Kostbarkeit, vom goldbelasteten Scheitel bis zum Mantelsaum niederstarrte. An der Krone glimmte es kalt und funkelte. Unter der Krone: ein rosiges, lebloses Antlitz. Die kleinen Schlitzaugen von hochmütigen Brauenbögen überglitten, eng aneinandergeschoben, halb verschleiert, jenseits von Liebe und Erbarmen. Das Mündlein mit den üppigen Lippen, satt, gleichgültig geschlossen. Das runde, willenlose Kinn glänzte wie eine große Perle. Augen, Mund, Kinn waren so eng an die lange, dünne Nase gerückt, daß die Wangen der Gesichtsscheibe fetter erschienen. Die Stirn schimmerte glatt, gedankenlos. An den Ohren glitzerten Gehängebüschel. Der kurze Hals war vom Geschmeid gedrosselt.

Das Kindlein hing an der linken Schulter des Bildes in einer Mantelglocke von gleicher Üppigkeit, sein winziges, feistes Köpflein war unbeweglich zwischen Krone und Halsschmuck eingezwängt.

Die rechte Hand des Bildes war von Juwelen, Ketten und Bändern bedeckt, sie hielt ein schlankes Zepter. Zwischen ihr und der Mantelglocke des Kindes sprühte ein großes, lodernes Diamantenherz die Farben des Regenbogens.

Die Augen gingen über, klärten sich und verschwammen. Keiner hatte je solch lastenden Reichtum gesehen. Sie wagten kaum zu blinzeln. Da sie näher und näher trieben, verstummten sie. Der heiße Qualm genügte den Lungen kaum. Sie ächzten aus offenen Lippen. Einigen schwand das Bewußtsein für die Zeit eines Herzensschlages. Sie konnten nicht sinken, sie verloren beinahe den Boden unter den Füßen, schwebten, da sie näher kamen. Die Hände zitterten auf der

Brust. Keiner wagte zu flehen. Dumpf schwelte es in ihnen, sie müßten erhört sein. Niemand wußte, weshalb er vor diesen maßlosen Prunk getrieben wurde.

Erst in der Nähe der Gnadenkapelle, da die Harzwolken und der Dampf des Wachses unerträglich wurden, züngelte es durch ihr Bewußtsein: Gold, Edelstein, Perlen ... opfern ... ich auch ...

Die Finger hasteten unter den Mantel in Koller und Mieder. Dort ruhte das Beutelchen mit dem Opferpfennig seit ihrem Auszug aus der Heimat auf dem Herzen.

Durch das brusthohe Gitter der Gnadenkapelle streckten die Opferstöcke ihre Trichter und schlürften ein. Es klapperte unaufhörlich.

Nicht jeder Pilger konnte zu seinen Münzen gelangen. Er warf dann irgend etwas über das Gitter: Hut, Paternoster, eine Kette, den Gürtel, seinen Ring. Zwei Knechte standen im Heiligtum zu beiden Seiten, sie gruben den stets wachsenden Haufen der Opfer von Zeit zu Zeit ab und ebneten ihn.

Etliche klammerten sich an das Gitter, um vor dem Unerhörten ein paar Atemzüge länger bestehen zu können. Auch war in einige beim Geklapper des Geldes ein kalter Strahl Ernüchterung gefallen. Sie vermuteten ein Recht auf eine demütige Bitte und wollten sich besinnen. Aber sie wurden fortgeschoben, ihre krallenden Finger rissen sich an den Stäben und Ranken, sie taumelten in den Wirbel zurück, der vor dem Heiligtum kreiste, ohne einen letzten Blick auf das Gnadenbild geworfen zu haben.

Unnahbar und starr hing das Bildnis, von tausendfältigem Schimmer überhuscht. Sein kalter Blick stand tot in der Dunkelheit und achtete der Menschen nicht. Das Bildnis schien zu lauschen. Das Wirrsal der Schreie, des Stöhnens, des Lallens und des unaufhörlichen Klapperns der Opferkästen schien es zu sättigen. Was vermochte die kälteste Herrschergeste eines Herrn der Welt gegen diese lauschende Ungerührtheit, gegen diese lauernde Sattheit!

Und gerade der Widerspruch einer hoffnungslosen Kälte,

die durch den heißen Qualm, das Gedränge, Edelsteinsprühen, Goldflimmern, Lichterflirren gehoben wurde, mit der inbrünstigen Erwartung der Gnade, Milde, des sanftmütigen Erhörens überwältigte die Massen. Sie wagten ihre Kleinheit nicht mehr ans Ungeheure. Ihre Sünden zerrannen in ein klägliches Gerinnsel, das von einem einzigen Strahl des kleinsten Geschmeides der Unnahbaren aufgetrocknet wurde. Und sie waren alle durch Garben des Glanzes hindurchgeschritten!

Vor den Toren stürzte das Sonnenlicht lästig auf sie ein. Sie sammelten mühsam ihre Sinne, versuchten stehen zu bleiben, wurden weitergestoßen. Erst als der Schwarm sich lockerte, zwang sie ein fieberndes Unbehagen, nach den Fahrtgenossen Umschau zu halten. Sie suchten ihre Fahne und das Kreuz, dem sie gefolgt waren. Dann schleppten sie wortlos, in der gewohnten Reihenfolge dem Führer nach.

Erst an den Tischen oder auf dem Rasen bei Bier und Wein erwachten sie.

Noch vor der Mittagsstunde erwartete Einsiedeln den Legaten des Papstes. Seinetwegen war in der Abtei mancher Gänsekiel verschnitten worden. Diebold von Geroldseck hatte mit aller Linguistik auffahren und das Stift hatte jeden seiner Buchstaben mit einem Dukaten behängen müssen. Papst Alexander verweigerte länger einen besonderen Ablaß, als man trotz aller Kenntnis seiner Geldgier voraussetzte. Das römische Jubeljahr stand bevor, es durfte durch die Gnadenmutter zu Einsiedeln nicht geschmälert werden. Die Todsünden sollten zwei Jahre noch auf Zinsen liegen, dann gutgeprägt und vollwichtig der Kurie zurollen.

Nach eifrigem Bemühen des Mutterhauses — die Pilger erhofften ein sichtbares Zeichen von Petri Stuhl — wurde der Assistent des Papstes, Protonotar Onofrio de Nartia, durchgesetzt. Auch dieser nur, weil es die Kurie für nützlich hielt, zuverlässig zu erfahren, welcher Stimmung die Eidgenossen gegen Maximilian wären.

Alexander änderte seine Politik. Er hatte im Mai der Totenmesse seines Feindes von ehedem, weiland König Karls VIII., in der Hauptkapelle zu St. Peter, von achtzehn Kardinälen umgeben, beigewohnt, dabei ein Gebet gesprochen und Absolution erteilt. Er wünschte seinen ältesten Sohn, den Kardinal Cesare Borgia, zu verehelichen und mußte dabei auf die Hilfe Ludwigs XII. bedacht sein.

Herr Diebold stand mit dem Allerheiligsten an der Biberbrücke. Der Damasthimmel wurde von acht Schwyzern in blanken Küraſſen und Gewändern, die auf die Farben des Stifts gelb und schwarz geteilt waren, über ihn gehalten, und der Kranz von Kaplänen, Evangeliern und Epistlern umgab ihn. Es ruhte das Volk in weitem Ringe auf dem Rasen bei den aufgepflanzten Kreuzen und Fahnen.

Ein Ruf reckte alle auf. Sie sahen die erwartete Staubwolke und begannen zu singen. Der Legat sprang in angemessener Entfernung vom Pferde und eilte, nur von einem jungen Kleriker begleitet, in kurzen, hastigen Schritten dem Allerheiligsten entgegen. Sein Pluviale, das mit zierlichen Stickereien gesäumt war, wehte wie ein abgeflautes Segel, und die violetten Quasten seines Hutes schlugen ihm um die Schulter. Er leistete dem Allerheiligsten die Ehrenbezeugung und erteilte nach allen Seiten hin den Segen.

Der Empfang kam unerwartet. Weil die Abtei für unwohnlich galt, war im weißen Wind sein Quartier ausbedungen worden. Er hatte — schon seiner Begleitung wegen — gewünscht, dorthin ohne Geleit zu gelangen. Allein die Nachricht, in der man alles Zeremoniell vorgesehen hatte, schien verloren gegangen zu sein. Herr Diebold war aus Rapperswil gegen Morgen hin verständigt worden, aber nicht vom Legaten, sondern vom Wirte des Nachtlagers. Eine Auseinandersetzung angesichts des Heiligtums wagte der Protonotar nicht, ebensowenig konnten die liturgischen Gewänder aus dem Wagen und den Koffern herbeigeschafft und übergeworfen werden. So mußte der Legat, gestiefelt und gespornt, das letzte steile Wegstück unter die Füße nehmen und

konnte überdies barhaupt hinter dem Himmel dreinschleppen. Es gelang ihm nur den Degen abzuschnallen. Herr Diebold winkte die Kapläne, Evangelier und Epistler dicht um den Legaten her, der sich trotz aller Sonnenglut fest ins Pluviale wickelte. Die Meßschellen übertönten sein Sporenklirren. Er preßte die Lippen zornbebend gegen die gefalteten Hände und machte durchaus den Eindruck eines gottesfürchtigen Mannes.

Die Pilger drängten mit Kreuz und Fahne Zug um Zug nach. Sie hatten das Mißgeschick des Legaten nicht gesehen. Nur die Letzten konnten bemerken, daß aus dem Gefolgswagen zwei Frauenzimmer sprangen, die geschäftig an eine Sänfte traten und in ihrer lauten, schnellen Sprache auf eine Person einredeten, deren silbernes Gelächter durch alle Schleier drang. Das Gefolge hatte den Befehl erhalten zu warten. Auch etliche Pilger der letzten Schar schienen an dem Segen des päpstlichen Gesandten vorläufig genugsam erquickt. Sie beschlossen, aus dem Zug zu treten und im Schatten, abseits der Straße, zu lagern.

Dort säumten sie nicht lange ungesättigt. Kaum hatte sich der Staub gelegt, entschlüpfte der Sänfte eine Dame, die in ein weitfaltiges Gewand von dunkelblauer Seide gehüllt war. Ihr wurde ein roter Hut aufgesetzt, dessen Krämpe tief über den Nacken fiel. Sie sprach und lachte ungebührlich laut. Sie deutete lebhaft auf den Zug und dann zum Waldesrand hinüber. Zwei Diener schleppten einen Teppich in den Schatten, und die Frauenzimmer folgten mit Körben.

Die bewegliche Dame warf sich auf den Teppich, und ihr bauschiges Gewand umfloß sie weit. Sie schleuderte den Hut in den Rasen, tastete über ihr blauschwarzes Haar, das sie mit kostbaren Bändern aufgebunden trug. Man richtete ihr aus den Körben an. Den ergötzten Pilgern, die unweit saßen und kaum zu reden wagten, lief das Wasser im Munde zusammen. Und wie sie schwatzte und lachte, den Dienern und Mägden etliche Bissen zuwarf, sich endlich auf den Rücken wälzte, die Arme hinter dem Kopf gekreuzt und die Beine keck überschlagen, während der lange Schnabel eines roten Schuhs

aus den weichen Seidenwellen hervor in der Luft wippte — wußten die frommen Lauscher, daß die beschwerliche Reise des Gesandten nicht ohne Ergötzlichkeit überstanden war. Ein Tuchhändler hockte unter ihnen, er flüsterte eine Summe, die nur das Gewand der Dame betraf, aber manchen erschauern ließ.

Die Dame hieß Cursetta. Sie wäre im Frühling beinahe an der Tiberbrücke gehenkt worden. Ihr Geliebter, ein Maure, hatte öffentlich Frauenkleider getragen und sich den Namen Barbara beigelegt. Da die Cursetta des geschmeidigen Leibes und der Wildheit wegen zu den bekannteren Kurtisanen gehörte, fand man selbst in Rom das Verhältnis ärgerlich. Sie wurden beide eingezogen und zu einem Bußgang verurteilt, der die ganze Stadt auf die Straße lockte. Die Cursetta trug ein schwarzes Samtkleid, das ungegürtet von oben bis unten aufgeschlitzt war, und ihr Geliebter ging in Frauenkleidern neben ihr, doch hatte man ihm die Kittel bis unter die Brust aufgewunden. Der Protonotar begegnete dem johlenden Zug auf dem Parioneplatz, als er vom apostolischen Palaste nach dem Hause Massimi, dem Palais des Kardinals Carafa, ritt. Die Cursetta, vom Geschrei und den beizenden Worten der Frauen nicht weniger als von den gierigen Blicken der Männer gereizt, ließ die schwarzen Samtflügel flattern und zeigte, daß ihre Glieder des Aufsehens wert seien. Der Protonotar schätzte sie.

Man gab die Cursetta frei, den Mauren verbrannte man auf dem Campo dei Fiori, doch verkohlten nur die Schenkel, da ein Platzregen den Scheiterhaufen löschte.

Immerhin regte die Cursetta die Wallfahrer zu allerlei erbaulichen Vermutungen an. Sie lockte über die flüsternden Lippen Histörchen und Vergleiche, die ihr viel Verständnis entgegenbrachten. Doch dabei wurden die Pilger allmählich der belebenden Entdeckung Herr. Die Taubheit ihrer wegmüden Glieder begann sie an die Genossen zu mahnen. Sie erhoben sich ächzend und zogen steifbeinig in ihren dunklen Mänteln, unter den breitkrämpigen Hüten, gestützt auf die

langen Pilgerstäbe, an der Cursetta vorüber zur Straße. Und wallten schweigend dem Orte des Heils zu, von woher die letzten Schallwellen der Hauptglocken drangen.

Der Legat betrat die Kirche. Er hatte von den Stufen aus, zwischen Fürstabt und Prior stehend, den Segen gegeben, und alles Volk lag tief gekrümmt auf den Knien. Er schritt in der Basilika durch die Menge der Kleriker, die, erstaunt über seine unerhörte Gewandung, aber gedemütigt durch seinen fast drohenden Blick, vor der Geste des Segens ehrfurchtsvoll zurückwich, den er auch hier mit hocherhobenen beiden Armen gab. Er sank am Gnadenaltar langsam in die Knie, ohne die erhobenen Hände zu senken. Erst als er mit geschlossenen Augen und unter murmelnden Lippen der Madonna sein unsichtbares Opfer eine Zeitlang dargereicht zu haben schien, küßte er den Altar und lag tief gebeugt in einem endlosen Gebete. Seine Andacht hielt die Kleriker im Zaum, man wagte kaum zu flüstern.

Als er sich dann erhob, war sein Gesicht eigentümlich verklärt. Er folgte unaufhörlich flüsternd dem Fürstabt und Prior, die das Allerheiligste zum Hauptaltare trugen. Und da es geborgen war, verkündigte er mit wohlklingender Stimme den besonderen Segen des heiligen Vaters und den besonderen Ablaß, der in Rom nach schwerer Mühe und mit gutem Golde ausgewirkt worden war. Der Ablaß betraf Ehebruch mit geistlichen und weltlichen Personen. Der Protonotar ermahnte die Beichtväter und Prediger, jene Gläubigen, die von andern ungebüßten Todsünden beschwert seien, auf das Jubeljahr aller Christenheit zu vertrösten und sie nach Rom zu lenken, wo ihrer ein umfassender Ablaß harre.

Er schloß: «Ihr wisset alle, ich komme gleichwohl nicht mit leeren Händen in dieses unserer geliebten Mutter Kirche keineswegs ungefährliche Land deutscher Nation. Der heilige Vater kennt jene ungewissen Strömungen halber und ganzer Häresie, die mit Gottes und der heiligen Jungfrau Beistand von unserem Eifer niedergehalten werden, so daß sie niemals an die Oberfläche zu gelangen vermöchten. Darum begleitet

mich der besondere Segen des Vaters aller Christenheit für euch, ihr Hirten und Kämpfer, an Christi Statt gespendet. Und auch das nicht geringe Gnadengeschenk aus dem Schatze der Kirche zur Tilgung der heimlichsten Sünden unseres Fleisches begleitet mich. Waltet eures apostolischen Berufes nach Kräften!»

Er sprach in flüssigem Latein mit ausgezeichnetem Vortrag und jener schwebenden Weichheit in der Stimme. Man vergaß seine Stiefel und Sporen; alle fühlten sich merkwürdig geeint und gestützt. Konrad von Rackelberg würgte heimlich an einer Beklemmung, denn er wußte, daß bei dem Empfange irgend etwas verfehlt worden sei. Vor der Rede war der Fürstabt sicher gewesen, da er dem Legaten an Würde gleichstand.

Er lud nun in seinem zweifelhaften Latein den Protonotar zum Imbiß, allein dieser nickte unentschieden, als habe er nicht verstanden, und winkte seinem Kleriker, dem er italienisch etliche Aufträge an das Gefolge zuflüsterte. Dann lächelte er dem Fürstabt zu und erkundigte sich liebenswürdig nach dem, was man ihm mitteilen wolle. Konrad von Rackelberg wurde rot und stammelte neuerdings seine Einladung, während man dem Seitentor der Kirche zuschritt. Der Legat fragte, was da eigentlich genossen werden solle. Der Fürstabt wechselte die Farbe vor Zorn. Es entfuhr ihm: «Kotz Bocksbluet! Du bist unter dütschen Edellüten, was die eintuend, möcht dir als ouch nit din wallisch Ingeweid verkrümben!»

Der Protonotar lächelte und antwortete, daß er wohl nicht deutsch verstünde, aber hoffe, die Speisen, die seiner warteten, mögen weicher gekocht sein, als ihre Namen klängen.

Theophrast fand zur Mittagszeit wohlbehalten ins Pilgerspital zurück, und die Mutter teilte ihm Suppe und Brot zu, doch geschah es mit einer Hast, die das Kind verdroß. Er hatte so viel Fremdes gesehen, daß er nach beruhigenden Zeichen verlangte. Er wußte kaum, was staunenswert sei; ebensowenig wie die Großen, wenn sie dem Unerhörten gegenüber

stehen und der Welle hingegeben, die sie trägt, schreien, ohne zu wissen, was sie schreien, opfern, ohne zu wissen, wem sie opfern. Aber er hatte noch seine Hilfen, die ihm ein Erlebnis maßen: an den verwunderten oder gleichgültigen Mienen der Großen schlichtete er das Fremde. Waren die Mienen gleichgültig, so wußte er, daß er das Befremdende durchdringen müsse, um auch groß zu sein. Bestaunten die Großen ein Ereignis, so vergaß er es bald, denn es gehörte auch ihnen nicht, und er wollte nur das, aber all das, was den Großen zukam.

Die Küche war heiß, obwohl die Fensterläden offen standen. Pilger, Männer und Frauen, kamen und ließen in ihre Schüsseln aus dem Suppen- und Breikessel schöpfen. Die Mutter trat manchmal an ein Fenster, trocknete das gerötete Gesicht und saß einige Augenblicke nieder, während ihre Helferinnen an Herd und Tischen schwere Arbeit taten.

Theophrast kauerte auf einem Haufen von Decken, die in einem Winkel zusammengeworfen waren. Er wagte nicht recht zur Mutter zu gehen, weil er sah, daß sie sogleich aufsprang, wenn sich irgendeine Helferin an sie wandte. Er wußte auch, daß sie mehr zu den anderen gehörte.

Frau Els mochte aber seine Blicke verstanden haben. Als sie eine Zeit verschnauft hatte, ging sie zu ihm, nahm ihm das Schüsselchen ab und streichelte sein Haar.

«Host den Vater gsehn, Fräsleli?»

«Alls ist voll Lüt, die lan ein nindart durch.»

«Gang nit in die Kirch! Sie möchtind dir ebbes anton.»

«Ich gang nit. — Mammeli, der Hans stoht bi dem Wechsel und hat ein' griffen, der schrije sorglich, weil der Hans ihn hart für dem Bouch hat griffen und hat ihn gebütelet. Der Hans hat mir zuogewinkt. Do hänt die Lüt uf mich gsehn.»

«Was hast do in dinem Brotsäckli?»

«Nur vom Götti min Plappart.»

«Do wirst ihn vertuon.»

«Den werd ich wohl hüeten. — Sie sänd mit eim Dach gangen, Mammeli, und drunter ist der Herr Diebold gsi,

hat ein gelen Mantel an, der glitzeret wie die Abendsunn. Er hat ein kleins, gels Hüsli tragen. All Lüt sänd uf die Erd gfalln, do hab ich drüber gsehn. Einer schrije zur mir: ‚In d' Knie, sunst frißt dich der Tüfel!' Do fraget ich den leis: ‚Ists der Tüfel, den der Herr Diebold im Hüsli halt, daß er mich frißt?' Do saget der Mann und hats Krüz geschlahen: ‚Bi Gott, du bist ein verlorn Seel, so grün du bist, und touget ein Mühlstein umb dinen Hals, daß man dich ersoufet!' Do bin ich ihme entloufen. Was hat der Herr Diebold in dem gelen Hüsli tragen?»

«Das ist nit bloß ein gels Hüsli, sundern ist gulden. Und drin steckt das Allerheiligest. Darumb mücssend die Lüt vor ihme uf der Erd liegen.»

«Wie schouets us.»

«Es ist ünser Herr Jesus Christ.»

«Ist der als ring und verhützlet, daß er ins gulden Hüsli goht?»

«Er ist nit klein und nit groß. Er ist größer als all Ding und wohnet dannocht im Kleinisten.»

«Sollichs gloubt der Fräsleli nit.»

«Du mueßt glouben, Fräsleli, sunst hat der Mann recht, und du kummst in die Höll.»

«Wo all brennend, oder nur dorthin?» Er zeigte auf die Ofenhölle.

«Wer nit gloubt, der kummt in die Höll, wo all brennend uf all Zit, ist ein Hünen und Zähnklapperen.»

Theophrast sann nach, die Mutter aber beschloß:

«Du sollt nit umb Ding fragen, welich du nimmer verston künntest.»

«Kannst du?»

«Ich gloub daran, und ist gnuog darbi.»

Da sah Theophrast hinüber, wo auf dem Wandbord etliche Äpfel lagen, die stachen ihm schon lang in die Augen. Er zog die Brauen zusammen, und Frau Els wußte, daß eine schwere Frage im Zuge sei. Sie wollte entwischen, denn die Fragen ihres Söhnleins setzten ihr zuweilen hart zu. Er aber

hielt sie und sah sie an, daß sie bleiben mußte. Langsam kam es ihm von den Lippen:

«Mammeli, mich hüngert.»

«Ich will dir ein Müesli geben.»

«Mammeli, mich hüngert nit nach eim Müesli, sundern nach Apfel.»

«Wen hüngert, der hat ein Müesli gern, ein Apfel ist nit vor den Hunger, sundern ein Glust.»

Die Antwort war dem Theophrast bekannt.

«Mammeli, mich hüngert arg nach ein' Apfel.»

«Dann ist din Hunger Luog. So du das Müesli nit willt, hüngert dich nit meh. Und ein Luog verdient Hieb.»

«Ist kein Luog. Mich hüngert nach dem Apfel, und du gloubst mir nit. Du mueßt desglichen in die Höll, do all brennend, Mammeli.»

«Das ist ein andrer Glouben, Theophrast», sagte die Mutter unter Lachen und Ernst, denn sie erschrak darüber, daß sie von ihrem Kinde versucht worden war. «Doch will ich dir ein' geben, so du willt folgen. So du willt knien und beten, wenn alle knien unde beten.»

Sie erwartete aber das Versprechen nicht und brachte den Apfel. Er aß bedachtsam, während Wärme und Müdigkeit sanft in sein Blut sanken, so daß er mit dem halben Apfel entschlief.

Am Nachmittage entdeckte Theophrast, wonach er schon in aller Frühe gesucht hatte, den Wagen mit dem buntbemalten Wetterdach und dem Fähnlein. Sie hatten den Wagen neben die Etzelstraße gegen die Gangolfkapelle geführt, wo es noch Raum gab. Er half einen runden Platz begrenzen, der mit hohen Stangen ausgesteckt war. Von Stange zu Stange hatten sie mannshohe Blachen gespannt. An den Lücken zwischen Holz und Zwilch lauerten Kinder. Auch Große blieben und warfen einen Blick in das Geheimnis. Man hörte Peitschenknallen, Rufe, Klappen und Klirren. Die lugenden Kinder schrien den andern zu, was sie sahen. Dann drängte der Schwarm dichter an die freigebige Lücke. Wurde das Stoßen

des Zaunvolkes heftiger, daß die dünne Wand zitterte, fuhr ein wohlgezielter Peitschenhieb dagegen. Wer getroffen war, zog heulend ab.

Theophrast wartete geduldig auf einen Platz; er war klein, er konnte es nicht mit den Jungen wagen. Die an den Lücken hingen, wichen nur der Gewalt. Er drängte von der Seite näher. Der glückliche Mann an der Glunze beschrieb, nicht ohne boshaftes Pochen auf seine Stärke, die wunderbaren Ereignisse. Da erfuhr Theophrast, daß hinter der Blache im Kreise geritten wurde. Einer schleuderte dem Reiter Messingbecken zu und der Reiter fing die Becken an einem Stabe. Ein Pudel sprang durch mehrere Reifen. Man warf mit Messern, ging auf Händen. Theophrast fühlte den Schwung des Pferdes deutlich, wenn es vorüberkam. Doch bald fiel das Pferd in ein kurzes Stampfen, und es wurde still. Zögernd löste sich der letzte Glückliche von der Lücke. Noch einige kleine Leute, die gleich Theophrast keinen Blick hatten tun dürfen, zwängten ihre Nasen zwischen Stange und Blache durch, um wenigstens den Platz der Begebenheit zu sehen. Aber sie waren bald befriedigt und zogen den anderen nach, die unweit auf dem kurzen Rasen des Brühls alle Kunst mit Steinen, Mützen und Stöcken versuchten.

Theophrast blieb allein und hatte Muße. Nach einer Weile pflockte der schwarzhaarige Mann, der am Abend Speise und Trank in den erleuchteten Wagen gereicht hatte, als der noch vor dem Pilgerspital stand, einen Strang in den Boden, während ein Bursche zwei Lattenböcke herbeischleppte. Der Strang wurde über die Gabel des einen Bockes gespannt, dann über die des andern und endlich an einem zweiten Pflocke festgewunden. Der Mann pfiff, und aus dem Wagen antwortete eine feine Stimme irgend etwas, das Theophrast nicht verstand. Der Mann klatschte in die Hände, da lief ein kleines Mädchen in den Kreis. Ihr buschiges Rothaar wippte, wenn die schlanken, nackten Beine den Boden berührten. Das Kind war kaum älter als Theophrast. Es hielt seine Hände auf der Brust und sah bekümmert auf den Burschen, der das

Seil noch festknüpfte. Der Mann zog eine Gerte aus dem Stiefelschaft und ließ sie pfeifen. Die Kleine vermochte ihr Unbehagen bei dieser Musik kaum zu verhehlen.

Dann war der Bursche fertig, wischte mit seinem Ärmel über die Stirn und faßte an einem Bocke unter dem Seil Stellung, während das Mädchen zögernd zu ihm ging und der Mann sein Instrument ungeduldig gegen den Stiefel klatschen ließ.

Hoppla! Die Kleine war von der Hand des Burschen auf das Seil gesprungen und lehnte in der Gabel des Bockes. Der Mann rief ihr ein Wort zu. Das Kind richtete sich auf, indem es beide Arme breitete und das Gleichgewicht mit kleinen Rucken des Oberkörpers zu erhalten strebte. Dann lief sie, die Augen starr in die gegenüberliegende Bockgabel gerichtet, hurtig über das Seil. Sie fing sich gerade noch am Holze.

Der Mann schrie hinauf und ließ die Gerte pfeifen. Die Kleine kauerte so, daß Theophrast in ihr Gesicht sehen konnte. Das Gesicht zuckte, aber die Lippen blieben fest. Nur die Augen standen ängstlich offen. Sie war nicht geschlagen worden, schien aber doch den Hieb gefühlt zu haben. Theophrast wurde blaß wie das Mädchen. Sein Herz schlug. Er hatte einen Schrei verbissen, als die Peitsche ausfuhr. Zum erstenmal fühlte er, daß sein Herz schlug.

Das Mädchen lief zurück. Diesmal glücklicher, denn sie vermochte zu halten, mit einem Schwunge zu wenden und neu zu beginnen. Unter ihr tappte der Bursche immer mit. Doch sie mochte zu schnell laufen. Ihr Meister schalt heftig, indem er neben ihr herzottelte und mit der wippenden Gerte spielte, als wolle er die Füßchen mit kleinen Hieben hemmen.

Sie versuchte es langsamer. Der Bursche stellte sich bereit, denn das Mädchen warf Arme und Oberkörper verzweifelt nach rechts oder links, es spreizte das Bein ab und versuchte eine Zeitlang, den schwebenden Fuß wieder auf das Seil zu bringen. Dann fiel die Kleine, haschte das Seil, klammerte sich mit Händen und Beinen daran. Die Gerte biß zu. Das

Mädchen ließ mit einem Schrei los und wurde von dem Burschen aufgefangen. Der Mann fluchte und drohte, sein Gesicht wurde rot. Das Kind stand vor ihm, die Augen geschlossen, weiß bis auf den vollen, kleinen Mund, der ein wenig klaffte. Inzwischen ging der Bursche wieder zu seinem Platz beim Bock. Hoppla! Die Kleine trippelte hin und schwang sich aufs Seil.

Theophrast ballte die Fäuste, er keuchte vor Anstrengung, denn er stand mit seinem ganzen Wesen der kleinen Tänzerin auf dem Seile bei. Mehrmals mußte sie von dem Burschen aufgefangen werden, und die Gerte biß noch mehrmals zu. Aber die Kleine weinte nicht. Dann gelang ihr doch die schwere Aufgabe. Sie tanzte, ohne zu fallen, langsam und gleichmäßig hin und zurück. Ihr Meister schien zufrieden. Er klatschte kurz in die Hände, sie setzte sich in eine Bockgabel, strich ihre rote Wolle aus den Schläfen und lächelte befreit.

Der Bursche reichte ihr eine lange Stange. Sie griff rasch darnach und holte die Stange bis zur Mitte auf. Und alle Kunst schien gewonnen.

Sie tanzte vor- und rückwärts, blieb in der Mitte des Seiles stehen, kniete nieder und stand wieder auf, sprang, daß der Strang schwirrte, und fing ihn wieder mit den Sohlen so sicher, als fühle sie den treuen Boden der Wiese. Die Übung war bald beendet.

Sie ließ die Stange fallen, glitt am Seile nieder, hielt sich mit beiden Händen, schaukelte etliche Male hin und wieder, sprang leicht und schön ins Gras.

Theophrast war froh, doch seine Freude bedrängte ihn. Das Mädchen stand nahe und rieb einen brennenden Striemen, der ihr quer über die Wade lief. Theophrast dachte an die Salben seines Vaters. Sein Wunsch zu helfen war so heftig, daß er alle Scheu überwand, die Lücke weiterzerrte und rief:

«Maideli, kumm!»

Das Kind sah auf, witterte vorsichtig nach dem schwarzhaarigen Mann hin und huschte nach einer Weile bedachten Lauschens zwischen den Rädern durch ins Freie.

Theophrast lief ihr entgegen und faßte ihre Hand.

«Kumm, der Laur hat dir weh ton. Min Vater hat ein guet Salben vor din Bein.»

Beide liefen, bis sie in Sicherheit waren. Die Kleine lächelte, schien aber ihren Freund nicht verstanden zu haben. Als er talab gegen das Spital wollte, blieb sie stehen und zeigte auf die Bretterbuden, durch deren Zeilen die Leute drängten.

«... Bockeli ...»

«Was willtu, Maidli?»

«... kain Fennik? Du? Kauft Bockeli gutt, molto, ferr gutt ... Bockeli ...»

Sie rieb den Bauch und kostete, als schmölze ihr etwas Delikates zwischen Gaumen und Zunge.

Theophrast lachte, er hatte gesehen, daß ihr Finger auf einen Lebzelterstand wies.

«Du willt kein Salben nit, aber Böckli schmeckend dir wohl!»

Er begriff nun auch, was sie unter Fennik meinte, und holte den Plappart aus seinem Brotsack. Die Kleine funkelte das Geld lüstern an und wollte es ihrem Ritter entreißen. Der aber hielt sein Gut fest.

«Du! Der Plappart ist kein Pfennig nit, sundern da gangend viel Haller daruf. Den hab ich vom Götti, der hat meh Geld als der Herr Kunrad uf dem Stift.»

«... schön Fennik kauft ferr gut Bockeli ...»

«Der kaufet Schafböck und vor min Vater ein ander Jörgeli, dann der Schwabenjörgeli ist fast alt. Der hat uns hertragen uf Einsiedlen von der Tüfelsbruck und hinket mannigs Mal.»

Die Kleine ging ganz nahe an ihn heran und sah ihm scharf auf die Lippen. Sie hatte verstanden, daß er von den süßen, runden Honigkuchen sprach, die als Einsiedler Schafböck weitum bekannt waren, aber die Geschichte vom Schwabenjörgeli verstand sie nicht und fürchtete Ausflucht dahinter. Sie faßte also die Hand, darin der Schatz lag, und zog den Plappart gegen eine Bude, auf deren Bank die süße Herde weidete.

Theophrast erstand zwei Böcklein, und da die Lebzeltnerin im Ochsnerhaus an der Teufelsbruck bekannt war, erhielt er auch seinen guten Rest an Hellern. Er nahm das Geld erstaunt, denn er hatte nun statt des einen Stückes eine Handvoll. Und die kleine Seiltänzerin blickte bewundernd auf die volle Hand. Sie kannte das Geld besser, sie sammelte mit dem Messingbecken ein. Viele süße Schafböcke glitten unerlöst in den Brotbeutel zurück.

Als nun Theophrast ihr den einen Honigkuchen reichte, lächelte sie zärtlich und führte den zierlichen Knix aus, mit dem sie zu danken pflegte, wenn eine Münze in das Sammelbecken klapperte. Das Büblein wurde rot vor Freude. Er reichte ihr rasch noch den andern Kuchen, und sie knixte wieder. Er vergaß die Großen ringsum, die spöttisch lachend auf das artige Paar sahen, und langte in seinen Sack, um mehr Böcklein für die kleine Seiltänzerin zu kaufen. Aber die Frau, der das geschmeidige Wesen nicht zu gefallen schien, fuhr ihn an:

«Nu gang! Das wallsch Gogelvolk hat gnug!»

Einer meinte: «Der lässet bi guter Zit Haar.»

Etliche lachten laut. Ein feister Städter kniff der kleinen Tänzerin in die Wangen und brodelte über feuchte Lippen:

«Du Katz! Frißt Böckli gern, was? Willtu han, du Katz?»

Er versuchte sie zu streicheln, da entwischte die Kleine zwischen zwei Buden, und Theophrast stand allein.

Er kannte das breite Grinsen und die zwinkernden, verkniffenen Augen von den Tischen des Ochsnerhauses her, wenn dort die Männer und Frauen saßen und sich nach dem schweren Etzelweg gütlich taten. Es kam auch vor, daß ein fremder Mann an ihm seinen Witz probierte. Aber dann war das Lachen der andern redlicher. Jetzt bei der Bude mit den süßen Böcklein überkam ihn eine jähe Angst, als müsse er sein Gesicht vor den Larven verbergen, deren grinsende Mäuler und zwinkernde Augen ihn bedrängten. Es stieg ihm heiß und beklemmend auf. Er zog den Kopf ein, versteckte das Gesicht hinter einen Arm und schlich davon, als habe er etwas stehlen wollen und sei ertappt worden. Hinter den Buden be-

gann er zu laufen. Er sah nicht rechts noch links und nahm den Arm erst vom Gesicht, als er bestimmt wußte, er werde von niemand mehr der Böcklein wegen angesehen.

Eines stand felsenfest, daß er nie wieder Böcklein kaufen wolle. Aber mit diesem Entschlusse war sein Unfrieden nicht behoben. Er konnte nicht finden, was ihn bedrängte.

Die Kleine war verschwunden. Er suchte sie nicht. Es war gut, daß sie fortblieb. Die Leute hatten übel gelacht, die Frau im Böckliſtande hatte ihn angefahren. Sollte die Kleine kein Böckli haben? Ihr war hart genug geschehen.

Theophrast ging langsam dem Pilgerspital zu. Er war bedrückt wie jeweils, wenn er nach Hause schlich, da er den Anderle heimlich im Walde getroffen hatte, obwohl ihm der Anderle verboten war.

Und er mußte an die kleine Seiltänzerin denken. Nur daß er immer weniger ihrer Hiebe und Not gedachte, sondern sie mit fliegendem Röcklein und wippendem Haar über das Seil springen sah. Wenn er die Kunst auch könnte! Ihm kam ein Lächeln der Freude über die Lippen, er erinnerte sich des zierlichen Dankes, da sie ihr Böcklein erhalten hatte und das seine dazu. Aber dann waren die Großen dazwischen gekommen. Durfte er nichts schenken? Durfte das Mägdlein nichts von ihm ... das wars vielleicht. Nur für die Großen sollte sie freundlich sein.

Wenn er sie suchte, sie riefe und fragte, warum die Großen an ihr böse und häßlich würden? Es überkam ihn bei diesem Gedanken quälend, wie er es noch nie gefühlt hatte ... nein, wie er vorhin erst gefühlt hatte, als die Großen lachten und er sein Gesicht verstecken mußte. Das war eine andere Angst, die nicht auf Prügel, zornige Worte und Mienen hinauslief, sondern ihn am eigenen Herzen verzagen ließ. Er wußte schließlich nur, daß er davongelaufen wäre, wenn er die kleine Tänzerin gesehen hätte.

Wohl ahnte er nur das frühe Aufdämmern, das sein Wesen durchschauerte, da ihn zum erstenmal Scham besiegte. Er legte endlich das beklemmende Gefühl und seine halben Ge-

wißheiten auf die erträglichste Weise zurecht, indem er meinte, es sei sehr dumm, zwei schöne Böckli herzugeben, und die Großen seien über seine Torheit aufgebracht und belustigt gewesen. Eine Last fiel ihm vom Herzen, als er diesen Schluß gefunden hatte. Je mehr Reue er über die vergeudeten Leckerbissen empfand, desto weiter verlor sich das Grinsen und Augenzwinkern der Großen, das ihn beschämt hatte.

Sein Herz blieb unbefleckt, wenngleich eine heimliche Not in ihm nachzitterte. Es trieb ihn über die vielen Treppen des Pilgerspitals in die Kammer seiner Eltern hinauf, ohne daß er die Mutter suchte. Er holte seinen sorgsam geborgenen Kram aus dem Versteck und breitete ihn vor sich hin.

Da lagen die Knöpfe und Nägel, das Seidentüchlein und das blaue Band, der Ballen Hanf und der Strick — seine ganze Fürsorge lag vor ihm, und aus den vielen wertvollen Dingen sollte nun etwas entstehen, das ihn als kunstreichen Mann erwies und eine Torheit wohl aufwiegen konnte.

Jeder Knopf hatte ein Öhr, auch die Schelle, die er im Brotsack trug. Er holte die Schelle heraus. Der Strick war zu dick für die Öhre. Da half der Hanf. Er zog etliche Fasern aus dem Ballen und drehte Fäden, wie es Mutter und Großmutter an Winterabenden machten, wenn die Spindel über das Estrich tanzte. Das gelang zwar nicht so schön, und die Fäden wurden reichlich naß, aber sie schlüpften durch die Öhre, und er konnte die Schelle an sein blaues Band binden, zu beiden Seiten der Schelle aber je zwei Knöpfe. Er legte das Band über seinen Bauch, so daß die Schelle schön in der Mitte hing, und hatte einen stattlichen Gürtel.

Wenn die kleine Tänzerin den Gürtel trüge, wie würde die Schelle klirren, wie möchten die gelben Knöpfe blitzen! Er lehnte sich an die Wand zurück. Über ihn hauchte der Abend kühl durch das Fenster in die heiße Kammer hinein.

Wenn er auf dem Seile so springen könnte? Und höher noch müßte ers! Daß sie ihm staunend zusähe. Er würde dann hoch herab auf den schwarzen Kopf des Meisters springen, daß der Laur hinfällt und weint vor Kopfweh und ihn

bittet, nie wieder so hart mit ihm zu sein. Dann zieht er ihm die Gerte aus dem Stiefelschaft, zerbricht sie und wirft sie weit über die Leinwand fort. Er führt die kleine Tänzerin zu dem Böcklistand und kauft für sie — soviel er will! Und wer sein Maul zu Schimpf verzieht, der bekommt eins drüber mit dem Schwert! So ...!

Theophrast war aufgesprungen, hatte sein Schwert ergriffen und hieb auf die Kissen des Bettes ein.

Als er an seiner Rache müde geworden war, hob er das Band mit der Schelle und den Knöpfen auf, besah es fast verächtlich und warf es in einen Winkel. Ihm nach flog alle andere Fürsorge, mit der er sich vom Ochsnerhaus hergeschleppt hatte.

Es war dunkel geworden. Er fühlte Hunger und wollte nun die Mutter suchen.

Während er, auf den Zehen stehend, den Holzriegel hob, begannen alle Glocken zu läuten. Er hielt eine Weile an und lauschte.

In das schlagende Dröhnen und bimmelnde Singen des vollen Geläutes schmetterten die Posaunen und Trompeten ihre reschen, trotzigen Stimmen. Den Schwall durchbrach aus dem groben Geschütz, das vor der Abtei aufgefahren war, der erste Schlag, ein Zeichen für die Feuerwerker und Böllermeister auf den Höhen rings.

Theophrast jauchzte. Er hatte den Riegel zurückgeworfen und strebte, so eilig es in der Finsternis ging, über die Stiegen hinunter.

Sie läuteten, bliesen und böllerten das Fest der großen Engelweihe ein. Während das Knäblein Theophrast über die finsteren Stiegen und Gänge des Pilgerspitals zu den Menschen tastete, umdrangen ihn die rufenden Stimmen, als seien Tore gesprengt, als stehe eine neue Welt offen.

Er hatte aus erster dunkler Wirrsal des Herzens den Weg gefunden, tastend noch durch finstere Gänge und über knarrende Treppen, eingeschüchtert von dem Unsichtbaren, aber umwallt von rufenden Stimmen.

Quellenlaut und Sumpfnebel

In weitem, dichtem Kranz standen viel Tausend am andern Tag rings um die Klostermauern. Sie hatten geruht, sich gütlich getan und brauchten nicht ans Weiterkommen zu denken. Sie waren begierig, den hohen Klerus, Vornehme und Reiche, die von Roß und Sänfte herbeigeschleppt waren, demütig hinter dem Kreuze ziehen zu sehen. Als das Geläute anhob und aus den offenen Toren der Kirche heller Jubelton drang, schmolzen die dunklen Mäntel, die staubgrauen, breiten Hüte in eine Masse dicht zusammen, aus der die schaulustigen Augen blitzten.

Ein schweres Goldkreuz leitete die Prozession, ihm nach drangen die Kreuze und Fahnen der Pilger. Fremde Priester trugen den Schatz der Heiligtümer und Weihgeräte, die funkelnd nach jahrelangem Kirchendämmern das Sonnenlicht an gediegenen Spitzen und Zacken und in die zahllosen Edelsteine fingen und aussprühten. Den Zug der Priester beschloß Herr Diebold. Dann führte eine Schar von singenden Schülern den Fürstabt und den Protonotar. Herr Konrad von Rackelberg im Pontifikalschmucke, Onofrio de Nartia in prunkenden Kirchengewändern. Seine Dalmatika aus gelber Seide mit Musterung von grünem Samt trug goldgestickte, perlbesetzte Bandstreifen, sie wurde von Kennern laut bestaunt. Beide schritten neben einander, ihnen zur Seite die Assistenten.

Nach einem Abstande, der von zwanzig Schwyzern im Harnisch, mit geschulterter Hellebarde gehalten wurde, folgte der sonderbare Zug, auf den die Neugier des Volkes am meisten brannte.

Noch in später Stunde des Vorabends war die Nachricht von Mund zu Mund gegangen, daß sechzig Geißler aus der Kurpfalz eingetroffen wären. Dort wütete schon ein Jahr lang die Pest. Die Geißler nächtigten in einem Klosterschupfen. Ihr Meister hatte verkünden lassen, daß keiner mit einer Weibsperson sprechen dürfe, weshalb das Frauenzimmer ihnen fern zu bleiben habe. Sie würden eine Statt wählen. Am morgenden Tag, der ihnen einzig für den Gnadenort gewährt sei, würden sie während der Prozession und gegen den Abend hin auf der Geißelstatt die Buße vollziehen. In der Prozession sollten sie von den vornehmsten Wallfahrern begleitet sein.

Sie gingen nicht gleichmäßigen Schrittes wie die übrigen. Die einen trippelten, andre langten weit aus und bogen die Knie, als läge eine schwere Last auf ihnen, etliche wankten todmüde, und es gab einige, die beinahe tanzten. Dadurch kam die merkwürdigste Unruhe in die Horde. Weil manche Ketten an den Füßen und Händen mitschleppten, übertönte das Rasseln den klatschenden Laut der Hiebe. Sie hatten den Rücken entblößt und schwangen den Bußriemen über die Schultern. Je vier Nadeln waren in die drei Knötchen eingeknüpft und rissen die entzündeten, schwärenden Rücken auf. Das Blut floß schon nach den ersten Streichen. Ein Seufzen und Lallen, aber gedeckt, als käme es nicht von den Lippen lebender Menschen, hing an dem Zuge.

Zu beiden Seiten der blutrünstigen Schar schritten Edelleute in glänzender Gewandung. Sie trugen gewundene Kerzen. Ungrische, böhmische, sächsische, französische, welsche, flandrische Kleidung. Gekrauster und glatter Brokat, Satin, Karmoisinseide, Kamelot, Damast. Viel Gold in Ketten und Ringen. Stein und Perlen überall. Durch die Menge schauerte eine dumpfe Erregung, als sie das rinnende Blut der blassen Menschen sah, die wie eine Herde in beide Reihen der farbe- und glanzstrotzenden Herren eingepfercht waren. Wo die Geißler hinkamen, vernahm man halbunterdrückte Rufe.

Aber diese Erregung wurde fast plötzlich niedergeschlagen. Hinter den Geißlern gingen die Frauen der Vornehmen. Sie

übertrafen ihre Männer an Üppigkeit der Tracht. Ein anderes Feuer flackerte aus den Augen unter den Pilgerhüten. Neid, Habsucht, stumpfe Bewunderung, blödes Staunen, hastig schlürfende Gier. Wie sie ihre Weiblein ausstatteten! Fast konnten die zierlich beschuhten Beine den Faltenwust des Kittels und der Schleppe nicht weiter bringen. Und die Brüste zitterten auf dem Leibchenrand, von einem kostbaren Vorstecktuch schmiegsam und dünn bedeckt, daß die dunklere Farbe des Warzenhofes zu sehen blieb. Auf dem Kopf der Damen wehte meist die französische Hennin, ein geflochtener Turm mit flügelnden Behängen. — Eine befreiende Äußerung fand unter dem Landvolk zuweilen jauchzenden Schall und Widerhall. Die Ordner, die den Zug der Frauen begleiteten, mußten mit quergehaltenen Hellebarden gegen den Menschenring andringen. Man konnte gewärtig sein, daß ein betrunkener Lümmel, dessen Blut durch die Geißler in Wallung geraten war, sich an dem Entblößten vergriffe.

Auf die Damen folgten Schwyzer im Küraß, und hinter ihnen schwenkten die Pilger ein, bis auch der ganze Kranz von dunklen Menschen in die Bewegung aufgenommen war, während die Kleriker, Geißler und Vornehmen wieder in die Basilika eintraten.

Theophrast hatte sich, als die Kirche leer stand, durch die Reihen der nachdrängenden Pilger gezwängt und war eingetreten. Burschen rissen an den Glockensträngen, die zu beiden Seiten in das Atrium herabhingen. Und da die Stränge im Gleichmaß des Geläutes durch die Löcher der Decke auf und nieder schlüpften, ahnte Theophrast den Zusammenhang. Er wollte ihn ergründen, fehlte jedoch die richtige Treppe und kam auf das Orgelchor, wo Männer und Knaben um einen hageren Kleriker standen, der halblaut auf sie einsprach.

Theophrast schlich an die Brüstung. Er konnte nicht darüber hinwegsehen. So zog er einen Schemel in die Ecke, erkletterte ihn und setzte sich rittlings auf die Brüstung.

Tief unten lag die Gnadenkapelle, ein unheimliches Funkeln und Glimmen. Rings an den Wänden vor düsteren Bil-

dern zitterten zahllose Flämmchen. Je weiter in der Tiefe, desto lichter wurde der Raum, und das blinkende Gedränge der Brandopfer mußte vor dem Sonnenschein verblassen, der sein schräges Goldgebälk durch die Fenster schlug. Aber ganz hinten im hohen Chor, wo neben dem Hauptaltare die schenkeldicken Standeskerzen herrisch über dem flimmernden Heere flackerten, konnte auch der helle Tag die Flammenwoge nicht schlagen. Der Altar glich einem sprudelnden Feuerquell, von dem aus zwei Funkenströme längs der Wände flossen. Sie versanken im Halbdunkel der Vorhalle und versprühten geheimnisvoll in der Gnadenkapelle.

Theophrast glotzte in das Wunder. Die dicke Luft, die schwer nach Wachsdampf, Ruß und erkaltetem Weihrauch roch, legte sich auf seine Brust. Ihm war, als würde sein Atem von einer ehrfurchtgebietenden Macht unterdrückt. Und ehe er noch sein Auge an dem Gefunkel sattgeweidet hatte, ging eine Bewegung durch die Leute des Orgelchors, auch tief unten vernahm er das Geräusch der Sohlen. Mit einem Jubellaute setzte die Orgel ein. Theophrast schmiegte sich in den Schatten einer Holzfigur, deren Schultern und Kopf über die Brüstung heraufragten.

Sie führten feierlich die glitzernden Heiligtümer an der Gnadenkapelle vorbei. Das breite Schiff der Basilika lief von bunten Menschen voll, die alle gegen den Hauptaltar zudrängten. Ihnen nach schob die dunkle Masse der Pilger. Zwischen dem Chorgestühl warfen sich die Geißler auf die Fliesen, ein Purpurstreif in dem weißen Felde der Chorhemden. Die Heiligtümer säumten mit ihrem Glanz den Purpurstreifen. Auf dem Bischofssitze saß der Legat in seiner strahlenden Dalmatika. Der Fürstabt weihte den Altar für das Hochamt. Er trug jetzt das veilchenfarbene Meßgewand.

Theophrast sah weiße Wolken durch die schrägen Sonnenbalken rollen. Des Chores Stimmen drangen fern her und wurden brausend von Orgel und Kantorei beantwortet. Da fiel ihm die Erzählung der Mutter ein. Er wartete und hoffte auf die Engel Gottes.

Schwüler stieg der Menschendunst auf. Zuweilen meinte Theophrast, er müsse entschlafen. Er ritt auf der Brüstung, hing an der Schulter des hölzernen Heiligen und wartete, wartete auf die Engel Gottes.

Da hörte er durch das Dämmern seiner Sinne den Silberton der Meßschellen. Ein Brausen ging durch das Schiff. Als sei der Sturm in ein Saatfeld gefallen und halte die Ähren unter seinem Hauch gebeugt, so sank die Menschenflut. Und über sie hinweg schrillte der Silberton, ein sanftes, herzdurchdringendes Gellen.

Theophrast saß aufgereckt und spähte. Die alle mußten es sehen, er sah es nicht. Eine tiefe Bangigkeit beklemmte ihn. Seine Augen irrten durch den heißen, erstarrten Raum.

Dann hob sich das Brausen wieder. Die Menschenflut staute empor. Helles Jauchzen aus Orgel und Kehlen.

Sie hatten es gesehen! Vielleicht waren die Engel herabgestiegen, und er, er wußte nichts davon.

Er rieb die Augen und fühlte, daß er am Wams festgehalten werde. Ein Männlein, dessen Schultern kaum über die Brüstung ragten, stand bei ihm. Es trug lange weiße Haare. Das Männlein sah lächelnd auf, seine Augen waren licht und klar wie der Himmel in den ersten Lenztagen. Theophrast sah die Augen und den weißen Scheitel, auf dem ein goldiger Schimmer lag, und fühlte keine Furcht. Er neigte sich herunter und flüsterte:

«Seind die Engel do gewest?»

«Ünser Herr Heiland ist do gewest.»

«Wo ist er hin?»

«Er ist ufgeopfert und ingenommen.»

«Ich hab ihn nit gsehn.»

«Bis guetes Muetes, Kind, die mehristen hänt ihn nit gesehn. Aber kumm. So ich nit hinter dir gestund, lägest erschlahen unt in der Kirch. Siehe, der hülzern Heilig do stoht nit mehr fest.»

Das Männlein berührte den Hals des hölzernen Heiligen,

auf dem Theophrast halb und halb gelegen war, und das Bild schaukelte leise.

Dann zog es den Knaben herab und führte ihn durch das Gedränge in und vor der Kirche so leicht und unaufhaltsam, als wäre es ein großer Herr, vor dem die Leute eine Gasse bilden.

Es schob Theophrast sanft vor sich her, und Theophrast meinte, er würde getragen. Da die Menschenreihen lockerer wurden und das Rauschen des Frauenbrunnens den Orgelton und den Meßgesang übertönte, fühlte Theophrast einen geringen Schlag auf seine rechte Schulter; er sah um, aber das Männlein war verschwunden.

Die Mutter stand nicht weit bei anderen Frauen. Sie wollte ihn schelten. Er mußte sie beschwichtigen und redete von dem weißgelockten Mann zu ihr, der ihn gehalten und durch die Menge geleitet hatte. Die Mutter fragte, und ihr Herz zitterte, da sie mehr und mehr erfuhr, in welcher Gefahr ihr Kind gehangen habe. Immer wundersamer kam ihr die Rettung vor, und sie wagte kaum, der Ahnung Sinn und Wort zu verleihen, die ihr mit frommen Schaudern die Brust schwellte. Im Pilgerspital zog sie ihn vor das Kreuz an der Flurwand.

«Knie nieder und bet mit mir!»

Er gehorchte, weil er durch die Stimme der Mutter und ihre Fragen, die stets bewegter geklungen hatten, eingeschüchtert war.

So fand sie beide Herr Wilhelm. Die Frau berichtete mit verhaltener Stimme und bedeutsamen Blicken das Erlebnis Theophrasts.

«... und er hat uf die Engel gewart't.»

Das Kind sah zu seinem Vater auf, als müsse ihm eine Erklärung für das Gemunkel der Mutter werden. Herr Wilhelm erkannte den Blick. Er schüttelte langsam den Kopf und redete zu dem Knaben.

«Wer derselb gewest seie, des sollt ihr euch nit bekümmern, wöllend hoffen, er seie ein guter Gesell gewest. Aber du mußt bedacht sin und wohl versehen. So dir all Ding ze Zeichen und Wundern werdend, möchtist ein schweren Stand uf der Welt han.»

Theophrast verstand den Vater nicht. Er war noch in den Jahren, da ein Kind den unmittelbaren Lauten der Mutter folgt. Aber die ruhigen Worte ließen ihn doch vergessen, daß es aus den Fragen der Mutter wundersam gebebt hatte.

Wilhelm Bombast fügte hinzu:

«Du sollt mich gen Abend zu denen Geißlern begleiten, die kunnten meiner begehrn, dann sie liegend unter ohnmenschlich harter Regul. Und solltu mir den Eimer nachtragen. Ufdaß du nit allso allein streifest.»

Er sagte es mit besorgtem Blick auf sein Weib, das kaum die Bürde des Spitalwesens aushielt; wie mochte sie noch des eigenwilligen Knaben warten!

Und er seufzte leise. Ihm ward mehr und mehr die Freude seines Feierabends entrissen.

Herr Wilhelm hatte die Jahre her ein kleines Häuflein Geld zusammengetragen. Er durfte die schmalen Tage seiner landfahrenden Zeit vergessen. Aber so weit reichte der Pfennig nicht, daß er die Frau und den Knaben hätte von den Mönchen freikaufen können. Obwohl er, ein freier Mann und von Adel, ein Weib ehelichte, dessen Familie ein Wappen führte, war seine Nachkommenschaft dem Kloster fällig. Die Mutter blieb hörig, das Kind folgte nach altem Rechte der böseren Hand.

Und er mußte zusehen, wie das Weib, von Haus und Dienst bedrängt, vor der Zeit verblühte. Aber er hatte ja viel zu schaffen und scheute die rauhen Wege nicht. Man litt ihn wohl. Doch man litt ihn, und auch das bedrängte zuweilen seinen verschlossenen Mut.

Wenn das Schwabenjörgeli unter ihm durch den hohen Tann zur Teufelsbruck niederzottelte und er die Börse am Gürtel um etliche Plappart härter fühlte, wars ihm, als sei wieder ein Schritt in die Weite gewonnen. Er träumte, daß er vermittels eines runden Sümmchens an einem fernen Ort zu Brot und Haus gelangen werde, wo man sein Weib nicht aufbieten könne.

Dann sollte sein Ehstand neu erblühen, wenn die Els

Ochsnerin nicht mehr auf Heimatboden stand, der ihre Kraft aussog. Er wußte wohl, daß sie zäh am Ochsnerhause hing, aber er kannte auch ihre Treue und Liebe zu ihm. Sie würde ihnen beiden nachfolgen und, wenn etliche bittere Zeit verstrichen wäre, die Wohltat fühlen, ihres eigenen Hauses Herrin zu sein und eine Mußestunde zu gewinnen. — Herr Wilhelm träumte, daß die rauhen Hände der Els weich und zart sein könnten, daß sich die müden Furchen ihres Gesichtes glätten und ihre Wangen rosenrot erblühen würden. Doch sprach er nie zu ihr von diesen heimlichen Wünschen. Sie hätte ihn kaum verstanden.

Er kannte die Haushalte ringsum. Überall welkten die Weiber in jungen Jahren unter ihrer Last. Die Männer, wenn sie länger im Überschuß der Kräfte standen, griffen nach den Mägden, und es gab wenig wohlbestellte Höfe, darin mit der Kinderschar nicht auch etliche Kegel aufwuchsen. Der Bombast von Hohenheim, wiewohl er einer Sehnsucht nach Seßhaftigkeit bedachtsam gefolgt war, hatte die Ochsnerin nicht nur der Heimstatt wegen gefreit. Da er die Heimstatt besaß, begehrte er in der Ehefrau das Weib, das ihm mit zarter Schönheit und süßem Rausch die reifenden Jahre bekränze. Er war kein Bauer, der nimmt, was ihm in die Hände fällt, und nach gesättigtem Triebe der Bodenkrume und dem Viehstand lebt. Sein Blut war alt und reif, sein Geist rege. Während er die stöhnende Not seiner Kranken beriet und heilte, Salben und Tränke bereitete, wollte er die Gewißheit einer schönen, glücklichen Stunde haben.

Diese Labsal hatte er nicht. Also begann die Unrast seiner früheren Jahre wieder das lockende Spiel von der seligen Ferne von ihm. Und er wußte zuweilen nicht, was ihn mehr forttrieb: die Sehnsucht, sein Weib zu pflegen, auf daß er in ihm sein Leben genösse, oder das Neue zu gewinnen und einen gastlicheren Boden unter den Füßen zu fühlen, der nicht nur tragen wollte, was auf ihm laufen gelernt hatte.

Im Stillen hoffte Herr Wilhelm von der nächsten Zeit: der schwäbische Bund war eine gute Waffe in der Hand Maxi-

milians, und die Hand erhob sich drohend gegen die Eidgenossenschaft. Man wird ihm sein Schwabenblut verargen. Auch Els wird es fühlen müssen. Und so wird er einen gerechten Grund finden.

Noch vor der Engelweihprozession war Wilhelm Bombast ans Lager eines jungen Menschen aus der Geißlerschar gerufen worden. Der wurde hart vom Fieber geritten und stammelte wirre Gebete. Wenn ihn der Husten befiel, warf er eine Handvoll Blut aus. Er hatte dennoch kaum gehalten werden können, als die Glocken zum Kreuzgang anhoben. Sie mußten ihm hoch geloben, er werde des Nachmittags an der Geißelung nicht gehindert sein, und sie meinten, er wäre bis dahin so entkräftet, daß ihm ein Aufstehen wohl verginge.

Die Geißler hatten ihre Fahne neben eine Kanzel auf dem Brühl gepflanzt. Sie durften nur einen Tag verweilen. In dreiunddreißig und einem halben Tage, soviel als der Herr Jahre auf Erden gelitten, mußte die Betfahrt beschlossen sein. Auch sollte das Volk nicht Gelegenheit finden, sich irgendwo allzu lange an einem Bußwerke zu entflammen, das die Hut der Kirche leicht durchbrechen konnte.

Theophrast trug dem Vater ein kupfernes Eimerchen nach, das am Frauenbrunnen gefüllt worden war. Die Leute ließen sie willig in den Ring treten. Die meisten knieten auf dem Rasen und beteten den Rosenkranz. Etliche Priester gingen durch die Menge und redeten den Leuten zu. Man kannte die berauschenden Kräfte des rinnenden Blutes. Heimliche Geißelung wurde seit einem Menschenalter als Ketzerei unterdrückt, etliche Geißelbrüder waren schon verbrannt worden. Nur selten gewährte ein Bischof die blutige Betfahrt und nur dann, wenn sie ein Ziel hatte, wo die schwärmerischen Wellen in das erwünschte Strombett geleitet werden konnten. Aber die knienden, betenden Menschen erwarteten das Schauspiel der Geißelung doch wie ein Sakrament.

Sie zogen paarweis aus dem Mauertor neben der Abtei. Auf ihren Mänteln brannte das rote Kreuz. In ihren gefalte-

ten Händen trugen sie den dreigeschwänzten Marterriemen. Ihre Stimmen klangen mißtönig, heiser und zäh. Eine stumpfe Glut lag in den Augen, wenn sie die Lider hoben und ins Grenzenlose sahen. Sie sangen den alten Leis aus der Zeit des schwarzen Todes:

«Nu ist die Betefahrt so gut,
Hilf uns, Herre, durch din heiligs Blut,
Das du an dem Krüze vergossen hast,
Und uns in dem Elende gelassen hast.
Nu ist die Straße allso breit,
Die uns zu unser lieben Frauen treit
In unser lieben Frauen Land,
Nu helfe uns der Heiland ...»

So kamen sie näher und schritten endlich um die Geißelstatt. Nach den letzten Worten:

«Und bitten den viel heiligen Christ,
Der aller Welt gewaltig ist»,

blieben sie stehen, kehrten sich der Mitte des Kreises zu, warfen die Mäntel ab, entblößten die geschundenen Rücken; alles in langsamen, fast leblosen Bewegungen.

Ein Seufzen schlich durch die kniende Menge. Das Geflüster der Priester wurde nicht mehr beachtet.

Da tönte eine Stimme aus dem Marterkreise weithin durch die Stille:

«Jesus, der ward gelabet mit Gallen!»

Und die andern schrien auf:

«Des sullen wir an ein Krüze fallen!»

Sie spreizten die Arme und fielen bäuchlings zu Boden, daß es stäubte, und lagen unbeweglich, als seien sie an ein Kreuz gespannt. Über eine Weile, sie mochte nach stillen Gebeten gemessen sein, ging eine Bewegung durch die Geißler.

Das Volk rings reckte die Hälse und begann zu deuten und zu zischeln.

Die meineidigen Büßer wälzten sich auf die Seite und reckten die drei Schwurfinger über das Haupt empor. Die Ehebrecher blieben auf dem Bauche liegen, nur daß sie die Arme einzogen. Die Mörder rollten auf den Rücken. Die Diebe krümmten sich zur Seite und umfaßten den Knöchel eines Fußes. Und jede Sünde hatte eine Gebärde. Aber es gab etliche, die nichts zu bekennen hatten, was laut nach Rache schrie, sie blieben zu Kreuze gestreckt auf dem Boden.

Jener Siechе, zu dem Herr Wilhelm geholt worden war, lag auf dem Bauche und er streckte die Schwurfinger über seinen Kopf. Von Zeit zu Zeit warf das Übel den elenden Körper. Wo der offene Mund auf dem Grase lag, wurde es vom Blute rot.

Wilhelm Bombast und sein Söhnlein saßen nicht weit hinter ihm. Der Heilmeister hatte die Tasche geöffnet und hielt ein Fläschchen in der Hand; er beobachtete das qualvolle Verlöschen, dem er nicht mehr begegnen konnte, das zu lindern er entschlossen war.

Theophrast sah, wenn ihn die Bangigkeit überwältigen wollte, den Vater an, und weil der ernst und gehalten blieb, löste sich sein Grauen immer wieder, und er fand Mut, die geschundenen Leiber zu betrachten. Es war gleichwohl eine harte Lehre. Und als die Geißelung begann und das erweckte Blut über die Rücken rieselte, stand ihm das Weinen hoch im Halse, zumal sich ringsum ein Würgen und Schluchzen erhob. Aber des Vaters Stirn, die sonst auch in ihrem Ernste klar blieb, war hart verfinstert. Und das stärkte sein Herz.

Es war nach einer stummen Frist, darin die Büßer ihre Sünden vor aller Welt zur Schau stellten, der Meister aufgestanden. Er schritt über den ersten Geißler, der neben ihm lag, und schlug ihn mit dem Riemen.

«Stand uf durch der reinen Martel Ehre
Und hüt dich vor der Sünde mehre!»

Der Getroffene stand auf und folgte dem Meister. So erhob sich einer nach dem andern, und alle schritten über den nächsten hin. Da alle aufgerufen waren, gingen sie paarweis im Ringe und geißelten sich, daß mancher sehr blutete.

Die Kraft hatten, sangen den langen Leis von der Sünde und der Nachfolge Christi:

«Jesus Christ, der ward gefangen,
An ein Krüze ward er erhangen,
Das Krüze ward vom Blute rot.
Wir klagend Gotts Martel und sinen Tod.
Durch Gott vergießen wir unser Blut,
Das sije uns für die Sünde gut.

‚Sünder, womit willtu mir lohnen
Dri Nagel und eine durnin Kronen,
Des Krüzes Fron, eins Speeres Stich,
Sünder, das leid't ich alls durch dich,
Was willtu leiden nu durch mich?'»

Langsam sangen sie, jede Strophe des langen Liedes sagte dasselbe; sie waren bereit, in der Marter auszulöschen, wie ihr Heiland ausgelöscht war. Der eigentümlich juckende Schmerz, den die Hiebe erregten, und das rinnende Blut jagten sie aus der stumpfen Entkräftung ihrer Betfahrt auf. Sie fühlten, je mehr sie entbrannten, die hundert Augen voll Angst, voll Begeisterung, voll Tränen auf sich ruhen. Sie wankten durch ihr Martyrium mit lechzenden Lippen und halbgeschlossenen Augen, als verlangten sie die Sündengalle der ganzen Welt einzusaugen. Und die beißende Wollust ihrer Buße wuchs riesengroß vor ihnen. Sie fühlten sich eins mit dem sterbenden Christus.

Ehe noch der Leis ausgesungen war, fand die lauschende Menge Sättigung ihrer äußersten, peinlichen Erwartung, die nach und nach alle Augen getrocknet und auch die Begeisterung abgestumpft hatte. Die Blicke folgten nur mehr

jenen Geißlern, die ihre Marter kaum weiter zu schleppen vermochten, denen man ansah, daß sie den eigenen erschöpften Leib durch die Hiebe aufpeitschen mußten, sonst wäre er zusammengesunken.

Und als es geschah, bemerkten es zunächst die wenigsten. Der junge Mensch, um dessentwillen Wilhelm Bombast gekommen war, hatte beide Arme gegen den Himmel geworfen, einen gurgelnden Wehlaut ausgestoßen, der aber im Gesang, im Riemenklatschen, im Kettenklirren ertrank, und war mit einigen taumelnden Schritten in den Kreis geflüchtet. Er brach nieder, und sein dunkles Blut schoß aus dem Mund. Er versuchte mehrmals sich auf die Seite zu wälzen und lag dann schlaff, ohne Leben.

Bombast war durch den kreisenden Ring hindurch dem armen Teufel zu Hilfe geeilt. Das hatte aller Blicke gelenkt. Sie raunten, deuteten, reckten sich auf, riefen und drängten hinzu. Aber die Geißler hielten nicht ein. Sie achteten des Gefallenen nicht und schienen die Bewegung des Volkes nicht zu merken. Nur daß sie etwas lauter sangen, ihre Riemen weiter ausschwangen. Und ihre Unberührtheit hielt die Menge im Zaum, schlug die erschreckten Rufe zu Geflüster nieder, zwang die begierigen Blicke zu Scheu und Demut. Die Menge staute zurück, viele sanken wieder ins Knie.

Theophrast lief mit seinem Eimerchen außerhalb des kreisenden Ringes auf und nieder. Er wollte zu seinem Vater und fand den Durchschlupf nicht. Die sausenden Riemen schreckten ihn nicht mehr als die berieselten Leiber und mißtönenden Münder. Er lief auf und nieder, weinte leise und wimmerte: «Min Vater! Min Vater!»

Keiner hörte ihn. Nie noch hatte er sich so verloren gewußt als da, umgeben von den fühllosen Großen, nur wenige Schritte von seinem Vater entfernt, aber von ihm getrennt durch die fürchterliche Erbärmlichkeit der Geißler.

Der Gesang verstummte, das Riemenklatschen, das Rasseln. Die Büßer standen und kehrten sich gegen die Mitte des Kreises. Ein Krächzen fuhr aus der Luft durch die Stille, daß

selbst die Augen der Brüder erschrocken aufblickten. Raben strichen über sie hin. Der dunkle Vogelschwarm ließ manchem das Herz stocken, mancher wurde der Grausamkeit des Schauspieles erst bewußt. Da rief die Stimme des Meisters seine Bußgesellen zurück und sie zerriß auch das zweiflerische Bangen des Volkes.

«Jesus ward gelabet mit Gallen!»

Und sie schrien auf:

«Des sullen wir an ein Krüze fallen!»

Sie sanken hin. Etliche gruben die Finger ihrer gespreizten Arme in den Boden, als müßten sie sich fester an die Erde klammern, um nicht im Wirbel des Schmerzes und der Entkräftung fortgerissen zu werden.

So fand Theophrast einen Weg zu seinem Vater, indem er über die blutbespritzten Arme zweier Büßer stieg.

Wilhelm Bombast hielt den Kopf des sterbenden Mannes in seinem Arm und ließ ihm zwischen die weißen, zitternden Lippen aus dem Fläschchen hie und da einen Tropfen sickern. Dann geriet die Zunge des Geißlers in eine matte Bewegung. Seine Lider hob er nicht mehr.

Theophrast kniete ihm zu Häupten, er sah aufmerksam nieder. Da er bei seinem Vater war, fürchtete er nichts.

Das Fläschchen hatte einen betäubenden Inhalt, der Geißelbruder konnte ohne Wehlaut verscheiden. Er seufzte kaum auf, da er zusammensank. Herr Wilhelm legte ihn behutsam nieder.

«Nu schlafet er wohl», flüsterte Theophrast befriedigt, denn des Toten Gesicht lichtete ein Lächeln.

«Ja, nun schlafet er wohl, Theophrast. All sins Herzens Qual hat ein Bschluß. Er ist tot.»

Da neigte sich das Kind spähend über das weiße Gesicht und wollte erkennen, was der Tod sei. Aber es wurde vom

Vater sanft aufgerichtet, denn die Büßer traten nahe heran. Ihr Meister fragte und erhielt Bescheid. Ein Kreuz schlug er über den Toten und winkte Herrn Wilhelm, aus dem Kreis zu treten.

Die Geißler standen dicht um ihren Gefallenen und murmelten auf des Meisters Geheiß halblaute Gebete. Sie hatten schon hinter Kolmar erwartet, daß der Bruder sterben werde.

Dann nahmen ihn die acht stärksten auf. Sie zogen schweigend dem Kloster zu, und viele folgten ihnen bis an die Mauern nach.

Auf dem Heimwege fragte Theophrast den Vater:

«Was tuend die mit ihm?»

«Sie graben ihn ein und ziehen alsdenn weiter.»

Die Antwort befriedigte Theophrast vollkommen, denn er hatte am Tonfall der Worte erlauscht, daß sein Vater zu einem großen Mann auch nicht anders gesprochen hätte.

Als sie im Schwarme der Leute an dem buntbemalten Wagen und dem abgeblachten Platze vorbei kamen, faßte Theophrast des Vaters Hand fester und meinte:

«Das muoß ein Narr sin, so er dem Gugelvolk zwen guete Schafböck gibt und tuet sie nit selbsten ein!»

Herr Wilhelm, dessen Herz andere Dinge füllten, nickte nur, und Theophrast fand sich in seiner Welterkenntnis sehr bestärkt. Er beschloß, kühngemut der kleinen Verführerin zu begegnen und sie bei gutem Winde trefflich anzufahren, darum weil sie ihm mit zwei schönen Schafböcken so schmählich entlaufen war.

Schon bei dem Engelweihschmause am Tage des Hauptfestes kam es, da die ersten Schüsseln genossen waren und mancher Wein seinen Weg gefunden hatte, zur friedsamen Parteiung der Kleriker. Anfänglich lag freundschaftlich flüsternde Befangenheit über den geräumigen Tischen der drei Abteisäle. Doch man aß nicht schlecht und schlürfte den erfreulichsten Trank.

Um den Tisch des Fürstabtes und des Legaten schlich es am

längsten mißtrauisch auf Zehenspitzen. Der Legat war in spanischer Edelmannstracht erschienen, er unterhielt sich nur mit Standespersonen, soweit sie Latein und Italienisch geläufig sprechen konnten. Fürstabt Konrad von Rackelberg aber hatte, vertrauend auf den Wein, in seine Nähe Herren geladen, die ebensowenig von dem römischen Wesen hielten, Wild und Weib gut kannten, ein untadeliges Wappen trugen, vorerst noch beharrlich schwiegen, aßen und tranken.

Herr Diebold saß am zweiten Tische. Und dieser Tisch wurde gleich zu Beginn des Mahles rege. Sie redeten nicht laut, aber lebhaft und zungengewandt. Herr Diebold hatte zunächst von Nikolaus de Donis gesprochen, und ein Reichenbacher Mönch hielt eine Lobrede auf den gelehrten und freisinnigen Freund in flüssigstem Latein. Den meisten an Herrn Diebolds Tisch huschte dabei ein Lächeln der Befriedigung über das durchgearbeitete Gesicht, und das Lächeln blieb, es löste die Zungen. Man wußte, man kannte, etliche zitierten sogar aus Briefen. Ehe die erste Schüssel geleert war, fühlte sich jeder geborgen. Und die erlauchtesten Namen der Zeit, Ruhmestitel manches Klosters und mancher Universität, schlangen das geistige Band um die Stirnen dieser Männer. Sie erkannten einander nach wenigen Worten, ihre Augen glänzten, ihre Lippen wurden schmal und heiter, in Blick und Mundwinkeln zuckten bereits Neugier und Ironie, die Fußangeln der geistigen Freundschaft. Sie waren bei sich und unter sich. Dankbar, daß sie für eine Stunde des Genießens vor aller Barbarei ihrer Brüder und der Oberen geborgen waren, tranken sie Herrn Diebold zu, und er, der nun ein halbes Jahr in Fron der Kerzen- und Zeichenbank, des Haus- und Kellerwesens, der Berufungen, Quartiere, Krämerei und Polizei gelegen hatte, feierte die Auferstehung seiner beschaulichen Winterfreuden wie einen wohlverdienten Triumph.

Von Reuchlin hörte man, daß er an den kurpfälzer Hof zu Johannes von Dalberg, der noch immer die rheinischen Akademiker führte, ehestens ziehen werde. Ihm war das Leben in Tübingen und Stuttgart vergällt, er war sogar seines Lebens

nicht sicher, da der Augustiner Holzinger vom jungen Herzog Eberhard zum Kanzler der Universität ernannt worden war. Reuchlin hatte den wüsten Gesellen zu Lebzeiten des alten Herzogs, Ruhm seinem Andenken, hinter Schloß und Riegel gebracht. Holzinger, der Freund des jungen Fürsten, trachtete dem berühmten Gelehrten mit gleicher Münze heimzuzahlen. Und Reuchlin war kein Mann, der seine Fehden jenseits des Schreibpultes und der Lehrkanzel führen mochte. Er schrieb seinen Freunden ziemlich klägliche Briefe, denn er scheute auch, da er zäh an dem gewohnten Besitze hing, die Reise mit Sack und Pack auf Landstraßen, wo er des Leibes und des Gutes nicht viel sicherer war.

Da kamen etliche mit leiser Elegie, die von den andern unter halbem Lächeln angehört wurde, auf das Beneficium des Klosterlebens zu sprechen, dessen Frieden und Abgeschiedenheit einen Wunderbaum an Gelehrsamkeit, Trithemius, den Abt zu Sponheim, ungekränkt wachsen ließ. Tritheim war ja streng kirchlich geblieben, und schicklichermaßen wurden die Einrichtungen der Kirche gelobt, wenn man ihn nannte; es gehörte zu Tritheims Lebensstil. Sie kannten ihn fast alle. Man stellte sich gerne gut zu dem Berühmten. Er sammelte für ein Werk, das alle Gelehrten seiner Zeit anführen und ihre Verdienste preisen sollte.

Doch fiel der Name des Unruhgeistes Konrad Celtes wie eine Befreiung in den Kreis der Wissenden. Die Kirche war gelegentlich Tritheims gepriesen, man hatte geistige Absolution für etliche Gespräche, die einen geschätzten Förderer der Musen betrafen, der offenkundig heidnisch empfand und lebte. Fast jeder wußte irgendeine andre Stätte, wo er des unermüdlichen Celtes Einfluß und Wirken im Dienste der Poesie erfahren hatte. Und man brauchte sich nicht zu hüten, von den zahlreichen Liebschaften des fahrenden Gelehrten zu erwähnen, deren Freuden er selbst in ungeschminkten Liedern aller Welt preisgab, aller Welt, die feingeschulte Ohren besaß und ihr Vergnügen an eleganten Versen finden konnte.

Auch gegenwärtig — so berichtete ein Reichenbacher — sei

er einer Dame erlegen, aber nicht in Liebesgluten. Er werde in Wien bleiben, die Universität Ingolstadt habe ihn für alle Zeit verloren. Celtes mache Ingolstadt wohl den Vorwurf eines dummen, saueren Bieres, das einer nur tränke, der verdürste, aber im Grunde sei es doch die Frau des Rechtsgelehrten Fontulanus gewesen, die ihn ausgebissen habe. Sie hätte dem Poeta Laureatus anfänglich gute Zeiten verheißen und wäre alles in allem ein Weibsstück von angenehmer Ründung und kräftigem Begehren; die ihr gefielen, brauchten um Amt, Titel und sonstige Vorteile der alma mater nicht bange zu sein — nur stünde sie nicht mehr in der ersten Blüte, während Celtes, der Kenner, den zarten Flaumhauch eben gereifter Frucht liebe und abgefingerte Süßigkeiten verschmähe. Die Fontulanin sei in dem ungleichen Kampfe Siegerin geblieben, denn sie hätte den Mann und fast die gesamte jüngere Universität auf ihrer Seite gehabt, während Celtes nur über etliche Giftpfeile verfügte. Die seien bald verschossen gewesen, und zwar in allen Metren des göttlichen Horaz, an der gegerbten Haut seiner Feindin aber abgeprallt. Da habe er weichen müssen.

Vielen war die eigentliche Ursache des Umzuges nach Wien unbekannt gewesen, denn Celtes hatte verbreitet, er suche Wien zu erreichen, um hier eine gelehrte Donau-Gesellschaft im Geiste der Poesie zu gründen.

Von Celtes kam man auf Cuspinianus, der zwanzigjährig von Maximilian in einer glänzenden Fürstenversammlung, unmittelbar nach den Exequien Friedrichs III. mit dem apollinischen Lorbeer gekrönt worden war. Der Liebling des Adels; er stünde vor dem medizinischen Doktorgrade und müsse demnächst Rektor werden. Neben diesem Wunder an Jugend, Kunst, Rhetorik und Gelehrsamkeit werde selbst der erfahrene Celtes einen schweren Stand haben. Denn Celtes, wiewohl kaum vierzig, altere, daran sei leider nichts zu ändern. Das üppige Leben im Wechsel mit Entbehrungen, die Ruhelosigkeit ... man müsse ihm wünschen, daß er in Wien einen warmen Herd fände.

Und an diesem frommen Wunsche fanden die Zungen und Herzen aus der bedrohlichen Nähe der Husaren und Türken zurück an den Rhein, wo Johann Wimpheling fast alle Städte zwischen Basel und Köln befahren hatte, die edlen Künste der Alten zu fördern. Man gedachte Sebastian Brandts zu Basel, des Historikers Murrho zu Kolmar, des Geiler von Kaisersberg und seiner Freunde, des Canonikus Thomas Wolf, des Adolfus Ruscus und Georg Erlebachs.

Nicht nur vom Rhein und aus dem Östreichischen, auch von Schwaben, Franken, Bayern her und von Sachsen und Böhmen wußten sie stille und laute Geister zu beschwören, die über allen spitzfindigen Zank der Schola, über Realismus und Nominalismus hinweg zum Sonnenglanz der olympischen Muse zurückgefunden hatten.

Sie nannten am Tische Diebolds von Geroldseck Gott, Christus, Maria und die Heiligen nicht eitel, sie halfen ihren Beteuerungen mit Jupiter, Apoll und Minerva. Herkules, der die heitere Erde vom Rücken des Atlas auf seine prächtigen Schultern genommen hatte, vermochte ihre Reden besser zu stützen als das gotische Ungetüm St. Christoffel, das mit aller mystischen Welt des Glaubens auf den zottigen Achseln durchs Wasser geplanscht war.

Etliche erwähnten auch des Desiderius Erasmus, der in Paris lebte, London und Italien besuchte, deutsche Lande aber mied, obwohl er auch da einen guten Ruf unter Kennern genoß.

So lebte ein nicht geringer Teil der Welt an diesem Tische. Die Gespräche wurden kaum lauter, wenn auch die Wangen sanft erglüht waren.

Hingegen erwachte der andre Tisch des Saales um so merklicher, besonders der Kreis um Konrad von Rackelberg. Da ließen sich die geistlichen und weltlichen Herren von ihren Dienern aufwarten und tranken zu gleichen, vollen und halben, obwohl der Wormser Reichstag zwei Jahre vorher die Sitte des Zutrinkens verboten hatte. Und sie wurden bald voller.

Zunächst erwarmten sie über dem Weidwerk, da einer behauptet hatte, daß man den Falken nach alter deutscher Weise besser blende, als mit der Haube. Durchs untere Lid sei ein Faden zu ziehen und daran das Lid aufzubinden. Die meisten verlachten die veraltete Ansicht und traten polternd für die Blendkappe ein. Und das Gespräch sprang bald auf die Politik ab. Maximilian, seine ritterlichen Eigenschaften in Ehren, war Gegenstand ihres plumpen Gespöttes. Unverrichteter Dinge kam er aus Burgund. Er hatte kein Geld mehr, also auch kein Heer. Wie wollte er seinen ewigen Landfrieden stützen. Auch sein Reichskammergericht war aus dem Leim gegangen, da man weder Richter noch Commissarien zahlen konnte. Auf dem Lindauer Tag hatten die Stände alle Hilfe rundweg ausgeschlagen, und der Kaiser war mit leerem Säckel zornig abgereist, ohne den Abschied zu erwarten. Kein Ritter wird unter Reichsgericht und -steuer gezwungen werden, geschweige besserer Adel. Darauf konnte man ruhig trinken.

Der Legat spitzte unvermerkt die Ohren, als sei ihm das Deutsch verständlich, das über Maximilian herging. Er hatte seinen Kreis mit dem Hofleben des Papstes leicht unterhalten, obwohl er die verfänglichsten Vergnügungen des hl. Vaters verschwieg. Und er fand Anerkennung, als er, nicht ungewandt, eine verhältnismäßig harmlose Kurzweil Alexanders IV. beschrieb: in einem Hofe des apostolischen Palastes rossige Stuten von turkmenischen Hengsten beschälen zu lassen. Nach den rossigen Stuten fiel das Gespräch auf die Weiber. Man ließ durchblicken, daß die Cursetta allgemein beachtet werde. Der Legat lobte das Frauenzimmer, wie man einen gutgezogenen Jagdhund preist. Etliche äußerten Zweifel, um die Eitelkeit des Legaten aufzustacheln, und er meinte lächelnd, daß er ihre Neugier befriedigen würde, wenn er nicht auf barbarischem Boden stünde, wo man kaum sicher sei, daß nicht jeder Genuß in Bestialität ausarte. Er würde die Cursetta nackt auf einem der Tische tanzen lassen. Man spöttelte, aber der Legat blieb kühl und erzählte die Affäre seiner Geliebten,

um zu beweisen, daß er nicht vor ein paar hundert Augen zu verstecken brauche, was ganz Rom gesehen und bewundert hatte.

Die deutschen Herren hatten den Gesprächsstoff der Italiener erwittert und wieherten bald mit geblähten Nüstern und wässerigen Äuglein. Auch in den beiden andern Sälen waren sie über die Notbrücke der Politik in das Sumpfland geraten. Die Zote goß ihren Spülichtkübel über die Tische der Abtei.

Eines einzigen jungen Mönches Schamröte blühte fremd unter den erhitzten Köpfen, und nur der feiste Bruder Clemens von Augsburg achtete der Qual des jungen Mannes, der nach Mut zur Flucht rang. Sein gespaltener Schweinsrüssel ober den Wulstlippen zuckte vor Vergnügen, wenn er merkte, daß der junge Bruder heimlich erbebte und einen scheuen Blick über die Runde huschen ließ.

Als Bruder Clemens begann, erblaßte der junge Mönch, denn die Worte des Augsburgers züngelten über den Tisch, als seien sie nur an ihn gerichtet.

Bruder Clemens erzählte, aller Ohren nahmen durstig ein: «Eins Becken Marxen Walters Fraue ist im Kindbett gelegen. Er war sunst Gaismaier genennt, in St. Jergen Pfarr. Der hat dieselbig Zeit umb seine Magd in dem Haus gebullet, daß sie seines Willens wär und sich hälsen ließ. Die wollt sein Willen nit tun und sagt es der Frauen. Die Frau beredt die Magd, daß sie ihn sollt auf die Nacht an ihr Bett bestellen, und daß er nit ein Wort saget und still wäre. Das tät die Magd. Also leget sich die Frau an der Magd Statt in der Magd Bett. Da kam der Beck, tat ihr so übel nit und flüsteret: ‚Wann mein Weib also freundlich wär als du, das wollt ich gern.' Tat ihr demnach Bescheid, daß sie still bleib, er wöllet bald wiederkehren. Auf sollichs ging der Beck zu seinem Knecht und spricht: ‚O Lieber, gang hin, die Magd möcht gern ein Liebs von dir, ich trauet mich nit, sie sag es meinem Weib.' Sollichs saget er, dann er forcht ein Kind. Und hoffet, so geb sie das Kind mit Glimpfen dem Knecht. Also ging der Knecht hin zu seiner Frauen und meinet auch, es wär die Magd.

Zu Morgen saß der Beck, sein Knecht und die Magd bei einander in der Stuben und aßen ein Suppen. So trat die Frau in die Stuben und spricht: ‚Mein Mann, du issest billiger ein gut Ei im Schmalz und etwan zween, dann ich hatt das zu dir nit versehen, daß du in einer Nacht bist also zu zweien Malen freudig. Warumb han ich mich nit langost in der Magd Bett gelegt! Du bist je länger, je freudiger.‘ Da ward der Beck verstan und gab dem Knecht und der Magd Urlaub und weigeret ihren Lohn. Da verklagten sie den Becken vor dem Bürgermeister, und der Beck ward beschickt. Also ist dieser Handel offenbar worden. Doch ward der Knecht auf dem Rathaus für dem Meister gelobt von der Frauen.»

In das Gelächter, Gucksen und brodelnde Behagen klangen die letzten Glocken. Und keiner hörte die Stunde als der junge Mönch. Ihm kam das Ave wie ein Freundesruf, der einen wüsten Traum zerwirft. Es gab ihm Mut, daß er aufstand und vorgebückt aus dem Saale lief, als müsse er hinter schützendem Buschwerk dem Feinde entfliehen. Seine Hände lagen zitternd auf dem Herzen, er flüsterte:

«Heilig Jungfrou, sije bedankt, daß du mich host erlöst!»

Im Hofe des Klosters war alles still. Ein Wächter stand unter der Seitenpforte der Basilika und gab dem Mönche den Weg frei.

Der junge Mann sog die schwere Luft gierig ein. Der hohe Raum war von rotem Lichte erfüllt, und Schritte der beiden bewaffneten Ordner, die das Feuer der Opferstände zu hüten hatten, schauerten durch die Stille.

Er hastete nach dem Hochchor und warf sich auf die Stufen des Altars. Die Gebete der Completzeit fielen ihm von den Lippen, ohne daß er ihren Inhalt merkte. Er krümmte sich noch unter der Gewissensmarter der letzten Stunden. Und dann wußte er, daß die Gebete gesprochen waren. Sein Herz war gelöst, er konnte es entladen.

«Herr! Complete Zit! Tu uf die Pforten des Abgrunds und loß sie schlücken, daß sich die Höllen mäst, dann siehe, das Wild ist feist!

Complete Zit, Herr Gott! Wir sänd all gel vom Brand der Weltsunn als die Frucht des Felds! Schick üns: der niederschneidet und verbrinnt, dann alls ist toub und vom Unkrout erstícket!

Wo ist din Stein, Herr, wie ein Mühlstein in der Hand dins stärkisten Engels, daß er die groß Hur zermalmet: Wehe, es ist der Drach los! Alls brinnt vor Sünden!

Warumb gibest du kein Schwert mir in das Moul, daß es die Heiden schlüg! Warumb so bin ich ein siden Fähnli in dem Wind ihres Speiwerks und ihrer Wolluſt und bin kein Fels nit, darab sie zersplitteren!

Du hast mir das Wort inton, das süeß schmecket, do ichs uf der Zungen spür, süeß und ein Füer, als die Rache des Gewissens. Aber do ich es verschlungen, krimmet es minen Bouch, die bitter Not des Gewissens, und wird nit erlöset!

Ich muoß sie sehen, und min Herz zittret, der Mund aber ist versieglet, und die Ougen decket ein Schleier vor Menschenfurcht.

Ich sehe des Tüfels Hörner us ihren hochen Stirnen brechen, die eine Zung hänt, triefend vom Weine des Weltwissens, und die Ougen hänt, als sijen sie des heiligsten Gottes voll.

Ich hör das Glächter der Höllen us ihnen brechen, deren Bluot feist ist vom Tran der Wolluſt, und deren Händ nach dem Fleische zitteren.

Und du gibest mir nicht din Tou uf mine lechzinden Lippen, nur eines Fingers Spitz, und umb mich her brinnt die Höllen!»

Er preßte sein Gesicht gegen die kalten Steine und schluchzte. Und er lag eine Zeitlang in tiefster Ermattung. Ihm war, als schwebe er zwischen Eis und Flammen im Sternenraum.

Ein klirrender Schritt erschreckte ihn. Der Knecht drückte ein verlechzendes Licht aus, entnahm dem vollen Opferkasten eine Kerze und pflanzte sie auf den Stachel.

Der junge Mönch hüllte sein Gesicht in beide Hände. Er atmete tief, als sei er wunderbar befreit, und sein Herz schlug,

als habe es ein Leben überwunden. Er wußte nicht, wie lange er gelegen war. Seine Knie knickten vor dem Allerheiligsten zusammen, er wollte die Kirche verlassen, da trieb es ihn vor die Gnadenkapelle. Doch er fühlte so klar und bestimmt, als sei es ein Gebot, daß er nicht beten werde. Nur sehen, sehen.

Er sah den goldgepanzerten Mantel und Schleier. Das Perlenschimmern und Glitzern der Steine. Unter der schweren Krone das rosige Gesicht, die kleinen Schlitzaugen, die hochmütigen Brauenbögen, das Mündlein mit den satten, gleichgültigen Lippen, die glatte, gedankenlose Stirn.

Die Kiefer des jungen Mönches schlotterten, ihn fror in der schwülen Luft. Seine Augen standen weit offen und maßen die Reichtümer, glitten immer wieder zurück zu dem hölzernen Gesicht, dessen lauernde Unberührtheit Gedanken weckte, die ihm die Haare sträubten. Er fühlte den Drang und die Unermeßlichkeit der Gebete, Seufzer, Hoffnungen — alle an diesem Bild aus Holz und Stein zerschellend. Lüge! Sie alle opferten ihrer Seelen heimlichsten Brand der Himmelskönigin nicht, deren Reinheit sie nie begriffen. Sie opferten ihr Innerstes dem Holzbild auf, das sie mit seinem Prunk betäubte, durch seine Sattheit demütigte.

Der Mönch ballte die Fäuste. Seine Augen liefen voll. Lüge, Lüge und Ausgeburt ihres Schreckens vor ihrer eigenen Erbärmlichkeit! Das zwingt vor einem toten Holz in den Staub. Der Adlerschrei des Gewissens gellt über ihnen, und sie beten das geschnitzte Holz, die geschliffenen Steine, das Gold, ihr Gold, und die gereihten Perlen an, daß der Schrei des Gewissens in ihnen verstumme.

Er schloß die Augen. Die Zornträne stürzten über seine Wangen. Seine Hände streiften einander, als wolle er sie vom Schmutze reinigen.

Dann schlug er seine Hände vors Gesicht, schritt eilig durch die Kirche, über den lautlosen Klosterhof, in den Schlafsaal der Abtei. Dort holte er aus dem Strohsack seines Bettes ein Beutelchen mit Geld und verließ das Kloster.

Er ging über den Brühl, durch die Wagenburg und die

Gasse nieder. Überall aus den offenen Fenstern scholl der heisere Lärm der Betrunkenen; die Gasse war erfüllt von lachenden, schreienden Leuten.

An einem Wirtshause hing ein Wams aus, zum Zeichen, daß hier aufgegebene Pfänder feil seien. Dort erstand der Mönch ein Lederkoller und einen kurzen Spieß.

Er wanderte rüstig talab. Seinen Weg beleuchtete der Mond, und der Biberbach rauschte bald lauter, bald leiser.

Ihn umfing die große Wundernacht des neubürtigen Lebens. Keine Regung hielt ihn zurück. Sein Gelübde war von ihm gefallen.

Wohin er trieb — er wußte es nicht. Aber ihn füllte ein heiliger Jubel. Er wußte, daß ein reines und befreites Herz nicht verderben kann.

Im Ausschreiten, da er den Spießschuh kräftig gegen den Boden stieß, während der Biberbach die laute und stille Weise rauschte, hob es sich von seinen Lippen wie ein junger Vogel:

«In Gottes Namen solltu sin
Min Mantel, tiefe Nacht.
Ich fahr ins nüe Leben in,
Vom Herzen ohnbedacht.

Mich keine Regul führt nit mehr,
Mins Gloubens will ich blühn,
Der Gnaden Gotts allein ich gehr,
Die sollt min Weidschiff sin.

Nu kumm, du Tag, mit guetem Streit,
Ich biet dir frumm die Hand,
Do mines Herzens fri Bescheid
Baß ist dann Münchsgewand.»

Reinigung und Verheißung

Der Predigtglocke winkendes Geläute wurde bald überhört. Neue Pilgerscharen kamen, und jene, die eine weite Heimfahrt hatten, zogen nach kurzen Tagen wieder ab. Die Predigtglocke bekam einen schalen Ton. Von den Wirten und Kaufleuten wurde der neue Zuzug mit kurzen Blicken abgeschätzt, keine Spur von einladender Liebenswürdigkeit lag mehr in ihren Augen. Alle wußten bereits, mit welchem Gewinn sie die heißen Tage bestehen würden.

Der dichte Pilgerstrom kreiste nicht mehr vor der Gnadenkapelle. Eine breite Insel, lagen sie vor dem Altar aufgestaut, und je länger sie knien und beten konnten, desto spärlicher hatten die Trichter der Opferkästen zu schlucken.

In den Bänken saßen die Mönche, müde, von der Hitze gedrückt, sie lauschten vorgebeugt der endlosen Beichtmühle. Immer dieselben Worte. Eigentlich hörten sie nur mehr jene Sünden, die auf zwei Jahre zurück zu dämmen waren. Gelegentlich solcher Sünden gewann ihre Zunge eine leichte Anregung und sie sagte stets das Gleiche von Rom, Jubeljahr, heiligem Vater, Absolution, und über die Vorstellungskette der Absolution rasselte die Erregung des Sprechtriebes wieder ab; erst wenn der Sünder endgültig verstummte, erwachte ihre Zunge wieder und erteilte Buße und Befreiung.

Jener Augsburger Bruder hatte großen Zulauf. Seine Freikanzel, dort wo die Geißler geblutet hatten, war dicht umlagert. Er hielt einen Predigtenkranz über die Wunden und die Freuden Mariens, jeden Tag über eine Wunde oder eine Freude abwechselnd. Und an den Wundtagen wurde nicht weniger gelacht als an den Freudentagen. —

Theophrast fand in dieser Zeit, da eine buntverdichtete Welt ihn umkreiste, über einige Dornzäune heil und erwachter zu den Seinen zurück.

Die Leute drängten sich um die Drille und waren über die Grimassen erfreut, die ein Bruder Sundfeger schnitt, während ihm in seinem wirbelnden Gefängnisse todübel wurde. Die Drille stand neben der Etzelstraße, sie war ein Käfig, der leicht auf einer Spindel gedreht werden konnte. Brach irgendein Landstreicher durch den Zaun der Ordner, die Wege und Stege besetzt hielten, und suchte er etliche gute Tage im Schatten der Gnadenmutter durch freiwillige und unfreiwillige Gaben zu erstehen, so mußte er seine Kunst meistern, sonst wurde er gefaßt und in die Drille getan. Und es gab kaum einen Jungen, der nicht sein Bestes drangesetzt hätte, so lange mitzudrehen, bis dem Gauchen das Innerste nach außen geschleudert war und er besinnungslos auf dem tanzenden Boden seines Gefängnisses hinschlug. Dafür standen immer etliche Heller zu erwarten. Aber es gab nur wenig Pracher, die nicht in Ehren bestehen wollten, auch sie konnten etliches von den Belustigten erhoffen, wenn sie kräftig aushielten. Und so kam es zu einem Kampf zwischen den treibenden Jungen, die einander ablösten, und dem allmählich erblassenden Gartbruder im Käfig.

Als Theophrast sich glücklich durch die Großen und Kleinen durchgezwängt hatte, war der Kampf eigentlich schon entschieden. Etliche schworen, der Vagabund werde kaum mehr ein Dutzend Runden aushalten. Und man gröhlte befriedigt, da er, mit seinen letzten Kräften in den Stäben hängend, taumelig, kreideweiß, mit hervorgetriebenen Augen, noch die Kraft fand, seine Zunge zu blecken. Allein die Anstrengung blieb nicht ohne Folgen. Kreischend, johlend vor Vergnügen, stürzten die Leute zurück, rannten einander um und rollten eine Zeitlang auf der Erde; dem Gedrillten entfuhr der Mageninhalt in weitem Gusse. Dann schlug er hin, und man warf den atemlosen Jungen lachend etliche Geldstücke zu, ließ auch einige in den Käfig springen.

Theophrast sah das alles voll Staunen. Er merkte erst, als die Leute auseinandergingen, daß ihn die kleine Seiltänzerin am Wams zog.

Er hatte mit der Mutter einmal in dem eingeblachten Raume der Vorstellung zugesehen. Von einem Feuerfresser war er tief erschüttert worden. Die Kleine aber zeigte in einem roten Fähnlein, das über und über mit Glasperlen benäht war, nur solche Kunststücke, die sie wohl beherrschte, und der schwarzhaarige Meister setzte ihr weiter nicht zu. So hatte sie in Theophrast keinen sonderlichen Eindruck hinterlassen. Ihm war bang geworden, als sie aufs Seil sprang, dann aber warf er sein Geldstück ohne Befangenheit in ihren Messingteller. Nur die beiden vergeudeten Böcklein wurmten ihn heftiger. Doch sagte er der Mutter nichts davon.

Da nun die kleine Tänzerin neben ihm stand und seinen Brotbeutel begierig musterte, sah er sie feindselig an.

Doch sie lächelte und flüsterte:

«Nimm dein schön Haller! Kauf Bockeli, gut Bockeli.»

«Du Gugelvolk, loufst eim weg! Dir sollet ich eins weisen!»

«Nit schimpf, nit zank, Bockeli kauf!»

Sie nahm ihn bei der Hand, und er folgte widerwillig. Hinter einem Strauch kauerte sie nieder und deutete einladend daneben auf den Rasen.

«Zeig dein schön Haller, gut Bübli.»

Sie schlang ihren Arm um seinen Hals und preßte ihre Wange an die seine. Theophrast aber stieß sie heftig fort, und sie ließ sich ins Gras fallen, blieb liegen, vergrub das Gesicht in die Arme, als habe er ihr weh getan. Da wurde es dem Büblein bang, es kniete zu ihr, faßte das dichte Kraushaar und wollte ihren Kopf wenden, um zu sehen, ob sie spiele oder wirklich weine. Sie warf sich blitzschnell um, lachte und fuhr mit hurtigen Fingern in den Brotbeutel, nahm was sie greifen konnte und rannte davon. Sie hielt das Seidentüchlein in der Hand. Und in das Tüchlein hatte die Mutter die schönen Haller gebunden.

Er jagte ihr nach, fiel einmal hart über sein Schwert, so

daß die kleine Diebin einen guten Vorsprung gewann. Er gab nicht auf. Sie rannte einigen Jungen zu, die ihrer unweit zu warten schienen, und stellte sich hinter den stärksten.

Theophrast hielt ein und kam das letzte Stück zögernd näher.

«Die soll min siden Tüchli geben», rief er.

Die kleine Schlange aber schmiegte sich an den Wilhelm Fenkh, den Ältesten vom ‚Weißen Wind', und keifte:

«Er zank, er schimpf und will slak!»

Da entschied der Wilhelm Fenkh: «Du muoßt ein Buoß zahln.»

Theophrast pochte auf sein gutes Recht: «Ich zahl kein Buoß nit umb das Gugelvolk. Sie hats us min Bütel gstohln.»

Wilhelm Fenkh meinte mit großem Ernst: «Willtu ein Schwert führn, und loßt dir usm Bütel stehln?»

Theophrast drohte: «Min Vater wird üch weisen!»

Wilhelm Fenkh nahm der Kleinen das Tüchlein ab und entschied:

«Din Vater sollt miner müßig gan.»

Da sprang Theophrast unversehens zu und entriß dem starken Bengel das Tuch, fuhr damit ab. Es glückte nicht weit. Einer warf ihm seinen Prügel zwischen die Füße. Theophrast schlug hin, und die ganze Horde lag über ihm mit Knuffen und Tritten. Er deckte sein Tüchlein mit dem Bauche und schrie:

«Helfet, guete Lüt, helfet!»

Etliche Große blieben auch bei dem balgenden Haufen stehen und meinten, dem Theophrast geschähe recht, da er dem Wilhelm Fenkh das Tuch entrissen.

Endlich vermochte der kleine Mann die Prügel nicht länger zu ertragen, er mußte sein Tuch freigeben. Die anderen rannten mit ihrer Beute fort, und er lag übel zerrissen, eingepulvert, mit schmerzenden Gliedern im Gras und heulte den guten Hallern und dem Tüchlein nach. Dann saß er lange und konnte nicht verstehen, wie er um sein gutes Recht und zu harten Prügeln gekommen war. Da er die Augen wieder

hob, sah er die Räuber in Ordnung zurückkehren, sie trugen kurze Spieße, und in ihrer Mitte wehte an einem langen Stecken das Seidentuch.

Er stand auf und schlich beiseite und mochte zunächst das flatternde Fähnlein gar nicht ansehen, so bange war ihm danach. Es war ihm nie so bunt und schön vorgekommen als jetzt auf der Stange seiner Räuber. Oft hatte er es dem gleichen Zweck zuführen wollen, aber der Mutter wegen nie gewagt, den Schatz so offenkundig vor aller Augen zu tragen. Immer meinte er, man müsse ihm sonst das linde, seidene Ding wieder abnehmen.

Heimlich wandte er sich noch einmal um. Sie waren nahe gekommen, und er entdeckte, daß ein Loch mitten in das Fähnlein gerissen war. Ihm wurde angst. Wenn die Mutter das Loch merkte ... die Mutter ... er hat das kostbare Gut verloren! Jetzt erst fühlte er, was ihm geschehen war.

Wenn die Mutter nach dem Fazenettli früge? Sie hat selber die Haller eingebunden. Nun sah er auch, daß sein Wams von Staub und Schmutz über und über besudelt war, und sein Ärmel hing in Fetzen. Wie sollte er den prüfenden Augen entgehen? Anders wars mit dem Änderle gewesen. Niemand hatte ihm angesehen, wenn er mit dem Änderle im Walde war. Und den verschluckten Vogeleiern, die oben und unten aufgepickt wurden, ehe man sie austrank — denen konnte niemand mehr nacheifern. Dem Theophrast kams vor, daß eine Schuld erst peinlich werde, wenn man sie merke. Und er sann nach, wie er sein verschmutztes Wämslein reinigen könnte.

Er kam auf den Frauenbrunnen, denn er hatte die reinigenden Kräfte des Wassers zuweilen heftig am eigenen Leibe verspürt. So schlenderte er ein wenig verzagt und versonnen, da sein Versuch mißlingen konnte, den beiden großen Türmen zu, blieb da und dort stehen, besah immer wieder sein Wams, ob es nicht doch erträglich wäre, erschrak aber stets und machte sich wohl oder übel an seinen Plan.

Die vielen Rohre des Frauenbrunnens sprudelten das

Wasser in einer bequemen Höhe aus, daß die Pilger beim Trinken sich nicht allzu tief neigen mußten. Theophrast stand eine gute Weile und wollte abwarten, bis niemand mehr von Rohrmund zu Rohrmund ginge, um andachtsvoll auch an jenem Lauf des heiligen Quells die Lippen zu netzen, den der Heiland nicht verschmäht hatte. Allein der Brunnen wurde nie frei. Also faßte Theophrast — als nur drei Weiber tranken und kein Ordner in der Nähe schien — ein Herz und sprang unter die Strahlen. Die Weiber wollten erst seinem Übermute wehren, da sie aber sahen, daß der Theophrast bescheiden sein brennendes Gesicht und sein Wämslein wusch, meinte die eine: «Sehet den Knaben!» Sie glaubte, er könne sich des heiligen Gewässers nicht ersättigen.

So wurde der kleine Mann in kurzer Zeit von Kopf bis zu den Füßen triefnaß und er wäre standhaft geblieben, wenn nicht einer der frommen Frauen die Sache doch bedenklich geschienen hätte. Sie faßte ihn und entzog ihn dem Wasser.

«Gang, Bübli, was kummt dir an mit so narrechter Täding?»

«Ich wöllet min Wammes wäschen.»

«O du Narr, gang hoim, sust möcht dir ein Pestilenz ankummen!»

Es fröstelte ihn, und er sah, wie sich um seine Schuhe eine Pfütze sammelte, die beklemmend an Zeiten erinnerte, wo derlei Wässerlein verübelt worden waren. Die dringliche Stimme der Frau nahm den letzten Rest seiner Sicherheit, und er merkte, daß kein guter Stern über dem Unternehmen stünde.

Was sollte er tun? Das Wämslein schien nicht sauberer, und er floß, als sei er in die Sihl gefallen. Es blieb nichts übrig, als demütig heim zu ziehen.

Auf dem Weg erlebte er die Genugtuung, daß die fließende Nässe allmählich versiegte, seine Fußspur wurde unmerklich. Mit dieser Entdeckung kam ein glücklicher Gedanke. Am Ofen trockneten die Großen ihre Mäntel und Koller zur Regenzeit. Er beschloß in die oberste Höllen zu kriechen und dort zu

trocknen. Heimlich hoffte er, daß die Mutter nicht in der Küche wäre.

Er hatte Glück und erstieg unbemerkt das Höllenbänklein, hoch zwischen Wand und Ofenturm. Warm wars genug, da konnte keiner klagen. Und wie er nach einer regelosen Weile seiner sicher wurde und die Augen kecker schweifen ließ, gewahrte er in greifbarer Nähe auf dem Ofenturm zwei verdeckte Bretter, die dörrende Apfelschnitze trugen.

Niemand nimmt ein Glück für unverdient. Nur das Unglück trägt den heimlichen Stachel des Schuldgefühls in sich, dessen Spitze einer mit fragwürdigen Rechtfertigungen Gottes abfeilen mag. Die dörrenden Apfelschnitze sprachen Theophrast beruhigender zu, als etwelche Anerkennung seiner vergeblichen Tapferkeit und seiner unverschuldeten Leiden es vermocht hätte. Er nahm und aß wie ein Mann, der sagt: «Seht so bin ich: zuerst eine redliche Arbeit, aber dann auch einen günstigen Griff ins menschliche Behagen, denn Gott gibt den Seinen gerne.»

Die Kleider des Theophrast begannen zu dunsten und rochen warm. Er blinzelte hin und wieder auf sein Bäuchlein, ob es die dunkle Wasserfarbe schon verlöre, und er streifte den letzten Vorwurf, der ihm noch am Halse hing, seinen leeren Brotsack, mit einem frohen Entschlusse ab. Es lebte sich leidlich auf dem warmen Höllenbänklein, umgeben von den Dampfwolken verflüchtigender Sünden, in handlicher Nähe des Hutzelobstes, das seine Süßigkeit hinter einem sanften Leder im warmen Fleische sammelte.

So hätte er lange sitzen können, ihm fehlte zu seinem innigen Behagen nichts, und er wäre endlich auch trocken geworden. Im Ochsnerhaus, wo jeder Gegenstand an die Seinen mahnte, wäre ihm sicherlich bange gewesen. Dort lag eine strenge Zucht in der Luft. Aber hier im Pilgerspital war er so frei wie im Walde; und er genoß die Unbeschränktheit dieser neuen Welt.

Theophrast durchwitterte noch überall die Andersart der Dinge. Die Tische da unten, wunderlich genug, daß sie den

gleichen Dienst taten wie die des Ochsnerhauses, obwohl sie ganz anders aussahen. Und Fremdes überall. So oft bewog ihn nur die Sicherheit, mit der die Großen an den Dingen schafften, eine Sache brüderlich der Gleichgearteten des Ochsnerhauses anzureihen. Auch er kam, da er scharf zusah und darum mehr schied als willig glaubte, wie jeder Große, auf seinem Umweg hinter das Wesen des Ungewohnten. Mag die Fremde immerhin den bedrücken, der eine letzte Entspannung seiner ermüdeten Triebe und einen unbedingten Schutz sucht, sie befreit auch von den heimlichen Gesetzen der Gewohnheit, die langsam aber sicher Herr über jeden werden, und habe sie einer vom Grund aus selber geschaffen.

Theophrasts Herz war leicht auf dem Höllenbänklein im Klosterspital zu Einsiedeln und er schmauste das Hutzelobst ohne Gewissensbisse, bis er Schritte vernahm, die er kannte. Da erschrak er und ließ den eben angenagten Schnitz fallen. Die Mutter sah sogleich, weil ihr das Unheil vor die Füße rollte.

«Frästeli!»

Theophrast duckte sich in den hintersten Winkel der Hölle. Alles Ungewitter der letzten Stunden türmte sich drohend vor ihm auf.

«Frästeli, du bist in der Höll und tuest Huzlen in?»

«Mammeli, ich muoß in der Höll sitzen!»

«Was muoßt?»

«Daß mir alls wieder trücknet.»

Die Mutter tastete über ihn.

«Bi Gott, du bist naß! Wo bist gsi?»

Da faßte Theophrast ein Herz und rief:

«Es ist ein großer Regen an mich gfallin!»

Die Mutter sah ihn an, daß er schon widerrufen wollte, da streifte ihr Fuß den Brotsack, sie hob ihn auf. Man hätte ihn auswinden können. Und sie sah nach.

«Wo ist's das Tüechli und din Haller, so ich dareingebunden?»

Theophrast schöpfte tief Atem und rief:

«Es ist ein großer Wind an mich gfallin, der hots usm Sack grissen.»

«Kumm, Bübli, ich will dir Wind und Wetter gewiesen han!»

Sie zog ihn vom Höllensitz, und er sperrte sich nach Kräften.

«Ei, du bist all in Fetzen, wer hot dich allso schandlich zuogricht?»

Theophrast schwieg.

«So uf einmal Regen und Wind an dich gefalln, möchts och der Dunnerschlag gewest sin!»

Theophrast sah ein, daß er nie auf solch einen günstigen Gedanken gekommen wäre. Er stand mit gerunzelter Stirn vor der Mutter, blinzelte sie keck an, denn er meinte, die ärgste Gefahr sei nun vorüber.

«Der Dunnerschlag möchts als gewest sin, Mammeli.»

«Dann solltu och ein letzt Ohngewitter guet bestahn», rief die Mutter und spannte die Höslein.

«Holt in, Mammeli, sie hänt mich in allweg!»

«Du host diner Mutter ein Luog geben!»

Da brach es schluchzend aus ihm:

«Nu ist das seidin Fazenettli verton, und die Haller sänd hin! Du sollt darumb nit klagen, dann sie hänt ein Fähnli darvon gmacht, das wehet im Wind, und hänt guet Böckli kouft, die schmeckend ihn'n gar sehre.

Weil nun Els Ochsnerin sah, er wolle sie trösten, hielt sie wirklich ein, hob ihn auf den Tisch und erforschte sein Mißgeschick. So kam alles an den Tag.

Die Mutter wußte nun, daß er schwer hatte kämpfen müssen.

«Du bist ein Tippel überalle und loßt dir von eim Maideli stehln. Du sollt dich schamen. Kumm, so wird din Kleid nimme trucken. Du muoßt untern Kolter, ufdaß du dich besinnest auf dine Torheit.»

Theophrast stieg an der Mutter Hand die Treppen hinauf. Ihm war so leicht und frei zu Mut, daß er hätte singen und schreien mögen. Sie war gut, sie war viel besser als alle

andern, sie hatte ihn nicht geschlagen, und ihm waren doch das Fazenettli und die Haller gestohlen worden! Sie wußte alles, und er brauchte nicht mehr daran zu denken.

Als er entkleidet war und unter der Decke steckte, breitete er, da sie mit dem nassen Gewande in die Küche wollte, seine Arme nach ihr aus und hielt sie.

«Mammeli, so einer ist ein Tippel und allso ringmüetig, muoß er unterm Kolter stecken bliben und darf nit usschlupfen und nit ein Bein regen. Und muoß diner warten.

«Nu louft dirs Moul über! Der heilig Brunn möcht dir kein Leids nit ton haben, und ich will bitten, daß du gstundist unter dem rechten Strahl und Gott dich erlücht.»

«Es möcht wohl der recht Strahl gewest sin, Mammeli, dann er ist mir tief an den Leib gfahrn.»

Die Mutter ging, und Theophrast lag regungslos unter dem Kolter. Er dachte an Mutter und Vater, an all die Seinen im Ochsnerhause. Nie noch war ihm so friedvoll und sicher zu Mut gewesen.

Sing deinen Zauberreim, Blut, der fest macht und beständig vor dem Gemeinen. Sing dein Lied, das einzige Schlummerlied der kämpfenden Seele, die an ihren Grenzen wund geworden ist. Deine Welle führt den Trost von hundert bestandenen Fehden mit, weither, hundert Geschlechter weit. Keine Kraft war an dir verschwendet. Sing dein Lied, du reifes Blut, Blut der letzten Wellen, die am lautesten, schönsten singen! Bombastblut, singe, singe, du bist alt geworden und mündig!

Während Theophrast gereinigten Herzens unter dem Kolter lag und diesem seltsamsten Liede lauschte, war sein Vater in die Küche gekommen, wo die Mutter das durchnäßte Gewand am Ofenreck aufgehangen hatte. Herr Wilhelm warf seine Tasche auf den Tisch, daß es klirrte. Die Mutter sah fragend hin, der Mann ging zornblaß auf und nieder. Frau Els wußte: sie durfte jetzt nicht gehen, ohne ihn gehört zu haben, sie durfte aber auch nicht fragen, sondern hatte ruhig irgend-

etwas zu schaffen, das nicht zu laut und nicht zu leise wäre, als sei alles in guter Ordnung. Sie zog an den trocknenden Kleidungsstücken, daß sie nicht schrumpften, maß Hirse in den Breikessel, goß Milch und Wasser dazu, legte die Glut frei und schob harziges Spanholz von allen Seiten auf das rote Häufchen. Bald flackerte es unter leisem Knistern. Zum Glück begann Bombast, denn sie war fertig.

«Nu ist mir sine Gnaden guet entfahrn, Graf Eitelhans zu Barbi auf Brunsberg und Biberlingen, daß ihn der Tuifel schänd! Der hat mir zwenzig Guldin verheißen, so ich ihn von sinem Grimmen erledig, und ich hab min oleum glesi drufgesatzt bis uf den letzten Tropf. Nu ist er entwischt. Der Wirt vom Pfauen hat ihm noch ein silbrin Wehrgehäng verpfändt. — Er lässet mir ein günstigen Grueß bstelln, und ich sollet nit murren, dann er wöllet bi günstiger Gelegenheit mir nit zwenzig sundern an fünfundzwenzig Guldin schicken. Do sulln wir satt sin von siner gräflichen Gnaden! Und ich muoß uf Zürch, so guet es will gohn, daß ich ein Bernstein kouf und mir ein nüs oleum destillier. — Ei Frou, zu dreien Malen bin ich Tag vor Tag bi dem Gauchen gewest, hab ihn purgiert und die Ader gelassen. Hab ihn uf die Füeß gestellt, dann er ist allbereits übel gelegen. Und ist ihme ein Stein abgangen als ein Nuß groß. Els, gib ein Trunk und Bissen, daß sich mine Gall nit verschlägt. Ich will froh sin, derwil diese Täg umb sänd.»

Els war flink mit Trunk und Imbiß bereit, und Herr Wilhelm meinte, indem er kaute:

«Do sänd wir um ein Merkliches geschmäleret von dem Gouchen.»

«Laß guet sin, Bombast.»

Els streifte wieder die Kleider des Kindes aus, und der Vater fragte, da er fast sein ganzes Fräsleli am Ofenreck hängen sah. Sie erzählte ihm das Abenteuer.

Bombast saß auf der Bank, eine Falte zerschnitt seine Stirn zwischen den Brauen, da seine Eheliebste meinte:

«Mir ist nit allerweg heimlichen bi dem Kind. Er fraget viel

und er luogt ohnbedacht. Ich kunnt nit glouben, daß es mit dem Männli am Orgelchor menschlich sije gewest. Es ist ein heiliger Ort, do solltu nit din Kopf schüttlen. Es kunnt ein Wunder geben, ohn daß einer es gewahret.»

Sie strich verlegen über ihr schlichtes Haar hin und bekräftigte: «Und ist desglichen unter den heiligen Brunnenstrahl trieben worden. Meinest, dem Bübli sije dasselbig us ihme selbs zuogfallen? Ich gloubs nit. Es war der heilig Strahl! Ünser Fräsleli ist sunderlich, mir banget umb sinetwillen.»

Sie rührte im Kessel und wagte nicht recht zu ihrem Gatten hinüberzusehen, denn sie offenbarte des Herzens Heimlichkeit nicht gerne, kaum vor dem eigenen Gewissen. Sie war im tiefsten Wesen keusch und jungfräulich. Der Mann befremdete sie und scheuchte sie in sich zurück. Nur ein drückendes Bangen brachte die Worte über ihre Lippen, denn sie erkannte in dem Kinde bereits den Mann. Aber sie hätte auch diese Bangigkeit allein getragen, wenn nicht Bombast auf anderes Sinnen hätte abgelenkt werden müssen und — wenn er nicht seines Zornmutes entladen gewesen wäre. Denn Herr Wilhelm konnte aus der Enge seines Alltags zuweilen gewaltig aufbrüllen, so besonnen und schwergemut er sonst blieb.

Als sie ihn kennen lernte, war er der Fremde überdrüssig und hatte sich die Ruhe des Ochsnerhauses und das gesicherte Leben voll Behagen durch den Leib blühen lassen. Aber nun erschreckte er sie manchmal mit einem Ungestüm, das sie nicht fassen konnte. Nahm er sie dann in seine Arme, preßte er sie und liebkoste sie so wild, als sei er ein Jüngling, wagte sie kaum den Drang zu erwidern und glaubte beinahe, er wollte ihr auch mit seiner Liebe ein Leides tun.

Herr Wilhelm sah finster drein. Er war zu oft durch die Sternnacht geritten. Auch er wußte, daß jene funkelnden Gewalten mit bildender Influenz den Menschenleib durchdrängen, aber er fühlte, daß sie die äußersten Maschen und Knoten seien, darin eines Menschen Leben befangen ist. Der große Gott, dem ein Sternhaufe kaum des Schöpferwinkes

wert war, konnte keinen Engel gesendet haben, um das Fräsleli zu bewahren. Bombast ließ der frommen Mutter den Glauben unbenagt von Worten, denn er hielt ihn für einen Trost. Er sah, daß ihr der Sohn entwuchs.

Wilhelm Bombast meinte nur:

«Das seh ich wohl, er fallt in dieselb Beschwer als ich, do ich jung war und ein Kind. Er findt kein Gefährten nit. Und sie wöllend ihn nit. Schlahend und schatzen ihn, solang er ist schwach und kann sines Leibs ihrer nit erwehrn. Die Menschen sänd als das Viehe. Was nit alle Siegil und Märk ihrer Art offentlich treit, das wöllend sie erstoßen und zertreten oder sie fliehends als die Pest, und brächt einer das blutend Herz dar. Ihm muessend die Zeichen manglen der Herd. Wohl dir und wehe, du kleiner Mann! Allein wirstu allerweg din Muotterle han, so dir dine nassen Kleider trücknet?»

Es fielen ihr Tränen von den Wimpern, des Mannes Rede klang schwer. Sie legte ihren Arm um ihn, das tat sie selten. Er fuhr ihr lind übers Haar, doch sah er an ihr vorbei, als stünde die verräucherte Wand nicht vor seinen Augen.

«Elsula, des solltu nit so bekümmert sin. Ich hab in sinen Jahren kein Muotterle ghät und kein Vater. Hab müessen singend gohn und bin dannocht miner Kunst ein Wohlerfahrner geworden, daß sie üns ernährt.»

Els Ochsnerin hielt ihre Tränen zurück, weil sie merkte, daß ihres Mannes Gedanken einen andern Weg flogen. Sie hatte nicht geweint, weil ihr um die Menschenart des Söhnleins bangte, sondern weil ihr manchmal sterbensmüde war und sie vor einem frühen Ende zitterte, das die Ihren verwaisen möchte. Sie schwieg aber und wollte das alte Lied des Bombast nicht hören. Sie hing zu sehr am Ochsnerhaus und an dem Rauschen der Sihl.

Nach dem Pontifikalamte des letzten der drei Festsonntage — der Legat hielt es — wurde die große Engelweih mit eidgenössischen Spielen beschlossen.

Geblieben war nur, wer ein Stück Geld übrig hatte und die Heimfahrt bei bequemer Gelegenheit zu Roß und Sänfte leichter nehmen konnte. Den Wirten lag für diesen letzten Tag ein auserlesener Rest im Keller, und die Küchen dunsteten erquicklicher als an den Tagen des Massenfutters. War auch allezeit tüchtig eingeladen worden, so wußten die Wirte, daß am letzten Sonntage nur im Besten geschlemmt und gedämmt werde, soviel nur die Haut hielt. Zuvor aber eine ehrliche eidgenössische Arbeit.

Die Armbrust- und Hakenschützen zogen unter Pfeifen und Trommeln zu ihrer Zielstatt, weither vom Zürchersee, aus Schwyz, Luzern und St. Gallen waren noch etliche zugestoßen. Und jedem Zug der Männer folgte je einer der Knaben in guter Ordnung mit Armbrust, Spieß und Hellebarde, die Kurzwehr an der Seite. Es gab kleinbeiniges Volk darunter, das gewaltig ausgreifen mußte, um Schritt zu halten, Jungen, die kaum ins achte Jahr sahen, aber gleichwohl trotzig und ihrer Wehr sicher, als wüßten sie eines freien Kriegsvolkes Zukunft in ihren Herzen.

Für diesen Tag war Hans Ochsner seines Harnisches ledig, er trug den langen Spieß und das Schwyzerschwert zu anderthalben Händen. Das war sein Eigentum und sein Bekenntnis. Die blanken Platten und die silberne Hellebarde gehörten dem Kloster. Er wartete auf die Stunde, da er des Spieles mit Spieß und Schwert ledig wäre, dann sollte er, befreit vom engen Kleide, ein kraftausschöpfendes Schwingen bestehen.

Denn es war der Züricher Wälti Kochenribly aufgefahren und der Cläui Küng von St. Gallen. — Als die beiden ausgewittert hatten, auf wen die Schwyzer zu Einsiedeln sahen, krähten sie den Hans Ochsner an wie junge Hahnen, die dem andern das gackernde Volk neiden. Sie waren vorher untereinander eins geworden und dann zu Hans Ochsner gestoßen, der unter dem Wechseltor lümmelte, die Arme an seiner Hellebarde verschränkt.

«Du sollt der Hans Ochsner sin», rief ihm Wälti Kochenribly von Zürich zu.

«Sollichs ist mir wohlbekennt und reuet mich gar nit», war die Antwort.

«Ich bin der Wälti Kochenribly ze Zürch und hie derselb ist der Cläui Küng von St. Gallen. Wir sänd einig und möchtin ein Tanz in der Schwinghos tuen uf dieser Kilby ze Einsiedlen.»

Hans Ochsner maß den Cläui Küng, vom Kochenribly hatte er gehört. Er sagte bedächtig:

«Ihr wöllet ein Tanz tuen? Der soll üch nit verwehrt sin.»

«Des gehrend wir kein Urlob nit von dir», fuhr der kurze Cläui Küng dazwischen.

«Du sollt kein schlechter Einsiedeler Habersack nit sin, den einer umb die Achsel schwinget», meinte Wälti Kochenribly.

Hans Ochsner lachte.

«Ihr beiden, üch sollet ich wohl in den Dreck riben, daß keiner nit wisset, welicher sije von Zürich und welicher von St. Gallen.»

Der Kochenribly gab dawider:

«Ho, wir händ es wohl vernommen, du hast allbereits ein Bübli niederbracht im Schwingen, das sollt an zehent Jahr gwest sin unde von Zürich. Botz Gouch, sollichs ist vor ein Einsiedeler Böcklifresser nit gar gering! Denselbigen Schwyzer wöllet ich langost wälzen!»

«Was bist du so hützig, Zürcher», knurrte Hans Ochsner, «ich will dir dine darmzerrend Wind, so dir ze Kopf steigend, schon usbütelen!»

Damit waren sie einig geworden.

Während die Hakenbüchsen böllerten und die Bolzen der Armbrustschützen um den Hahn pfiffen, lag das meiste Volk auf dem Brühl und sah zu, wie die Männer Stein und Stangen stießen. Hans Ochsner sparte seine Kräfte. Er hatte von St. Gallener Leuten erfahren, daß der Cläui Küng noch nie geworfen sei. Der Kochenribly machte ihm keine Gedanken, dieses Mannes beste Zeit schien um. Man kannte ihn seit zehn Jahren, und seine Rede klang dem Hans Ochsner zu flüssig.

Es waren erfreuliche Schwünge an Stein, Stange und

Mann geschehen, als der Wälti Kochenribly mit dem Cläui Küng vortrat und den Hans Ochsner aufrief.

Der Hans saß, da er die Arbeit in den andern Spielen getan hatte, nicht bei den Seinen, sondern umringt von etlichen Einsiedler Männern, nahe den Zürichern. Man wußte, er solle einen harten Kampf bestehen. Der alte Ochsner, die Els, Bombast und der Knabe lagen am oberen Ende des Platzes.

Die beiden fremden Schwinger waren unter einigem Aufsehen zu den Einsiedlern getreten. Der Hans stand nicht eher auf, bis sie ihn riefen. Er ging zunächst den Cläui Küng an und forderte einen ehrlichen Kampf von ihm. Dann schritten sie ruhig in die Mitte und waren stolz bewußt, daß aller Augen in der Runde auf sie sahen.

Zunächst spielten sie miteinander wie zwei junge Bullen, die ihr Gehörn erfühlen wollen. Bald merkte der Hans, daß der Cläui härter zugriff, daß er breiter und tiefer wurde. Er hatte scharf auf jede Körperneigung des St. Gallener zu achten, doch sah er, daß er es mit einem heißblütigen Manne zu tun habe. Er mußte ihn anlaufen lassen, um den ersten Angriff leichter zu durchschauen, da der erste Angriff der schwerste sein werde. Er beschloß ihm auszuweichen, so gut es ging. Danach würde der kleine, sehnige Küng mit allem Zorn losprellen, und dann wollte er die halbe Kraft des andern zu seiner machen. Er wurde ruhiger. Anfänglich hatte es ihn befangen, als müsse er brusthoch gegen ein reißendes Wasser waten.

Der Cläui Küng spielte alle Neckereien ab wie eine lästige Vorarbeit, er wurde unmutig, daß der Ochsner das Spiel so gründlich nahm, nicht locker wurde, keine Finte durch irgendeinen Griff verriet. Cläui sah ein, daß er auch hier zuerst Farbe bekennen müsse, aber das behelligte ihn weiter nicht, er kannte die Art der Größeren, den Kleineren abspielen zu lassen. Ihn beunruhigte der fremde Boden, und die Hetzrufe der Zuschauer fielen ihm lästig.

Das Spiel dauerte allen zu lang. Die Einsiedler erkannten

den Hans Ochsner kaum wieder, der sonst seinen Gegner nach den ersten Griffen packte und überschwang. Doch Hans Ochsner hatte auf die Hetzrufe gewartet, der St. Gallener sollte an ihnen entbrennen. Er suchte einen Scheingriff anzubringen, den der Gegner ernst nehmen mochte, und wollte ins Spiel zurückfallen, um so den Cläui Küng zum Äußersten zu bringen.

Nach einigem Lauern — Cläui Küng festigte seinen Stand und spannte — gelang dem Hans Ochsner die List. Kaum hatte seine Hand des andern Schwinghosenwulst berührt, versuchte der St. Gallener blitzschnell unterzugreifen, aber Hans entschlüpfte mit einem weiten Satz und schlug ein prachtvolles Rad, daß der weite Kreis von Männern und Frauen vor Freuden aufschrie und Cläui Küng erst seines Gegners Gewandtheit erkannte. Er wurde vor Zorn dunkelrot. Und dahin hatte es Hans Ochsner kommen lassen wollen. Cläui Küng wartete nicht länger und ging ihn breitspurig mit großer Gewalt an.

Hans Ochsner wehrte den Angriff auf sein rechtes Bein glücklich ab. Cläui Küng mußte den Wulst des linken zu fassen suchen. Während nun der St. Gallener seinen Angriff änderte, unterfing der Schwyzer den rechten Arm des Cläui Küng mit seinem linken, erfaßte rechterhand den Schwingwulst, der sich über dem rechten Schenkel des Cläui spannte. So war die Wucht des St. Gallener gebrochen, da er auf derselben Seite angriff wie Hans Ochsner, aber an voller Gewalt seines unterfangenen Armes gehindert war. Hans Ochsner brauchte nur sein Körpergewicht gegen die linke Seite des Cläui Küng wirken zu lassen.

Doch fühlte er bald, daß sein Gewicht kaum genüge. Der St. Gallener stand auf festen Sohlen und wich kaum, wenn der Einsiedler den Lupf versuchte. Hans mußte tiefer unter die Schulter des Gegners dringen, doch der preßte den unterfangenden Arm wie ein Schraubstock. Sie schnoben Wange an Wange und stampften langsam in einem engen Kreise.

Hans Ochsner glühte im Rausche seiner gespannten Kräfte.

Er fühlte seinen Körper unter dem Drange des Blutes erhärten. Schon lange hatte er nicht das Glück eines ebenbürtigen Kampfes genossen.

Da sank Cläui Küng und gab stärksten Widerpart. Hans wußte, daß es galt. Der Schraubstock lockerte sich. Hans warf sein Gewicht auf die linke Seite, packte auch mit der Linken den Wulst, kniete, ehe der Gegner zum Knien kam, auf dem rechten Bein. Im Augenblicke war der St. Gallener losgerissen, hing in der Luft, rollte über dem Rücken des langen Hans ins Gras.

Der Sieger erhob sich langsam, taumelnd noch unter der Entspannung seiner Kräfte. Er hörte das Beifallsjohlen durch das Pochen der Pulse kaum. Sein Körper glänzte vom Schweiß. Er strich den Bart bedächtig nach beiden Seiten aus und zeigte die blanken Zähne. Dann waren sie zu ihm gerannt, hoben ihn auf die Schultern. Der Hans Ochsner wurde in weitem Kreise herumgetragen, während der Cläui Küng bei seinen Landsleuten gute Aufnahme fand, da man eingesehen hatte, daß die Einsiedler stolz auf ihren Hans Ochsner sein konnten.

Die Züricher standen dicht um Wälti Kochenribly. Sie wußten wohl, weshalb der Hans zuerst mit dem Cläui Küng angebunden hatte, aber sie waren Leute, die eine Sache geschmeidig zu machen verstanden, wenn es die Freundschaft galt. Ein zweiter Triumph des Einsiedlers über den Wälti Kochenribly, der an diesem Tage noch keine Muskel geregt hatte, wäre für Zürich schmählich gewesen, und man war eines Sieges über den ausgearbeiteten Hans Ochsner nicht genug sicher. Also gingen sie mit trefflichen Manieren auf die Einsiedler zu, die ihren Mann absetzten, und forderten den Hans Ochsner für eine nächste Gelegenheit nach Zürich, da es unbillig sei, von einem Mann doppelte Arbeit zu verlangen. Die Einsiedler dachten, daß die von Zürich anders reden möchten, wenn ihr Hans Ochsner geworfen wäre, aber sie konnten gegen die glatten Zungen der Städter nicht aufkommen. Doch weil die Züricher der Sache anlagen, als

wäre sie eine ständische und nicht nur ein Spiel zwischen ihm und dem Kochenribly, ließ Hans Ochsner den ältesten seiner Freunde reden. Und sie vereinbarten ein dreimaliges Schwingen und sicherten den Einsiedlern, die da mitkommen wollten, ein freies, gastliches Geleit und Unterhalt für die drei Tage zu. Daß aber keiner glaube, er sähe den Zürcher Vorschlag für eine besondere Großmut an, packte Hans Ochsner unvermittelt den besten Sprecher am Bauche, riß ihn mit einem Arme hoch und hielt ihn eine Zeitlang in der Luft.

«Ihr sollet nit meinen, großgünstig Herren ze Zürch, ich sije nach dem Cläui Küng ein alte Hur», sagte er.

Der Aufgerissene war der Heini Escher, ein Sohn des Heinrich Escher, der ehemals zum hürnen Rat gehörte, unter dem der Ritter Hanns Waldmann gefallen war. Er machte gute Miene zum ängstigenden Spiel. Und da er wieder sanft auf den Boden kam, zog er seine Börse und verehrte dem Hans Ochsner drei Gulden. Sie wurden zu Dank empfangen.

Von den andern waren die Kämpfe wieder aufgenommen worden, aber man beachtete sie kaum mehr. Erst als zum Schlusse die Knaben antraten, mit Schwert und Hellebarde fochten, Stein und Stangen stießen, leuchtete es aus den Gesichtern der Männer und Frauen. Man sah manchen Jungen, der gegen einen Mann bestanden hätte.

Theophrast brannte vor Verlangen. Er umklammerte seines Vaters Hand. Die Augen standen ihm weit offen, er hätte keinen Laut finden können, sein Herz zu befreien. Da man Hans Ochsner auf den Schultern herumtrug, hatte er mitgejauchzt. Das schien ihm nur natürlich. Bei den Kämpfen der Knaben aber sah er in ein neues Leben.

Bisher war er unter der Willenslast der Großen gestanden. Was er tat, wurde von ihnen gestört oder gebilligt. Kreuzten sie zufällig seinen Weg, so überzählte er seine Sünden und konnte verwundert sein, wenn sie ihn ungescholten ließen. Sie verachteten sein Werk gutmütig, wars auch mit aller Hingebung vollbracht. Und nun sah er die Großen in weitem Kreise sitzen, mit freudigen Mienen, voll Ernst und Aner-

kennung dem Kampf der Knaben folgen, nicht anders, als sie dem Spiel der Männer gefolgt waren. Das fiel zunächst wie ein unerhörtes Glück auf ihn. Er wußte, daß er bald so weit sein werde wie diese jungen Kämpfer. Und doch umklammerte er seines Vaters Hand. Keiner von den kindlichernsten Streitern hätte nach einer Elternhand gegriffen.

Als die Knaben ihr mannliches Spiel beendet hatten und, von frohen Zurufen begleitet, um den Platz marschierten, während sich die Frauen zum Wettlauf schürzten, wurzelte das tiefe Verlangen, ein Kämpfer zu sein, in dem Kinderherzen. Theophrast hatte den Wilhelm Fenkh erkannt, er war vor Scham über seine Torheit rot geworden, da ihm das seidene Tüchlein mit den Hellern von einem Mägdlein entrissen worden war. Und ihn traf die Schande zum erstenmal nicht mehr als fremde Bedrängnis. Seine Schwäche brannte ihn. Und doch war er nicht betrübt.

Die Taten der Großen zogen an ihm vorbei wie die Wolkenriesen über den Bergen, an die sich kein Ruf wagt. Unzählige Male hatte er versucht, den Großen gleich zu tun, und immer war seine beste Kraft zuschanden geworden. Aber hier erlebte er, was auch für ihn erreichbar schien. Er konnte sich seiner Schwäche schämen, denn sie galt nicht mehr unüberwindlich vor seinen Augen. Bald werde er sein wie diese: wehrhaft, trotzig, von den Großen auf seine Art beachtet.

Nie noch hatte er so lebensmächtig begriffen, was Zukunft sei, seine Zukunft, zu der im ganzen Ochsnerhause nur er gelangen konnte. Eigenstes und nicht bloß das bittere Begehren: zu sein, was die Großen waren.

Er löste seine Hand aus der des Vaters.

«Du sollt mir alsbald ein Schwert geben, das hülzern will ich zerschellen.»

«Balde, min Büebli. Und ich will dir ein Schwert nit allein geben.»

«Ein Halmbard och», drängte Theophrast.

«Nit nur ein Halmbard. Meh, Büebli!»

«Ein Spieß?»

«Nit ein Spieß. Gringer dann Halmbard und Spieß und dannocht größer und gewaltiger als die beid.»

«Was solls sin?»

«Wann din Zit ist kummen, werd ich ein Feder in dine Hand geben, ich will dich schreiben lehren. Und will dir also ein Buoch in dine Hand geben, darin solltu lesen.»

«Wann kummt die Zit?»

«Ehender als sie ist diesen jungen Kämpfern ankummen, do sie mit ihrem Gewehr sänd usgerüst't worden.»

Da erheiterte sich das Gesicht des Bombastknäbleins sonderbar, denn es ahnte, daß ihm mehr beschieden sei als allen, deren Wehr in der Sonne funkelte.

Die Sonne sank hinter dem Katzenstrick, da lagen die Männer und Frauen an den dampfenden Schüsseln. Sie luden weinziehenden Fisch und Braten, der im Fette schwamm, Speckſuppe und gebackene Eier, um die Leber für den Trunk zu hitzen und einen guten Grund zu legen, der locker sei und leicht gehoben werden könne, wenn der Wirt williger wäre als der Magen.

Einmütig schnoben und schlangen sie: die Herrenleute, denen im weißen Wind, im Pfauen und Ochsen aufgewartet wurde, und das schlichte Volk, dem die Wirte der Gasthöfe und Garküchen Schüssel um Schüssel zuschleppten. Allen standen die hellen Perlen auf der Stirn, und allen glänzten Lippen, Kinn, Bart, und ihre Finger tropften. Der merklichste Unterschied im Gebaren der Herren vor dem des schlichten Mannes blieb, daß sie nicht mit Messern und Nägeln zwischen die Zähne fuhren und einander nicht ins Gesicht nieſten und husteten, solange sie noch ziemlich nüchtern waren. Sonst unterschieden sie nur die Speisen. In den Schenken und Garküchen ging es magenstillender und ersprießlicher zu, während die Herren im weißen Wind, Pfauen und Ochsen schleckerten und das schlichte Wurst- und Fleischwesen, das bodenständige Gemüse an allerlei gaumenkitzelndes Spiel-

werk verrieten, um dessentwillen kein Vieh gemästet, kein Wild gejagt, kein Fisch gezogen und die eidgenössischen Sonnenstrahlen und Regentropfen nicht auf den Boden gefallen waren. Sie schmatzten bei jungen Hahnenhödlein und Hahnenkämmen, bei rogenbehangenen Krebsschwänzen, Artischocken und französischem Zeller, Karpfenzungen, Gans- und Entenfüßen im Pfefferlein, Nieren, Hasenhirn, Hechtschwänzen, Parmesanerkäse aus Welschland, Rosenwürstchen, Schlehenkonfekt, Mandeln, Hirschleber, Kalbskopf, Senfgurken, Marzipan, gebratenen Maroni und Krapfen. Ihre Weine mußten alle ein Dutzend Zölle überstanden haben, sonst schmeckten sie ihnen nicht.

Waren erst die Mägen des Ansturmes wieder entledigt und die Zungen pelzig geworden, konnten die Wirte besser auf ihre Rechnung kommen, und sie machten an diesem letzten Abend einen erfreulichen Zug.

Allenthalben setzten die Schlemmer einander mannhaft zu mit Ganzen und Halben; auch die Frauen verstanden zu schlucken und mancher wurde das Miederleibchen zu enge.

Fiedel, Laute, Flöte und Horn und der Dudelsack drangen mit beizenderen Lauten durch den Nebel der Sinne. Im Pfauen ergötzte ein Portativ. Die Spielleute wußten, auf welche Weisen sie kommen sollten, wenn die Augen glasig wurden.

«Ein Abt, den wölln wir weihen,
Ist aus der Maßen gut.
Ein Kloster wölln wir bauen,
Liegt gar in großer Armut,
Darin manch Bruder saufft kein Geld
Und frißt kein Wein, daß er den Orden hält.

Wohlan, die Hühner gackſen viel,
Die Eier kommen schier,
Und wer die Eier haben will,
Muß gackſen hören viel.

Derhalben pfeiff auf, Bruder,
Ich lieg auch gern im Luder,
Ich saugs von meiner Mutter,
Die trunk es nur bei Fuder.»

In den Schänken brüllten die Männer, bis sie zu Boden sanken, oder sie gerieten aneinander, und einer ersparte dem andern das Badergeld für Aderlaß und Schröpfbank. Es gab Buschwerk und hohes Kraut ringsum genug für die Weiber und ihre Liebhaber.

Die Herren flüsterten den Damen die kitzligsten Erlebnisse ihrer Badenfahrten zu, und die Damen verlangten bald selbst nach dem Tanz. Zunächst hielt man sich an die Steifheit des Reigens, aber bald forderten Blicke und Hände mehr. Man wußte die bauschigen Röcke zu schürzen, und die Nesteln der Vorstecktücher hielten nicht lange stand. Bald griffen die Herren nach Bauernart zu und schwangen die Frauen hoch zum Ergötzen derer, die nur mehr glotzen konnten und vor Vergnügen blökten. Halb gewollt und halb vom Weine geworfen fielen die Paare unter Lachen und täppischen Griffen. Sie wälzten sich eine Zeitlang in Staub und Unrat.

Es fehlte nicht viel, so hätten Heini Escher und seine Freunde im Saale des Pfauen alle Lichter ausgelöscht, aber der Wirt hatte rechtzeitig davon erfahren.

*

Ehe der Morgen glühte, ritt Herr Konrad von Rackelberg gegen die beiden Myten. Er pfiff ein Lied, und die Augen blitzten blank. Der Legat war noch am letzten Sonntage abgereist, die Cursetta mit ihm. Man hatte erfahren, daß der Legat zur Not Deutsch verstand. Doch war sein hinterhältiges Wesen nicht ungestraft geblieben. Die Cursetta hatte Gefallen an den harten Jägermuskeln des Fürstabtes gefunden. Herr Konrad konnte blitzenden Auges sein Liedlein pfeifen, während die Armbrust seinen Buckel klopfte. Der wällische Pfaff wußte,

wie er mit der lockeren Domina gestanden war, aber er hatte nicht gewagt, sein Gift zu entladen, da der Fürstabt ihn von Stund an sehr gemessen behandelte: Deutscher Hochadel, und wer bist du gewesen, Onofrio de Nartia? Vielleicht eines stinkenden Bauern Sohn.

Zur Sextenzeit kam Herr Konrad mit einem Fuchs und einem Reh am Sattelknopf zurück. Die abziehenden Kleriker erkannten ihn kaum. Vor dem Frauenbrunnen krachten die Bretterbuden zusammen. Schwere Staubwolken zogen über das Lattenwerk hin.

Die Kirchtore waren geschlossen. Herr Diebold nahm das Prunkgeschmeid von der Holzpuppe auf dem Gnadenaltar. Er versicherte es in einer schwerbeschlagenen Truhe und kleidete das Bild in die schlichten Gewänder und Zierate des Alltags.

Um diese Zeit ritt Frau Els, den Knaben vorn im Sattel, auf dem Schwabenjörgeli heim, und Wilhelm Bombast ging neben den beiden her. Sie redeten nicht.

Die Sonne brannte schwer nieder. Es lag ein Dunst über dem Moore, der reinigende Wetter verhieß.

Der Wurm im Holz

Das Ochsnerhaus kam lange nicht zum Frieden. Rudi und Hans arbeiteten mit Marx dem Knechte in anderthalben Tagwerken auf den Feldern und Wiesen, um den Ertrag einzubringen, ehe der Reif sank. Die beiden Frauen setzten das verstaute Hauswesen instand und reinigten es von der Verwüstung, die nach den Fremden zurückgeblieben war. Wochen hindurch fiel kaum ein Wort, wenn sie um die Abendschüssel versammelt saßen. Sie ruhten erschöpft mit Brust und Ellbogen auf der abgescheuerten Tischplatte und schliefen beinahe unterm Kauen ein.

In den letzten Erntetagen befiel die sechs Kühe das Maulweh. Der Notstall mußte wieder aufgerichtet werden, daß Schwein und Schaf nicht gefährdet seien. Die kranken Tiere standen fiebernd an der vollen Raufe, aus ihren Mäulern triefte der zähe Schleim, über den Hufrändern begann die entzündete Haut zu schwellen. Am zweiten Tage lagen die Kühe, ihre Milch war versiegt. Herr Wilhelm kochte eine Salbe und trug sie dem alten Ochsner an. Der nahm den Tiegel, und Bombast erinnerte sich der Stunde, da er um Els Ochsnerin gefreit hatte. Rudi Ochsner machte breitspurige Sprüche, ließ verzweifelt den Kopf hängen, während seine Augen zu entwischen suchten. Der Viehhalter von Einsiedeln war bereits bei den Kühen gewesen und hatte ihnen faustgroße Brotknödel, in die ein Purgativ verknetet war, durch den Schlund geschoben. Und es stand noch die alte Bärbi Schannetin für den Abend zu erwarten: sie hatte dem Klaus Weßner drei dämpfige Pferde heilgeschworen. Rudi Ochsner hätte jeden Trunk seines Schwiegersohnes unbedenklich ein-

genommen, aber das Vieh bedurfte anderer Künste, als auf hohen Schulen gelehrt wurden. Der Mensch konnte reden und deuten, so war sein Teufel bald beim Schwanz erfaßt. Das Vieh litt und schwieg; dafür mußte einer die höheren Weihen der Natur besitzen. Rudi Ochsner entleerte den Tiegel heimlich im Schweinstroge, denn er hatte bemerkt, daß Bombast viel Schmalz an die Salbe gewendet hatte, und das Schmalz reute ihn. Die Schweine fraßen die Salbe und blieben am Leben. Nachdem Bärbi Schannetin jeder Kuh ein Kräutlein hinter die geschwollenen Lefzen gesteckt hatte und ihrer Zeichen und Sprüche ledig geworden war, besserte sich die Seuche im Ochsnerhause. Schon rieb Rudi Ochsner vergnügt seine Kinnstoppeln und lobte die Salbe des Schwiegersohnes, da brachen zwei Kühe plötzlich zusammen und waren verendet. Die andern kamen davon. Beinahe der ganze Gewinn der Engelweihe wurde zuschanden.

Etliche Wochen später brachte der Hans heim: das Maulweh habe seinen Weg über Uzach und Lachen nach Einsiedeln und längs des Sees weiter genommen. Man erinnerte sich eines Pilgers, dem ein schwarzer Hund gefolgt war. Überall wo der Pilger genächtigt hatte, blieb die Maulpest im Stalle hängen. Zu Lachen fraß sie manchen arm. Und in Lachen wußte der Wirt zur freudigen Anken, von dessen Stall das Viehsterben ausgegangen war, daß der Pilger niemals seinen Mantel geöffnet, noch seinen Hut abgenommen habe. Aber die Kuhmagd hatte den Gast des Abends im Hofe stehen sehen, als ein Windstoß den Mantelsaum lupfte; da sei es in roter Glut unter ihm hervorgebrochen.

Beim Maulweh blieb es nicht. Wilhelm Bombast mußte täglich über den Paß nach Pfäffikon. Dort hatten die Ordner in den Tagen der Engelweihe einen Mann aufgehalten, der seinen schwärenden Leib der Gnadenmutter hatte darbieten wollen. Er starb unter den Händen des Baders auf der Schröpfbank. Es war die Zeit, da der alte Wein dem Moste weichen sollte. Sie klopften allerorts am See ungeduldig die Fässer ab und hatten einen guten Grund zur Fröhlichkeit.

Auch ließen die Pilger ein Stück Geld zurück. Das Geblüt schoß heftiger durch die Adern. Man erlabte sich in der Badstube an Dampf, Aderlaß und Schröpfkopf. Die Augen der Männer hingen länger an den Hüften der Frauen und Mägde. So wurde die Saat reif, als der Schneesturm die letzten Blätter von den Bäumen blies. Verstört wichen Männer und Frauen einander aus. Was vorerst jeder heimlich an seinem Körper wie ein Teufelsmal geborgen, brach bald an Lippen, Nasen, Augen durch. Mund und Rachen waren zerfressen, so daß die Unseligen kaum mehr schlucken konnten. Nachts hörte man ihr Brüllen, denen die Knochen des Schädels, der Arme und Beine faulten. Viele erblindeten.

Vor wenigen Jahren — sie erinnerten sich der grauenvollen Nachrichten. Damals war die Rute Gottes an ihnen vorübergegangen, und nun ächzten sie unter ihren Streichen. Sie zogen, in aschebestäubte Säcke gewickelt, durch den Schnee über die Meinradsklause, dicke Kerzen in den erstarrten Händen, barhaupt und barfuß.

Das Lied vom alten und neuen Eidgenossen wurde von den Grauhaarigen gesungen, die in den Schenken jetzt das Wort führten. Die Jungen hörten das Lied wie einen Wallfahrtsleis.

«Siden, Damast und Sammat,
Das was bi uns in schlechter Acht,
Wir han deren nit viel angemacht.
Ouch wallsche Speise und Melonen,
Rebhühner, Wachteln, Kaponen,
Klaret, Hippokras, Malvasier,
Muskateller, Rapiser und Romanier
Und fuster viel der wallschen Trachten,
Deren wir wenig in unsern Hüsern machten.»

Ihr habet gut singen, murrten heimlich die Jungen. Gold und Geschmeid der Burgunder ist von euch nicht verschmäht worden, und auch die Ernte von Grandson hat durch die

Gurgel gleiten und an den Leibern zerschleißen müssen. Aber in euern jungen Jahren hats noch keine Franzosen gegeben, zu der guten Zeit. Doch sie sprachen nicht laut, was sie heimlich murrten. Einer sah den andern verstohlen an, darum daß er ihm etwas verhehle.

Viele mußten verbluten. Sie brachen unversehens nieder und ergossen sich, wenn man sie aufhob, aus dem Munde wie volle Schläuche.

Wilhelm Bombast, obgleich von Tübingen her gegen die Franzosen wohl gerüstet — sein Lehrmeister Saliectus war einer der ersten gewesen, die das Quecksilber bekömmlich zu dosieren wußten — konnte nur wenige retten.

Er ritt am Andreasabend sein Schwabenjörgeli aufwärts gegen die Klause. Über den Etzel zogen dunkle Wolken, deren Wülste hell aufgeflockt waren, sie verhießen nichts Gutes. Bombast war bei der alten Krütlin gewesen, um ein Abkommen über ihre Jüngste zu treffen. Das Mädchen hieß Gritli. Sie sollte von Mariä Empfängnis ab seiner Els beistehen.

Bombast konnte es nicht mehr tragen, daß seines Weibes Kraft im Hauswesen wie von einem bösen Fieber verzehrt wurde. Als die letzte schwere Arbeit dieses Jahres getan war, hatte Frau Els etliche Tage liegen müssen.

Da ruhte sie blaß und still in den Kissen, sie lächelte matt, wenn Bombast sich zu ihr neigte. Ihre Augen lagen groß in den Höhlen, ihr Kinn war hart geworden. Und Bombast suchte mit bekümmerten Blicken die zarte Lieblichkeit ihres Mädchengesichtes. Aus ihren Augen flehte es ängstlicher, daß er nur schweigen möge. Und er sprach nicht aus, was ihn preßte, er schonte sie. Ihre Hände wurden in dieser Zeit der Ruhe weiß und weich, so daß die Adern sie dunkler zu durchpulsen schienen. Und Bombast hatte, während er ihre Arme und Hände streichelte, das lastende Empfinden, als wüchsen die Adern seines Weibes unsichtbar über die Grenzen ihres Körpers hinaus und schlügen in dem Boden Wurzel. Bombast hielt seinen gärenden Mut, solange er vor seinem verschmachteten Weibe stand. War er allein, brach der ver-

haltene Sturm in heißen Flüchen und Gebeten aus ihm. Er haßte zu dieser Zeit das gefräßige Haus an der Teufelsbruck, darin er verhungern mußte.

Lange ließ sich Els Ochsnerin nicht im Bett halten. Das Haus begehrte sie, sie war ihm unterworfen. Als die rauhen Tage über den Etzel niederstürmten, befiel sie ein trockener Husten, der nicht weichen wollte. Und Bombast erinnerte sich der alten Krütlin, die ihm ihre Jüngste als Magd angeboten hatte, da er sie von der Krupp heilte. Das war vor drei Jahren geschehen.

Gritli Krütlin ging damals langbeinig und ungestalt. In diesen Jahren war sie hoch und voll erblüht. Ihr Gesicht schwieg unter einer klaren geradlinigen Schönheit, die gefühlvolle Frauen als leer und stumpf beargwöhnen, während ein ungestillter Mann hinter ihr flammendes Leben erträumt. Gritlis Brust drängte das Mieder.

Die alte Krütlin zeigte ein unsauberes Lächeln, als sie die Tochter, ihren Spätling, dem angesehenen Arzte zuführte. Und Bombast erschrak leicht, als hätte ihn unversehens ein nasser Zweig gestreift. Für einen Herzensschlag wünschte er, die Magd nicht gedungen zu haben. Aber im Ochsnerhause war schon alles weit und breit ausgetragen worden: die Alten gaben das Essen, und Bombast zahlte den Lohn. Er schämte sich seines kurzen Zögerns, als habe er einen Schritt in die Untreue getan. Und so fiel der Handschlag, den er der jungen Magd bot, hastiger aus, als seinem würdevollen Gehaben sonst entsprach. Die alte Krütlin, des vereinbarten Lohnes froh, war schon unsicher geworden. Nun klatschte sie belebt ihrer Tochter auf den Arm und meinte ermunternd:

«Mir ist wohl, dann sie ist bi Üer Edel nit an ein lausigen Mann ton, und ich besorg nützit nit. Mine Ougen werdind schwach vor das junge Bluot. Ihr sänd aber Mann slütgnug im Ochsnerhüsli und sänd mir guet vor alle Zuofäll. Dann einer alleinig, der wär zeviel. Heint ist der Tag recht vor ein Mageddingen. Sant Andräabend.»

Die Alte gluckste ihre lockere Freude in sich hinein, doch

Bombast konnte seine Ruhe wahren, denn das Mädchen hatte die Mutter abgeschüttelt und war zornig errötet.

Da er nun unter den Wetterwolken heimritt, nagte er an dem, was er aus der dunstigen Kammer der Krütlin mit fortrug, wie ein Hund an einem ausgekochten Röhrenknochen, mehr des Nachgeschmackes wegen. Er konnte sich zureden, daß er dabei ins Gleichgewicht fallen werde, wenn auch noch eine leise Unruhe nachzitterte. Er kannte sein Herz und er war gewohnt, es zu zügeln, denn niemals war er ein schöner Mann gewesen, auch nie geschmeidig genug, daß er in eines Weibes trunkenen Blick gesehen hätte.

Als aber die Krütlin den Andreasabend erwähnte, hatte eine zweite schwere Welle aus seiner Brust gegen den Hals geschlagen, so daß er dem Mädchen dankbar blieb um ihres zornigen Errötens willen. Nun auf dem einsamen Wege ebbte die Welle aus.

Er hatte an einem Andreasabend, damals ein Knabe von acht Jahren, das erste nackte Weib gesehen. In einem Bauernhause, wo er auf seinem Wege an die Regensburger Schule zu St. Emmeram Nachtquartier bekommen hatte, schlief er unter der Steige. Der Lichtschein einer klaffenden Tür weckte ihn aus den ersten schlummertrunkenen Atemzügen. Sein Magen regte sich noch, und er dachte von der Magd oder der Frau einen Bissen zu erbetteln. Der knauserige Bauer lag bereits in der Wolle, das wußte er. Zunächst lauschte er und hörte tappende Schritte. Dann sang eine Frauenstimme:

«Sant Andres, Mannbescherer,
Du treuer Magdelehrer,
Hie stah ich splinternackt.
Wann soll die Stund ankummen,
Daß einer mich genummen,
Unde mein Brautbette knackt?»

Das fahrende Schülerlein schob vorsichtig seinen Kopf in den Türspalt und erschrak, da er die Magd sah. Sie war von dem Lichte, das auf dem Estrich stand, beleuchtet wie die Eva

eines Münsterportals, unter der ein Fackeljunge seines Herren wartet. Er meinte auch eher ein bemaltes Steinbild zu sehen, das durch Gottes oder des Teufels Willen von seinem Kragstein in dieser Nacht hierher gebracht worden war, denn das Weib stand mit erhobenen Armen regungslos und starrte in einen finsteren Winkel hinein, während die Lippen, leise bebend, den Andreassegen summten. Der Knabe hielt es, da er ruhiger geworden war, für das beste, nieder zu knien und ein Kreuz zu schlagen. Unversehens kams ihm dabei über die Lippen: «Heilig Mutter Eva, bitt vor mich!»

Und langsam schlich er wieder auf sein Stroh zurück. Er war erstaunt, daß sein knurrender Schülermagen an dem sonderbaren Gesichte satt geworden war. Schon deshalb hielt er die Erscheinung lange für ein Wunder. Den Andreassegen hatte er gut behalten. — Auf der Regensburger Schule vertraute er die Begebenheit einem Bachalaren an, der darüber in triefende Zoten ausbrach und ihm den Spottnamen «St. Andres» auflud. Ein trübes Licht war über das unschuldige Abenteuer gegossen. Er litt lange darunter, wurde den Frauen gegenüber unsicher, konnte ihnen nicht mehr in die Augen sehen wie ehedem.

Das längst verwundene Kindheitserlebnis hatte die alte Krütlin durch ihr Geschwätz heraufbeschworen, und die flehende Gestalt jener Bauernmagd schien an den Körperformen und Zügen der Gritli ein neues Leben zu gewinnen. Ungewollt falteten sich die Hände des Arztes über dem Sattelknopf, und er murmelte:

«Führ mich nit in Versuchung umb mines Weibs und Kindes willen!»

Er wurde an seinen eigenen Worten wacher, strich das Barettlein aus der Stirn.

«Was ist? Du wirst nit. — Ein Gebet, mehr als not tuet, ist ehender lästerlich als ein Fluoch zeviel. Du sollt nit bitten umb ein Ding, das ist in dines Muets Gewalt geben. Sunst drohet dir der gefährlich Verlaß, und diner menschlichen Schwächen hangend die Zügel schlaff.»

Er schüttelte ungeduldig den Kopf, und das Schwabenjörgeli schüttelte auch den seinen. Es hatte die langen Ohren zurückgelegt, denn sein Herr redete sonst niemals laut zu sich selber.

Bombast wurde immerhin an den mutigen Gedanken klarer. Er lächelte leise. Ihm schien, als sei er in den Jahren der Ehe, da er nur seine Els kannte, dem Weibe gegenüber so schamhaft und unsicher geworden wie auf der Schule zu St. Emmeram, nur aus reineren Gründen. Und darin glaubte er sein jüngstes Wirrsal in der Kammer der alten Krütlin verstehen zu können. Er meinte, daß er noch dahin gelangen werde, eines fremden Weibes Schönheit so fromm zu schauen, wie er dazumal in der St. Andreasnacht die nackte Bauernmagd gesehen hatte.

Und er fragte, ob ein Weib gleichermaßen in solche neubürtige Reinheit zurückfinden könne wie der Mann. Eine Welt von zweiflerischen Gedanken sprang vor ihm auf. Während er in das wirbelnde Chaos sah, fühlte ers in sich erblühen wie eine neue Kraft. Ihm war, als sei er über das eigene Wesen hinausgewachsen, und er dachte: so muß dem Vogel sein, der die Eischale bricht.

Unter diesen wunderlichen Gefühlen verlor das Gift der alten Krütlin seine letzte Schärfe. Bombast wurde frei, ohne erst aufatmen zu müssen.

Ehe er vollends die Klause erreichte, stieß er auf die beiden Kraihahnen, die sich mit ihrer Zugsäge an einem Buchenstamm mühten, der ihnen quer über den Weg gesunken war. Sie arbeiteten in ihrer glühenden Hast und gewahrten den Arzt erst, als er absprang. Denn das Schwabenjörgeli wich nicht ohne eindringlichen Zuspruch vom ausgetretenen Wege ab. Vom Sattel her hätte es kein St. Georg durch das Dickicht lenken können. Es mußte geführt sein und äußerte auch dann noch die heftigsten Bedenken.

Baltisar und Heini Schürli ließen ihre Arbeit und wollten Bombast helfen. Doch er wehrte ab:

«Der Himmel hanget voll Schnee. Ihr müssend noch den Weg beraumen, und balde sinket die Nacht.»

«Dannocht — es ist Menschenpflicht.»

«Nein, lasset! Jüh, Jörgele, zuo! Du elend Malefizkreatur, zuo!»

Bombast stieß den störrischen Maulesel in die Seite und gewann ihm ein paar Schritte ab. Das Jörgeli duckte die Ohren und schnob. Bombast bekam einen roten Kopf und fluchte sich den dicksten Ärger von der Seele, während er das weggetreue Jörgeli keuchend um den langen Baumstamm nötigte. Als der Steig wieder gewonnen war, mußte er das Barett abheben und verschnaufen, ihm war heiß.

Baltisar aber nahm aus seinem Tuch Brot und ging, indem er es brach, zum Jörgeli.

«Friß, du verlästeret Gotteswesen, du stummer Marterer vor din Recht. Dann der Weg ist din guetes Recht, das haben dir die Schürli beid durch ihre menschlich ohnvollkommene Kunst des Bomfällens verwehret.»

Das Schwabenjörgeli beschnupperte vorsichtig den dargereichten Bissen, weil er nach Ruß roch, gewann aber so weit Vertrauen, daß es ihn nahm. Bombast, der nicht gern in Schweiß geriet, fand durch die Feierlichkeit des Baltisar zum Wohlwollen wieder zurück und klopfte den Hals des Maulesels.

Baltisar reichte dem Jörgeli einen zweiten Bissen.

«Friß, du ohnschuldig Kreatur, die du eine sündhaftige Kreatur muoßt tragen. Friß, der du weißt, was der recht Weg isi, und muoßt ein schleppen, der nit weiß, ob es der recht Weg sije oder nit.»

Baltisar war ärgerlich darüber, daß der Arzt das Jörgeli abklopfte, als sei weiter nichts zwischen ihnen vorgefallen.

Bombast hob drohend den Finger.

«Baltisar, du sollt min Jörgeli nit also ufwiglen!»

Da schwang der Köhler beide Hände gegen ihn aus.

«Wehe mir, du Bruoder dieser Welt und nit der himmelschen, wehe, daß ich die Kreatur nit ufrottlen kann wider die Sünder, denen sie ist untertan. Du zemal bist ein Heilmeister und freventlich vermessen, Gott in den Arm fallend, so er willt mit

Krankheit und Gebrest umb Sündenschuld treffen und ustilgen.»

«Kunnts nit glichermaßen des Tüfels Arm sin, der do kränket? Wer solls entscheiden?»

«Oh, ihr gelahrten Dunstkramer und Rochtreiber! Üch fallend die Widerred ab dem Moule als eim Apfelbom die madigen und fulen Äpfel zur Summerszit, so einer ihn nur anrührt. Du sollt mir nit das Gesicht verneblen. Ist nit der Tüfel als och Gotts Kreatur? Und ist er nit sin härtist Ruoten und skorpionisch Gißel, darmit der Herr den Menschen trifft?»

«Wahrlich, Baltisar Schürli, wir möchtinds an diesem Abend nimmer entscheiden! Din Frag ist ein Kapitalfrag. Daran kunnt einer ohnversehends zem Ketzer werden.»

Er saß lachend auf und nahm die Zügel.

«Gang hin, du Fluochender, Lachender! Gang hin ins Ochsnerhüsli an des Tüfels Bruck! Dort huset ein anderer noch, vor deme hab ich in diesem Jahr allbereits min Herz müssend entüßeren! Reiniget üren Brunnen, us deme ihr trinket, dann es muoß ein sunderlichs Wasser sin. Der ein zwinget eim das Bueßgewand vom Libe, daß einer nackend für ihme stoht und Zweifeler wird an Sünd und Leben, das ist der alte Ochsner. Der ander hat den Hochmutstüfel im Lib und will vollends dem starken Simsone gelichen, das ist der Hans. Und der dritt ist Heilmeister und wöllet der Rache Gottes wehrn und siner Straf. Wahrlich reiniget üren Brunnen, darus ihr trinket, dann es muoß ein sunderlichs Wasser sin bi des Tüfels Bruck!»

Bombast winkte ihm zu und ritt weiter. Baltisar hatte bei den letzten Worten den Griff der Säge erfaßt. Er und sein Sohn warfen sich über die Arbeit.

Bombast ließ den Kopf hängen, er dachte: «Du sollt nit ohnrecht behalten. Und sunderliche Quellen möchtind im Ochsnerhüsli fließen, die mit jedem Pulsschlag ans Geäder stürmend.»

Bombast wunderte sich, daß aller Unfrieden, den er von der Krütlin fortgetragen hatte, in einer Ferne zu verdämmern

schien, die lebensweit ablag. Der Ärger über sein Jörgeli und die heftigen Reden des Baltisar hatten ihn aufgerüttelt, als sei alles andere nur ein Traum gewesen. Der kurze, peinliche Kampf um seine innere Ruhe kam ihm fast übertrieben und unwahrscheinlich vor. Am Festträumen und Verträumen wird des Lebens Reichtum vertan. Darin liegt Gefahr, vielleicht eine verdeckte Schuld. Wer will entrinnen und wer kann entrinnen? Ist es das Schicksal des überreifen Blutes, der sonderbaren Quellen? Recht, Baltisar: Reiniget eure Brunnen!

So kam Wilhelm auf Theophrast. Der verträumte nicht, noch nicht. Welch weite Herzenszeiten mußte das Kind in wenigen Tagen seines Erlebens durchmessen, wenn der Vater, um dessen Schläfe ergraute Haare wellten, nach einem kurzen Ritte von der Paßhöhe aus kaum mehr die Wahrheitsbrücke zur Talsohle fand! Er wurde froh an diesem Gedanken, denn er fühlte, daß der allein noch junge Kräfte in sich berge, der wie ein Kind lebensweite Gezeiten des Herzens in einer Stunde durchringen könne. Vielleicht vermochte er Theophrast den harten Weg zu kürzen, ohne ihm die Kraft des inneren Erlebens zu schwächen.

Gritli nahm in einer stillen Weise, die beide Frauen des Ochsnerhauses mit ihrer Schönheit aussöhnte, Besitz von dem Arbeitsanteil, der ihr zustand. Für Theophrast war sie durch viele Tage Gegenstand tiefer Verwunderung und seiner ganzen Neugier. An ihr lernte er Menschen und Menschenwerk tiefer betrachten, denn sie tat manchen Handgriff anders als Mutter und Großmutter. Er mußte sich schwer besinnen, wie er den Unterschied ihr und den andern begreiflich machen könne. So hatte Gritli durch das Kind manche Pein, aber sie wuchs auch schneller in das Hauswesen, denn die beiden Frauen waren gezwungen, ihr gegen die unablässige Achtsamkeit des Kindes und, wo es not tat, im Werke beizustehen. Theophrast konnte sehr verletzt sein, wenn man ihn für eine Weile von dem Posten abdrängte. Er fühlte gut, daß er schwere Arbeit leiste. Tausend Kleinigkeiten erkannte

er an der Fremdart der Magd und lernte sie verstehen und bezeichnen. In dieser Zeit schlief er länger und tiefer als je. Die Großen merkten seine Arbeit nicht. Sie hinderten ihn, wo sie konnten. Doch er verlangte heißhungrig und hartnäckig darnach.

Hans sah die junge Magd mit heiterer Ruhe. Er sagte wenig zu ihr, dann aber stets mit leichtem Spott, den sie zuweilen herb, manchmal auch frei erwiderte. Hans dachte in den ersten Tagen, daß er auch nach ihr nur seine Hand auszustrecken brauche. Wenn sie irgend eine Arbeit mit ihm zu schaffen hatte, ließ er seine Kräfte spielen, und sie erzitterte zuweilen vor ihm.

Als er von Zürich kam, wo der Kochenribly in aller Gelassenheit dreimal gerollt worden war, lag ein silbernes Geschmeid um seinen Hals. Er sprach nicht viel von der Fahrt, nur beim Essen ließ er — weil ihn die Els fragte, von wem er das Frauengeschmeid habe — leichthin fallen, daß die Weiber der Zürcher Pontafel und der Gesellschaft zur Schnekken ihm gern mehr aufgehalst hätten, wenn sie vor ihren Buhlen nicht bang gewesen wären. Da erblaßte die junge Magd bis auf die Lippen. Hans merkte es und lachend rief er sie an:

«Gritli, hol ein Schluck noch, dann ich wollt gern vom Winmeh trinken, unde du sollt ouch ein Schluck tuen, dann du bist bläßer als der Mond.»

Sie lief, um ihr aufbrennendes Gesicht zu verbergen. Und als sie wiederkam und den Krug vor ihn hinsetzte, spottete er:

«Schmeck zue, Maideli!»

«Du sollt dir selber zueschmecken», stieß sie hervor.

«Ei, du bist etwan us Pfäffikon, do verstohnds die Weiber mit dem Zueschmecken nit anderst dann ze Zürch.»

Der alte Ochsner und der Hans lachten. Die Mutter aber sah, daß die Gritli mit den Tränen kämpfte, und meinte:

«Ohnbesorgt, Gritli, dem Hänsli stößend noch die fetten Bissen von Zürich. Es jücket ihn, denen Herren von der Pontafel glich ze tuen.»

Der Hans wurde zornig und bedachter.

«Ei, Muotter, es möcht nit lang währin, do sull der erst Schritt zue der Pontafel ton sin. In Bünden stohnd sie bereit, die von Tirol schlafend all in Waffen. Das hat nit einer, sundern all ze Zürch hänts mir verhißen.»

Da wurde es still um den Tisch, denn sie wußten, daß der Schwyzer von des Hans Art mit seinem Schwerte goldene Edelmannsstufen aus bäurischem Gestein hauen konnte.

Rudi Ochsner, dessen Lebensfeuer noch nicht erloschen waren, ließ sich von der Magd so rauhaarig als möglich anfühlen. Er schenkte ihr kaum ein günstiges Wort. Doch war ihr sicher in seiner Nähe, denn sie merkte gut, daß er unter allem Knurren und Bellen auf ihr Recht bedacht blieb. Gegen sein Weib wurde er empfindlich und ungewohnt nachgiebig, so daß sie ihn nach etlichen Wochen leisen Kummers zur Rede stellte, da ihr sein neues Wesen unerträglich wurde.

«Ochsner, was vor ein Wesen ist in dir? Sint die Küh sänd umbgstanden, hanget es dir an als ein heimlichs Moulweh, und nützit gnüeget dir meh, dannocht lässist du alls mit suren Mienen bi Gott sin. Din Art ist anders.»

Sie vermied es, die Zeit seines sonderbaren Gehabens von dem Dienstantritt des Gritli zu zählen. Er merkte an ihren klugen Augen, daß sie über seinen Unfrieden mit Herzensnot wachte und um mehr Sorge trug, als er selber bekämpfte.

«Laß guet sin, Muotter, wir werdind olt, und der Winter hät Stürm.»

Er legte seine Hand auf ihre Schulter. Ihre Lippen bebten ein wenig, als sie sagte:

«Ja, wir werdind olt, Ochsner. Allein üch Mannslüt trägt der Herbest Win, und der schümet, so er ze süeß ist gewest, und stößet den Zapfen us, erst wenn der Schnee fällt.»

«Muotter, wir gstunden in gueter Zit und ouch in der Not bi einander, wir wöllend also nit anderst endigen. Loß guet sin.»

Sie errötete sanft und fuhr ihm mit leiser Hand über Schulter und Arm. Er ließ es geschehen.

Doch am morgenden Tag, da der helle Neuschnee über dem

Hochtal feierte, weil die Sonne unendlichen Glanz aus ihm weckte, nahm der alte Ochsner seinen Enkelsohn bei der Hand und stieg mit ihm auf die Klausen. Es verlangte ihn, einen weiten Blick zu tun. Theophrast war stolz, daß er den Großvater begleiten konnte. Er redete unaufhaltsam von den ungereimtesten Dingen zu dem Ahn, meinte sich als ein würdiger Weggenosse zu erweisen. Er sprach auch von der Magd Gritli.

Der Alte fiel ihm ins Wort:

«Bis still, Fräsleli, los hin gen Einsiedlen! Hörst du nit die Glocken? Die hänt gelüt, do din Ahnli die jung Weßnerin hät zuo der Hochzit ingeführt!»

«Ich hör nit.»

«Mir ist, als wärind die Glocken ze üns gedrungen.»

Einige stille Schritte.

«Die Gritli saget mir: So ich groß bin unde stark als ünser Hans, müesset ich als ouch in den Krieg ziehn, dann vor ein Schwyzer ist der Krieg schöner dann das schöneste Maideli.»

«Bis still, Fräsleli. Nu los nieder ze Tal, dort rouschet die Sihl, die hab ich gehört, do der Jungruodi ist stif uf der Ofenbank gelegen und du bist zem Leben ufgewacht.»

«Ich hör nit.»

Dann aber wurde dem Kinde der Schneefrieden wundersam.

«Alls schweiget», flüsterte es, «ist dannocht hellichter Tag! Schweiget alls, dieweil es der Schnee deckt? Hörst das Wasser noch immer?»

Der alte Ochsner sah über den offenen Wiesenhang hinweg, als habe er sein Enkelsöhnlein nicht vernommen. Weithin vor seinen Augen war die heitere Pracht ausgespannt. Er nahm den Knaben auf und reckte den andern Arm.

«Sieh, Fräsleli, das Jahr ist olt worden und rein. Dannocht fünklets, daß eim die Ougen flinzlend vor Glast.»

«Warumb ist das Jahr alt worden?»

«Wie din Ahnli ist es olt worden. Und din Ahn hat Rünzlen im Gesicht und ist als weiß behoubet. Do der Schnee uf der Erd ist usbreit, ist das Jahr worden olt und still.»

Theophrast zog seine Stirn kraus und sagte ernst:

«Der Schnee hat kein Rünzlen nit. Und du flinzlest nit und bist nit still.»

So mußte der alte Rudi Ochsner seinen Enkelsohn wieder absetzen. Beide sahen einander betroffen in die Augen.

«Samer Gott und uf min Seel, du bist ein ganzer Mann und sollt recht behalten vor din Teil.»

Er nahm eine Hand des Knaben, der nicht wußte, ob seine Ansicht gescholten oder anerkannt sei, und einen mißtrauisch spähenden Blick über die Weite warf, ob im Schnee dennoch Runzeln zu finden wären.

«Ist guet, Fräsleli, ich wills mir schon behalten. Du hörst keine Glocken, und die Sihl wird nit lut vor dir, du siehest keine Rünzlen im Schnee, und din Ahn flinzlet kom mehr, dannocht schweiget er nit still, wie das weite Land im Schneeschlaf schweiget. Du brouchst der Glichnusse noch keins vor din Leben. Und so rich als du bin ich ouch bestellt gsi: brouchet der Glichnusse keines nit. Nu aber bin ich olt, und nünt dann das Leben ist jung ewiglich. Darumb hab ich ein Münz ufton ohn kaiserlich Privlegi, dort schlog ich min falsches Geld. Das flinzlet als der Schnee und zerrinnt eim in der Hand als der Schnee. Das sänd mine Glichnus, darmit ich verhoff ein Endli Leben zu erstohn. — Aber kumm ze Tal in ünser Ochsnerhüsli, du min gueter und getrüer Schuolmeister, daß ich dir dine Lehr zahl mit einer Händvoll Hüzlen. Die sänd als ouch rünzlet und hänt dannocht ein süeßen Kern.»

Theophrast nahm die Verheißung dankbar auf, ihm war, als sei er mit knapper Not etlichen Maulschellen entgangen, so sehr hatte ihn das sonderbare Wesen seines Ahns bedrückt.

Els Ochsnerin fand allzuschwer in die neue Ordnung des Hauswesens. Ihr war, als wolle sie Bombast langsam der Heimat entwöhnen, da er mit ihrer Arbeit auch ihr ganzes Dasein in andre Hände gelegt zu haben schien. Sie beneidete die junge, schöne Magd um das Tagwerk, unter dem sie beinahe zusammengebrochen war. Sie schuf sich hundert unnütze Mühen und gab sie dann auf, weil sie nur verwunderte

Mienen erntete. So fühlte sie alle Bitternis einer grenzenlosen Verlassenheit.

Der Mutter suchte sie zu helfen, doch die alte Frau hatte ihr Arbeitsgesetz, das unveränderlich mit ihr, fast an ihr ablief wie der Wandel der Gestirne über der Erde. Sie konnte bös werden, wenn andre Hände in ihr Gesetz griffen. Els mußte sich zurückziehen.

An Theophrast wagte sie nicht die leere Zeit zu wenden. Er war kein Kind, das Müßigkeiten ausfüllte. Vor einem unbedachten Worte oder einer verhehlenden Beruhigung stand der kleine Mann gewichtig, breit, mit ernsten Mienen, er fand todsicher durch die halbe Lüge einen Hohlweg, auf dem man ihm nicht ausweichen konnte. Man hätte ihn überrennen müssen, und das wagte die Mutter nicht mehr. Weil alles Männliche der tiefen Schamhaftigkeit und Schüchternheit ihres Wesens fremd geblieben war, entfremdete sie die erwachende Männlichkeit von dem Knaben. Sie sah neugierig, manchmal belustigt seinem eigenwilligen Handeln zu, das stets irgendwie vom zufälligen Spiele abwich. Und nicht viel anders betrachtete sie das Leben des Wilhelm Bombast.

Der Gedanke, daß ihr Vater oder Bombast an der schönen Gritli einen Kampf bestanden hatten, wäre ihr nie in den Sinn gekommen, wenn auch Kraft und Schönheit der jungen Magd sie beunruhigten. Sie war eifersüchtig, aber nicht um ihres Bombast, sondern um des Hauswesens, seiner Führung und jener Pflege willen, die das Ochsnerhaus bisher durch sie erhalten hatte. Und sie war ausgeschaltet, wie einer, der nicht die Macht hat, neue Lebenszuversicht zu gewinnen, während ihm sein Lebensglaube entrissen wird. So sehr war sie verlassen, konnte nicht stark und nicht einsam werden. Langsam, wie alles Leben füglich zurechtfindet, wußte sich auch ihr sinkendes Leben zu fügen.

Da sie im Gadem nicht vor aller Augen feiern wollte — denn Nadelwerk und Spinnen galt nicht für volle Arbeit und sollte nur die langen Winterabende füllen, wo Kälte und Finsternis anderes ausschloß — verbrachte sie den größten Teil

des Tags in ihrem Schlafgemach. Dort lernte sie träumen. Und sie brauchte nicht mehr zu fürchten, daß es Sünde sei. Sonst war das bildhafte Fühlen, darin sie schlummerweich versinken konnte, manchmal in der Kirchenstille über sie gekommen, und sie war reuevoll zu Gebet und Gottesdienst aufgeschreckt. Nun aber, während ihre Spindel über den Boden tanzte, widerstand kein mahnendes Gebot mehr.

Es kam die Zeit wieder, in der Jungrudi gestorben war und Theophrast in wilden Wehen von ihr die Welt begehrt hatte. Sie hatte den trotzigen Bruder nicht in die Erde sinken sehen, weil sie vom Wochenbette gehalten wurde, als man ihn begrub. Ihr mangelte jetzt der treue Schluß, das heilige Siegel, das die Erde über ein erloschenes Dasein häuft. Jungrudi lebte noch aus jener Sturmnacht, in der er untergegangen war, in ihr. Sie wußte jetzt: ihretwegen war Jungrudi gestorben.

Nach dem Verlöbnis mit Bombast hatte er nicht mehr zu ihr gesprochen bis zum Tag des Beilagers. Seine letzten Worte hörte sie wieder:

«Ich gang, so alle schlafend. Du sollt dines Schwyzerbluots bedacht sin vor deme Schwoben! Allein red nit, eh dann ich fort bin.»

Sie hatte nicht verstanden, was er eigentlich wolle, denn Wilhelms stille Zärtlichkeit war wundersam in ihr aufgegangen wie ein Same des Glücks. Und da der Jungrudi ihr anvertraut hatte, daß er reisen werde, war sie am Tage nach der Hochzeit weniger betroffen als die andern. Damals vermochte Bombast sie vollends zu beruhigen: der Jungrudi wäre auch bei anderer Gelegenheit davon; Ursache sei allein, sein Aufruhrgeist so gegen den Vater wie gegen alle Ordnung der Familie. Und sie hatte Wilhelm Bombast gern geglaubt.

Jetzt wußte sie: ihretwegen war Jungrudi gestorben. Aus den wüsten Gerüchten, die über das Leben der Reisläufer im Lande gingen, zugleich geweckt an der Erinnerung der letzten Fieberworte des sterbenden Bruders, baute ihre Einbildungs-

kraft wilde Erlebnisse, durch die Jungrudi hatte zugrunde gehen müssen. Sie war keiner Schuld bewußt, nie war sie Jungrudi mehr zugetan gewesen als der Mutter und dem Vater, nur seinen Schutz litt sie lieber als den des ungebärdigen Hans. Und doch lag jetzt die Heimatsflucht und der Tod des Bruders auf ihr wie ein Schicksal, das sie ängstigte, das eine Sühne verlangte. Die unversöhnte Seele des Toten wollte ihr Gebet und eine Buße für alle Sündenschuld der Söldnerzeit, anders vermochte sie das Bedrängnis ihres Herzens nicht zu deuten. Jungrudi mahnte sie um die schwesterliche Liebe, da er ihr zuliebe umgekommen war.

Sie betete viel. An Sonntagen und an Donnerstagen ging Els nach Einsiedeln, dort büßte sie in der Gnadenkirche für ihn, indem sie auf den Knien siebenmal um die Kapelle der wundertätigen Maria kroch. Els quälte sich vergebens. Die Seele des Bruders gab sie nicht frei. Sie fand die rechte Buße nicht.

Bombast offenbarte sie ihre Bedrängnisse nicht. Sie wehrte seine Liebe mit sanfter Gewalt ab. Wenn er sie küßte, schauderte ihr, als gehe sie Wege der heimlichen Sünde. Aber sie konnte zuweilen hingebungsvoller und zärtlicher sein als je zuvor.

Bombast sah nicht das unstete Flackern ihres Blicks. Nach Stunden der Hingabe rang sie lange um Frieden und fand ihn erst, wenn sie das Sakrament genommen hatte.

Am Christabend saßen die Ochsnerleute länger um den Tisch, denn die Mutter hatte Küchli und Met aufgesetzt. Heimlich ging Mutter Weßnerin, als die andern aßen und tranken, in den Keller, nahm zwölf Zwiebeln von einem Zopf, höhlte sie aus, füllte sie mit Salz und trug sie ums Haus. Dort wo der Kleinholzstapel hoch unter das hängende Dach reichte, daß kein Schnee auf ihn fand, holte sie im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes eine Zwiebel um die andre aus der Schürze.

«Jänner, Hürnung, März, April, Mai, Brachmond, Heumond ...»

Jede Zwiebel ein Monat. Morgen konnte sie am Salze sehen, wie das Wetter in jedem Monat sein werde.

Da sie wieder ums Haus zurückkam und eintreten wollte, tauchte vor ihr aus dem dicken Frostnebel eine Mannsgestalt auf. Sie erschrak, denn die Christnacht ist voll der Gesichte. Sie bekreuzte sich. Sollte einer von ihnen sterben und sein Schatten in diesen heiligen Zeiten vorahnend an die Schwelle irren? Sie blieb lauschend stehen.

Der Mann fand das Haus offen und trat ein. Sie hörte ihn an die Gademtür pochen und hörte, daß sie die Stühle rückten.

«Hei, Uli Enz ab der Rüeten!»

Das rief der Hans.

«Hans Ochsner, ein guet Zitung!»

Es fiel die Tür zu.

Mutter Weßnerin schlich nach. Der Uli Enz war kein Weihnachtsgast, den sie gewünscht hätte. Er stammte aus Appenzell, war von St. Gallen an das Einsiedler Stift geschickt worden. Als Vogt stand er im Rufe, ein harter Mann zu sein. Er war einer der Stärksten weitum nach ihrem Hans.

Sie öffnete leise den Gadem und fand die Männer in Aufruhr. Nur Bombast saß ernstblickend im Bankwinkel. Auch Marx, der Knecht, hatte die Ofennähe aufgegeben.

Uli Enz ab der Reuten stand in der Mitte.

«Sie sänd von Tüfers in der Nacht ufzogen. Do kunnten die Bündter nit entgegen. Als hänt sie Münster genommen. Nu ruefen die Bündter üns. So einer ist ein redlicher Eidgnoß, der mueß folgen!» Dabei ließ er seinen Spieß gegen das Estrich schellen.

«Du hast guet reden», wehrte der alte Ochsner ab. «Du bist von Appazell, die sänd nahend bi Tirol.»

«Die von Tirol hänt ein Botschaft uf Ulm gesandt an den Bund. Daß sömlichs denen Ritteren verbuhlete schwobisch Stadtgschmütz der Tüfel schänd und alln die fallend Suocht ankumm! Die bringend Appazell unde St. Gallen uf, darnach all Eidgnossen. Dann was wöllend die? Do ist kein Frag nit. Die Eidgnossen sulln unter römesch Recht unde

Richskammer, daß der römisch Küng sin Fust uf sie hab, unde sie sulln ihme ihr Bluot versprützen gen den richen Ludewig und die Franzosen! Warumb solln sie vor ihn das Bluot versprützen? Darumb allein, weil er ist Herr und Küng, mit deme Sold stohts aber merklich letz. Den gueten Zuog machend die vom Adel, der Eidgenoß sollet aber sin Bluot davor geben. Der römisch Küng ist nit so dumb, der spannet üns in sin Gericht und presset den gemeinen Pfennig us üns und möcht ünser Schwyzerart unde Spieß, das guete Bluot darzuo, daß er sin römisch Künghoffart krönet!»

«Laß guet sin, Uli Enz, der römisch König ist in Niederlanden und hat ein ander Sorg», rief Bombast.

«Hei, do schrijets mir wohl vernehmlich us deme Winkel, Herr Wilhelm Bombast von Hochenheim, adligs Bluot unde Schwobenbluot! Do schmeckend wir wohl, worus der Wind weiht!»

Bombast stand auf.

«Uli Enz, du sollt Husfrieden halten. Min Adel und Schwabenbluot sänd ehrlich und ficht mich ninder an, mit einer schwobschen Kunst üch fri Eidgnossen Leib und Seel heil und fest ze machen, so üer Bluot ist faul wordin, stinkend aus üren Beulen.»

«Ünser Bluot ist nit foul. Aber des solltu gewiß sin: ab dem Rhin und am Bodensee soll viel schwobisch Bluot stinkend uf zem Himmel, daß ünser Herrgott möcht sin Nasen zuohaltin.»

Bombast wollte erwidern, da legte der alte Ochsner seine Hand auf des Uli Enz Schulter.

«Hie bin ich Husvater und ich verhoff, daß keiner nit möcht von mir gemahnet sin in diesen minen Wänden. Der dort, Wilhelm Bombast von Hochenhoim, ist min lieber Suhn und houset im Ochsnerhüsli.»

Darauf trat Uli Enz freimütig an den Tisch und reichte Bombast seine Hand über die duftigen Küchli hinweg.

«Satz dich und lang zuo, ouch will dir ünser Muotter ein Trunk Met reichen.»

Rudi Ochsners Stimme klang belegt, da er den Kriegs-

boten einlud. Sie setzten sich wohl, aßen und tranken, aber sie wurden nicht frei. Der Uli Enz suchte seine Worte, denn er hatte immer wieder an verschluckten Flüchen zu würgen.

In heller Freude war Uli Enz zu Hans Ochsner herübergerannt, als er den Bündner Boten die Nachricht abgefangen hatte. Er und Hans Ochsner waren einig, mit erster Gelegenheit gemeinsam zu reisen.

Hans war nicht wieder an den Tisch gekommen. Er ging im Gadem auf und nieder, hörte kaum zu, als Uli Enz vorbrachte, was er von der bündischen Sache gegen Tirol wußte. Auch der alte Ochsner lauschte nur mit halbem Ohre. Er wartete auf das erste Wort von seinem Hans.

Der trat nach einer Weile an den Tisch, trank aus Ulis Krüglein und sagte:

«Wann willtu reisen, daß ich min Sach rüst.»

Dabei brach heller Jubel aus seinen Augen, seine Zähne blitzten, er vermochte ein Lachen nicht mehr zu meistern. Er schlug dem Uli auf die Schulter, daß der Tisch zitterte. Beide lachten einander an. Er zog einen Schemel neben den Gast, und sie berieten halblaut miteinander, als sei sonst niemand im Gadem.

Rudi Ochsner ließ den Kopf auf die Brust niedersinken und warf nur hie und da einen Blick auf die beiden Gesellen hinüber, Bombast verließ nach kurzem Gruß den Gadem, um seiner Els zu folgen, die ihres harten Hustens wegen längst im Bette lag. Der alte Ochsner winkte nach einer bang durchlauschten Zeit dem Marx. Der lümmelte auf der Ofenbank, das Kinn in beiden Händen, die Ellenbogen gegen die Knie gestützt, und glotzte den Hans und Uli Enz unverwandt an. Er kam steifbeinig näher und setzte sich etwas unsicher neben den Alten, wo sonst Bombast saß.

«Uf üns kummt eine harte Zit, Marx», meinte der Rudi Ochsner und sah den Knecht scharf an.

Marx wußte, was den alten Ochsner drückte. Es lag eine Frage in den Worten. Auch er hatte sie schon bedacht. Siebzehn Jahre stand er bei den Ochsnerleuten und damals war

er mitten in den Zwanzigern, als er an die Teufelsbruck kam. Er hätte sich mit dem Spieß immer noch ein Stück Geld erstehen können. Allein der bündische Handel schien ihm nicht verlockend. Er meinte:

«Wohl, Ruodi Ochsner, wir werdind ouch bi unser ringsten Schmer abkommen.»

Da hellte sich das Gesicht des Hausvaters ein wenig auf. Er schob dem Marx sein Metkrüglein hinüber. Der Marx trank es aus.

«Vor die Zit kunntest mir sechs Plappart zuolegen, Ochsner!»

«Es möchten wohl an vieren gnuog sin, dann derselb Handel wird solang nit währen.»

Marx hatte auf drei gerechnet, also gab er sich mit den vieren gern zufrieden und schlug in des Wirtes Hand ein. Dann zog er ruhig auf die Ofenbank zurück, streckte seine langen, ungelenken Glieder über sie und schnarchte bald. Für ihn war der bündische Handel erledigt. —

Die beiden warteten von Tag zu Tag, daß ein Reisrodel bestellt würde oder eine Weisung der Einsiedler Ammänner aus Zürich und Schwyz käme; als nichts eintraf, beschlossen sie am Morgen nach Drei König gegen Pfäfers zu ziehen.

Im Ochsnerhause wurde kein Wort darüber gesprochen. Die Mutter hatte bekümmert das Gewand des Reisigen durchgesehen, ohne daß er es gemerkt hätte. Am Drei-Königstag brachte der Hans aus Rapperswil einen prächtigen Pelzkoller, schwarzgelb auf die Stiftsfarben geteilt.

Sie spürten, was morgenden Tages geschehen sollte. Und doch lockerte sich das stumpfe Schweigen nicht. Am Abend holte Rudi Ochsner einen dunklen Südwein, der viele Jahre im Kellerwinkel gelegen hatte, eine dicke Flasche, deren Bauch seitlich zusammengedrückt war. Alle mußten von dem schwer duftenden Weine trinken, auch Gritli und Marx. Dann reichten sie dem Hans die Hände und gingen bis auf den Vater und die Mutter.

«Wann willtu ihn treffen», fragte der alte Ochsner in letzter Stunde.

«Umb Mettenzit gangend wir von Einsiedlen.»

«Kehr ohngekränket wieder. Wir wöllend all diner gewärtig sin. — Umb Mettenzit fallend eim die Wort schwer», fügte er leise hinzu.

«Ich verhoff alls Guete vor üch, lieben Eltern, unde vor mich.»

Das brachte der Hans zum eigenen Verwundern gut und bündig über die Lippen. Dann drückte er die Mutter an sich und führte sie, die schwer ihre Tränen niederrang, stark und frei zur Schlafkammer. Der Vater folgte. Er vermochte aber nicht mehr in seines Sohnes Augen zu blicken.

Als die beiden Alten ihre Tür geschlossen hatten, reckte sich Hans hoch auf, dehnte seine Brust, breitete seine Arme. Ein Glückstaumel überkam ihn. Er löschte das Licht in der Herdasche aus und stieg langsam die finstere Treppe hinauf.

Vor der Kammer hörte er ein verhaltenes Stöhnen. Eine Hand tastete nach ihm. Es umfingen ihn zwei Arme. Sie preßte ihr Gesicht an seine Brust, um ihr Schluchzen zu ersticken.

«Bi Gott ... Du ...»

Sie umklammerte seinen Nacken und drückte ihre Stirn an seinen Mund. Und sein Herz schlug, als fände er ein Weib zum ersten Mal. Er hob sie auf und trug sie in die Kammer.

«Grein nit, Maideli ...»

«Du ... sollt mich ... mit dir nehmen.»

«Maideli ... du bist so jung.»

«Ich willt dir kochen ... und wäschen ... und getrü diner warten.»

Er nahm sie, wie der Föhn die Erde nimmt, der aller Kreatur den Atem für seine gewaltige Stunde raubt.

Der Schnee hauchte seinen matten Schein durch die zwei kleinen Fenster. Der Hans sah das junge Weib, selig und satt, ihre Zähne schimmerten durch den halbgeöffneten Mund, ihre Augen ruhten furchtlos auf ihm. Er setzte sich noch einmal an den Bettrand, legte seine Hand auf ihre Brust, die ruhig stieg und fiel, sie kreuzte ihre Hände auf seiner Hand.

«Maideli, das ist ein ruch Leben, so du willt han.»

«Ich gang mit dir.»

«Die Hodler, so den Troß führend, zartlen nit mit denen Huren. Die Huren sänd ein häßigs Volk. Du muoßt zu ihnen stohn.»

«Ich gang mit dir.»

«Stah uf, Gritli, hol din Sach.»

«Es leit für diner Tür.»

«Hols in.»

Sie holte ihr Bündel und legte es neben das seine. Dann schliefen sie beide, bis ihn sein brennendes Herz weckte. Er wollte Vater und Mutter nicht mehr sehen.

Flink war das Gritli in den Kleidern.

«Gang du vorus. Vor Willerzell solltu ünser gewärtig sin. Der Uli Enz führt ein Mulesel mit, daruf wird als ouch din Büscheli liegen.»

Er folgte ihr bald, obgleich die Nacht noch weit vor Mettenzeit stand, er konnte die ersten Schritte der Freiheit nicht mehr erwarten.

Nur die Mutter war wach. Sie saß im Bett und hörte, daß er ging. Wohl ahnte sie zitternden Herzens ihres Sohnes Flammen. Sie stand nicht auf. Ein altes Weiblein sollte seinen Weg nicht vertreten, wars auch die Mutter, die ihn schwer geboren und treu gesäugt hatte. Sie betete für den starken Sohn.

Schneenacht, durch die zwei brennende Herzen ziehen.

Knirsche deine alten Weisheiten, Schnee.

So mußte Els an die Arbeit. Einige Tage schien sie heimgefunden zu haben. Bald beugte sie eine trostlose Müdigkeit, die durch schlafberaubte Nächte gesteigert wurde. Sie wußte nur, während sie ihrer Arbeit nachhetzte: der tote Bruder mahnt.

Nachts lag sie mit offenen Augen und glaubte zu fühlen, daß die gleichmäßigen Atemzüge des Mannes und des Sohnes über ihren Körper huschten. War sie eine Zeit starr und

verhalten gelegen, lauschend nach einem Leben, das jenseits der Sinne schwebt, konnte es ihre Brust mit Eisfingern rühren, leise, leise, und ihr Herz stand vor Angst darüber still, daß es die Hand des Toten wäre. Schlug das Herz jäh wieder ins Dasein zurück, daß ihr Hals und Ohren pochten, so wurde sie von einem Taumel erfaßt, als sähe sie in einen tiefen Abgrund. Sie preßte die Lider zusammen, feurige Büsche lohten vor ihr auf. Hinter ihr hetzte ein Entsetzen näher und näher. Sie meinte ihre Arme zu erheben, in den Abgrund zu stürzen und fühlte nur mehr ein Sausen um sich. Dann schrak sie auf, lag matt und keuchend, der Schweiß floß von ihren Gliedern. Sie betete endlose Gebetsketten. Gegen Morgen schlief sie erschöpft ein und konnte kaum wachgerüttelt werden, wenn der Tag rief.

Die Mutter war damals schwer zu einer Magd überredet worden, als sie aber die Els durch das Hauswesen schleppen sah, verlangte sie selbst nach Hilfe.

Sie winkte an einem Abend den Schwiegersohn unter die Tür des Milchkellers.

«Umb die Els ist mir bang, Hohenhoim.»

«Ich bin ehe bi der Krütlin gewest, do ich ihr der Gritli Lohn usbezahlet. Die kennt ihrer weitum und hat mir eine Magd verheißen.»

Der flackernde Lichtschein ließ die Schatten über das kummervolle Gesicht der alten Frau spielen. Sie sah Bombast hilfeflehend an, und es zitterte aus ihr:

«Nu ist der ander fort ... der kehret ouch nümen wieder.»

«Ei Muetter, der Hans bstoht, do solltu nit bangen.»

«Wohl, der bstoht, dann die Welt ist weit und vor ein Kerl als der Hans offen allerweg. Hie ist sins Blibens nümen. — Und die Els entschwundt eim unter den Ougen. — Es ist nit umb die Gritli, allein ich weiß, du willt als ouch fort. Alls dränget von hinnen, unde ich hab mit getrüen Händen min Huswesen gehalten. Es ist nit an mir.»

«Kummt die guete Zit wieder, soll ünser Elsula wohl ihr Kraft finden. Der Summer war ze hart vor sie.»

Er nahm ihre hagere Hand, die rauh und hart war vor Arbeit, und drückte sie leise. Er vermochte sie nicht besser zu trösten, sein eigenes Herz war allzu beschwert. Sie wischte abgewandt mit der Linken über die Augen und gesammelten Willens, mit einem helleren Blick, sagte sie:

«So du meineſt, sie sullt erkräften, als will ich hoffen. Bi Gott, ich hab min Täg nit viel Fröiden gsehn; sullet ich all min Kinder hingeben, das wird Gott nit wöllen.»

Damit wandte sie sich emsig an ihre Milchkübel, und Bombast ging langsam hinüber in den Gadem, Weib und Kind zu suchen.

Schaffende Hände wurden teuer im Lande, da Stadt und Land Fähnlein aufstellten. Die alte Krütlin ließ sich das Magdwerben gut zahlen und brachte endlich ein starkes Bauernmensch aus Lachen zu, das nach einigen derben Ermunterungen allmählich für das Tagwerk im Ochsnerhause erwachte und dann ihren Schwung beibehielt, wie eine Mühle mit schweren Gängen.

Els ließ die Arbeit, an der sie nicht gesunden konnte, ohne innere Unrast liegen, aber auch ihre Spindel tanzte nicht mehr so unabläſſig über den Boden des Schlafgemachs. Sie saß in einem Polsterstuhle, den Bombast in Einsiedeln an Geldesstatt genommen hatte, vor einem der kleinen, niedrigen Fenster, matt von ihren wachen Nächten. Ihre Augen ruhten verschleiert auf irgendeinem beschatteten Fleck, sie suchten dunkle Farben, als wollten sie sich an das letzte Geheimnis gewöhnen.

Und Els dachte, ohne zu beten, an die Gnadenreiche, der ein wonnesames Schweben in ewiger Gottseligkeit beschieden ist. Auch die Gnadenreiche braucht sich nicht zu regen. Hoheitsvoll und stumm ruht sie auf den Stufen des höchsten Throns. Nur ihr Herz nimmt auf, was an Gebeten zuströmt. Wie laue Stürme drängt es von der Erde zu ihr und schwellt den weiten Muttergottesmantel. Sie sitzt ganz regungslos, denn all ihr Mut ist den unbegrenzten Bitten zugewandt. Alles Gebet muß durch ihr Herz. Dort wird es zu dem lauteren Feuer, das zu Gott sprechen darf.

Auch Maria sitzt so still. Sie ist die Auserwählte, die ihre Hand und ihren Körper nicht besudeln kann, schon auf Erden durch keine gemeine Mühsal besudelt hat. Maria mußte nur den Sohn gebären, der sich im Tempel verlief, da er ein kleiner Knabe war — das ist auch bei einer großen Engelweih in Jerusalem geschehen. Wunderbar hat ihn die suchende Mutter gefunden, wunderbar war Theophrast von einem Engel des Herrn zur Mutter geleitet worden. Wunderbar hat es ihn unter den heiligen Strahl des Frauenbrunnens getrieben.

Da schrak Els aus ihren Träumen.

«Heilig Gnadenmuotter hilf mir, Sünd, lästerliche Sünd! Hilf mir von denen freventlichen Gedanken! Heilig Gnadenmuotter! O Gott! O Gott! Es faßt mich grousam an!»

Sie ließ die Spindel schnurren und saß gebückt, ganz ihrer hastigen Arbeit hingegeben. Sie murmelte einen Englischen Gruß um den andern, ohne an den Sinn der Gebete zu denken, spann, bis sich die Hand unter einem stechenden Schmerze einkrampfte. Es tat weh und wohl zugleich und hielt sie von Spindel und Flachs ab. Sie rieb heftig die Innenfläche ihrer Hand. Teufels- oder Gotteszeichen? Sie sollte nicht, durfte nicht arbeiten.

War auch sie auserwählt unter den Weibern? Nicht wie die Gnadenmutter, hochgelobt, gebenedeit — nur unter den Erdenweibern auserwählt. Gemeine Arbeit, endlose Mühe hatte sie bis zur Stunde dem beseligenden Ahnen ferngehalten. Seit je war sie anders. Nie hatte ein Mann ihr beim Tanze Brust und Hüfte zu pressen gewagt oder von ihr heimlichen Einlaß begehrt. Und Bombast war ernst, ein Mann von gesetztem Wesen, schon als sie ihn zum ersten Male sah. Nie hatte sie eine Genossin, sie wußte von dem Liebesspiel der andern nichts, ahnte es nur.

Auserwählt. Die Toten kamen und begehrten ihr Gebet. Jungrudi hatte sie gefunden. Vielleicht kam der Hans bald. Er sollte in ihr Gebet aufgenommen sein, um seiner Sünden willen, die er täglich beging. Gritli dazu, die sündigte mit ihm. Und alle die andern, die Lebendtoten!

Sie hörte Schritte. Es blieb nicht Zeit, ihr Gewissen, das sich immer in demselben Netze verfing, zu befreien. Es brannte nur heftig in ihr auf, als sei sie von einer schweren Schuld getroffen.

Theophrast rannte herein und schwang eine tote Katze in der Rechten. Das Tier tropfte noch rot vom Kopfe.

«Mammeli, sie hat das Vögeli erworgen wöllen, und ich hab sie erschmissen. Nu ist sie gericht!»

Er strahlte vor Begeisterung. Die Mutter starrte ihn an.

«Mammeli, höreſt nit? Du sollt kein Forcht nit han, dann sie ist gericht und tot.»

Er kam langsam nahe und hielt ihr die Katze hin.

«Gang! Mir grouset! Dine Händ sänd voll Bluot!»

Theophrast stutzte, dann warf er die tote Katze von sich und rieb die Hände am Höschen. Els war tief erblichen. Sie wischte mit zitternden Fingern über ihre Stirn. Sie murmelte:

«Unser Herr und Heiland liebet all Wesen. Er hätt niemalen ein Kätzli erschlahn.»

Das Kind wich eingeschüchtert, es erkannte die Stimme seiner Mutter kaum. Aber Reue konnte es nicht fühlen.

Nach einigem Besinnen:

«Mammeli, sie hänt den Änderle an den Galgen ton, darumb daß er hat ein Wammes gstohln. Und die Katz sollet das ohnschuldig Vögeli ermördern? Das Vögeli hat umb Hilf geschrien und hat mir mit sin Fittich gewunken, sollet ichs nit hörn?»

«Es ist der Katz Art, sie muoß würgen.»

Theophrast stand in schwerem Bedenken. Er sah nieder auf die tote Katze. Aber er fühlte keine Schuld. Er stieß die Katze mit dem Fuß und rief:

«Das Vögeli sollet leben und ist entwuschet. Das Vögeli ist fri, und ich gestund bi dem!»

Er sprang auf die Mutter zu, umfing sie und lehnte in ihrem Schoß, sah lachend auf zu ihr. Er ließ sie nicht, obgleich sie ihn heftig abwehrte.

«Mammeli, du sollt nit unlustig sin, das Vögeli ist entwuscht!»

Aber ihr Herz zitterte unter einer fremden Not, die sie entsetzte. Sie fühlte die Wärme des kindlichen Körpers wie ein Glück, dem sie entweichen müsse, um rein zu bleiben für Bitten aus einer andern Welt.

«Mammeli!»

«Bis still, es wehet mich sunderlich an ... kumm, Fräsleli, hie ... uf min Schoß!»

Dem Kind wurde bange. Sie zog es auf ihr Knie.

«Still, Fräsleli, satz dich grad uf unde reck dine Schwurfinger zur Höch!»

»Was solls», flüsterte das Büblein.

Er verstand sie nicht. Sie mußte ihm die Finger zurechtbiegen. Und dann reckte sie auch ihre Schwurhand auf.

«Still, Fräsleli, nu wöllend wir losen, wes Stimm üns anruoft.»

Sie saß steif und stierte in die Wand. Theophrast sah qualvoll in das starre, fremde Gesicht, seine Hand entfaltete sich und sank langsam auf die Brust, leise glitt er von dem Knie der Mutter. Er kauerte ihr zu Füßen und drückte sein Gesicht in ihren Rock.

«Ich wills nümen wieder ton ...»

Er greinte und wiederholte seine Worte, ohne zu wissen, was er nicht wieder tun werde. Sein ganzes Wesen war wund. Er sah auf und schrie:

«Din Ougen, Mammeli! Du sollt nit so schouen!»

Sie schien zu erwachen, tastete auf den Kopf ihres Kindes nieder, nahm sein angstvolles Gesicht zwischen beide Hände und sah ihm lange suchend in die Kinderaugen, die in Tränen schwammen.

«Mammeli ...»

Es brach aus ihr wie ein Gewitter, das erst in großen, spärlichen Tropfen fällt, bevor es seine Güsse entlädt. Sie bog sich tief nieder zu ihm, und der Knabe zuckte unter den ersten Tränen. Als er aber sah, daß seine Mutter ihre Züge

wiedergewann, rankte er den schmächtigen Körper an ihr empor und umhalste sie.

Während ihre Tränen sein Gesicht benetzten, saß er auf ihrem Schoß und preßte sie an sich. Und er weinte nicht.

Er wußte, daß die Mutter seines stummen Trostes bedürfe, und er fragte nicht.

Wie eine Erleuchtung war es über ihn gekommen, daß er nicht mutlos sein solle, weil er in diesem Augenblicke stärker sei als die Mutter.

Er wartete geduldig, bis ihre Tränen versiegten, dann streichelte er leise ihr Haar und tröstete sie:

«Nu solltu nümen greinen. Bald kummt der Vater, der wird dir ein Salben geben und lässet dir zur Ader und gibet dir ein Heiltrunk. Do solltu wieder fröidig sin. Kumm, er ist uf Einsiedlen, wir gohnt ihm entgegen.»

Sie küßte ihn und nickte. Als sie den Pelzmantel umgetan hatte, Theophrast wich dabei nicht von ihrer Seite, ergriff er ihre Hand und ließ nicht mehr los. Im Vorbeigehen zog er die Mutter zu der toten Katze. Die hob er auf und meinte beruhigend:

«Die tuet dir nünts nit, Mammeli, die werfend wir über die Bruck.»

Els ließ sich von ihm führen.

Sie sahen Bombast von weitem, denn es war frostklar. Els flüsterte bedeutsam nieder:

«Sag nit dem Vater, daß ich hab geweint, es möcht ihm im Herzen wehe sin, dann er ist fast bekümmert umb üns.»

Bombast hätte sie beinahe nicht beachtet. Theophrast mußte ihn anrufen und er tat es erst aus nächster Nähe, so wunderlich hatte ihn das Verbot der Mutter berührt.

Da ersah der Vater die Seinen.

«Ei, kummt ihr mich ruefen?»

«Nein, Bombast, wir gangend dir ungefährt entgegen.»

«Ich bin umbsunst geritten. Der Wälti Schwend schicket mir sin Knecht für die Tür, do ich wollt absteigen. Er sije so weit wohl und bedürfet min Arznei nit meh. Die schwobisch

Arznei sije siner Natur nit günstig. Dannocht wölle er vor all getane Müh etlich guete Zürcher Plappart, so weit er schuldig sije, an mich wenden. — Ich mueß lachen, dann der Knecht saget die Litanei in eim Atem her, als man sie ihm eingelernt, drucket mir ein Tüchli mit denen Zürcher Plappart in den Schoß und ducket eilig ins Tor, vermeinend, ich wöllet ihme die Quittung blau hinter die Ohren schreiben. Der Wälti Schwend ist der dritt sider Wochen zween, dems für min schwobisch Arzenei grouset. Die schickend all uf Richterswil zem Hansen Binzenmeyer. Der hat kein schwobisch Arzenei. Der möcht ihnen mit sin schwyzer Tüfelsdreck die Kränk samen der Seel us dem Leibe fegen.»

Er lachte bitter vor sich hin und trieb das Jörgeli an. Frau und Söhnlein gingen an seiner Seite.

«So werdind wir balde ünser gerings Sparhuifele ufgezehret han. Fräsleli, du wirst mir kein Arzet nit, das ist eine sure Kunst!»

Theophrast aber wußte, daß er gewaltige Trostkräfte besaß. Wenn er auch nicht des Vaters Rede erfaßt hatte, so war ihm doch ihr bitterer Ton aufs Herz gefallen. Er drückte seiner Mutter Hand und meinte:

«Ich will dannocht ein Arzet sin. Nit einer vor gring Lüt, sundern ich will über die Berg, als der Änderle. Weit über die Berg.»

«Hei, min Vögele, was flügge ist din Schnabel! Werdind als ouch dine Fittich sin?»

Theophrast schwieg, denn er meinte, sein Vater spiele auf das Vöglein und die Katze an. Er wagte nichts weiter. Dem Vater war nicht zu trauen, er kam hinter alles.

Aber in Els rang es nach einem Laut. Daß man Bombast von der Tür wies, traf sie selber. Und Theophrast wollte über die Berge, jetzt schon in seinen grünen Jahren redete er davon! Das jagte ihr Gewissen auf, denn Bombast blieb nur ihretwegen an der Teufelsbruck. Sie entlud sich in heftigen Schimpfreden über Wälti Schwend und Hans Binzenmeyer.

Bombast erschrak über sein Weib, das niemals die Sanft-

mut verloren hatte, er griff nach ihr, sah immer besorgter in ihr gerötetes Gesicht. Auf ihren Augen lagen Zornschleier. Theophrast ließ die Hand der Mutter fahren.

«Els? Elsula! Nit, min Els! Loß guet sin!»

«Guet sin? Guet sin? Wir müessend all verkummen! Das Lurenvolk! Der verloren Pofel! Wir müessend elend werdin umb sie!»

Bombast stieg ab und umfaßte das fiebernde Weib.

«Els, loß sin! Was ficht dich an! Elsula! Min Els!»

Das Jörgeli zottelte davon, es witterte den nahen Stall, Theophrast rannte ihm schreiend nach.

Herr Wilhelm hielt sein Weib, streichelte es mit zitternder Hand. Er sah ihre Not. Er hätte aufschreien mögen vor Qual um sie.

«Elsula», flüsterte er, «ich bin bi dir. Du bist min Liebs und Guets. Du sollt niemalen nit von hinnen. Du sollt bleiben, wo du bist. Und wir bi dir. Du min Els. Wir wöllend üns schon drein schicken. Loß guet sin, du bist bi mir!»

Sie drängte sich an ihn, als müsse sie in Todesangst ersterben, und sie hauchte:

«Bombast, in mir ist alls zerhouen, alls in Scherben! Hilf mir, dann ich muoß vergahn!»

Er leitete sie langsam nach Hause und sprach ihr sanft und heiter zu; das Herz wollte ihm brechen. Er drängte, unaufhörlich redend, sie in die Schlafkammer hinauf, entkleidete sie, bettete sie und reichte ihr einen milden Schlaftrunk. Er mußte auf dem Bette sitzen, sie ließ ihn nicht von sich, bis sie eingeschlafen war.

Dann sank der Mann in die Knie, stöhnte in die Bettlaken hinein.

«Gott, Herr Gott, warum! Min Gott, warum?»

Der Schwabenkrieg

Die Bündner lagen bei Ragaz, die Kaiserlichen am Sant Luzisteig und zu Maienfeld.

Hans und Uli Enz waren als Friharste ausgezogen, den Krieg auf eigene Faust mitzumachen, wenn es not tat. Sie wußten seit Flums, wohin sie zu halten hätten. Und unweit vom Ziele, noch im engen Tale der Seez stießen Züricher Boten auf sie. Die trugen eine Tagsatzung in das bündische Lager nach Ragaz. Heini Sigrist war ihr Führer, dem Hans Ochsner vom Herbste her wohlbekannt. Die Boten hielten und gaben Bescheid.

Eine Züricher Tagsatzung lautete auf mala guerra, Blutkrieg: alles niedermachen, nichts schonen. Zudem war Friharsterei untersagt: wenn die offenen Banner zu Felde zögen, sollten alle Kriegsleute den Hauptleuten gehorsam sein. Freischaren außer der Kriegsordnung, die den Eidgenossen vor Gott und der Welt große Schmach und Schande gebracht hätten, seien nicht geduldet. Ungehorsam würde an Leben und Gut gestraft.

Heini Sigrist meinte, da Zürich einen Ammann in Einsiedeln habe, werde es keine allzugroßen Schwierigkeiten geben. In zwei Tagen träfe die erste Hilfe ein: Vierhundert unter Kunrad Kunsen, dem Hauptmann, und Jakob Stapfer, dem Venner.

Die wohlberittenen Boten ließen die beiden mit Gritli und dem Maultier des Uli zurück. Hans beschloß in Sargans zu bleiben. Sie hatten die Klostertürme von Mels vor Augen, und wer in Mels ist, kann die Lichter im Sarganser Schlosse zählen. Dort wollten sie den Zürcher Haufen erwarten, da

ihnen die Tagsatzung im Bündnerlager keinen freundlichen Empfang verhieß. Auch brauchten sie hier nicht vom mitgeführten Hafer zu zehren.

Ein alter Bauer ließ ihnen den leeren Schafstall; der Sohn hatte die wenigen Stücke zu Beginn des Krieges landein getrieben und verkauft. Er gab ihnen von seinem Mehl und Käse ab und wußte zwei gute Speckseiten billig zu verschaffen. Gritli half der Frau, sie durfte für sich und die beiden Reisläufer die Herdflamme nützen. Uli Enz lag in der Schenke. Aber den Hans trieb die Ungeduld aus den verrauchten niedrigen Stuben.

Er band sich Haderwerk über Schuhe und Hose, lieh einen verlumpten Mantel und eine Gugelmütze, die auch seine Schultern deckte. Das Schwert war halb verborgen.

Durch das breite Tal zog die Saar ihre vielen Wässerlein, und jenseits floß der junge Rhein. Der Rhein, auch etliche Wasseradern lagen frei, sonst bargen Frost und Schnee den Sumpf und das Rinnsal. Das hohe weiße Zelt des Falknis schob den Fläscher Berg gleich einer gewaltigen Scholle vor, der Bruch der Scholle fiel steil gegen den Rhein ab. Zwischen dem Falknis und dem Fläscher Berg zog der Sant Luzisteig, stark bewehrt von einer steinernen Letzi. In diesem Turm und hinter den Verhauen nistete der Feind.

Hans kannte das Land. Er hatte mehrmals reichen Reisenden ins Lichtensteinische das Geleit gegeben, nach Balzers oder weiter hinab nach Triesen. In beiden Orten kannte er tüchtige Gefolgsleute, in deren Schutz die Fremden überantwortet werden konnten.

Nach Balzers dachte Hans Ochsner mit Unbehagen. Dort wußte er den Matthias Schürtanner, den einzigen, dem er hatte weichen müssen. Das geschah zu St. Johanni vor drei Jahren. Er war damals etliche Tage im Fieber gelegen und, kaum auf den Beinen, von einem Kaufmanne gedungen worden, der über Einsiedeln rollte. Der Kaufmann hatte einen Dank ausgesetzt, da er die beiden gewaltigen Männer sah, den Hans und den Matthias Schürtanner. Und der Hans

wollte sich nicht auf das Fieber berufen. So unterlag er. Aber der Schürtanner hatte ihm dann ehrlich auf Zeit und Gelegenheit Widerpart angeboten.

Hans seufzte. Wills Gott, so konnte er ihn treffen. Er wollte ihn suchen. Einen Kerl wie den stellten sie nicht hinten an, deren hatten sie nicht viele.

Er ging talab gegen den Schollberg, zu dessen Fuß die Saar in den Rhein mündet. Einen Fischer wußte er dort, der nahm auch Überfuhren an.

Es währte eine gute Weile, bis der Fischer aus der Tür trat. Mit ihm stieß die Hütte einen Schwall Herdrauch aus. Hans schlug die Gugelhaube zurück, daß ihn der Fischer zu erkennen vermochte.

«Der Ochsner ...?»

«Du sollt mich übersatzen.»

«Das will ich bi Gott nit tuen. Uf Guetenberg der Türmer hat guete Ougen. Die wöllend längost min Nachen.»

«Sider wann bist nit ze Balzers gewest?»

«Umb Dri Küng ze letzt. Do hänt sie mine Fisch geschatzet, unde min Nachen ist kom entronnen.»

«Die Tagsatzung spricht eim Friharsteri ab: ich lieg ze Sargans und will den Zürcher Houfen erwarten gen Ragaz. Wir hänt die Tagsatzung just versumbt, dann nu wird als ouch von Schwyz ein Houfen ankummen. Sänd nindar Boten unde Kriegslüt uf diese Nacht vorbi?»

«Von Luzern, Unterwalden und Zug sänd vor einer Wochen ab dem Rhein. Und ze Azmoos liegend von Uri und Sargans. Sie redend all, daß ouch die von Schwyz rheinab wöllend, dann die von Zürich sänd uf Ragaz gefoderet.»

Zwischen Schwyz und Zürich bestand die alte Rivalität. Hans Ochsner hatte Ähnliches auch in Sargans gehört, das außer den Frauen nur mehr die ältesten Greise und Kinder behauste. Die streitbaren Eidgenossen mußten sich jenseits der Mündungen des St. Luzisteiges sammeln, da ein Angriff der Feinde über den Absturz des Fläscherberges unmöglich galt.

Hans vermutete, er werde von dem Zürcher Hauptmanne rheinab gewiesen werden. Und weil das feste Gutenberg ober Balzers der Schlüssel des St. Luzisteiges im Norden war, hatte er gute Gründe für seine Fragen.

«So möcht ich übersatzen uf Balzers, dann ich möcht mich umbsehen.»

«Ich han min Nachen unterm Ellhorn liegen, dort gang ich nit mit ihme für.»

Das Ellhorn war eine nördliche Schroffe, die der Fläscherberg an den Rhein trieb.

«Als sollt du mich bi dem Ellhorn übersatzen und solltu miner gewärtig sin.»

«Du vermöchtist kom ichts erkünden, dann mir nit längost ist bekennt. Sie streifend am Ufer bi denen Weiden. Ich kunnt min Trü nit halten, so ich dir ouch bi Gott gelobet, diner ze warten. Und hab min Nachen wohl geborgen, den kunnt ich schwer lösen.»

Hans Ochsner unterdrückte einen Fluch, er sah ein, daß er die Hartnäckigkeit des Fischers nicht bezwingen werde. Er holte umständlich einen Plappart aus dem Beutel, aber der Fischer wollte ihn nicht nehmen.

«Nit umb ein Guldin. Min Schiffle ist guet, zween Jahr alt. Do wöllet ich ehender min Hus missen.»

«Nimm und sag: was ist dir von Balzers bekennt?»

Der Fischer sah erleichtert auf, denn er mochte es nicht gern mit dem Einsiedler Geleitsmann verderben; nahm also den Plappart zu Dank.

«Du sollt mich weisen, wo . . .»

Der Fischer fiel ihm eifrig in die Rede.

«Es ist kein Hus ze Balzers, dorin sie nit liegend, und uf Guetenberg ist ein wohlgerüst Volk. Hänt zween Falkaunen, so ihnen umb Wihnachten sänd zuekummen. Die hab ich gsehn. Unde etlich Lotbüchsen, Hacken und Dupplethacken uf der Feste!»

«Das ist glich, min Frag stoht nit darnach. Du sollt mir weisen, wo ein gueter Zug ist ze ton.»

Des Fischers Gesicht heiterte sich in allen Runzeln auf. Ein Kerl, der Hans Ochsner, will ins Feindesnest übergesetzt sein und schauen, daß ihm beim Schatzen und Brennen nicht der beste Bissen entwischt! Er meinte:

«Ihr sänd noch nit drüben, unde ze Azmoos reden sie von eim glimpflichen Vertrag.»

«Das ist glich. Vor all Zufäll frag ich, dann ich weiß sunst nützit nit ze ton in diesen unfröitigen Tägen.»

«Du bist am rechten Ort, Hans Ochsner. Kumm wir wöllend uf den Schollberg, etlich Schritt an sin Hang.»,

Er rief einige Worte in die Hütte, dann zog er schweigsam voraus.

Der Schollberg war kahl, man konnte Balzers bald übersehen. Der Fischer zeigte dem Kriegsmann jedes Haus, darin er Kupfergeschirr, einen reicheren Vorrat an Speck und Schinken, wo er Tuch oder Vieh wußte. Allein er meinte, daß wohl das beste des geringen Gutes auf Gutenberg geborgen läge. Zuletzt zeigte er ein kleines, halb verfallenes Häuslein unweit der Kirche. Dort wohne der alte Jörg Mock. Der gelte als Geizhals, verleihe Geld und habe gewiß Geld. Der einzige, bei dem man etwas vermuten könne.

Hans versprach dem Fischer einen Anteil, wenn alles nach Erwarten ginge. Im Abstiege fragte er, wo der Matthias Schürtanner sei. Der Fischer hatte damals von dem Kampfe der beiden gehört, er sagte:

«Du mußt den Matthias am St. Luzisteig suochen. Dort liegend ihrs Volks die Besten.»

Am Abend traf, noch vor dem Züricher Haufen, eine Schar Schwyzer in Sargans ein. Man hatte ihnen, da sie zu gering an Zahl waren, keinen Hauptmann bestellt. Ihr Venner und Meister war Klaus Bürgi. Sie sollten nach Gams, da man in Bendern, das gegenüber von Gams liegt, eine starke Besatzung wußte. Doch hatten sie die Freiheit, sich zwischen Sargans und Gams an eine schwache Stelle zu schlagen, wenn man sie dringend bedürfe. Sollten aber auf jeden Fall St. Gallischen Boden schützen. Die Schwyzer kamen, vom

Abt gerufen, Schwyz war ein Schirmort der Abtei. Nach Zürich hatte der Fürstabt von St. Gallen vorerst eine Gesandtschaft entsendet, um Klarheit einer Züricher Tagsatzung zu fordern.

Hans Ochsner, Uli Enz ab der Reuten und das Gritli zogen mit ihnen, die in der Nacht noch am Schollberg vorbei wollten, daß sie vom Feinde nicht gezählt würden. In zwei Tagen hatten die Schwyzer den harten Weg getan. Hans trug das Banner, nebst Spieß und Hellebarden von fünf Männern, die letzte Stunde von Sargans nach Azmoos durch die Nacht. Obwohl ermüdet, brüllten sie, da sie einzeln den schmalen Steig zwischen Saar und Fels am Schollberg passierten, aus vollem Halse ein Trutzlied hinüber gegen Gutenberg, daß etliche Lichter aufbrannten, die feindliche Besatzung jenseits des Rheins zu blöken begann, als hätte man säugenden Kühen die Kälber entrissen, und die Schweizer zu Azmoos ihre Waffen aufnahmen, um einer Gefahr zu begegnen. In Azmoos warfen sich die Wegmüden aufs Ohr, nur Hans und Uli Enz drangen weiter auf Gams, die Schwyzer anzusagen.

Und sie mußten mit denen von Luzern, Zug, Uri und Unterwalden beinahe einen Monat tatlos zu Gams liegen, daß ihnen vor Unwillen das Herz brannte. Den Hauptleuten waren Händel über den Rhein hinüber untersagt. Abt Giel erwartete einen friedlichen Ausklang. Die Orte standen nicht einig gegen Kaiser und Reich.

Im Sommer noch hatten die eidgenössischen Boten auf dem Tag zu Freiburg dem Reiche Treue verheißen, wenn man sie von der Zumutung des Kammergerichtes und des gemeinen Pfennigs erledige. So waren die schweizer Regentschaften ihres Handelns nicht sicher. Sie warteten ab und sandten zögernd Hilfen, nur um den Rhein und Bodensee nicht bloß zu stellen, da der schwäbische Bund und die Kaiserlichen aus Tirol alles Grenzland stark bezogen hatten.

Aber das Volk lag ungeduldig unter Waffen. Wärs nur mit denen von Tirol heiß gestanden, so hätte der Eidgenoß

die Flammen ruhiger sinken und verglosen sehen. Doch vom Bodensee drücken die Schwaben. Die Rasse des flachen Landes wollte gegen das Bergvolk an: die Städter, deren Gewerb und Handel auf glatten Straßen liefen, die den Adel in ihre goldenen Netze eingefangen hatten und nun mit dem bodenflüchtigen Landsknechtvolke gegen die Berge sandten — gegen die Hirten, denen die hochgetürmte Heimaterde kaum Futter für ihren kargen Viehstand gab. Aber gegen einen Menschenschlag, der bei schwerem Brot und Käse, bei Milch und Hafermus hart aufgewachsen war, um dessen Riesenleiber Könige und Fürsten buhlten. Dem Alpenbären wollten sie den Nasenring anzwingen, den Bergstier unter das Joch drängen. Der ungeschlachte, dumme Eidgenoß war dem schlauen Bürger der Niederungen jedes Hohnes wert, aber seine Kräfte und seinen Kriegsmut begehrte der Bürger. Und der Landsknecht schwor nie so ehrlich als wider den Schweizer, dessen Waffenruhm ihn vor Furcht und Verlangen zittern machte. Noch war das Bergvolk von den Knechten des flachen Landes ungekränkt geblieben.

Allein die Politik schien über den Willen des gemeinen Mannes hinweg zu gehen. Die Orte riefen ihr Volk nach Hause, man hatte einen Waffenstillstand geschlossen.

Das wußten die am andern Ufer des Rheins. Tage und Nächte blökten die Schwaben über das Wasser hinüber, durch dessen Kälte und Strömung sie geschützt zu sein glaubten. Sie peitschten das Hirtenvolk mit jenem Schimpf, der es in dunkle Wut jagen konnte: Kuhgiher! Kuhgiher! — die Hauptleute hatten ihre Not mit der beschworenen Waffenruhe.

Das Jahr stand vor Fastnacht. Zu Gams trieben die Scharmeister fast jeden Mann einzeln auf. Die Banner standen eingerollt vor dem Ortsausgang. Die Straße sollte für den Nachzug der Heimkehrenden von Norden her frei werden. Allzuviel Kriegsvolk durfte sich nirgends aufstauen. Sie mußten weiter.

Schweigend und verdrossen sammelte sich der Gewalthaufen und hinterdrein die Hodler mit ihren Rossen und den

Weibern. Man horchte am besten nicht auf das Geblöke der Schwaben von Bendern herüber. Hie und da fiel ein halbverbissener Fluch.

Hans Ochsner, der während der tristen Zeit des Lauerns und Liegens durch sein handfestes, schweigsames Wesen an Ansehen sehr gewonnen hatte, ging im ersten Glied vor dem Banner. Er fluchte nicht wie die andern, aber knurrte ihm einer Verdruß vor, so sagte er ruhig:

«Das ist kein End nit. Also gang ich nit hoim mit leeren Händen und truckenem Spieß und Schwert.»

Wurde er gefragt, so zuckte er mit der Achsel oder er winkte ab, sah aber über den Rhein hin: noch hörten sie den Hohn des Feindes, noch glomm ein Funken in ihnen allen.

Sie mußten über den Schollberg, da der schmale Steig am Fuße des Felsens sie zu lange aufgehalten hätte. Die Besatzung von Azmoos zog ihnen voran, dann folgten die von Gams, geführt von den Schwyzern.

Kaum hatten die Schwyzer den Schollberg erstiegen, die von Uri gingen noch im Tal, wurde drüben ein wildes Brüllen und Blöken laut. Die Schwaben führten aus Balzers eine Kuh, der man Frauenkittel angezogen hatte, und luden die Eidgenossen zur Hochzeit: Kuhgiher! Zwischen zwei Lanzen trugen sie eine Leinwand gespannt, und darauf war das Laster, dessen man die Hirten zieh, mit plumpen Strichen gemalt.

Die Hauptleute und Scharmeister mahnten die Ihren beim Eide, selber vor Wut blaß.

Da fiel von der Feste Gutenberg ein Schuß. Befreiendes Murren, als sei die Luft von dem kurzen Knall gereinigt und der Bann zerrissen. Die Augen erglühten. Der Feind brach den Waffenstillstand. Die Schweizer waren ihres Eides entbunden.

Noch etliche Schüsse. Jauchzen, Brüllen über den Rücken des Schollbergs hin; der Fläscher Hang gab zweimal hellen Widerhall.

Die von Uri standen noch im Tal. Heini Wolleb, ihr Schar-

meister, riß das Banner auf, er stürmte mit den Seinen ohne Besinnen ans Rheinufer.

Der ganze Gewalthaufen floß zurück. Denen von Uri nach! Rufe: «Uf Ragaz! Uf Maienfeld! St. Luzisteig! Wir hänt koin Gerät gen Guetenberg! Zuruck uf Maienfeld! Zuruck!»

Hans Ochsner hatte den Befehl der Hauptleute und Scharmeister gefaßt und sofort für richtig erkannt. Er sprang mit hochgehobenem Spieß den Berghang nieder, warf sich gegen die Flut, die nur mehr das Uribanner sehen wollte. Mit quergespreiztem Spieße hielt er und brüllte: «Uf Maienfeld! Ragaz!»

Es gelang den Führern. Das Volk stutzte, überlegte, einer schrie dem andern zu. Dann stürmten sie wieder den Schollberg aufwärts und mit fliegenden Bannern hinab gegen Sargans.

Heini Wolleb war mit den Seinen durch den Rhein gewatet. Die Schwaben rannten hinter die Balzerser Häuser und höher, hinter die Schanzen von Gutenberg. Heini Wolleb und die Urner fielen in Balzers ein wie ausgehungerte Wölfe. Sie wußten ihre Beine und Bäuche, an denen das Rheinwasser fror, zu wärmen. Als der Gewalthaufen Sargans durchrasselte, konnte er die schweren Brandwolken aus den Dächern von Balzers quirlen sehen. Und die Schüsse von Gutenberg durchschlugen das Rataplan der Trommeln.

Endlich!

Von Ragaz ritten ihnen die Hauptleute ein Stück entgegen. An Halt und behäbigen Rat dachten sie nicht. Im Sturmschritt, unter fliegenden Fähnlein und blankem Trommelschlag wurde Aufklärung gegeben und die Zustimmung erteilt, daß den ausgeruhten Zürchern und Bündnern die Ehre des ersten Angriffes gelassen sein solle. Man einigte sich auf den Schlachtruf «Sant Lux!» Konrad Kunsen und der Bündnerhauptmann sprengten nach Ragaz zurück.

Dort stand ihr Volk bereit. Konrad Kunsen rief ihnen, die bebend vor Ungeduld die Schüsse von Gutenberg zählten,

Sturmrichtung und Schlachtruf zu. Sie heulten vor Lust. Konrad Kunsen sprang vom Gaul, denn er wollte, da sein Volk das eisige Wasser wagte, nicht trocken hinüber gelangen.

Sie rannten zum Rhein. Vor ihnen wehte das Schweizer Kampfgebrüll, daran sich noch kein Kriegsvolk gewöhnt hatte. Jeder Feind schauerte vor diesem furchtbaren Laut entbundener Manneskraft. Die Augen der Bündner und Zürcher waren die des rasenden Stieres. Ihrer Lungen Dunstgewölk wehte sichtbar über ihnen. Sie fühlten die Rheinwellen kaum. Bolzen und Blei der Feinde verfehlten das Ziel. Die Hände an den Armbrustzungen und Hakenläufen zitterten.

Die Ersten am Ufer schlugen Breschen in den Borstenwald der Spieße. Etliche griffen hinein und rissen den Feind an der eigenen Waffe zu Boden. Das Zürcher Banner flatterte am Feindesufer. Dann wurde die Arbeit heiß und zäh. Die Häuser von Maienfeld und der Berghang gaben dem Feinde Deckung und Widerhalt.

Die von Azmoos begannen zu laufen. Ihr Vorsprung war bald von den Schwyzern gewonnen. Die Gamser Besatzung schwenkte noch vor Ragaz gegen den Rhein und entwickelte eine breite Sturmlinie.

Hans Ochsner schwang sich an seinem Spieß weit ins Rheinwasser; ihm taten viele nach. Hans Ochsner sah nur mehr den Feind. Er hörte nur mehr sein eigenes gewaltiges Brüllen. Als er die steile Böschung nehmen wollte, brach der Spieß. Er schleuderte zornig den Splitter weit in den Feind und zog sein Schwert zu anderthalben Händen. Am Uferrand stutzte er, übersah, sprang in das Gewühl, stieß etliche Bündner beiseite. «Sant Lux!» Der erste Hieb trennte einen Arm vom Rumpf. «Sant Lux!» Der zweite Hieb durchfuhr eine Kehle. Er brüllte noch einmal. Hinter ihm drangen die Schwyzer ein. «Sant Lux!» Hans Ochsner hatte einen Schädel vom Ohr bis an die Halsbrünne gespalten. Der sterbende Schwabe brach gegen ihn zusammen, im Falle spritzte sein warmes Blut in das Gesicht des Mähers. Hans Ochsner

schwieg. Seine Augen zuckten über den Feind, er stand zuförderst. Das Schwert war lebend in seinen Händen.

Zum Spießkampf gab es nicht mehr Raum. Hellebarde, Axt, Morgenstern und Schwert blieben die Waffen.

Hans Ochsners Schwert hatte Willen, Augen, Flügel. Es riß den Mann in den dichtesten Haufen. Und biß und fällte. Kein Arm hob sich dawider, der nicht für immer sank. Kein Blick begegnete ihm, der nicht brach.

Klaus Bürgi, den Venner von Schwyz, zog das Schwert des Hans Ochsner in seine Blutspur, und der Schwyzer Haufen hielt hart zu dem Banner. Hans Ochsners Koller war rot vom Blut und seine Hände. Sein Mund war fest geschlossen, seine Nüstern stießen, und sein Blick lähmte den letzten Mut des Widersachers. Bald schützten sich die Mutigsten nur mehr, wenn er sie anging.

Und es kam der Augenblick des höchsten Jauchzens, des furchtbarsten Entsetzens, der Siegern und Besiegten zugleich bewußt wird. Als bräche eines Gottes Richtwort nieder, das Waffenlärm, Todesschrei und Wutgebrüll übertönt! Sie sahen mit einem Mal alles Leben und Sterben des nächsten Augenblicks.

Es warf die Schwaben zurück. Eine ächzende, keuchende Flucht. Sie rannten aus den Häusern, die sie hätten schützen können, warfen sinnlos die Waffen hinter sich und rasten den Berghang aufwärts. Hinter ihnen die Mäher.

Kaum eine Handvoll bebender Knechte mochte sich gegen die Fläscher Alp gerettet haben.

Die Schweizer ebbten zurück. Was da verblutend den Leib auf dem Boden wälzte, mit letzten Kräften flehend die Hand erhob, wurde niedergemacht — mala guerra, keine Schonung. Stirb, Hund, verlern das Blöken auf alle Zeit.

Die Häuser von Maienfeld brannten. Frauen, Kinder, Greise kauerten, blaß und winselnd, in der kleinen Holzkirche und auf dem Friedhof. Der tote Feind und die brennenden Häuser wurden geplündert.

Die Schweizer Haufen traten zusammen. Drei Zürcher

fehlten und aus Unterwalden einer. Die toten Feinde zählten sie nicht. Sie halfen einander die Wunden verbinden.

Inzwischen war der Troß nach Ragaz gelangt. Man flocht Bäume aneinander zu Flößen und hatte etliche Nachen bereit. Das Vieh wurde hinüber getrieben.

Das Schwyzer Banner flatterte in der Nähe eines brennenden Hauses, dessen Gluthauch die arbeitnassen Männer trefflich wärmte. Hans Ochsner hatte einen Mantel ausgebreitet, darauf lag ein Kupferkessel, ein Stück Leinwand, zwei Hellebarden, eine Bratpfanne, vier Spieße standen danebengepflanzt, er wollte erst noch den besten wählen. Auf einem pelzgefütterten Mantel sitzend zählte er den Inhalt einer Lederbörse und schien nicht unzufrieden, als er das Eigene dazuschoß. Er zog das Schwert aus der Scheide, fegte es im Schnee von dem braunen Gerinne blank und prüfte die Schneide. Sie war schartenlos geblieben. Er ließ den Feuerschein auf der breiten Stahlzunge spielen. Hans Ochsner konnte mit seinem Hieb und Blick zufrieden sein, die Klinge hatte Eisen und Holz gut gemieden, immer ins Fleisch gebissen.

Die Haut spannte ihm an Stirn und Wangen vom aufgetrockneten Blute. Seine Beine froren unter dem nassen Zeug und Schuhwerk. Er verlangte nach einem Bade und meinte, daß derlei in Ragaz nicht unmöglich wäre. Allein sie hatten den St. Luzisteig vor sich und standen im Feindesland.

Hans sprang auf, warf den Pelz über sein Gut, kreuzte die vier Spieße drüber. Dann wusch er sein Gesicht mit Schnee. Er half, um nicht zu frieren, Holz herbeischleppen und einen gewaltigen Scheiterhaufen türmen. Als der Haufen hell aufloderte, kam Gritli mit dem Maultier des Uli Enz.

Sie sah den Liebsten mit leuchtenden Augen, da er rank und frei vor ihr stand.

«Bist heil?»

Er lachte nur.

«Du muoßt dich bi dem Füer dins Gewands erledigen. Das will ich trücknen und will dich mit heißem Wasser güssen.»

»Das soll ein Wort sin, Maideli.«

Sie füllte den Kupferkessel mit Wasser und stellte ihn in das Feuer.

«Gang hin zem Uli Enz und verbind ihn.»

Uli Enz saß bei einem andern Feuer der Schwyzer. Ihm brummte der Schädel. Er hatte einen Hieb über die Stirn erhalten. Nur unwillig ließ er sich pflegen, er wollte schlafen, sonst wollte er nichts. Doch Gritli ließ sich nicht abweisen. Sie reinigte die Wunde mit Wein und verband sie.

Als die Glut des Scheiterhaufens strahlende, sengende Hitze bot, zog Hans Ochsner seine Kleider aus, und die meisten Schwyzer taten wie er. Gritli rieb den starken Mann, da sie die nasse Gewandung vor der Glut an zwei Spießen ausgespannt hatte, so lange mit heißem Wasser, bis das Gewand trocken war. Viele neideten ihm das schöne, dienstwillige Mädchen. Die meisten mußten allein fertig werden.

Rot überhaucht standen die nackten Männer. Zu Ragaz sammelten sich Weiber und Kinder am Ufer und staunten die Unbezwinglichen an, vor denen Waffe und Frost versagten. Auch an den andern Feuern taten manche den Schwyzern nach.

Inzwischen war von den Hodlern geschlachtet und gebraten worden. Gritli kochte mit den andern Weibern Mus, als Hans Ochsner in trockenen Kleidern steckte. Es fiel auch jedem Mann ein guter Trunk Wein zu. Der Feind war versehen gewesen.

Noch ehe das Licht der Feuer an der Dämmerung erstarkte, lag Hans Ochsner unter dem Zeltdach und schlief den traumlosen Schlaf des gesättigten Herzens. Gritli lag bei ihm und wärmte ihn. Auch sie war wunschlos.

Als die Zeit seiner Runde kam — es war noch weit vor Morgengrauen — schüttelte er lachend den Schlaf und die Arme des Mädchens ab.

Sie mußten Holz schleppen und häufen, die Nacht stand mondhell und sternenklar, gegen den Tag hin mochte es bitter frieren. Die Glut der Maienfelder Häuser war erloschen.

Hans streifte am Rande des Lagers. Etliche Häuser von

Maienfeld waren nicht bis auf den Grund niedergebrannt. Über die rauchenden Trümmer tasteten unselige Weiber und Kinder hin. Sie suchten zu retten, zogen Balken und Bretter auseinander. Wo die Gademdecke noch hing, stürzten sie das Gebälk, befreiten den Herd und versuchten ein Feuer zu wecken. Ein ersticktes Schluchzen und Greinen drang aus den verwüsteten Wohnstätten. Die Kriegsleute ließen den Elendhaufen gewähren. Sie waren satt und gedachten des Morgens: der steinernen Letzi am St. Lutzisteig, der bolzen- und bleispeienden Verhaue.

Hans Ochsner sah ein Lichtlein über einem Ort am Waldessaum hin und wieder huschen und ging darauf zu. Das helle Zünglein verschwand, da ein Zweig unter dem Tritte zerknackte, doch schimmerte es verräterisch durch ein fadenscheiniges Tuch. Hans Ochsner sprang mit blankem Schwert näher und fand ein Weib mit ihrem Knäblein über einem Toten. Das Weib ließ ihr Tuch von der Hornlaterne sinken. Es kauerte regungslos bei dem Toten und hielt das Knäblein umklammert. Hans Ochsner sah, daß die Haare sorgsam aus der durchlöcherten Stirn gestrichen waren. Der Gefallene lag verkrümmt in der Starre, sie hatte nicht vermocht, seine Glieder gerade zu biegen. Er war ein junger Mann gewesen.

Das Weib und ihr Knäblein regten sich nicht. Ihre Augen stierten den Hans Ochsner an, und ihr Mund klaffte in lautlosem Entsetzen.

Er kannte auch die Leute von Maienfeld. Sie hatten kein sonderlich gutes Leben. Die von Ragaz waren besser daran, wegen Pfäfers und der Badenfahrer nach Pfäfers. An der Kleidung des Toten sah Hans Ochsner, daß er kein Schwabe gewesen sei. Der war nicht um seines Kaisers ehrgeizigen Willen und nicht für die Ränke der Kaufleute gefallen. Er hatte sein Haus verteidigt.

Hans Ochsner sagte zu dem Weibe:

«Lösch us din Licht.»

Das Weib rührte sich nicht, auch das Knäblein gab keinen Laut.

«Du sollt din Licht verlöschen, Wib, daß nit ein anderer ...»

Aber die beiden blieben regungslos. Mußte er sie aufjagen? Sie erfrieren jämmerlich in dieser harten Nacht. Sollte er sie zurücktreiben? Er stieß das Schwert in die Scheide, riß den Pelzmantel von der Schulter, warf ihn über die beiden und zertrat die Laterne mit dem Licht.

«Samer Bocks Schweiß, gangend ...»

Er würgte. Er hatte ihnen sagen wollen: gangend heim.

«Bi Gott ... gangend ze denen andern! Der wird üch nit entloufen do! Daß üch ...»

Er ging mit weiten Schritten. Der Frost schüttelte ihn. Er mußte seinen Koller holen, der noch beim Feuer trocknete.

Vor seinen Augen tauchte ein Bild auf, das er mit dem scharfen Blick des Widersachers zu Zürich besehen hatte. Ein nacktes Mannsgesicht mit mächtiger Hakennase, die vorn gespalten war wie des alten Rudi Ochsner Nase. Kinn und wülstige Unterlippe vor den Oberkiefer geschoben. Weitausgeschwungene Brauen. Schlaffe Lider. Das Gesicht von Locken umrahmt, die das Ohr deckten und über den Brauen glatt abgeschnitten waren. Hans Ochsner umballte den Schwertgriff, daß die Knöchel der frostroten Hand verblaßten.

«Du sollt mir büeßen ... am Bluote und Guet der Dinen sollt du mir büeßen, daß ich hab ... min gueten Mantel in dieser Nacht verton!»

Es war an Heini Wolleb, den Scharmeister der Urner, ein Bote nach Balzers geschickt worden, daß er um die Terzenzeit mit den Seinen solle gegen die Letzi des St. Luzisteiges aufziehen, dann möchten die andern bereits im Kampfe stehen.

Der Troß blieb in Maienfeld, und die Verwundeten schleppten dem Gewalthaufen nach.

Mit Tagesgrauen drang eine Schar, darunter die von Schwyz, seitab gegen die Fläscher Scholle, um den Feind in der Flanke anzufallen. Hans Ochsner hielt bei Klaus Bürgi, dem Venner.

Der Gewalthaufen rückte über den vereisten Steig und durch den Wald langsam gegen die Letzi.

Die Fläscher Schar sollte des ersten Kampfgetümmels warten und dann niederbrechen. Sie hatten den steilen Hang zu nehmen und hielten, warm durchpulst, unter der Höhe, um den Feind zu erwittern. Vier Leute krochen an und fanden den Gipfel frei. Da stieg aus manch eines tapferen Mannes Herzen ein Seufzerlein der Erleichterung, denn es wäre ein bitterer Kampf gewesen. Sie nahmen die Höhe und schlichen vor, bis sie den Feind hörten.

Die Eidgenossen waren gewohnt, im dichten Haufen zu kämpfen. Hier mußten sie sich entfalten und sahen ihr Banner durch die Baumstämme kaum. Das machte manchen ungeduldig. Sie ersehnten den ersten Laut des Getümmels, die Lichtung und das Banner zu gewinnen. Sie waren zu hastig geklettert, daß sie die Ihren nicht versäumten, nun mußten sie warten.

Hans Ochsner hatte keinen Spieß genommen. Auf seiner Schulter ruhte die Schwyzerart. Er dachte an das Weib mit dem Knäblein und wog die schwere Waffe in der Faust. Dort unten stand keine herdwarme Hütte. Und dort in der Letzi lag der Matthias Schürtanner.

Das Lauern wurde ihnen schwer. Sie durften sich nicht regen und hörten den Feind. Manch einer begann zu überlegen, wie er den Spieß gegen Verhau und Schanze gebrauchen solle, ob er nicht besser gleich das Schwert ergriffe. Und überlegen, das sollte keiner. Was der Augenblick bot, mußte, kaum erkannt, auch schon genützt und erledigt sein. Es fror ihnen durch die Sohlen. Sie stampften leise den Schnee.

Dann — sie erstarrten mit einem Ruck wie die Bäume des Waldes, lauschten, als müßten sie sicher werden, daß kein Teufel sie narre. Ein jeder war zum Ansprunge geduckt. Der Hauptmann hielt die Arme gespreizt, als müsse der Drang aufgestaut werden, bis er zu unbändiger Gewalt anschwölle. Und — jack! jack! in gleichen, weiten Sätzen brachen sie nieder, umscharten im Laufe ihr flatterndes Fähnlein.

Die steinerne Letzi spie durch die Äste. Sie hörten, daß der Hauptverhau von dem Gewalthaufen wild berannt wurde. Sie brandeten aufbrüllend ihre ganze Wucht gegen die seitliche Schanze.

Der Feind warf immer neue Männer in den Schanzgraben nieder. Hans Ochsners Axt vermochte lange nicht sich hindurch und an die Böschung zu beißen. Die Schwyzer drängten ihm mit dem Banner nach, sie wehrten dem Venner und dem gewaltigen Einsiedler Gotthausmann, der vor dem Banner seine Arbeit tat wie keiner, seitliche Angriffe ab. Ungewählt war er ihr Führer geworden.

Zoll auf Zoll hieb er sich vorwärts, trat die stürzenden Leiber nieder und baute einen verächzenden Trutzwall. Etliche Schwyzer brüllten nicht mehr «Sant Lux!», sie schrien ihm zu: «Hans! Hans!»

Das Schwyzer Banner stand eine Zeitlang hart bedrängt allein auf der Schanze, da brachen auch die Unterwaldner durch. Der Feind wankte und stob zurück, doch raffte er seine Kraft noch einmal im Ring um die steinerne Letzi. Zu gleicher Zeit hatte der Gewalthaufen den Verhau des St. Luzisteiges genommen.

Einen Augenblick stand der Kampf, sie verschnauften. Der Feind sah den Schweizer Schrecken und zitterte.

Hans Ochsner brüllte: «Matthias Schürtanner!»

Ein neues Sturmgeheul der Schweizer verschlang den zweiten Ruf. Und doch war er gehört worden. Ehe sie handgemein wurden, rannte ein riesenhafter Mann, das bihändige Schwert hochausschwingend, gegen die Schwyzer an.

«Hans Ochsner, fründlicher Gsell, du muoßt sterben von miner Hand!»

Hans Ochsner dagegen, indem er das Schwert zog:

«Wills Gott, Matthias Schürtanner, es soll dir widerfahrn!»

Schwyzer und Schwaben umfluteten die beiden. Der Bolzen-, Stein- und Bleiregen war versiegt, da die im Turm nicht das eigene Volk treffen wollten. Matthias Schürtanner gab dem Hans Ochsner den langverheißenen Widerpart. Die

Schweizer gewannen schrittweis den Boden. Das schwyzer Banner flatterte näher der Letzi. Die beiden standen allein im Rücken des Handgemenges, umstöhnt von den Sterbenden, und taten einander Hieb um Hieb Bescheid.

Hans Ochsner führte das kürzere Schwert und trug keine Eisenhaube, doch war er unverletzt geblieben. Des Matthias Schürtanner Bart war rot vom sickernden Blut. Beide mußten bedacht sein, nicht über einen Gefallenen zu straucheln.

Da schrie Matthias Schürtanner und hielt im Hiebe ein: «Hüt dich, Hans Ochsner!»

Der sprang zur Seite. Ein wunder Schwabe war hinter ihm aufgekommen und wollte ihn treffen. Hans Ochsner machte ihn nieder, und Matthias Schürtanner wartete getreu.

«Hab Dank, Matthias, nu wöllend wir enden!»

Sie fochten subtil, als würden sie von Meistern umlagert. Zwerchhau, Schillerhau, Durchwechsel, Überlauf, sie banden an, winkten und hingen. Nach allen vier Gehäuen der Kunst flitzten die breiten blanken Schwerter durch die Luft und versangen an der Parade. Sie keuchten beide, und die Gewandung wurde ihnen höllenheiß. In beiden stieg der helle Zorn, der des eigenen Leibes nicht mehr achtet und nur den Tod des andern will.

Matthias Schürtanner schwang aus. Er setzte alles auf einen Scheitler. Hans Ochsner konnte die ungeheure Wucht kaum halten. Er knickte unter dem Hiebe ein und rettete so sein Leben. Ehe der Tiroler den Bihander aufziehen konnte, wagte der Schwyzer einen Zwerchhau. Matthias fing ihn kaum mit dem Knauf, Hans Ochsner riß nach und durchschlug dem Gegner die linke Achselhöhle, daß ihm der schlaffe Arm vom Schwerte fiel.

Matthias Schürtanner raffte den Knauf des langen Schwertes unter die heile Achsel und suchte nach Art des kurzen Spießes Hans Ochsner zu erwehren. Er fing noch etliche Hiebe, matt vom fließneden Blute. Er sah, daß er vertan hatte.

Hans Ochsner trennte ihm, nach einem schwach erwehrten Krumphau, den Kopf mit einem Streich vom Rumpf.

Für einige Herzensschläge stand der Schwyzer schwer schnaubend auf sein gutes Schwert gestützt. Die dunklen Wolken der Erschöpfung glitten durch sein Gesicht und blendeten ihn. Er fühlte ein langsames Gerinne seiner Wange entlang, und da er mit dem Handrücken darüber strich, war seine Hand rot.

Und er reckte sich auf, hörte das letzte wilde Ringen der Seinen um die Letzi. Er sah nieder auf den Gefällten und gedachte der letzten Treue, die Matthias Schürtanner ihm gewährt hatte.

Hans Ochsner schlug mit dem Schwerte ein Kreuz über ihn.

«Daß Gott dir genad, Matthias Schürtanner!»

Dann suchte er das rote Fähnlein mit dem weißen Kreuz und befreite das Herz am Siegeskampfe.

Ins Appenzeller Land, vom St. Gallischen her, rheinauf und auf vom Bodensee stürmten die Glockenstimmen von Kirche zu Kirche: helles Gewimmer, gellender Notlaut. Sie rannten die Täler und Wasserrisse bergan wie schreiende Knaben, die vor den Wölfen flüchten. Keine Siedlung hing so hoch und keine saß so tief hinter Wald und Felswand geduckt, daß nicht der aufwühlende, klagende Laut hinfand.

Die wenigsten griffen leichten Mutes zur Waffe, sie suchten Rat und Verständigung von Herdstatt zu Herdstatt. Zunächst dachten sie an Weib, Kind, Vieh — sie wollten die Ihrigen geschützt wissen. Erst wenn sie den mahnenden Ruf nicht mehr zu ertragen vermochten, liefen die Männer der entlegenen Gehöfte der nächsten Glocke zu. Tagelang stürmten die Glocken. Und wenn die Nacht Tal und Hang deckte, brannten die Feuerzeichen auf den Gipfeln; sie winkten von Berg zu Berg, flimmerten in die verborgensten Hochtäler, riefen, riefen. Kein Zaudern, kein Bleiben, für keinen. Es lag auf ihren Herzen wie eine Gotteshand, der niemand entrinnen kann. Als seien Heimatboden, Herd und Vieh verflucht und müßten Futter, Feuer und Nahrung weigern, bis sie entsühnt wären. Als hätten die Seelen der Väter den

wimmernden Glockenlaut aufgenommen und an die Betten getragen, darin ihre Nachfahren gezeugt und geboren worden waren.

Sie mußten alle zu Tal. Die Höhenfeuer brannten in ihre Herzen wie eine Blutschuld. Die mußte mit Feindesblut gelöscht werden. Und die stürmenden Glockenstimmen mußten am Kampfgeheul erstickt sein. Es fand sonst keiner Ruh und Frieden sein Leben lang.

Sie kannten alle das Nahgefühl der Sippe und standen hilfbereit Nachbar bei Nachbar, wenn Raubzeug, Brand, Schnee und Berg ihre Armut bedrohten — unter dem wühlenden Notlaut der Sturmglocken und unter den blinkenden Notfeuern auf ihren Höhen wurden sie ein Volk. Sie fühlten, wie man ein Schicksal fühlt, daß sie mit anderen, jenseits der Höhen, wo sie keinen beim Namen kannten, Seite an Seite zu kämpfen, siegen oder zu sterben hatten. Wehe dem Feind, um dessentwillen sie Weib, Kind und Vieh in Not zurückließen, denn ihre Kraft war unentbehrlich für die Ihren!

Viele erblickten Rhein und Bodensee zum ersten Mal. Und sie sahen Dörfer und Städte, die ihren Neid erweckten.

Längs des Rheins und am südlichen Ufer des Sees verbluteten die Tiroler und Schwaben, und ihre Orte brannten. Nur geringe Rache, aber dann schonungslos mit Mord an Weibern, Kindern, Greisen, glückte dem Feind. Und jede Bluttat forderte neues Blut.

Rheinab waren die Sieger vom St. Luzisteig auf Tristen, Vaduz, Bendern niedergebrochen: verkohlte, ausgeplünderte Häuser, die von den landein flüchtenden Weibern und Kindern verlassen waren, Leichenhaufen, die unter dem Föhn zu tauen und zu faulen begannen.

Wie Wässerlein des Frühlings, von den Hochtälern herab, zu Scharen und ansehnlichen Haufen einzeln aufgesammelt, fließen den Siegern neue Kräfte zu. Der Wallgau wird von ihnen überflutet und muß ihnen schwören.

Bei Höchst und Hard lagert das Heer des schwäbischen Bundes. Es bedroht Rheineck. Es stützt sich auf Bregenz und

will im Notfall die Wassergräben und Sümpfe des Sees nützen. Auch der Landsknecht brennt darnach, sein Waffenhandwerk an dem Bergstier zu erweisen.

Die Schweizer sind auf etliche Tausend angewachsen, das Heer der Reichsstädte bleibt in der Überzahl. Der schwäbische Bund hat ein Dutzend Schlangen und Falken aufgeführt, die Büchsenmeister sind erprobte Leute. Unter den Reisigen steht viel Adel: Erbfeind der Grandsonsieger. Ihre Rennfähnlein wollen dem plumpen Landsknecht die Siegespalme über die Schweizer entwinden.

Und am Freitag vor St. Matthiastag des Apostels um die Mittagszeit weiß das Schwabenlager, daß die Eidgenossen ob St. Johann Höchst stehen. Die Ulmer Landsknechte fordern lärmend, gegen den Feind geführt zu werden. Die Führer wollen aber den Schweizer näher zügeln, daß die guten Schlangen und Falken hinter den Schanzen hervor eine Wirkung tun. Sie pflanzen ihre Fähnlein etliche hundert Schritt vors Lager.

Die Schwaben sehen, daß der Feind zu beiden Seiten der Straße seine dichten Haufen im Eberrüssel formiert. Die Lanzen voran, Hellebard, Axt, Morgenstern und andre Kurzwehr im Innern des Haufens, das Banner umdrängend. Der Ulmer Stückmeister löst den Hurlebaus. Ihm folgt der Augsburger Lux, der Aff von Memmingen, die Siegerin und die Schlang brummen nach. Der fromme Landsknecht liegt auf den Knien, betet und richtet sich auf. Er hat vor Gott all seine Kraft gegen die Kuhgiher gelobt. Der Eidgenoß stürmt, ehe noch die Schlang gedonnert hat.

Da wird ob St. Johann Höchst ein zweites Treffen der Schweizer klar, und das erste hebt sein Schlachtgeheul an.

Der Landsknecht hat vor Gott all seine Kraft gelobt, er sieht das zweite Treffen, hört das furchtbare Brüllen zum ersten Mal und weiß mit einem Schlag, todsicher, daß der Schweizer ihn niederwürgt, ihn und alle, keinen schont. Blut und Kraft weicht ihm aus den Gliedern. Er beißt die Zähne aufeinander, knurrt einen Fluch, will sich am Nebenmann

auferbauen, ein hastiger Seitenblick: er sieht des Bruders Hand am Spieße kraftlos geballt, der Schaft bebt, und das Gesicht des Bruders ist weiß und verzerrt, die Lippen zittern.

Der Teufel jagt ihnen einen Hagelschauer um den andern durch den Leib, die Knie erweichen — einer wankt zurück, die ganze Reihe bricht, drängt in den eigenen Haufen, die Fähnlein schwanken wie flaue Segel am schaukelnden Mast. Kaum ist der fünfte Schuß verrollt, rast der blasse Schreck gegen das Lager zurück, über das Lager hinaus, weiter, weiter, auf Bregenz zu. Ein Wille nur: hinter Turm und Mauern!

Über sie hin weht das jauchzende Geheul der Schweizer.

Die Straße faßt die Flucht nicht. Das blinde Entsetzen sieht den Weg nicht. Sie rennen über das dünnvereiste Sumpfgras, brechen ein, das Moor schluckt sie. Mit hochgehobenen Händen, die Augen an die Türme von Bregenz geheftet, stolpern sie in die Wassergräben, füllen die Gräben, ersticken — die anderen, darüber hinweg, stampfen sie tiefer in den schlammigen Grund.

Notdürftig sind zwei Rennfähnlein vor Bregenz am Riedener Hügel gesammelt. Die stoßen gegen den Feind. Die Schweizer müssen stehen und ihre Lanzen fällen. Pferd und Reiter stürzt. Was nicht rechtzeitig zur Flucht schwenkt, endet unter Schweizeraxt und Morgenstern, die Panzerplatten und Visier zerbrechen. Aber sie haben den Bergstier gezwungen, das Gehörn zu senken. Und so gelingt dem Heer der Reichsstädte zu einem guten Teil die Flucht. Auch sinkt die Sonne. Die Hauptleute der Schwaben loben Gott für den kurzen Wintertag. Wäre der Eidgenoß um zwei Stunden früher ob St. Johann Höchst erstanden, sie lebten alle nicht mehr.

Der schwäbische Ritter Wildhans Speet hatte seinen Hengst verloren und sich mit knapper Todesnot durch die Schweizer geschlagen. Einer der Letzten kam er hinter die Mauern. Er war Teufel genannt, des ungemeinen Zornmutes wegen, und trug seinem Namen zu Ehr, dem Gegner zu Schreck auf dem Hut ein goldenes Teufelsbild. Als schon Kien und Unschlitt brannten, trat er in dem Adelsquartier, wo man ihn

verloren gegeben hatte, unter die Herren. Sie umdrängten ihn, brachten ihm ihre Kannen. Er schob alle schweigend beiseite und setzte sich vor den Kamin aufs Estrich. Zog die Knie an die Brust, umfing die Knie mit den Armen und starrte in die glühenden Scheite. Seinem Hengste trauerte er nach und gab auf keine Frage Bescheid. Man ließ ihn. Sie ehrten den Kerl, indem sie eine Zeitlang schwiegen oder nur leise sprachen.

Allmählich hoben sich aber ihre Stimmen wieder. Sie fluchten und schworen den überstandenen Schrecken ab, wurden an Feldfragen heiß, und endlich brach die verhaltene Wut im unflätigsten Schimpf- und Speigerede über die Eidgenossen durch.

Dem Ritter Wildhans Speet war etliche Mal ein Knurren entfahren, aber sie achteten seiner nicht mehr, da sie ihr Lebensflämmlein wieder flackern fühlten.

Mit einem Sprung stand er mitten unter ihnen und stieß einen Schemel, auf dem volle Krüge standen, um, daß es krachte und klirrte.

«Still, Frouenzimmerhengst obereinand», brüllte er in sie hinein. «Losset die Schweizer ohnbespien! Die seind handfeste Leut und anderst dann Maulritter und Eisenfresser beim Becherlein und vor der spießgebratenen Sou! Und so es sich schicket, ich möcht zu ihnen stahn und meine Haut nicht für die Großhansen wagen, so in den Städten auf den Betten liegend und kein Schweizer nit ansehen, ohn Furcht und Zittern koum ein Kühhorn erblicken. — Ei, wären die Weiber des römschen Königs hie ze Bregenz und das ganze Frouenzimmer allhie, vielleicht daß etwan einer der Herren, einem Weiberkittel zelieb, sich herfürtun und einen scharfen Speer an einem alten Eisenhut zerrennen möcht!»

Sie standen unter dem Groll seiner Rede, als hörten sie einen Widerhall des schweizerischen Kampfgeheuls. Kaum einer wagte leichten Spott um die erblaßten Lippen. Ritter Wildhans Speet vernagelte jedem mit seinem blanken Blick die Kehle. Sie duckten. Wärs nicht der «Teufel» gewesen, sie hätten ihn kleingehauen.

Einer ermannte sich schließlich:
«Tuifil, so redt der Hochverrat!»
«Ulrich Kätzel! So du's ohnwissend bist: ich bin ein freier Ritter! Vor diesen Zug han ich denen Städten gschworn. Keiner wird sein Eid halten wie ich. Nach diesem Zug pfeif ich mein eigen Lied!»
«Das soll dir din Tuifil gsegnen», widerbellte der andre.
Aber Lust am Maulwerk war ihnen allen vergangen.

Und waren die Eidgenossen auch bei zehntausend stark, ein jeder tat seinen guten Zug im Lager der Reichsstädte. Der Feind war fast ohne Schwertstreich geschlagen, zu vielen Hunderten war er im Sumpf und in den Gräben erstickt. Der schweizer Gewalthaufen löste sich in wilde Horden auf, und eine jede führte ihren Troß, der stets zu neuem Schatzen und Brennen reizte. Das Land lag ihnen hilflos preis.

Die notgegerbten Hirten der Hochtäler schwammen im Überfluß, ihre Gier wuchs ins Unersättliche. An ihre einsamen Gehöfte und hangenden Almen wagte kein Schwabe jemals zu denken. Sie hatten das Ihre gelassen, um den Orten am Rhein und Bodensee beizustehen, die üppig saßen wie die Maden im Käse. Die Orte sollten nun von dem reichlichen Leben ihnen zinsen, die sonst kaum das Leben fristen konnten.

Im Plündern fanden sich Nachbar und Gemeinde wieder. Sie führten gemeinsame Wagen und hielten den Raub zusammen. Die Völker der Eidgenossen waren zerklüftet, die Kette der gemeinsamen Not gesprungen.

Sie achteten nicht, ob ihre Raubgier diesseits oder jenseits des Rheines weidete, ob Landschaft, Ort und Haus geschworen hatte oder nicht. Sie liefen allen durch die Häuser oder drohten es an, wenn irgendwo nicht reichlich Schatzung gestellt wurde. Und die vom Adel mußten wohl versehen sein, wenn sie auch gut Freund, Bundesbruder und Bürger der Eidgenossenschaft waren. Sie galten alle mit dem Schwabenadel versippt.

Es brach der zornige Neid des gemeinen Mannes gegen Stand und zinsenden Besitz durch.

Man entließ die Überzahl, und sie gehorchte, um ihre Beute zu bergen. Eine geringe Notbesatzung hielten die Landstände zurück.

Und am Rhein und Bodensee mangelte Salz, Eisen und Korn. Das Grenzland sah dem Hunger entgegen.

Durch das Wiler Amt ober St. Gallen, rheinauf und über Rohrschach trieben die Horden das Beutevieh, jedes Stück schwer beladen. Sie schoben die schwankenden Wagen hinten an, auf denen Kästen, Truhen, Betten, Tröge, Kessel, Pfannen, ein jeglicher Hausrat aus Holz und Metall hochgetürmt polterte. Und auf den Schultern schleppten sie Tücher und Säcke, die zum Platzen vollgestopft waren.

In den Blicken lag die lauernde Sattheit des Spielers, der gewonnen hat, und ihr Mund war roh verbreitert. Sie hatten in wenigen Tagen gelernt, die Feigheit des Feindes zur eigenen Tugend zu schlagen und hinter dem leidlichen Wohlstande der Niederung eine herausfordernde Schuld zu sehen. Sie waren kraft des Armes und der Zahl für kurze Zeit Herren und nützten ihr Herrenrecht.

Ihr Haus wird voll von gutem Gerät sein, und keinem Stück wird man anriechen, ob es unter eidgenössischem Dache gestanden war oder unter schwäbischem. Ein jeder führte Getreide, Salz und Fleisch für ein Jahr mit, Tuch und Gewand für lange Zeit. Auch sie sollten einmal hoch leben und mühelos satt werden.

Auf den Ballen, die sie und das Beutevieh schleppten, auf den knarrenden, schaukelnden Wagen führten sie noch eine Last mit, die wenig wog, solange sie beieinander zogen. Gebundene Bauern und Weiber, die mit den Kindern in einem Winkel hockten, während die Plünderer den Hausrat zusammenwarfen und fortschleppten, hatten die Last auf das Raubgut gehäuft. Manch einer, der dem Blick des wehrlosen Mannes begegnet war, hatte sein Schwert gezogen und um des Blickes willen den stummen Flucher niedergemacht.

Sie waren frei vom Gewissen, und das Recht des Arms und der Zahl war ihr gutes Recht, da die Sturmglocke geheult, da das Notfeuer gebrannt hatte. Aber das fremde Gut blieb fremd unter dem ererbten und hart erarbeiteten Hausrat, die fremden Stoffe waren eher verschnitten und zerschlissen, das fremde Korn und Beutevieh schneller aufgezehrt, und das Beutesalz war bald verdorben. Der Hunger blieb, der Hunger nach dem lockendleichten Gewinn durch das Schwert.

Sie brauchten Jahre, ehe sie diesen Hunger verwanden. Die unbesiegliche Herrlichkeit der Schweizerwaffen war in Italien an den Landsknechten verdorben. Der Adel und die Bauern im Rheintal und am Bodensee hatten ihre Häuser längst wieder aufgerichtet und gerüstet. Aber erst mit den ermannenden Kindern verlor jene Last der stummen Flüche, die am letzten Reste der Schwabenbeute hing, das Gierzeugende, das Herzvergiftende.

Im ergrünenden Lenz mußten die Eidgenossen von dem festen Gutenberg abstehen, sie hatten den Feind nicht aus Schanze und Ringmauer zu kitzeln vermocht. Aber sie wußten, daß er, weniger hart gehegt, doch stark und gut, bei der Frastenzer Letzi nistete. Dort sollte er ihnen den Ärger von Gutenberg bezahlen.

Und dort sang Heini Wolleb sein letztes Heldenlied.

Das Lager der Schwaben und Tiroler mußte umgangen sein. Der Berg im Rücken heißt Lanzengast. Auf ihm stand, bei zweitausend, der «stählerne Hauf» — tiroler Erzknappen. Und der tiroler Erzknappe war zur Stunde der einzig ebenbürtige Mann gegen den Eidgenossen.

Sie kamen von den Schwazer Silbergruben. Sehnige, hochgebaute Inntaler, gebleicht vom dämpfigen Bergwetter. Sie wußten, da sie sich in den Schutz des bergheiligen Propheten Daniel begaben, daß ihrer acht von zehn kein weißhaariges Alter erreichen würden. Darum auch setzten sie ihren hellen

Tag auf nichts. Der gute Lohn rann durch ihre Finger. Am andern Tag konnten sie im Schwefel ersticken, übers Jahr war ihnen mit Fiebern und Husten der Tod angeflogen. Bis dahin wollten sie unbekümmert leben. Sie kannten ihre kurze Frist. Sie waren bitter, unerschrocken. Wenn sie zu den Waffen griffen, gefürchtet und gemieden.

Die Schweizer wußten sie zu schätzen, und Heini Wolleb wählte sich einen Haufen von gleicher Stärke aus den zähesten Leuten der Hochtäler.

Der Berg war kahl, wo sie ihn berannten. Sie wurden von Bolzen und Kugel übel empfangen. Die Spieße des stählernen Haufens zitterten nicht.

Die Eidgenossen stutzten.

Da faßte Heini Wolleb seine mächtige Hellebarde überzwerch mit beiden Fäusten, sprang allen voran, raffte an fünfzehn Lanzen, die ihm entgegensträubten, an seinem Holze auf, stemmte sie und sank, beide Arme an der Waffe, die Last über dem Haupte erhoben, von einem Dutzend Lanzen durchstoßen.

Heini Wolleb, der zweite Winkelried und nicht der schlechtere, machte auf dem Berge Lanzengast den Seinen eine Gasse. Und er wurde sterbend mitgerissen von der einbrechenden Wut der Seinen.

Du blasser Erzknappe von Schwaz, Heini Wolleb hat sein letztes Heldenlied gesungen, und das hat die Kraft des rasenden, verwundeten Bären in seine Leute gegossen.

Keiner von Schwaz hat den Talkessel der Ill erreicht. Nur das Ächzen des stählernen Haufens wehte nieder, der Flügelschlag des Todesengels.

Sie wurden von beiden Seiten gefaßt und zerrieben, die im Lager an der schäumenden Ill. Der geringe Haufe, der vom Berge niederrannte, schlug mehr als der Gewalthaufe. Das letzte Heldenlied des Heini Wolleb stand über ihm. Die Ill war voll Leichen.

Nach Heerzugrecht warteten die Eidgenossen an der Frastenzer Letzi und boten dem Feinde die Rache an. Doch nur

klägliche Frauen und Kinder kamen, geführt von ihrem Pfaffen. Sie baten demütig um Gnade.

Etliche kurze Blutzüge waren den Schwaben und Tirolern vergönnt, ein jeder fand furchtbare Sühne. Bei Bruderholz, unter den Hügeln bei Schwadenloo, an der Laatscher Brücke über der Etsch zwangen die Eidgenossen, was widerstand, in den Tod.

Die Grenzlande waren verwüstet und entmannt. Der Hunger fraß, was nicht verblutet war. Und er vertilgte das künftige Geschlecht.

Herdenweis wurden die Kinder, deren Väter und Mütter umgekommen waren, von alten Leuten auf die Grasweide getrieben. Sie füllten ihre Mägen mit der unerhörten Kost und starben nach einer Zeit an Ruhr.

Im Sommer kam der Kaiser aus den Niederlanden, er gewann dem siechen Mut der Schwaben neues Leben ab und sammelte bei Konstanz.

Unter dem Grafen Heinrich von Fürstenberg rückten die Kaiserlichen in die Baseler Rheinebene. Sie lagerten vor den Höhen bei Dornegg, ein ansehnliches Heer und der letzte Aufwand des ermüdeten Reichs. Sie verließen sich auf ihre Zahl. Ein andres Heer von Krämern, Sudlern, Weibern, Troßbuben, Schenken hing ihnen an.

«Do schlugen d' Schwoben ein Kuchi uf,
Die Häfen tätens schumen,
Und ob es ward umb Vesperzit,
Tät man die Kuchi rumen.»

Um Vesperzeit des St. Magdalenentages. Die Eidgenossen überrannten das schmausende Lager und traten mit seinen Feuern das letzte Brandflackern des Schwabenkrieges aus. Die Städte und der Kaiser hatten vertan. Auf beiden Seiten war man des Krieges übersatt.

Das Reich wagte nicht mehr den gemeinen Pfennig zu fordern, die Eidgenossen waren des römischen Rechts und Kam-

mergerichts auf alle Zeit ledig. Maximilian schlug alle hängenden Prozesse nieder.

Eine trächtige Welle war aus der Niederung in das Bergland aufgeflutet und hatte es begütert. Und vom Westen her trieb das Wetter einer ehrgeizigen Italienpolitik ein köstliches Gewölk über die Schweiz, es schüttete Gold über den kargen Boden. In die Taschen der Patrizier flossen die Pensionen. Die Orte bewilligten dem Franzosenkönig den klingenden Werbetisch, die rasselnde Werbetrommel.

Hans Ochsner lag am St. Magdalenentag bei der Besatzung in Tägerwilen vor Konstanz. Ihm war das Schwyzer Banner gegeben, als Klaus Bürgi an der Letzi zu Frastenz sein letztes Seufzerlein getan hatte. Am andern Abend nach der Schlacht bei Dornegg wußten sie von dem Siege.

Hans Ochsner saß im Bannerzelt und hielt nach Lagerzucht den Stock umschlungen, der durch das Zelttuch ins Freie stieß und an der Spitze, dem Volke sichtbar, das Banner trug. Auf dem Tische vor ihm stand ein Krüglein Wein. Er hatte einen feinziselierten Birnhelm auf, aus dessen Schmuckhülse an Stelle der adeligen Pfauenfedern drei mächtige Straußenwedel hingen. Sie fielen auf einen Küraß herab, der war mit Silber reich beschlagen.

Hans Ochsner saß allein, hielt Fahnenwacht, während die anderen Schwyzer den Sieg feierten. Er konnte durch das offene Gezelt auf die Türme von Konstanz sehen, über Rhein und das dunstende Ried, bis in den Untersee.

Sie wußten alle: das Spiel war aus.

Die letzten Worte des Rudi Ochsner fielen ihm ein: «Wir wöllend all diner gewärtig sin.»

Er lachte. Sein Zelt stand neben dem Bannerzelt. Bei St. Johann Höchst hatte ers erbeutet. Es war ein Herrenzelt gewesen, und die schwäbischen Herren lagen nicht hart zu Felde. An seinem Gürtel prallte eine Lederkatze, sie war mit Seide und Perlen kostbar ausgenäht und gefranst.

Er nahm einen Schluck aus dem Silberkännlein und dachte an die staubige Kammer im Ochsnerhause, aus der er mit

Gritli ... dort stand das Bett wohl noch unberührt alle Tage her. Wie lang? Sein Leben an der Teufelsbruck war nicht so lang gewesen als diese entbundene Zeit, in der es ein einziges Mal Lenz und Sommer wurde. Seit jener Nacht der Freiheit.

«Du sollt mich nümen zwingen, Alter, ünser Zit ist um.»

Seine Stirn wurde finster.

«Und als ouch du nit? So du ouch willt ...»

Seit das Mädchen wußte, daß es gesegneten Leibes sei, lag sie ihm mit fragenden Blicken an. Er kannte die Art von der Mutter her und auch von anderen Weibern. Keine Frage, nichts merken, das blieb noch das Beste vor den Kitteln.

Allein das Gritli war nicht mehr sein wie in den ersten Zeiten. Er wußte, daß er nie wieder ein treueres Herz erkennen werde, denn sie lebte nicht einmal sich selber mehr, seit das Kind unter ihrem Herzen rege war.

Sie konnte ihn nicht halten, das wußte er auch. Ob sie ihn halten wolle, das möchte er wissen. Ihre furchtlose Liebe bewegte ihn tiefer als je eines Weibes Liebe.

Der Oberlin Sweiger kam, als die Sterne erwacht waren, ihn abzulösen.

Er suchte das Gritli im Zelte und fand die Dirn in jenen schlichten Magdkleidern, darin sie mit ihm ausgezogen war. Ihr Bündel lag auf dem Bette, so leicht wie das Bündel, das sie dem Maultier des Uli Enz ab der Reuten in Willerzell an die Taschen gebunden hatte.

Er war längst gewohnt, sie in gutem Tuch zu sehen, der Bauernzwilch mahnte ihn an ihre ersten Zeiten.

«Du host ein Gewand, daß dann dies!»

Sie löste ihm die Rückenschnallen seines Küraſſes und schwieg. Er riß am Riemen seines Helmes und warf ihn aufs Bett.

«Was vor ein Büscheli liegt uf minem Bette? Wer willt mich mit sollichen Fenanzen narrin?»

Er kannte das Bündlein gut, seine Stimme klang heiser.

Gretli sagte so ruhig sie nur konnte:

«Min Zit fallt als mit dem ersten Schnee. Nu hänt wir

Summermitten. Du gangst nit hoim. Ich will miner Zit unter eim Dach warten.»

Aber ihre Hand tastete doch nach dem Herzen.

Hans Ochsner wußte nun, sie wolle ihn nicht halten, aber er fühlte noch mehr, daß er sie nicht halten könne, und das erregte seinen wilden Mut.

«Du host mir dasselbig Mal gesagt: Ich gang mit dir.»

«Ich sag dir zuo dieser Stund: Ich will unter ein guets Dach, und das Kind soll nit im Zelt frieren.»

«Dohin ist ein guet Weil.»

«Das ist nümen. Die von Schwyz drängend all ze Berg. Wenig wöllend wie du. Das Läger währet kein Wochen meh. Sie kummen hoim, noch zem Heuen recht. Ich gang nit unter denen frömbden Hodlern mit dem Kind. Sie gehrend an allen Örten Händ. Und ist min Zit ankummen, gang ich ouch hoim.»

«Ins Ochsnerhüsli?»

«Ich gang uf Pfäffikon.»

«Dort werdind sie diner fröidig wartin!»

Hans Ochsner warf sich aufs Bett. Gritli sah finster zu ihm nieder. Sie brachte schwer hervor:

«So solltu nit reden, Hans Ochsner!»

Er schnellte auf.

«Du willt mich nit halten, und ich dich als ouch nit. Warumb bist du mit mir in diesen Krieg? Warumb bist du nit dort unter dem gueten Dach blieben?»

«Ich han mit dir müessen.»

«Unde dannocht, du gohst licht, als gangist du allein!»

«Alleinig? Das ist min Weg: alleinig, da kunnt ich dich nit lossen, do wöllet ich mich hangen dir an, und müesset es mit den Zähnen sin. Ich kunnt nümen alleinig sin, sit ich mit dir bin gsi. Ich loß dich, min Gesell, weil ich bin nit alleinig.»

Dem Hans Ochsner schwoll das Herz. Er mußte seinen Zorn aus allen Winkeln locken wie einen Hund, der sich vor der Peitsche verkrochen hat.

«Do führtest du ein getrües Guet mit us dem Krieg, das folgt dir uf dinen Fersen lebenlang.»

«Hans Ochsner, was willtu furthin von mir?»

Sie rang mit den Tränen, er setzte sich auf den Bettrand und knurrte:

«Nützit nit. Gang, suoch din Dach vor din Kind!»

«Ich bin mit dir von der Tüfelsbruck in derselbigen Nacht ... ich war von dir mins Lebens voll zur Gänzi und keins Manns schuldig vor dir. Loß mich in Frieden gohn, umb mines Kindes willen! Dann ich weiß alleinig: Du host müessend der Vater sin und kein anderer nit. Du sollt mir ein guets Wort geben. Sieh an, min Leib ist schwer, und es stößest mich und willt sin Leben. Das ist min und din. Des will ich trülich hüeten.»

Hans Ochsner sah zu ihr auf mit Augen, die groß und weit waren wie die Augen eines Kindes. Ihm war wie damals in der Nacht, da sie sich ihm gab, als sähe er ein Weib zum ersten Mal. Sie stand vor ihm. Er umfing ihren Leib mit sanften Armen.

«Gritli, ich kann nit us mir herus. Es stoht ober mir unde ist min Gesatz.»

Sie strich ihm das Haar zurück.

«Ich will die Nacht uf Wäldi. Dort ist ein Wittib us diesem Krieg mit vier Kinderen. Sie hat üns Käs bracht ins Läger.»

Hans Ochsner schlang den Arm um ihre Schulter und drückte sie an sich, daß sie die Augen schloß, noch einmal den starken Mann zu erfühlen.

«Gritli, du bist kum achtzehen Johr, du bist so jung und weißt din Weg. Und ich, du sollt mir glouben, ich weiß min Weg nit. Es ist ein Not in mir.»

Da schluchzte sie heftig auf und drängte sich an seine Brust.

«Ich will din Bübli sagen, Hans ... so der Föhn stürmt im Glenz, will ich ihm sagen: din Vater ist als der Föhn. Und so die Wolken brechend im Summer, daß all Wasser rennend und schwallend uf, will ich ihm sagen: din Vater ist als das stürzend Wasser. Und so der Berg bricht, will ich ihm sagen: din Vater ist der Erd Bidem!»

Hans Ochsner stand mit gespreizten Beinen, preßte das

Weib an sich, sein Kopf war hoch aufgereckt und lauschend mit Augen, Ohren und offenem Mund. Sie schluchzte wild und küßte seine Brust. Dann warf sie auch den Kopf zurück. Sie sah seine stolze Freude und rief ihn jubelnd bei seinem Namen.

Er faßte sie, trug sie auf seinen Armen hinaus vors Zelt. Er streckte die Arme auf und hob sie hoch.

«Herre Gott, siehe an min Wib unde min Kind!»

Dann trug er sie zurück und setzte sie behutsam nieder. Öffnete seine Katze und entnahm ihr das beste Geschmeid, das steckte er in ihr Bündlein. Und er legte das Bündlein in ihren Schoß.

Sie stand auf.

«Ich kann us dem Läger nit, sunst wöllet ich dich geleiten.»

«Du wirst allzit bi mir sin», hauchte sie, «dann ich gang nit alleinig.»

Er führte sie durch die Zeltgasse, sie hielten ihre Hände fest ineinander. Am Ende der Zeltgasse löste er seine Hand mit einem kurzen Ruck und war im nächsten Augenblick entschwunden. Sie blieb nicht stehen. Sie kannte den Weg und sah sich nicht um.

Hans Ochsner ging in sein Zelt zurück. Er war froh und voll Dank.

Die Krone

An der Sihl war der Frühling voll erblüht. Doch Wilhelm Bombasts Auge hatte die Lust an den hellen Farben verloren, sein Ohr hörte die lockenden Stimmen nicht. Mit ihm schlich die Nacht, deren Schatten in die Seele seiner Els sanken. Da gesellte sich Theophrast zu ihm.

Der Knabe schwieg über das verstörte Wesen der Mutter, aber er beachtete alles. So konnte Wilhelm Bombast, wenn er gebrochenen Mutes, an sein Geschick verloren, das Haus verließ, eine kleine Hand in seiner schlaffen Rechten fühlen. Er lebte auf an der kleinen Hand und sah, für eine Herzensrast beglückt, das Söhnlein kinderernst und schweigsam ein Wegstück nebenher gehen, Theophrasts Stimme wurde erst laut, wenn ihm der Vater irgendein Heilkraut zeigte und es pflücken hieß.

Eines Morgens, sie waren noch nicht an den Waldessaum gelangt, blieb der Arzt, ergriffen von der Gefühlsreife des Kindes, stehen und sah in die ruhigen Späheraugen.

«Du min Bübli, du Bombast, was vor Meilenschritt, damit du in die Menschheit willt! Kannst du schon still sin und schweigen vor eim bekümmerten Herzen?»

Theophrast hielt dem leidvollen Blicke des Vaters stand, ohne zu weinen. Er fühlte nur, daß er mit ganzer Seele umfangen werde und daß er auch dem großen, ernsten Manne eine Zuflucht war wie damals seiner Mutter.

Er sagte ganz leise:

«Laß guet sin, Vater, bald, so bin ich groß.»

Herr Wilhelm nahm die kleinen Hände.

«Es möcht nit lang währen, min Sohn Theophrast.

Kumm, ich will dir zu dinen Waffen helfen. Dann du bist nit als das Volk hie, sundern du bist anders.»

Er führte Theophrast zurück in die Kammer neben dem Schlafgemach, worin er sein gelehrtes Rüstzeug verstaut hatte. Das Kind folgte erwartungsvoll jeder seiner Bewegungen. Da der Vater von Waffen gesprochen hatte, meinte es, daß hinter jedem Bücherhaufen ein Schwert verborgen liegen müsse.

Allein der Vater griff nur einen Bogen Papier aus dem Staube, zog einen Schemel unter sich und winkte dem Knaben.

«Sieh, Theophrast, was halt ich uf min Knie gebreit?»

«Papier, ein Fetzen», klang es enttäuscht zurück.

«Hör zuo, Kind! Uf der Wies do flatternd die Summervögeli von Blum zu Blum. Die hänt vier Fittich und sänd bunt bemalet, gel, rot, gedüpfet unde gestrichen. Mit deme Hütli künntest du sie fangen, so sie übrig lang am Hönig in der Blum gelecket. Also ist ouch des Menschen Wort ein Summervögeli, flatteret von Ohr zu Ohr. Ich ruef dich, du hörst mich. Theophrast! Da wuschet din Kopf uf, du kummst zuo mir. Das macht: der Nam, so dir ist geben vor din Leben und ist us minem Munde entschlüpfet als ein Summervögeli vor dem Winde, ist in din Ohr geflatteret, und du hast ihn vernommen.»

Das verstand Theophrast.

«Und merk: wie sullte st du das Wort, so ich dir sag, infangen? Kunnte st du's als ouch unter dem Hütli fangen und fürsichtig erwüschen mit zween Fingerspitzen?»

«So du Fräsleli ruefest?»

«Ja.»

«Das kunnt ich nit fangen, dann ich es nit seh, wohin es von dinem Munde ist geflogen.»

«Dannocht, du kannst: mit zween gespitzeten Fingern diner Hand und dem krumben dritten, so eine Feder leit zwüschen den Fingerspitzen und uf dem krumben, und so an der Feder hanget der Tintentropf. Du aber muesst sie führen

hin über das leere Papier nach der Art, als die Zeichen und Wort entwüschen dinem Munde.»

Er stand auf, tauchte die Feder ins Tintenhorn, wies dem Knaben seine Schreibfinger und malte in großen Buchstaben das Wort «Theophrast» mitten aufs Papier.

«Sieh, Theophrast hab ich gesagt, Theophrast im Herzen gedacht und die Feder geführt. Do hab ich das Wort ingefangen, das war von minem Mund hin zuo dinem Ohr geflattert. Es stoht hie vor alle Zit: Theophrast. Und so du lesen künntest, so wäri des nit not zuo sagen. Mit dinen Ougen möchtist du es vernehmen.»

«Als will ouch ich so», sagte Theophrast voll Eifer. «Gib mir die Feder und ein Papier!»

Bombast wendete das Blatt. Theophrast ergriff die Feder auf gute Art.

«Was willtu schreiben?»

Der Knabe dachte nach, dann meinte er:

«Groß ist der Fräsleli mit der Feder, und alls ist guet.»

Er stemmte sich gegen den Stuhl und wollte einen krausen Zug über das ganze Blatt tun. Die Feder seufzte, spreißelte, spritzte, hing, und es ging ihr nach wenigen Haken Saft und Kraft aus. Theophrast starrte tiefbestürzt auf sein Werk und auf die Feder, deren Spitze dem vertretenen Huf einer alten Geiß glich.

Der Vater schwieg. Das Kind sah von seinen geschwärzten Fingern, die fest ihre Feder hielten, in die ernsten Augen des Vaters.

«Sie will nit.»

«Du kannst nit.»

«Ich habs gesagt unde daran im Herzen gedacht. Sie aber tuet's nit.»

Er war dem bittersten Weinen nahe.

Wilhelm Bombast ließ ihn eine Weile kämpfen, dann nahm er ihm die Feder aus der Hand und wollte ihn hinausführen. Theophrast aber stemmte sich dagegen und rief mit letzter Kraft:

«Ich gang nit! Sie muoß! Gib mir ein ander Feder!»

«Tuet's die ander, Fräsleli?»

«Gib mir ein ander Feder!»

Das Kind hielt mutvoll an sich. Da riß Herr Wilhelm einen neuen Kiel aus dem Bündel und nahm ein Messer. Langsam schnitt er vor den brennenden Augen des Knaben eine neue Feder zu. Er tauchte sie ein und schrieb auf das Papier, indem er laut sprach:

«Groß ist der Theophrast mit der Feder.»

«Gib!»

Doch dem Theophrast gelang die Kunst nicht besser als das erste Mal. Es quollen die Tränen, er schluchzte wild auf, zerbrach die Feder und warf sie fort.

«Du ... du hast ihr ... nit gehießen .... sie sullt mir folgen!»

Er vergaß in seinem Zorn, daß er zu dem Vater schrie. Wilhelm Bombast faßte ihn, schüttelte ihn. Er sagte ernst:

«Ich hab geschrieben mit der unschuldigen Feder, so du hast ganz verdorben. Wer hat der Feder gehießen, daß sie miner Hand folget? Bi Gott, klein ist der Theophrast mit der Feder! Und klein ist als ouch sin Vater gewest, do er zem ersten Mal die Feder führet. Doch hat der Vater des Theophrast sömlichs Mal nit geschrien und nit den unschuldigen Gänskiel zerbrochen, sundern es hat den Lehrer in Züchten gebeten: Lehr mich die Kunst des Schreibens!»

Theophrast war tief verstummt. Er hatte Prügel erwartet, aber die Stimme des Vaters war nur sanfter geworden, und seine Augen milder. Er hauchte:

«Ja, Vater.»

«Nu kumm, ich will dir was weisen. Dann soll begonnen sin.»

Er gab dem Vater die Hand und folgte willig auf den Laubengang.

«Kannst du den Etzelberg sehn?»

Theophrast konnte, seine Augen reichten gerade über die Brüstung.

«Dort droben ist die Klusen, das Kirchli. Dort bist schon

gewest. Willtu jetz hin uf die Klusen, dort wachsend viel guete Krüter, die kunnten wir lesen und trücknen.»

Der Kleine nickte.

«Du willt also. Nu machs wie vordem mit dem Schreiben. Sag laut: Ich will uf der Klusen sin.»

Verwunderte Blicke.

«Machs, Frästeli!»

Und das Frästeli sagte gehorsam und zögernd: »Ich will uf der Klusen sin.»

«Bist du nun uf der Klusen?»

«Das bin ich nit», kam es schnell zurück.

«Worumb nit? Du hast doch im Herzen gewollt und lout gesprochen?»

«Ich bin nit gangen. Ich müesset ehender gahn.»

«So ist guet geredt und weise. Du muoßt erst dine Füeß satzen Schritt vor Schritt. Und ist ein langer Weg bis uf die Klusen vor so kleine Bein. — Kumm, jetzt wöllend wir schreiben.»

Theophrast folgte kleinlaut und sehr bedacht. Indes sein Vater eine neue Feder schnitt, schob er die beiden alten mit seiner Fußspitze unter eine Retorte. Herr Wilhelm nahm ein neues Blatt, um das Gewissen des kleinen Mannes nicht zu sehr zu überladen. Und er sagte ernst, während ihm aus zwei erwachten Augen heilige Bewunderung entgegenstrahlte:

«Schritt vor Schritt, min jungs Herz. Wir wöllends versuochen mit dick und dünn, bis daß die Feder leis und willig rounet ünter dem Fingerlin.»

So lernte Theophrast bei Haar- und Schattenstrich seinen jungen Mut an Zaum und Zügel führen. Er ahnte mit bitterem Seufzen, daß es noch weit sei. Und während des Schwabenkrieges wurden viel Blätter Papier und viel Kiele im Ochsnerhaus an der Teufelsbruck verschrieben. Oft standen Vater und Sohn beim Herd, sie wärmten Wein an, daß das Vitriol sich besser löse, und mischten zerstoßene Galläpfel drein.

Theophrast kämpfte tapfer und unverdrossen gegen die

Tücke der fränkischen Minuskel. Dem landfremden Arzte war in seinem Sohne ein Trost erstanden, als um ihn her alles zu brechen und zu fallen schien.

Während das Jahr erkräftete und reifte, verstummte Els Ochsnerin fast. Sie baute hohe Sitze in den Winkeln der Schlafkammer; dort saß sie regungslos versunken und schien zu lauschen. Manchmal flog ein Leuchten über die abgezehrten Züge, dann hob sie die Rechte ein wenig, als wolle sie ihre Gesichte segnen.

Mit dem Frost und Schneewetter wurde sie unruhig. Während Theophrast sonst vor ihrem Thron still gespielt, auch geschrieben und buchstabiert hatte, da die anderen ihrer Arbeit nachgingen, begehrte sie jetzt in wachsendem Unfrieden den Laut seiner Stimme.

Theophrast fürchtete seine Mutter schon lange nicht mehr. Er hatte sich in ihr Wesen gefunden und wußte nur, daß er mächtiger war als sie. Wenn er die scheuen und gedrückten Mienen der anderen beobachtete, begriff er nicht, warum sie an der Mutter unglücklich und bange wurden. Ihm war, als täten sie der Mutter mit ihrem Kummer unrecht, wie sie ihm mit ihrem harten Willen unrecht taten. An den Großen konnte Els ängstlich werden und erzürnen. So schwieg Theophrast vor den Großen über die Mutter, denn die Großen verstanden ihn nicht und auch sie nicht. —

Die Betttruhe war von den beiden an die Wand gezerrt worden und sie hatten den Polsterstuhl darauf gehoben. Els saß lange still auf dem Hochsitze, sie war in eine haarige Wolldecke gewickelt, denn ihr fror sehr. Nur ihre Lippen regten sich lautlos. Als die Abendsonne auf die gegenüberliegende Wand leuchtende Flecken warf, wurde Els finster und starrte unruhig in den Glanz.

Theophrast hatte aus umgelegten Stühlen ein Kämmerlein gebaut, Tücher und Tiegel, Kolben und Spritzen zusammengeschleppt. Er kniete vor einem Stuhlbein und schlug ihm mit einem Schlüssel zur Ader.

«Schrei nit, Bour, es tuet nit weh!»

Er ließ das Blut in einen Tiegel rinnen und schnitt ein sorgliches Gesicht dazu.

Da rief die Mutter:

«Du, Menschenkind! Höreſt ... die schreiend all!»

«Die will ich all heilen», meinte er.

«Du bist der Heiland nit, Mensch!»

«Ich bin der Arzet, und die wöllend all zur Ader gloſſen sin. Die sullend ein Pflaſter fürs Moul kriegen, dann schreiend sie nit.»

«Sie schreiend mit ihren verloren Seelen us dem Füer. Die solltu nit verpfläſteren, die hänt kein Moul nit», sagte Els ärgerlich.

«Dannocht ich wills ton», behauptete er ruhig und verſuchte das Stuhlbein zu verbinden.

Els schüttelte heftig den Kopf. Angſt befiel ſie um die gemarterten Seelen, denen Theophraſt das Maul verbinden wollte.

«Dort ... ſie ächzend ſo ſchwere in dem Füer ... hilf ihn'n, hilf, Menſchenſuhn! Die brinnend!»

Ihre Hände wieſen hebend in die Sonnenflecken. Theophraſt ſah hinüber.

«Mammeli, dort brinnt die Sunn an der Wand. Das Füer tuet nit weh.»

Er ſtand auf, ſtieg über ſeine Mauer und reckte ſeine Hände in den Schein.

«Weh, min Suhn, du gropſt in die Höllen!»

«Ich grop in die Höllen, und die ſenget mich nit.»

«Kumm, Menſchenſuhn, nimm us minem touichten Mantel, der iſt vom Meerſtern hell betouet. Nimm etlich Tröpfli und reich ſie denen dar. Ihr Zung lechzet, und die Lippen ſänd denen verbrunnen.»

Theophraſt ging zu ihr hin und ſtrich über das haarige Tuch, dann lief er zurück und ſpreizte ſeine Finger in den verlöſchenden Glanz.

«Menſchenſuhn! Sie lecken und ſougen an minem Tou, der letzet ihr Seelen ſo wohl, daß ſie verzucken!»

Theophrast ließ die Hände fallen.

«Nu ist die Sunn von der Wand.»

«Usgelöschet. Sie hänt mine Lichter usgelöscht! Hündert Lichter gstunden zuo minen Füeßen, wiegend ihr hündert Züngli leis im Wind. Von Süfzeren ist der Wind ufgrührt ist viel hündert Gebet schwer. Nu hänt sie all mine Lichter usgelöschet. Denen armen Seelen die Zungen gebunden ...»

«Die sullen schweigen, Mammeli, die schlafen ouch.»

«Kumm, Frästeli, kumm uf minen Schoß, du willt schlafen gahn.»

«Ich will nit, ich muoß dem Bouren ein Trunk kochen, dann er liegt in denen Franzosenblateren.»

Els breitete die Arme.

«Kumm, ich muoß singen.»

«Willtu ein Kindli han?»

«Ein Kindli uf minem Schoß.»

Theophrast zog ein Kissen aus dem Bette und trug es vorsichtig zur Mutter. Er legte es in ihre Arme. Sie beugte sich zärtlich nieder, liebkoste das Kissen und wiegte es. Theophrast trug ihr geschäftig noch ein Tuch zu.

«Deck das Kindli. Es soll nit friern, dann die Sunn ist untergangen.»

Els wickelte das Kissen und wiegte ihren Oberkörper hin und her.

«Nu solltu's insingen, Mammeli, es will schlafen gahn.»

Sie stutzte, strich mit den Fingern über ihre Stirn, sie suchte. Ihre Augen irrten, und ihr Mund öffnete sich qualvoll. Sie ließ das Kissen von ihren Knien rollen. Theophrast hob es auf.

«Mammeli, du hast es fallen lan, das tuet ihm weh. Es muoß hünen.»

Els grübelte, sie vergaß die Hand an der Stirn. «... schlafen gahn ... schlafen gahn ...» wimmerte sie. «Do schweigend die Toten.»

Die Erinnerung rührte sie leicht wie eine streichende Schwalbe den weiten, toten Wasserspiegel. Für einen lauschenden Herzensschlag klang das Kinderlied, mit dem sie

ihren Theophrast hatte hundertmal einsingen müssen, in ihr auf und stürzte wieder in die Nacht zurück. Es blieb ihr banges Gefühl zwischen Lust und Schmerz hängen. Sie lächelte noch lange wie im Traum.

Theophrast hatte das Kindlein in seine Stube gerettet und neben den franzosenkranken Bauern gelegt. Er bestrich das Kissen mit einer selbstgebrauten Schmiere und meinte:

«Du Wurm, dir müssend all Glieder weh ton, die Muotter hat dich us dem Schoß fallen lan.»

Allein auch er wurde still. Und da er zu seiner Mutter aufsah, die mit erstarrtem Lächeln, ihre Hand an der Stirn, tief verloren auf dem Throne saß, setzte er sich schweigend nieder und dachte: sie hätte singen sollen. Auch in ihm erklang der Tonfall des Schlummerliedes aus einer unbegrenzt fernen Zeit. Er fühlte, daß etwas verloren sei.

Dann mahnte ihn die Dunkelheit. Er lauschte in das Haus nieder und ging zur Tür, um besser hören zu können.

«Mammeli ...»

Sie antwortete nicht. Nur die Hand fiel von ihrer Stirn. Theophrast sah sie im Dämmerschein, nur ihre Augen zwinkerten, sonst war sie regungslos.

«Mammeli, kumm ... wir wöllend zu denen Großen gahn.»

Er öffnete und schlich leise hinunter in den leeren Gadem. Die Gademtür ließ er ein wenig offen, da konnte er Magd und Großmutter in Stall und Keller arbeiten hören. Er mußte auch hören, wenn seine Mutter sich regte. Im Winkel wollte er warten.

Doch es beschwerte ihn, als habe er die Mutter verraten. Eine Weile saß er, dann hielt es ihn nicht länger. Er stieg die Treppe wieder hinauf und trat zaghaft unter die Tür. Die Mutter saß still. Im letzten Lichtschimmer schien ihr Gesicht zu leuchten, so schneeig weiß war es. Sie beachtete ihn nicht.

Er flüsterte ihr zu:

«Mammeli, du sollt ruhig sitzen unde dich nit regen. Sie

sänd noch nit us dem Wald, der Vater ist noch nit hie, unde das Müsli ist noch nit gar.»

Sie nickte leise und sagte:

«Steig uf, du arme Seel, all Genaden wartend diner umb mines Suhns willen.»

Theophrast nahm ihre Rede für ein Versprechen und huschte erleichtert hinunter zur Großmutter.

Allmählich vergaßen die Leute des Schwabenarztes Stamm und riefen ihn wieder. So ritt Herr Wilhelm um Drei König auf seinem mehr und mehr ergrauenden Jörgeli von Lachen nach Altendorf zurück. Vor ihm auf dem halbgefrorenen Straßenrand, der dem Fuße festeren Halt bot, ging ein Weib. Sie trug einen Kübel auf dem Kopfe und ein Bündel vor der Brust. Da sie kräftig ausschritt, vermochte das Jörgeli sie kaum einzuholen. Herr Wilhelm Bombast hatte die aufrechte Gestalt, deren schöne, freie Bewegung mit der doppelten Bürde zu spielen schien, lange vor Augen, und ihm ward bitter zu Mut.

Als er neben sie gelangte, setzte er dem Tiere zu, um sie nicht ansehen zu müssen. Er wollte seinen Kummer verhehlen, denn ein starkes Weib lacht über einen grämlich blickenden Mann. Aber das Weib erkannte ihn und blieb so jäh stehen, daß seine Augen auf sie fielen.

«Gritli! Du bist hie uf der Straß?»

«Wir sänd in Altendorf, Herr Wilhelm.»

Sie war errötet, doch lächelte ihr Mund, und ihre dunklen Augen sahen offen in die des Arztes.

«Du bist mit ihm, es möcht ein Jahr sin. Wir wissend's vom Uli Enz.»

Sie nickte und sah deutend auf das Bündel vor der Brust nieder.

«Ich trag sin Bübli.»

Da sie den Kübel nicht absetzen konnte und halten mußte, trat sie dicht an den Arzt heran und hob das Bündlein ein wenig. Bombast neigte sich, um vorsichtig die Tücher zu lupfen.

«Was vor ein Pausbäckle, den solltu dem Ruodi Ochsner und der Weßnerin weisen!»

Er deckte das schlummernde Gesichtlein sorgfältig zu, Gritli trat ein wenig zurück.

«Die hänt all Zit nit nach üns gefragt.»

«Dine Muotter ist langist von Pfäffikon, eh dann sie ze Basel den Frieden beschlossen. Und uf Altendorf bin ich nit gewest.»

Er fragte nach dem Schwager, und sie erzählte gelassen im Weitergehen, wie sie dem starken Mann gefolgt und wie sie von ihm geschieden war; doch hatte sie seither nichts erfahren.

«Er möcht zuo denen Wallschen sin», meinte sie ruhig. «Dies Handwerk ist ihme fürgsatzt, er muoß unter Waffen stohn, bi dem Viehe und uf dem Feld künnt er siner Art nit nach. Er hat das Schwyzer Banner tragen und ist, wie keiner, ein Venner gsi.»

Sie sprach so starkmütig, daß der Arzt voll ernster Bewegung auf sie niedersah.

«Unde du und din Bübli», meinte er, «broucht din Bübli sin Vater nit in dieser ungestümklichen Zit?»

«Min Bübli gehret von sin Vater nit meh, als ihm ist in der ersten Stund von ihme geben. Min Bübli hat sin Muotter. Die ist ihme vor die härtist Zit gnuog, dann mine Brust kunnt deren zween stillen.»

«Du hast ein luters Herz, Gritli, und ohn Anfechtung. Es möcht dem Bübli nirgendsda gebrechen.»

Sie waren nach Altendorf gekommen, und Gritli zeigte ihm das Haus des Schmiedes, darin sie mit der Mutter um Kost und Wohnung arbeitete. Des Schmiedes Frau war im Herbst gestorben, er brauchte Weiberhände.

«So dir oder dem Kinde etwan ein Wehtag zustößet, solltu mich ruofen. Und kumm ins Ochsnerhüsli mit dem Kinde, daß den Alten beiden möchti ein Fröid widerfahrn, dann uf üns scheint kum eine Sunn.»

Sie sagte nur: «Wir hänts ouch von Uli Enz gehört.»

Als Wilhelm Bombast am Abend seine Els zur Ruhe ge-

bracht hatte, er mußte ihr stärkere Mittel reichen, daß sie im Schlafe ein wenig erkräfte, gab er den Eltern von seiner Begegnung Nachricht. Sie hingen begierig an seinen Lippen. Die Hände der Mutter hatten sich zitternd gefaltet.

«Die sull das Ochsnerbübli bringen», beschloß der Alte.

«Die hat ein fri und stark Gemüet, gang hin ze ihr, Vater. Die muoß gebeten sin.»

Rudi Ochsner senkte den Kopf und sah finster auf den Tisch nieder.

«Es stoht letz umb üns. Das Ochsnerbluot muoß von der Straß herin gebeten sin.»

Wilhelm Bombast fühlte den alten Stachel. Auch er war von der Straße gekommen, und sein Kind schlug nach ihm aus. Aber er schwieg, er wollte den verbitterten Graukopf nicht kränken.

Sie sprachen an diesem Abend nicht mehr davon. Am andern Morgen, ehe er das Haus verließ, hing sich die Mutter mit eiligen Fragen an ihn. Er hatte sie erwartet und umständlicher am Schwabenjörgeli gezäumt.

Mutter Weßnerin hatte in der Betttruhe ein Kleid liegen, das war aus Samt und Damast geschnitten, mit edlem Rauchwerk verziert. Es stammte aus der Grandsonzeit. Der Rudi hatte es ihr gebracht, eines seiner besten Beutestücke. Sie war mit den zwei Knäblein und der kaum geborenen Els allein im Ochsnerhause geblieben, während der Wirt gegen den Burgunder im Felde stand. Und sie hatte diese Kostbarkeit gehütet und nicht wie die anderen Frauen jener Zeit an Sonntagen und auf den Festen abgerissen.

Da aller Hunger zu Mittag gestillt war, ging Mutter Weßnerin in den Keller, sie holte Schmalz und Käse, vom Boden holte sie ein Stück Salz und aus dem Rauchfang zwei Würste; das barg sie reinlich in einen Korb. Dann kleidete sie sich in das kostbare Gewand und warf einen Pelzkragen über.

Die Magd wußte ihre Arbeit, die Mannsleute waren außer Haus, sie konnte unangefochten gehen.

In der Schmiede zu Altendorf fragte sie nach dem Gritli. Der Schmied, ein kahlköpfiger, kurzstämmiger Mann, wies mit der Zange, die ein glühendes Eisen hielt, ins Haus.

Gritli hockte beim Herd auf einer Reisigbürde und hatte das Kind an der Brust. Die alte Krütlin lauste einen schmutzigen Jungen unter dem Fenster. Sie stieß den Jungen fort, humpelte der Ochsnerwirtin schreiend entgegen, sie war sehr fett geworden.

«Gotts Schweiß! Die Weßnerin! Gritli! Libhaftig uf min Seel! Tuend ab!»

Sie riß ihr den Korb aus der Hand und stellte ihn ahnungsvoll auf den Tisch, lugte hinein, der Mund wässerte ihr, daß sie geiferte.

Gritli war aufgestanden und verhüllte ihre Brust. Die Weßnerin band, ein wenig bedrückt von der gierigen Art der Alten, den Kragen ab und legte ihn auf einen Stuhl, während die Krütlin behende den Korb entleerte.

Gritli sah erstaunt das kostbare Kleid ihrer früheren Frau, ihr Herz schlug bang. Als die Krütlin alle Geschenke in der Eile abgegriffen und beschnuppert hatte, gewahrte auch sie das Staatskleid und machte Miene, es gleichfalls zu befingern. Da aber die Frau wehrte, blieb sie mit weitaufgerissenen Augen stehen und schlug die klatschenden Hände zusammen. Mutter Weßnerin ging zu Gritli und bot ihr die Hand. Zögernd legte die junge Mutter die erkalteten Finger darein und schmiegte Arm und Hand gleich wieder um das schreiende Kind.

«Ich bin zuo dir kummen, Gritli. Der Weg über die Klusen möcht dir nit licht fallin.»

Gritli vermochte noch nicht zu sprechen, sie wiegte das Kind.

«Satz dich, Gritli, gib ihm.»

Sie drängte das junge Weib sanft auf ihren früheren Sitz zurück und rückte einen Schemel neben sie.

«Gib ihm. Du sollt dich nit vor mir schamen, dann es ist als ouch von minem Fleisch unde Bluot.»

Gritlis Blick huschte suchend über das alte, gerötete Gesicht.

«Ich bin Üch entloufen, Frou.»

«Du bist nit, Gritli, du bist ihme gehangen an, das ist nit entloufen.»

Gritli atmete auf und hob das Kind an die Brust. Der Kleine fiel sie mit einem heißhungrigen Laut an.

Die Ochsnerin faltete die Hände und beugte sich lächelnd nieder.

«Gott wölls dir gesegnen, min Bübli», flüsterte sie.

Sie saßen still und sahen beide auf das saugende Kind. Der schmutzige Junge war entwischt. Die alte Krütlin wagte nicht recht zu reden. Das kostbare Gewand hielt sie nieder, auch hatte man ihr den Rücken zugewendet. Allmählich stieg aber doch das Bewußtsein irgendeiner Art von Verwandtschaft in ihr auf, und ein tüchtiger Schuß Galle drang in ihr Geblüt. Sie fühlte Benachteiligung, warf Käse, Schmalz und Würste auf der langen Tischplatte weiter zurück und ließ ächzend ihren Leib auf den Stuhl fallen, den sie übereifrig verlassen hatte. Allein keine ihrer Eröffnungen fand Beachtung.

Mutter Weßnerin fragte das junge Weib leise:

«Ihr sänd im gueten useinandern? Der Uli Enz ist nach dem Stoß uf Frastenz bi üns ankummen und saget, daß du siner trülich gewartet. Sider ist der Uli Enz nümmen ins Ochsnerhüsli kummen.»

«Er ist zuletzten fründhold zuo mir gsi und hat mich lossen gahn umb des Kindes willen.»

Das Kind ließ gesättigt den Kopf zurücksinken und schlief in festen, wohligen Zügen. Die alte Frau streckte ihre Arme nach ihm aus, und Gritli gab ihr das Kind.

«Willtu nit ins Ochsnerhüsli? Du sollt wohlgelitten sin, Gritli.»

Sie sagte es, ohne von dem rosigen, schlummernden Gesichtlein aufzusehen, ein leises Beben in der Stimme.

Gritli war bläßer geworden, doch antwortete sie ruhig, indem sie ihren Kittel zurechtstreifte:

«Ich will nit, Frou. Lont mir min Kind.»

Die alte Weßnerin küßte den Kleinen und reichte ihn der Mutter zurück. Dabei füllten sich ihre Augen.

«Nit, Frou! Ich will Üch nit unguet abletzen.»

«Loß sin.»

Auch sie stand auf.

«Es künnt ein Zit kummen, do werdin im Ochsnerhüsli zwen alt und abgewerket Lüt alleinig husen. Min Els ...»

«Das hat guet Wil, Frou! Ihr sollet glouben, die kummt uf.»

«Die wird nit. Loß mich din Bübli sehn uff ein Zit, Maideli, ich wöllets dir gedenken!»

«Das will ich ton, Frou.»

Mutter Weßnerin griff nach ihrem Pelzmantel. Die alte Krütlin lümmelte auf der Tischkante und sah seitab zu Boden.

«Muotter, die Frou willt gohn», rief Gritli, sie sah finster hin.

«Loß gahn, doll Maidli! Denen Weßnerlüten und Ochsnerlüten jücket die Hoffahrt als eim grintigen Hund der Buckel.»

Gritli wollte schelten, aber die Ochsnerwirtin legte ihr die Hand auf den Arm, daß sie schwieg.

«Du sollt es wissen, Gritli, ich bin zuo dir ankummen und hab min best Gewand us der Truhen ton, dir unde min Enkelkind ze Ehren. Do min Els den Kirchgang hätt unde min Fräsleli ist getoufet, han ichs zu biden letzten Malen tragen. Als sullt ouch mins Suhns Bübli nit verkürzet sin von siner Ahn. Gott sull üch segnen beid. Du bist einer gueten Art, Maideli.»

Sie küßte Gritli auf die Stirn und auch das Kind.

«Loß dir min Gab wohl schmecken, Krütlin, und spei mir nit nach. So die Weßner- und Ochsnerlüt Hoffahrt hättind, solltu denken, es leit als ouch hart uf ihnen.»

Die alte Krütlin ächzte nur verächtlich und winkte ab ohne aufzustehen. Gritli lugte noch lange unter der Tür, bis sie die Mutter des starken Hans nicht mehr sehen konnte. Sie war stolz und bewegt, daß sie vor den Augen dieser Frau bestand und daß sie und das Bübli an ihren tüchtigen Händen be-

stehen konnten, ohne das Brot des Ochsnerhauses essen zu müssen.

Das römische Jubeljahr brachte der Gnadenmutter wenig Einbuße. Wallfahrt wurde überall gepredigt, aber nicht überall waren die Sünden so lastend und der Beutel so rund, daß man die Romfahrt leisten konnte. Gleichwohl lag es mahnender auf den Herzen als andere Jahre. Die ersten Pilger kamen schon, kaum daß die Straßen gangbar waren.

Und Els Ochsnerin fand keine Ruhe mehr auf ihrem Narrenthron. Theophrast, dessen Finger allmählich der Feder Herr wurden, so daß er am Schreiben Gefallen fand, mußte auf Mittel sinnen, die Mutter zu halten.

Sie hatte ihm einmal gesagt:

«Nu ist die Zit, tu uf den Schrein, mine Kron, Perlin und Edelstein. Die Pilgeri sullen opfern gahn, der Toten Stimm willt ein Hülf unde Bistand han von den Lebigen. Der Toten Stimm ist allso abgestorben, ouch der Heiligen Ohr erluset sie kom.»

Sie ging durchs Haus, ihre Krone zu suchen, und Theophrast mußte ihr folgen, sonst schrie sie gellend laut nach ihm, daß alle herbeistürzten. Den Knaben schreckte das Geschrei mehr, als es die eiligen Helfer beunruhigte. Da fiel ihm einmal im Stalle ein Garbenband auf.

«Nu solltu din Kron han, Els, kumm!»

Sie sah das gelbe Gewinde und lächelte.

«Mine Kron ... mine Kron.»

Willig folgte sie hinauf und setzte sich bereit. Theophrast drehte das Strohband zu einer doppelten Schlinge ein. Els ließ sich krönen.

«Reg dich nit, Els, sunst fallt die Kron von dinem Houpte ab.»

Sie saß ängstlich still. Ihr ganzes Leben war darauf gerichtet, den Strohkranz zu behalten. So fand Theophrast Zeit zum Schreiben und bessere Gelegenheit zu entwischen, denn ihn lockte der Wald und die erwachte Flur.

Er wurde seiner Künste an der kranken Mutter immer mächtiger. Er brachte ihr mehrfach geknotete Stricke, die Ketten von Perlen und Steinen, er ließ sie ein Rütlein halten, das Zepter. Und Els saß stolz in ihrem Schmucke, sie hütete eifersüchtig ihre Herrlichkeit. Je mehr ihr Theophrast auflud, desto weniger redete sie von den Toten und immer seltener lauschte sie geheimnisvollen Stimmen. Aber niemand durfte ihren Schmuck berühren außer Theophrast. Er war ihr Priester und der Hüter ihrer Schätze.

Als Wilhelm Bombast zum erstenmal sein Weib in ihrer Herrlichkeit erblickte, zuckte vor bitterem Zorn seine Hand auf den spielenden Knaben nieder, denn er wußte, wer ihm dieses Bild geschaffen habe. Aber die Augen des Kindes ließen seine Hand erschlaffen, er mußte sich abwenden, um seines Schmerzes Herr zu werden. Theophrast folgte ihm auf die Laube, er nahm ein vollbeschriebenes Blatt mit, seinen Fleiß zu erweisen, und der Vater sammelte seine Seelenkräfte daran. Er sagte leise:

«Theophrast, was satzest du diner Muotter ein strohin Kron uf?»

«Sie will eine han und suechet fast darnach im ganzen Hus. Sie sitzet artlich und hat ihre Kron.»

«Soll nie im Leben dir eine Kron gewunden sin wie die.»

Theophrast sah den Vater fragend an und sagte nach einigem Besinnen:

«Es ist ein guete Kron, dann die Els suecht nit meh nach einer anderen.»

Darauf wußte Bombast nichts zu entgegnen. Und der Heilmeister lernte, mehr und mehr verwundert, der Spur seines Kindes folgen. Über dem Schmuck vergaß Els die quälenden Stimmen.

Einmal, da sie ohne Schlaftrunk entschlummert war, nachdem Theophrast ihr ernst und geschäftig die ganze Herrlichkeit greifbar nahe über einem Schemel aufgebaut hatte, meinte der Vater:

«Du bitterer Arzet, du min Theophrast! Was will ich dir

entgegen mit denen Trünken allen! Als kunnt ich sie dannocht us den Schleiern lösen, darein sie ganz umbfangen leit. Ihr gilt min Trunk nit meh, sundern deme Bild miner Hoffnung, und nur eim Troumesbild reich ich ihn dar. Also brinnt mir min Herz vor diesem Schemel, den du host mit ihrem Künigtum beladen, du bitterer Arzet, dann min Troum wird darzuo zeschanden. Sie aber schlafet darbi ein, ihr wirds zum Heilwesen. Sie will nur ihrn Schleier, und du tuest dine Mutter tiefer in den Schleier, erkühlest minen Troum. Wahrlich ein Arzet soll sin als du und soll sich nit sperren in kein Weis! Er soll alleinig dem Willen der Nature helfen, und der ist hie uf ein sanftes Verstreichen gericht.»

«Ich will ein Arzet sin, Vater», kam es heiß von den Kinderlippen.

Els saß auf der Ofenbank, denn Theophrast war von der Magd, die melken mußte, gerufen worden, daß die Flur nicht unbehütet wäre; die Frau und alle Männer waren außer Haus. Theophrast hatte vor der Mutter Gras und Blumen aufs Estrich gestreut und schabte beim Ofen den Schaft seiner Armbrust mit einem Messer sauber. Da trat ein fremder Mann, der Schwert und Hellebarde trug, in den Gadem. Er sah die Frau und bekams mit dem Lachen, spreizte die Beine, stemmte die Hellebarde auf und machte eine tiefe Reverenz.

Els hob segnend die Hand und lächelte.

«Uer Gnaden wöllet mir huldricheſt gewogen sin», spottete der Mann.

Theophrast trat dazwischen.

«Was willtu, frömbder Kerl, Tisch unde Bänk stohnd vor dem Hus!»

«Sumer Botz fünf Wunden, du Lus pfeifst mich an als ein frömbten Kerl! Daß ich nit min Moul uftu und dich verschluck!»

«Gang und loß min Muotter in Frieden!»

«Gotts Därm, din Muotter mit eim Kränzli Mist, du Bankert!»

«Min Muotter hat ein Kränzli, das ist von mir ihr ufgsatzt, dir aber hanget der Mist ab dem Moul!»

Der Mann brach in ein schallendes Gelächter aus, er ging auf Els zu und wollte ihr das Stroh vom Kopfe reißen, da schlug Theophrast mit der Armbrust über die greifende Hand, daß der Mann aufbrüllte, zurückfuhr und mit der Hellebarde ausholte.

Die Magd kam zurecht und beschwichtigte den Wütenden. Er ließ sich aus der Tür drängen, fluchend, dem Knaben drohend. Draußen verschluckte er allmählich seinen Ärger mit dem Wein, doch rieb er noch lange die getroffene Hand.

Theophrast war ihnen bis zur Tür nachgeschlichen, hatte die Sehne seiner Armbrust hinter den Schlüssel gezogen und einen Bolzen aufgelegt. Er lauerte, wie es einem wackeren Verteidiger ziemt. Erst als er hörte, daß der Fremde und die Magd ruhiger sprachen und lachten, ließ seine Spannung nach.

Allein Els stand froh aufgerichtet. Sie streckte ihre Hände, mäßig gebreitet, gegen die Tür, durch die der Fremde abgeschoben worden war.

«Satz nieder, Els, was willtu? Din Stäbli hast verlorn.»

«Still, Mensch ... sin Strahlenreif umb die englischen Haar ... hat ein langen Gilgenstab in Händen tragen ... zwen Fittich, blu, rot unde grün ... ein Mantel, als der Herr Kunrad uf der Engelwih ...»

«Er ist ein frömbter Lur gewest und ein verloren Gouch, bespeiet din Kron. Sin Gilgenstab war ein Halmbard, die hat er uf mich gezucket.»

Els lächelte.

«Du blinder Mensch! Er ist entfahrn in einer Wolken, dann sin Botschaft war ton. Mariä Heimsuochung kummt. Balde so mueß ich uf Einsiedlen gohn, do werdin sie lüten mit allen Glocken.»

Von der Magd hörten die anderen das Abenteuer des Theophrast. Sie beschlossen die Kammer des Hans Ochsner zu räumen, daß man die Kranke festhalten könne, wenn es

nötig wäre. Doch weigerte sich Els so lange, die Kammer zu betreten, bis ihr ein Hochsitz errichtet war. Die Begegnung mit dem Erzengel blieb ihr stolzes Geheimnis. Ihren Wunsch, nach Einsiedeln zu wandern und St. Elisabeth heimzusuchen, hielt sie vor den Menschen verborgen. Die Schutzheilige ihres Namens begegnete dem Wahne in wunderlicher Weise. Sie achtete ihres Leibes, ungeduldiger Erwartung voll. Und auch darüber wurde sie vor der Welt der anderen stiller. So ließ man sie wieder dem Kinde zur Hut, weil man hoffte, daß ihre Nacht sturmlos sein werde.

Doch an einem sommerheißen Morgen entwischte Els unbemerkt. Sie lief auf die Brücke. Im Schatten des Brückendaches hielt sie an und spähte ängstlich nach vor- und rückwärts. Fremd und beklemmend rauschte die Sihl. Langsam tastete Els an der Brüstung weiter, als müßten wachsende Schrecknisse überwunden sein. Jenseits lief sie die kurze Steigung hinan. Erst als die Weite des Hochtals vor ihr lag, wurde sie ruhiger. Es umfing sie eine grenzenlose Sehnsucht nach der heiligen Elisabeth, die ihrer zu Einsiedeln harrte. Je näher ihr Ziel kam, desto verklärender durchdrang sie eine selige Heiterkeit. Els fühlte nicht, daß sie ging, von Engeln wurde sie getragen.

Theophrast entdeckte erst spät, daß die Mutter entlaufen sei. Er hatte ihr — wonach sie jeden Morgen verlangte — Gräser und Kräuter gepflückt, um einen frischen Teppich vor ihren Thron zu breiten. Dabei war er bis an den Waldrand gekommen, hatte eine Eidechse gefangen und das warme, pulsende Tierchen in die Kammer gebracht. Er suchte die Mutter im ganzen Hause, wagte aber nicht den Beistand der Großen anzurufen, da ihn die Flucht wie ein Versäumnis bedrückte. Er wollte die Mutter allein finden. Und da er vom Etzel kam und sie nicht gesehen hatte, rannte er endlich gegen Einsiedeln.

Vom Galgenberg aus sah er die Mutter auf der leeren Straße und erst vor der Gangolfkapelle holte er sie ein. Er vermochte ihren hoheitsvollen Traum kaum zu durchdringen.

Und als sie ihn hörte und fühlte, daß er an ihrem Rocke zog, wurde sie zornig, schlug nach ihm mit der Rute und entlief, da er sie losgelassen und die Arme schützend über den Kopf gebreitet hatte.

Erschöpft mußte er bleiben und sah ihr angstvoll nach. Sie lief über den Brühl gegen das Kloster. Der Mantel wehte, ihre Arme waren hoch gehoben, sie verlor die Krone. An der Klostermauer irrte sie eine Weile auf und nieder, dann fand sie ein Tor.

Freundlich lächelnd trat Els in den Schatten der Kirche, die Hände einladend vorgebreitet, denn sie erwartete, daß ihr die Heilige froh begegnen werde. Eine Zeitlang verharrte sie lauschend inmitten des Schiffs, dann ging sie langsam zur Gnadenkapelle und stellte sich hinter die Pilger.

Die irren Augen nahmen das Funkeln der Steine und den Goldschimmer begierig ein. Ihre zitternden Hände tasteten über den Scheitel, über Hals und Brust.

Theophrast hatte sie erreicht, er zog die Mutter am Ärmel.

«Mammeli, kumm ...»

Sie stieß nach ihm und suchte hastiger Scheitel und Nacken ab.

«Mammeli ...»

Sie riß Bänder und Stricke vom Hals und schleuderte den Trödel gegen die Kapelle.

«Min Kron! Min Kettli! Die hat min Kron gstohln! Die muoß hangen! Die hat min Kron, min gulden Kron!»

Die Leute sprangen auf. Theophrast umklammerte seine Mutter und zog an ihr mit aller Kraft. Sie wollte gegen das Gnadenbild anspringen und schrie.

Als die Leute die gellenden Laute verstanden, stürzten sie über die beiden her. Etliche schlugen im Zorne zu, einige riefen, man solle die Närrin binden.

Theophrast hing an der Mutter, man konnte ihn nicht losreißen, er heulte: «Min Muotter ... lont, lont, min Muotter!»

Zwei Klosterknechte drangen durch, faßten Els und wehrten die Wütenden ab. Els wimmerte um ihre gestohlene

Krone. Man zerrte sie auf den Klosterhof, die Leute drängten schreiend nach. Herr Diebold war gerufen worden und erkannte die Frau und den Sohn des Arztes.

«Els Ochsnerin ...»

Sie flüsterte ihm zu:

«Die hat min Kron uf dem Houpt ... min gulden Kron!»

«Arms Wib ... unde du, du arms Bübli ... kummet beid.»

Er führte die Närrin vor die Leutküche, dort drängte er sie auf eine Bank nieder.

Die Pilger blieben in großer Erregung zurück, die glimpfliche Art des Priors war ihnen ein Ärgernis. Einer trat vor.

«Mit Gunst, Herr Prior, die sullt uf die Drillen, als eim wütenden Narren ziemt. Dann sie hot die Gnadenmuotter eine Diebin gehießen und schrije, man müesset sie hangen.»

«Klosterfrieden, Mann! Und uf der Drillen ist noch kein Narr wissend worden.»

«Die hat die Kilch verschmützt», rief es aus dem Haufen.

«Ganget hin unde wihet die Kirch mit Reu, Bueß und Gebet. Das möcht der Gnadenmuotter baß gefallin, dann ein elend Wib in die Drillen satzen vor üer Speiwerk.»

«Herr Prior, haltet ze Gnaden, ze Luzern satzend sie ein wütigen Narren in die Drillen. Das will ich für Gott bezügen, ich bin us Luzern, Hans Schibli, der Gerber.»

«Gang uf Luzern, Hans Schibli, und sag ihnen, die ihre Narren drillen: ze Einsiedeln die Gnadenmuotter uf ihrem Altar höret nit an der armen Narren Geschrei, allein der harten und verstockten Lüt Geschei brinnt ihr schmerzenlich uf dem heiligsten Herzen.»

Der Gerber wurde rot, er winkte ärgerlich ab und wich mit den anderen in die Kirche.

Els saß vorgekrümmt, sie murmelte böse Worte gegen die Kronendiebin und schlug bei jedem Wort mit der Faust auf ihre hohle Hand.

Da zogen die Kraihahnen ihr leeres Kohlenwäglein über den Hof. Der Prior winkte ihnen.

«Baltisar, tu ein guets Werk und führ das Wib hoim. Die Lüt möchtind ihr ichts antuon.»

«Es ist des Arzet Wib?»

«Des Hohenheim, die Ochsnerin, und ihr Bübli.»

Baltisar wandte sich mit einer großen Gebärde an seinen Sohn.

«Siehe, die Hand Gottes uf dem gelahrten Wesen.»

Der Prior überlegte, ehe er weiter in den Köhler drang, dann aber schiens ihm doch am besten, wenn dieser willige Narr die Närrin führte.

«Tu's, Baltisar.»

Els war tief in ihren Zorn versponnen, sie merkte nicht, daß die beiden Schürli sie aufhoben und in den Kohlenkarren setzten. Theophrast lief hinterdrein.

Jenseits des Galgenberges wurde Els unruhig, sie versuchte aufzustehen und auszusteigen, aber sie erschrak vor dem entgleitenden Weg und fiel immer wieder entsetzt zurück. Sie rang die Hände und forderte von ihrem Sohn die himmlischen Heerscharen zur Hilfe.

Halbwegs, wo die beiden Schürli stets zu rasten pflegten, hielt Baltisar. Els Ochsnerin wollte entspringen, die beiden Männer faßten zu. Theophrast kam keuchend nach.

«Mammeli, satz nieder ... bis still ... die wöllend dir guet ze Handen gon.»

Els lauschte der gewohnten Stimme und flüsterte:

«Sie händ die Muottergottes entführt. Alls gstohln. Kron unde Geschmeid hanget uf dem toten Holze und ist nindar ein Leben darbi. Die müessend an den Galgen.»

Theophrast redete ihr ein: «Die Kraihahnen führen dich uf ein schönen Sitz us Sammat und Siden. Ein Kirch ist erbouet, die hat ein Turn, ist als ein Berg hoch, do brinnend viel Kerzli, do lütend die Glocken.»

Els nickte.

«Ein Kirch ist erbouet», lallte sie nach.

«Du mueßt dich satzen still, sust werfen sie den Wagen umb,

und du fallst us dem Wagen, do künntest du nit uf dinen Sitz us Siden und Sammat.»

Els sank zurück, und ihre Hände klammerten sich an das Holz.

Der Baltisar meinte:

«Wahrlich der hat ein fürtreffliche Zung, der wird denen Lüten itel Wind in den Bütel schwatzen, daß ihnen die Taler flatteren als wie ein dürrs Loub!»

Theophrast saß auf der Deichsel und sah seine Mutter. Das angstverzerrte Gesicht, aus dem die Zornröte gewichen war — so todblaß und verwüstet schien die Mutter, daß ihm ein heißes Schluchzen ankam. Mühsam bezwang er es vor den beiden Kraihahnen. Er dachte nicht an Vorwürfe und Schläge, die ihn daheim erwarten könnten. Das laute, furchtbare Erlebnis in der Kirche — auch auf ihn waren die Fäuste der Pilger niedergegangen — und die traurige Milde des Herrn Diebold hatten ihn erkennen lassen. Er war an den Wahnsinn der Mutter gewöhnt, hatte mit kindlichem Spürsinn Wort und Zeichen durch ihn hindurch zu dem verstörten Leben gefunden. Nun erst fühlte er, daß die Mutter verloren sei. Der gellende Mißlaut ihres Wesens hatte die Alltagswelt durchschlagen. Und Theophrast wußte, daß er zu dieser Welt gehöre. Er fürchtete sich vor der Mutter. Nie wieder wollte er allein mit ihr sein. Seine Augen suchten hilfeflehend die der beiden Kraihahnen.

Der Heini lehnte am Karren und starrte versonnen in die Wolken, Baltisar aber begegnete den Kinderaugen mit einem halb reumütigen, halb feindlichen Blick. Er wußte, daß er dem Knaben durch seine höhnischen Worte unrecht getan habe.

Theophrast meinte bang:

«Min Vater wird ihr ein Trunk geben, darvon soll sie guet entschlafen. Min Vater wird sie heilen, dann min Muotter ist krank.»

Baltisar runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf.

«Din Vater kann kein Tüfel ustreiben. Dine Muotter hat den Tüfel im Houpt. Die ist bsessen.»

Theophrast erblaßte tiefer noch. Er zitterte vor dem schrecklichen Mann und vermochte die Augen dennoch nicht von dem düsteren Gesicht abzuwenden.

«Min Muotter hat kein Tüfel im Houpt», beteuerte er kleinlaut. «Min Muotter höret der Toten Stimm.»

«Der Toten Stimm? Wahrlich, du Suhn des Arzet, die höret ein jedlicher uf sine Art. Dann umbher all Stimmen sänd Totenstimmen. Du hast ihr erhöret von denen Pilgeren, die wöllend dine Muotter drillen, du hast ihr vernommen von dem hohen Priester oder Prior, der hat dine Muotter geschirmet. Es sänd als Totenstimmen, dann nit einer hat das Leben.»

Das Erstaunen des Theophrast war groß; beinahe vergaß er sein Unglück. Auch hatte der Baltisar sein Gesicht zu einer sonderbaren Heiterkeit erhellt, die Theophrast an jene beseligten Augenblicke seiner Mutter erinnerte, wenn er ihr eine neue Krone oder ein Band geschenkt hatte.

«Du siehst miner Muotter glich unter der strohin Kron.»

Baltisar stutzte.

«Ich hab kein strohin Kron, du Tippel, ich hab ein durnin Kron, die künntest du nit sehen, dann es ist die durnin Kron der Bueß und des Lebens. Die sieht einer nur, der Ougen hat des einwendigen Füers voll.»

Das schüchterte Theophrast vollends ein. Er wagte nichts dagegen, sondern forschte nur auf der rußigen Stirn und an den struppigen Schläfen des Köhlers.

«Weh dir, du Suhn eines Arzet, so du niendart das heilig Füer des einwendigen Lichtes wirst empfahn. Es wäre besser, dine Muotter hätti dich nie geborn, dann dine Ougen sänd lasterlich.»

Das einwendige Feuer erinnerte Theophrast an die Gugelleute des Engelweihfestes. Er fragte schüchtern:

«Do bist du etwan ein Füerfresser, so ich hab uf der Engelwih gsehn? Der hat viel Füer einton unde verschlungen.»

Baltisar und sein Sohn Heini lauschten hoch auf, sie hätten jede andere Frage erwartet.

«Kumm, Heini», sagte der Alte. «Kumm, wir wöllend die Närrin und ihren Sohn hoimgeliten. Was soll us dem Samen werdin, so das Feld is vom Tüfel gedüngt!»

Theophrast gab beschämt die Deichsel auf. Er überlegte, wodurch er die tiefe Verachtung des Köhlers verdient haben mochte, denn ein Feuerfresser schien ihm höchst bewundernswert. Seine Bestürzung war groß.

Da sie weiter wollten, hing er sich an den Rock des Heini und bettelte:

«Satz mich ze ihr, ich bin so müed.»

Der Heini lächelte sanft und ließ das Büblein auf seinen Rücken klettern. So trafen die beiden Ochsnerleute den Zug vor der Teufelsbruck. Rudi Ochsner nahm den Knaben auf die Arme und ging neben dem Baltisar her. Theophrast hörte fast nichts von dem, was sie sprachen. Im Ochsnerhause verkroch er sich unter die Ofenbank und schlief ein.

Els mußte hinter Schloß und Riegel gehalten werden. Sie schlugen ihr auch das Lager in der Kammer des Hans auf. Noch einige Wochen machte sie matte Versuche, zur heiligen Elisabeth zu gelangen, allein diese Wahnvorstellung fand nicht mehr den lebendigen Boden der früheren, sie verblaßte allmählich.

Els thronte, die Himmelskönigin, auf ihrem Hochsitze aus Seide und Samt. Sie hörte die Stimmen der Toten, die Gebete der Lebenden. Aber ihr Herz litt nicht mehr unter den Klagen und Bitten. Gleichmütig, starr und unbewegt, belauschte sie das Elend der unsterblichen Seelen und der leidenden sündhaften Kreatur. Ein Chaos von Höllenqualen, Schmerzen, wüsten Lastern und Verbrechen gegen Mensch und Gott wirbelte unablässig durch ihr Bewußtsein. Sie lauschte und wußte, daß sie unendliches Heil tat, nur dadurch, daß sie lauschte.

Etliche Wochen nach ihrem letzten Kirchgang erkannte sie die Ihren nicht mehr. Näherte man sich, um sie zu füttern oder zu reinigen, so mußte es unter den ehrfürchtigsten Gebärden geschehen.

Die Freiheit der Bombaste

Der Magister Andreas Silzer dachte in diesen Tagen an seinen Jugendfreund Wilhelm Bombast von Hohenheim. Andreas Silzer stand im Dienste der Herren Fugger als Arzt und Chemiker auf den Silbergruben in Schwaz. Er war ein Villacher. Als der Bischof von Bamberg den Fuggern drei Huben Landes am Gailitzflusse bei Villach verlieh, eine Hütte zu errichten, da die Augsburger Kaufherren sich der mächtigen Waldbestände des Klosters Arnoldstein bedienen wollten, um ihre silberhaltigen Kupfererze aus Ungarn zu seigern, hätte Magister Andreas Silzer in seine Vaterstadt zurück können. Allein er blieb in Schwaz, da er dort auf wichtigerem Posten stand, seinen Herren besser dienen konnte und größere Vorteile erhoffte. Er war nach einem tüchtigen Scheidemeister in seiner Heimat gefragt worden, der für die Seigerhütte im Nebenamte tätig sein könne, ohne das Unternehmen allzusehr zu belasten. Die Fuggersche Kanzlei wollte in Villach eine Bergschule errichten, und dort sollte der Chemiker Hüttenbeamte und Werkmeister die Scheidekunst lehren.

Magister Silzer dachte an Wilhelm Bombast. Er hatte mit anderen Villacher Söhnen die Universität Tübingen bezogen und war auf der Pfauenburs des Tübinger Contuberniums mit Wilhelm von Hohenheim gelegen. Die beiden, als pauperes immatrikuliert, hatten kaum einen Weißpfennig zu vertun. Während die anderen Studenten in den Tübinger Weingärten herumstrichen und die Häuer neckten, hielten sie mit wenigen anderen eifrig hinter den Studien her, so daß ihr berühmter Lehrer Johannes Widman — er schrieb

sich Salicetus, war Leibarzt des Herzogs — ihnen wohlgesinnt wurde.

Der Kärntner und der Schwabe ackerten gemeinsam die Kommentare des Avicenna, Themistius, Simplicius und des Eresier Theophrast durch, sie stellten bei den Disputationen ihren Mann. Salicetus ließ sich gerne von ihnen an die Krankenbetten begleiten.

Sie schieden nach den fünf Studienjahren, gute Freunde. Wilhelm Bombast hatte das Lizentiat der Medizin erlangt und wollte als Feldscher in den Dienst des Herzogs treten, da es hieß, Eberhard werde gegen den schwäbischen Bund rüsten, dessen Gründung sein Land empfindlich bedrohte; allein der Württemberger rettete sich durch kluge Politik aus der Umklammerung Ober- und Niederschwabens, das ganz unter österreichischem Einflusse stand. Es kam zu keiner Gewalthandlung. Wilhelm Bombast mußte sein Glück auf der Wanderung suchen.

Andreas Silzer blieb länger in Tübingen und promovierte zum Magister. Durch seinen Lehrer kam er an das Fuggersche Haus.

Mehrmals hatte Bombast tiroler Pilgern aus der Schwazer Gegend Grüße an den Studiengenossen aufgetragen und er hatte auch Grüße empfangen. So kam der Brief aus Schwaz. Magister Silzer trug Bombast, dessen Erfahrenheit in der Scheidekunst er kannte, die Stelle der Fuggerschen Hüttenschule an und verhieß ihm eine gute ärztliche Praxis, auch wolle er, soweit seine Freundschaft in Villach reiche, an die Hand gehen.

Am Tage, da Wilhelm seines Freundes Brief in der Tasche trug, traf ihn der Prior von Einsiedeln im Kloster, wo ein kranker Knecht lag. Bombast hatte sein Schicksal nie so lastend empfunden als in dieser Stunde, als er sein Tagwerk beschloß und sich auf den Rückweg machte.

Seine Sehnsucht nach einer Heimat war ungestillt geblieben. Er hatte während der Kriegszeit allen Undank kennen gelernt. Als sein Weib erkrankte, gönnte man dem Schwaben

den Kummer. Ein Jahr war hin seit diesem bittersten Erleben. Wohl rief man ihn, da man seine Kunst benötigte, aber man behandelte ihn scheu und fremd wie einen, auf dem die Hand Gottes liegt. Da traf ihn der Ruf nach Villach, ein Teufelshohn zu allem Ungemach.

Sein Mund zuckte, er ballte verzweifelt die Faust auf dem Herzen. Sein ergrauender Scheitel war tief gesenkt. So verließ er das Kloster und wurde von dem Pfleger angehalten.

Beide Männer gingen eine Strecke nebeneinander, Bombast erleichterte sein Herz in bitteren Worten. Diebold von Geroldseck seufzte zu etlichen Malen mit. Er schwieg, auch noch, als Bombast verstummt war und schwimmenden Blickes über die Etzelkuppe hinaus starrte, als sei ihm der Berg von einem erzürnten Gott vor das Freiheitstor gewälzt worden. Erst auf der Höhe des Galgenhügels schien der Prior des Arztes gewahr zu werden und zu merken, daß er schon weit vom Stifte abgekommen sei. Er legte die Hand auf Bombasts Arm, sie blieben stehen. Diebold von Geroldseck sah an den fragenden Augen vorbei.

«So ist ünser aller Not dieselb, vor Üch, lieben Meister, nur in ein offenbarer Gewand ton als vor mich und mannigen andern, des Stimm beweglich zuo mir dringet.»

«Ihr hänt eine Zellen, Herr Diebold, darin künnt Ihr Üch satzen, so Ihr Frieden wöllet, und alle Heiligen stohnd Üch bei. Und hänt die Weite des Ordens, so Ihr die Welt suocht, Brüeder, hochgelahrt, mit den erlouchtisten Geistern vertrout.»

«Warumb, Lieber, künnt Ihr Üch nit inniſten in diesem Lande? Ihr habet das Nest gesuocht. Wohl, das Wib ist Üch lebenden Leibes schmerzlich entrissen, allein sie hat Hus und Nest trülich geboten. Und lont Üch nit verwieren. Die Mannlüt hie, sie fliegend us umb Geld und Guet, allein alle zücht es wieder herzu, sie satzen je ihr letzt Kraft daruf.»

«Frömb ist mir alls blieben.»

«Ein Wort sije des andern wert, Bombast von Hohenheim. Seht, mine Zellen und des Ordens Weite vom heiligen Bene-

dikt, frömd ist mir alls blieben. Frömd ouch den besten Geistern. Wir hänt desglichen eine Geliebte, die ist krank und wahnwitzig. Bald so ist ihr Jubeljahr um. Das ist des Narrentums Blüh, darnoch kummt nur meh Tüfel unde Tod an. In Rom, do ünsere Geliebte in Gold und Purpur thront, liegend die Werber in den Wirtshüseren, schleppen denen Pönitentiarien Bichtkinder zuo. Je höcher die Sünd zum Himmel schreit, dest baß erfröiet sich der Werbeknecht eins gueten Lohns, dann uf Gatten- und Elternmord, Bluotschand, Roub, Ehbruech stoht ein gueter Satz Goldes.»

«Was Üch lieget uf, Prior, das drücket gar viel. Und es müessend die Waffen wachsen gen Üer Mühsal. Die werdin mit Tag und Stund offenbar und gewaltig sin. Darvor seid Ihr eine Stimm nur. Ich aber trag alleinig.»

«So müg Üch Gott stärken, do die Menschen es nümen vermügen.»

Sie reichten einander die Hände. Der Prior sagte noch:

«Sehet uf Üer Bübli, den Theophrast, daß er ein Herz hätti bereit und mächtig siner Zit. Wir gehrend Streiter.»

Da hellten sich die Züge des Arztes ein wenig auf.

«Das ist ein Trost, dem will ich nach.»

So schieden sie. Beider Herzen flammten über die bittere Enge ihrer nächsten Stunden hinaus in die große Not des deutschen Geistes.

Während des Herbststurmes mußte Els Ochsner an das Bett gebunden werden. Ihr Schreien erfüllte das Haus. Wilhelm Bombast setzte sein Söhnlein auf das Schwabenjörgeli, so oft das Wetter günstig und der Weg gangbar war, und nahm ihn zu den Kranken mit, daß er die Mutter nicht höre.

Dem Schwazer Freunde hatte er sein Leid geklagt, und Silzer antwortete ihm mit wenigen Worten: «Du sollt mich allezeit finden.» Bombast verbrannte den Zettel, darauf diese Worte standen. Eine Erwartung lag in ihnen, deren Wilhelm nicht schuldig sein wollte, und doch war er betroffen, als er

die Worte las. Warum hatte ihn Herr Diebold nicht ähnlich vertröstet. Unter den Zeilen, die er an Silzer richtete, konnte ein heimlicher Wunsch verdeckt gelegen haben.

Els! In Träumen und im Gedenken lebte sie zart und lieblich wie in jenen Tagen, da sie sein Weib geworden war. Ihm kam mehr und mehr zu Bewußtsein, warum er sie begehrt und geheiratet hatte: Sie war anders gewesen als das Volk ihres Landes. Das alte Blut der Bombaste war irre geworden. Es hatte die Zartheit einer Patriziertochter zu fühlen geglaubt.

Je liebevoller er dem Weibe seiner Erinnerung nachhing, desto weiter trieb er von jenem Wesen ab, dessen entstellter Leib sich unter den Stricken wand, dessen Schreie ihn mehr mit Grauen als mit Schmerz erfüllten. Erst die Antwort des Freundes wühlte seine gedeckten und verdrängten Gefühle auf und bedrückte sein Gewissen.

Gott hatte ihm den Beruf eines Helfers gegeben, und auch dort, wo die Natur versagte, mußte er helfen wollen, gegen den höheren Willen der Natur. Er war kein Richter, der jenseits von Gut und Böse den Willen der Natur beschleunigen oder ihm Halt gebieten kann. Mit der kläglichen Kraft eines Wurmes, der unter dem Felsblock wühlt, mußte er kämpfen; der unerschütterlich steinerne Riese wich nicht, erdrückte ihn nicht, fühlte nichts.

Wilhelm Bombast kämpfte gegen seine Träume und Erinnerungen, seit er wußte, daß sie gefährlich wurden. Er wählte die Schlafmittel der Kranken vorsichtiger und ging sparsamer mit ihnen um. Und während er so gegen die Möglichkeit einer Gedankensünde ankämpfte, wurde er ruhiger und gefaßt. Er gewann mehr Auge für den Knaben.

Theophrast wurde der Waffe, die ihm vor kaum zwei Jahren gegeben worden war, schneller Herr, als sein Vater gehofft hatte.

Auf ihren gemeinsamen Arzneifahrten wußte das siebenjährige Bürschlein mit Erbitterung zu fragen und wich nicht eher, bis sein Vater die schwierigen Brücken gebaut hatte und

ihm selber schien, daß er verstehen gelernt habe. Wilhelm Bombast ermüdete zuweilen früher als Theophrast. Aber es war eine Müdigkeit, die den bedrückten Mann erhob.

Die sehnsuchtsvollste aller Blüten öffnete ihre Knospe über dem Schnee und zitterte in dem kalten Hauch, der nur für sie schon des erwachenden Jahres Gruß birgt. Um diese Zeit traf Herr Wilhelm den Heini Schürli allein im Walde. Er fragte nach dem Baltisar und erhielt die Antwort, daß Gott mit ihm heilsam umgehe. Dabei blieb es etliche Tage. Ein Krankenweg kreuzte die Arbeitsstätte des Heini. Am fünften Tage fügte der Heini seinem Bescheid hinzu:

«Es wird die Buoß ouch die letzt sin.»

«Wie ist das ein Ding?»

«Baltisar wird entsühnet in Gott ingohn.»

«Do stirbet er?»

«So Gott es will.»

«Do leit er krank?»

«Ihm ist ein hütziger Ritt ufton, er ringet mit dem Leben, das ist mit siner sündhaftigen Nature.»

«Das sagest du mir nach mannigen Tägen! Willtu din Vater verkummen lan?»

«Herr, bin ich Gott, daß ich kunnt ein Kreature verkummen lan?»

«Ihr hänt beid minem Weib unde Suhn geholfen, ich will üch bistahn.»

«Was wöllt Ihr, Herr, wider Gottes Willen? Soll er nit erlöset sin us dem irdeschen Jammertal, ingehend in das Rich der Gnaden?»

«Ich will dir sagen, Heini Schürli, Gott hat als ouch den Arzet ingsatzt in sin Regiment. Was willtu gegen Gott, der mich in dinen Weg schickt?»

«Desglichen kunnt der Verführer sprechin.»

«Dann lässet Gott den Tüfel fri, und din Vater möcht nit gnug Buoß ton haben. Führ mich ze ihm. Kann ich ihn heilen, so ist es Gottes Willen, daß er noch büeßt uf Erden.»

Heini Schürli sah den Arzt an, hangend zwischen Zweifel und Erlösung, dann brach es aus ihm wie verhaltene Herzensnot.

«Kummt ... kummet schnell, Herr Wilhelm! Helfet ihm! Helfet minem Vater! Er ist fast von Sinnen!»

Er raffte sein Werkzeug auf und lief durch den Tann. Bombast mußte erst das Jörgeli an einen Baum binden und mit seinem Mantel bedecken, denn die Bedenken des Maulesels gegen den ungebahnten Weg waren stärkerer Natur als die anderen gegen die Arzneikunst. Heini Schürli wartete geduldig und rief den Arzt mit allen guten Namen.

Sie hatten nicht weit talab durch den Schnee zu waten. Bombast fand den Baltisar in einem Zustand, der kaum eine Hoffnung ließ. Doch des Heini unterwürfiges Wesen war eine treue Hilfe bei dem schweren Werk. Hohenheim stattete das klägliche Bett aus und ließ die Krankenkost im Ochsnerhause bereiten. Er reichte die Arznei selbst zweimal täglich. Auch Theophrast begleitete ihn zur Köhlerhütte, wenn der Weg es zuließ. Von Heini Schürli wurden sie stets empfangen, als seien sie Boten des Himmels.

Und nach etlichen Wochen war Baltisar so weit, daß er Herrn Wilhelm zum Entsetzen des Sohns die härteste Zuchtrute nannte, die ihn jemals getroffen habe, denn er fühle allmählich wieder das höllische Feuer seiner Sünden.

Bombast lachte, er wußte, daß es dem Köhler schändlich fiel, von der Teufelskunst der Arznei gerettet worden zu sein.

«Ist guet, Baltisar, wer lang schimpfieret, der lebet lang, und so ein Siecher widerbellt, weiß der Arzt, daß siner Kunst ein guets Ziel ist gesatzt.»

«Heini, du bist des Satans Tück und Anschlag elendig erlegen, do ich sinnlos bin gsi und mir allbereits englisch Fittich gewachsen sänd.»

Heini wurde blutrot über dem Undank seines Vaters, aber Bombast befreite ihn:

«Baltisar, dine Fittich sänd sunderlicher Art. Du hast viel geredet in dem Fieber unde zum mehristen Teil vom Wein.

Und hast bös gestritten mit einer Ann Schäffenbürglin, die hat dir zuogsatzt, es war zem Erbarmen.»

«Bi Gott, das ist min sunderſinnig Wib gsi, die hab ich . . .»

«Laß guet sin, Baltisar. Tu widerbellen, bleib bi diner Art. Noch bist du nit vollkommen vor Abrahams Schoß.»

«Herr, dine Ruoten leit mir uf und schmerzet mich», ertönte Baltisar gehorsam nach seiner Art und rettete sich, so gut er konnte, vor dem ungewollten Beichtiger. «Herr, ich will din Krüz demüetiglich küssen!»

«Das solltu ton, Baltisar. Dann küssest du das Leben.»

Baltisar stutzte, denn er wußte nicht recht, welches Leben der Arzt meine, und seit er das irdische wieder fühlte, hing er mit erhöhter Kraft dem himmlischen nach.

Theophrast aber hatte Gefallen an dem wunderlichen Knochenmann. Er wußte fortan zu finden, wo die Schürli arbeiteten. Und während der Heini schweigsam, auch unter einem sanften Lächeln, das Tagwerk tat, führte Baltisar mit dem Knaben die merkwürdigsten Gespräche, da er nur spärlich seine Körperkräfte gewann, doch sehr bald im Vollbesitze seines Geistes stand.

«Warumb ist allerort der Tüsel versteckt, und ich seh ihn nit?» fragte Theophrast.

«Weil du bist ein verloufen Kreature, dumb und blind.»

«Wie ist er gestalt'?»

«Er ist allgestalt', hocket in dir und mir, in Bom und Stein. So er aber will sichtbar sin, muoß er ein Gestalt nehmen an, welich unser elend, verkommen, irdisch Gesicht kunnt sehen.»

«Was vor ein Gestalt?»

«Schwin, Bock, Krot, Aff, ein Strohwisch, ein Wib und ander kreatürlich Gemeinheit.»

«Das ist eine Torheit von ihme.»

«Das ist kein Torheit nit, dann wie sullet einer ihn sunst sehen? Hat ünser Herr und Heiland müssend in eines niederträchtigen Menschen Fleisch unde Bein ingohn, uf daß er künnt von denen Jüngeren mit Ougen gesehen werdin, als

muoß der Tüfel ouch. Das weltlich Oug siehet allein, was in ihme leit von Adam her. Darzu muoß kummen das geistig Gesicht, das durchdringet des Schwins, Bocks, der Krot und des Wibs Gestalt unde erblicket ze sinem haarströibenden Entsatzen den Tüfel.»

«Hast du sollich ein geistigs Gesicht, Baltisar?»

«Ich hab, dann bin ich erlücht.»

«Wie ist der Tüfel gestalt', so in dir ist?»

«Der ist ein Krügli voll Wein unde noch eins und viel.»

«Do hänt wir im Ochsnerhüsli mannich ein von dinen Tüfeln.»

«Du bist ein Tor und weit vom geistigen Gesicht.»

«Ich bin nit vom geistigen Gesicht weit, den du stohst nahe, daß ich dich künnt greifen.»

«Du bist weiter von mir, dann der Etzelberg von denen Myten ist, und hockist du mir rucks uf dem Halse. Du bist ein Tor, und ich bin im Leben.»

«Des solltu dich nit sehre beruohmen, Baltisar. Dann so min Vater sich diner nit erbarmet, du wärist tot als ein zertreten Wurm. Din Leben machend mins Vaters Trünk, die hat er dir ingeben. Und ich will als ouch ein Arzet sin und denen Lüten das Leben ingeben.»

«Oh, du hoffärtig Kreature! Do zischet die Schlang, kom dem Mist entschlüpfet, so schreit der Gouch, und hanget ihme noch die Eierschal an! Unkrout, das allerwegen us dem Boden stößet! Wehe, der Tüfel frißt dich mit Hout und Haar, du Arzetsuhn, du Närrinsuhn, du sollt kein übler Schleck sin vor die hölllischen Flammen! Siehe, die Gerechten schreiend uf vor dir, dann du kränkist ihr geistigs Gesicht! Wehe, was soll us dir werdin!»

Baltisar hatte die Hände zum Himmel gebreitet und dann vor das Gesicht geschlagen. So verharrte er lange in lichtvoller Sammlung. Und Theophrast stand breitbeinig davor, keine Bewegung, kein Wort entging ihm, seine Augen blinzelten scharf unter der gerunzelten Stirn, sein Kopf war leicht auf die Seite geneigt. Er merkte beinahe nicht, daß die Schmer-

zensschreie dieser verletzten Seele ihm galten, so gewissenhaft beobachtete er. Dann wurde er satt, kehrte, meist ohne Gruß, den beiden Schürli den Rücken und schlenderte heim. Der kleine Mann wußte gut, daß es immer zu solch einem Ausbruch kam, dann aber die schönste Kraft des Baltisar erschöpft war. Und hatte sein Knochenmann schwungvoll getobt, machte er sich mit besonderer Lust an Buch und Feder. Es ergötzte ihn die stille Kunst des Schreibens und Lesens.

Einmal hatte er aus den Zapfen einer Tanne, die von den beiden Köhlern geschlagen worden war, und einem langen Strick ein Bandelier geknüpft, das hing er über die Schulter.

«Was vor ein Gogelwerk tuest du an», fragte der Baltisar, den das unbekümmerte Spiel des Knaben schon lange reizte.

«Ist ein Bandelier vor ein Hackenbüchs.»

«Tu ab den mördischen Frevel!»

«Forcht nit, Baltisar, es ist kein Pulver darin.»

«Dannocht es ist ein Zeichen darvor. Dine Füerwaffen sije der Geist, und das Schwert sije dine Zung, das Moul soll dir sin ein Kartoun, darus die Kugel schüsset, des Herzens einfaltiger Glouben. Nit aber Isen, Blei unde Pulver der Mörder und ihres Gewaffens.»

«Dasselb hat min Vater ouch zu mir gesagt uf der Kilby und hat mir ein Waffen geben, so nit mördert.»

Baltisar horchte hoch auf. «Din Vater der Arzet?»

«Min Vater hat mir ein Feder geben und hat mich gelernet schreiben und hat mir ein Buoch geben, lernet mich als ouch lesen. Er saget, das sänd mine Waffen und baß dann Halmbard, Schwert und Hackenbüchs.»

Heini Schürli sah auf und nickte dem Theophrast zu, denn die Brüder vom gemeinsamen Leben, bei denen er zu Sindelfingen untergeordnete Dienste getan hatte, waren weitberühmt als Schreibkünstler, und manches Buch fand durch sie seinen Weg. Druck war teuer.

Baltisar aber mißbilligte dieses beifällige Nicken.

«Min Suhn, du sollt dich hüeten! Was uf einer Kilby hat

sin Usgang genommen, das ist fräfentlich. Und hast du mir nit gesagt, daß denen erlüchten Brüderen us der Kunst des Schreibens ein Hader ankummt? Der eine liebet Münchsschrift, der ander will denen gelahrten Lateinkrameren nach. Und der kunnt kein Geschrift ansehen, sie sije dann mit dörnichten Blättlin zierlich verbrämet, der ander aber veracht sömlichs und willt alleinig dem Geiste nach.»

«Vater, sie sänd Menschen.»

«Sie sänd des Tüfels in ihrem Hader! — Und du im Bandelier, so es ouch sije ohn erschrecklichem Pulver und Blei, dannocht aber ein Zeichen vor jeglich ein, ders hätti: Die Zeichen sänd das Übil unde nit das schwarz Korn, der Rauch, das indringlich Bellen und fliegend Blei. Dann in denen Zeichen leit din Willen offenbar. Du Suhn des Arzet, du sollt mich hören!»

Er setzte sich auf den Baumstamm, Theophrast stand erweckt vor ihm. Baltisar hob mächtig an:

«Infalt, ohngekränket Infalt solltu üben, du irrend Kreature! Was ist din Schrift und Federzuog, was din Buochstab und Druckwerk? Es sänd elend Zeichen. Do kunnt wohl ein heiliger Willen darhinter beruhen, alleinig der heilig Willen broucht nit Feder, Tinten unde Papier. Hat ünser Herr geschrieben? Er hat nie schreiben kunnt noch lesen. Hat allein sin Herz ghät, das war sin glühend Buoch, und jedlicher Herzensschlag war ein umbgewendet Blatt. Hat alleinig sin Zung ghät die war sin flammend Feder, und jedlicher Zuog war Erlösung unde Verdammnis. Hat alleinig sin Wort ghät, die warend ihm Buochstaben und Gschrift, dieselb ist ingezeichnet von denen Sternen nächtens uf dem Himmel. — Was willtu schreiben, du verloren Kreature? Und mügest du all papieren Blätter füllen, so einzig eines Herzens luter Flammen stößet daran, sie möchtind all ufgehen in ihrem irdischen Brand und nützit sin, dann ein Houfen Asch voll Salz, und so du ein lousig Wahrhet uf die vielen Blätter hast durch dine Zeichen geschrieben, sie möcht mit verbrunnen sin und in der Äschen, ein Stoub und Mist. — Wehe denen

Schreiberen! Dann ihre Kunst muoß ein Fluoch werdin als alle Tüfelskunst und überwältigt ihr Gewissen wie des Unkrouts Samen. Erstickt das Körnli Heil. Sie dienend zu ihrem bösen End alleinig meh dem Zeichen unde Papier. Schreibend und schreibend ohn Unterlaß, als der Süfer trinket und trinket, je länger dest meh. — Allein Gott hat Erbarmen mit der verlotteret Kreature. Der Tüfel, so den Dreck vor Gott hält, hat üch Schreiberen gelehrt, üer Papier us elenden Lumpen ze kochen, und Gott hat die Welt allso bstellt, daß die Lumpen sullen verwesen. Wo ist das fallend Loub us dem verweheten Jahr? Du sieheſt es nit. Es ist darführen und hat die Wälder erfüllt und machet die Äst hangen von siner Schweri. Allso hat Gott gsatzt, daß üer Tüfelslumpen sullen vergahn, uf daß die Menschen nit erstickten unter deme beschrieben Papier.»

Baltisar holte tief Atem, so machtvoll hatte er noch nie gesprochen, seit er genesen war. Er fühlte des Geistes eine kaum erträgliche Fülle auf seinem Herzen lasten. Er stand mühsam auf.

«Zieh Demuet an! Verbrenn Buoch unde Schriften! Nakkend solltu sin vor Gott und den Menschen, das ist: sömlichen Zeichens bar und entlediget! Gang hin, du usbündiger Sünder, und sag dinem Vater: Der Büeßer im Walde hat mich gelernet, daß eines Menschen Herz trunken wird von denen Zeichen in tüflischer Trunkenhet!»

Dann fiel er zusammen wie ein Kornsack, der gerissen und ausgeronnen ist. Auf Theophrast hatte die Predigt wider Feder und Papier einen tieferen Eindruck gemacht als frühere Ausbrüche der erleuchteten Natur. Er witterte, daß nicht nur ein Schmähgelüste dahinter verborgen lag. Allein er fühlte zum ersten Mal eine sonderbare Sicherheit und ein Befremden das ihn nicht bedrückte. Es war ihm, als müsse er nicht glauben, was der langmächtige Mensch unter großer Begeisterung vorgetragen hatte. Er blieb in sich selber beruhigt. Die flammenden Worte ließen ihn kalt. Da er aber sah, Baltisar habe sich ein wenig übernommen, denn er saß erschöpft auf dem

Baumstamm, drang in ihm dasselbe Bedürfnis zu beschwichtigen durch, das er der kranken Mutter gegenüber gefühlt hatte. Er trat nahe zu dem Prediger und legte seine Hände auf die bebenden, verkrampften Finger.

«Baltisar, du sollt dich nit harmen umb min Schreibkunst. Min Vater wird dir ein Trunk geben, da solltu wieder fröidig sin, und alls ist guet.»

Baltisar starrte dem Knaben fast entsetzt in die Augen. Doch der hielt seinem Blicke mit gutem Gewissen stand. Da faßte ihn der willige Narr mit seinen pechigen, dürren Fingern an den Schultern und stammelte:

«Du ... du Arzetsuhn ... was sprichet us dir ... Tüfel oder Gott? Du hast ein Kraft in dir ... Sünd oder Leben? Was soll us dir werden? Warumb ruefst du ein, und ich muoß verlouten! Weh denen, so us den Menschen ihren Lout wecken! Die Unmündigen müessen an ihnen erzürnen, dann sie fühlen ihr Ohnmacht, die Mündigen müessen vor ihnen ihr Herz usgeben in Widerpart, sust verlieren sie all ihr Eigen. Was sprichet us dir? Was soll us dir werdin?»

«Ein Arzet», war die trotzige, sichere Antwort.

«Gang hin! Din Weg ist ohn ein' Ufenthalt.»

Baltisar stieß den verwunderten Knaben leicht zurück, und Theophrast ging heim, ohne sich umzusehen. Er war über sich und den andern erstaunt und doch voll Ruhe und Gleichmut.

Von diesem Tage an geriet Baltisar nicht mehr außer sich, wenn Theophrast bei ihnen war. Er arbeitete vorbildlich hingebungsvoll und betete öfter als sonst seine halblauten, freien Gebete. Der Knabe sah zu und lauschte aufmerksam; er faltete bei den Gebeten nicht die Hände, obwohl Heini Schürli andächtig mitbetete.

Els Ochsnerin war in dieser Zeit bis auf ein Gefühl verarmt, das ihr die qualvolle Sommerhitze des Narrenkämmerleins eingab. Durch Wochen hin suchte sie das Gefühl zu erfassen. Eines Tags, da eine leichte Lebenswelle ihr Bewußtsein hob, begriff sie, daß ihr Thron der Sonne zu nahe stand,

und sie verlangte von dem göttlichen Sohne, er solle die Sonne verrücken. Allmählich aber verdüsterte sich diese Vorstellung, die immerhin einer erhabenen Stimmungslaune entsprach, und sie meinte von den Gluten der Hölle angespieen zu werden. Mühselige Tage hin sammelte sie ihre verwüsteten Seelenkräfte und rang nach einem Entschluß. Es lag auf ihr wie eine Mahnung aus jenen Zeiten, da ihre Einbildungskraft von dem Stöhnen der sündigen Seelen belebt war und sie entsetzliche Beichten gleichmütig angehört hatte. Ihr Bewußtsein war verödet, und doch drängte es, als müsse sie seine Erfüllung suchen. Ihr war wie einem Vergifteten, der allein Namen und Ort des Gegengiftes gekannt, in Todesängsten aber beides vergessen hat. Hilfsbereite Hände und Mienen verdoppeln seine Pein.

Nach einer langen Zeit des martervollsten Grübelns tauchte in ihr der Gedanke auf, sie müsse einen Ort suchen, zu dem jene flehenden Stimmen leichter dringen könnten. Und diese Eingebung brachte ihrem Leben neue Nahrung.

Fortan fühlte sie fremde Hände und fremden Willen um sich tätig. Ein kleiner Mann, eine alte Frau, ein Mensch mit weißen Haaren kamen ihr zu nahe, vergriffen sich an ihr. Sie litt schmerzlich unter den entweihenden Berührungen ihrer Helfer. Es kam wieder zu Wutausbrüchen, sie mußte ans Bett gebunden werden.

Aber in ihr lebte ein Trieb, an dem der Fetzen einer Vorstellung hing. Unter den Stricken gewann der Trieb zuweilen die Stärke eines Ziels. Sie schäumte vor Wut über die Gewalt, und waren ihre Kräfte erschöpft, zuckten die Augen unaufhörlich von der Tür zu den Fenstern hin und zurück. Dann beschwichtigte sie eine Ahnung vollends, die sich allmählich zur Gewißheit steigerte: dort werde die Flucht gelingen, dort hinaus konnte sie zu den Stimmen gelangen, die sie erhören mußte. — Tückische Teufel hinderten das Erlösungswerk. Der unendliche Wehlaut verschmachtender Seelen konnte nicht mehr durch sie hindurch zu Gott gelangen, die armen Seelen blieben verdammt. Heftiger, aus gesteigerten Drangzuständen

arbeiteten sich solche Vorstellungen in ihr durch und verdichteten sich zu einer letzten, erschütternden Klarheit. Ihres Lebens Flamme schlug noch einmal in ihr auf, sie zu verzehren.

Sie bezwang sich und schien vor den Teufeln ruhig. Sie merkte die Zeiten, da sie seltener kamen. Das Schürfen des Riegelholzes, das vor die Tür gehoben wurde, wenn die Teufel verschwanden, belauschte sie. Und jedesmal, nach einer ängstlich durchlauerten Weile, schlich sie zur Tür und versuchte leise zu öffnen.

Es gelang ihr mit einem Löffelstiel an zwei Vormittagen, aber die Dunkelheit des Hauses scheuchte sie wieder auf ihren Thron zurück. Das dritte Mal war ihr Verlangen größer als die Furcht.

Eng an die Wand geschmiegt, tastete sie auf nackten Sohlen die Treppe hinunter. Vor der Gademtür hielt sie. Es kämpfte in ihr. Sie wußte eine Zeitlang nicht, durch welche Tür sie solle. Im Gadem stand der Herd, dort gab es zu essen. Ein Geräusch scheuchte sie auf und durchs Haustor ins Freie.

Geblendet vom vollen Sonnenlichte, zauderte sie. Ihre Augen hasteten nach Schutz und Schatten. Da sah sie ein dunkles Tor und lief am Ochsnerhause hinab, in den Schatten hinein.

Labende Kühle. Und zu ihr rauschte es tausendstimmig herauf. Zitternd vor glücklicher Erregung wankte sie etliche Schritte weiter und umklammerte einen Pfosten des Brückendaches.

Sie lächelte. Die Stimmen der armen Seelen, von den Teufeln lange gehemmt ... die Stimmen stürmten herauf ... ein unbändiges Wirrsal ... ihrem Muttergottesherzen zu. Die Erlöserwonne erhob Els Ochsnerin. Ein jauchzendes Gefühl unendlicher Kraft und Macht! Sie breitete die Arme, beugte sich über das Brückengeländer. Das glitzernde Wirbeln unter ihr, heller, herrlicher als die Opferkerzen des Engelweihfestes. Jedes Glanzflämmchen eine erlöste Seele ... da hörte sie eine gellende Stimme. Die Teufel! Sie kletterte auf das Geländer, stand einen Augenblick mit gebreiteten

Armen. Ihr Gewand flatterte im Sturze. Sie wurde von dem reißenden Wasser überstrudelt und fortgeschwemmt.

Schrecklahm, keines Lautes mächtig, starrte die Magd des Ochsnerhauses in die Wirbel der Sihl. Die Frau war auf Einsiedeln, der Hauswirt und der Knecht beim Heuen, der Arzt war über die Klause geritten. Sie war allein, und das Wasser hätte kein Mann bezwungen. Niemand konnte sie hören. Die Sonne stand noch zu hoch, die Pilger mieden den heißen Paßweg um diese Tageszeit.

Schluchzend vor Angst und Gewissensnot sank die Magd in den Staub und betete für die Seele der Els Ochsnerin.

Das Haus war allein, sie mußte zurück. Aber es jagte sie aus dem Hause auf die Wiese, wo die beiden Männer arbeiteten.

Spät, da es schon Nacht war, suchten die drei Männer und etliche aus ihrer Freundschaft das reißende Wasser ab. Sie mußten Bombast von dem Ufer ziehen, als die Finsternis ihrer Mühsal spottete.

Wilhelm Bombast wollte keine Ruhe. Das peinigende Narrenbild war ausgelöscht, die Frau eines träumenden Gedenkens, das er lange unterdrückt hatte, erfüllte sein Herz. Alle süßen Lügen, die sein Blut um die zarte Gestalt der Els Ochsnerin gehaucht hatte, klangen wieder. Er wußte, daß er sich betrog, aber er wollte an das Ende seines Elends nicht glauben.

Die Nacht vermochte diesen Tag nicht auszulöschen, sie bedeckte ihn nur mit lichtlosem Schweigen.

Sein Körper war todmüde. Er hatte gegen Abend, da er heimgekommen war, von der Mutter erfahren, wo sie die Els suchten, und war die Sihl hinabgejagt. Sie lösten einander bei der traurigen Arbeit ab. Die Stangen waren schwer und das Wasser durch etliche Wetter angeschwollen und reißend. Bombast merkte, daß er kaum fähig sei, den Leuten beizustehen, und er bewunderte hilflos ihre sachliche Ruhe.

Im Ochsnerhause warfen sie sich über Speisen und Getränke. Das Schweigen blieb nur düster, während sie sonst gleichgültig geschwiegen hatten. Man erwähnte der Toten

nicht. Am morgenden Tag wollten sie die Els finden. Dafür setzten sie das Heu aufs Spiel.

Bombast saß in der heißen Schlafkammer auf dem Polsterstuhl der Els. Die Magd hatte das Narrenkämmerlein ausgeräumt, das Bettzeug lag längst auf der Laubenbrüstung. Der Polsterstuhl war zurückgestellt worden.

Auch die Mutter schien ruhig und gefaßt, wie sie die erste Kunde aufgenommen hatte, wußte er nicht. Und Theophrast schlief neben dem großen Himmelbette. Das Kind hatte wohl gehört, die Mutter sei in die Sihl gefallen, aber es wußte von seiner Mutter eigentlich nur mehr jenes Erlebnis in der Wallfahrtskirche. Das erfüllte Theophrast immer noch mit Grauen.

So saß Bombast allein und einsam wie je. Er vermißte bitter ihr Herz, mit dem er in Not und Freuden seine Stunden geteilt hatte. Doch seit zwei Jahren war das Herz vor ihm verstummt. Bombast erschrak darüber, daß er es diese schwere, kranke Zeit nicht vermißt habe.

Aber es hatte geschlagen, war auch jede Hoffnung verloren gewesen. Bombast glaubte jetzt, daß er ihr Herz wie einen Schrein gehütet habe, darin er in freundlicheren Zeiten seine schlichten Kümmernisse geborgen und die stillen Freuden gesammelt hatte. Sie war zu ihm gestanden wie kein anderer Mensch auf Erden. Er war verlassen.

Nach den schalen Tropfen ihres Alltags, die sie beide je achtlos verrinnen ließen, war ihm bange. Er hing nicht den Stunden ihrer Liebeslust und ihres tieferen Schmerzes nach, er fühlte, daß die hohen Stunden auch die nächsten Menschen trennen und auf sich selbst bescheiden. Die Sicherheit unter den gedeckten Trieben des Alltags, der friedliche Verlaß bei allen kleinen Ränken des Lebens war abgebrochen, eingestürzt. Auch die qualvolle Liebespflicht, die er der Kranken weihte, konnte ihm beides gewähren.

Er stand vor einem neuen Leben und wußte, daß dieses Leben keines andern mehr teilhaftig sein werde. Mit der Gewißheit des gealterten Blutes, das einmal nur zu blühen vermag, und sei diese Blüte auch krank, wußte er das.

Theophrast. Er schauderte vor der Kluft der Jahre, die ihn von dem Kinde ewig schied. Es schwangen Brücken von Rand zu Rand. Aber er sah, daß der Knabe mit allen aufschwellenden Trieben ihm nachgeriet, und das machte die Kluft der Jahre so tief und finster wie diese Nacht. Wäre der Knabe nach der Ochsnerart geschlagen, so hätte Wilhelm Bombast einen Gefährten in ihm gesucht. In seinem Schmerze sah der Heilmeister den hellen Stern nicht, der über der schwarzen Kluft stand und nüchterne Heiterkeit ausstrahlte. Solches Licht funkelte doch längst nicht mehr auf dem Himmel der älteren Bombaste von Hohenheim! Theophrast war dieses Sterns teilhaftig.

Er witterte in dem Kinde nur dieselbe Unrast, die ihn von Welle zu Welle weitertrieb. Keine Welle erreicht die andere, und so wird Theophrast ihn nie einholen. Nur eine traurige Gewißheit: er wird am selben Ort zerschellen.

Aber er konnte ihn an manchem Meilenstein erwarten, warnen und helfen. Das war ein Trost, wenn er auch wußte, daß ein Leben fruchtlos bleibt, wenn es sich ohne innere Not einem andern fügt. Theophrast durfte ihn nicht einmal hören wollen. Selbst mußte Theophrast hindurchfinden wie er, der Vater. Doch er konnte ihm den nächsten Schritt weggerecht machen. Das blieb das Beste. Beschützer, Ratgeber. Zu kaltem Lichte mußte er sein Herz zwingen, das nach der dunklen, wärmenden Flamme begehrte.

«Els! Elsula! Bist grousam du mir entwichen, daß min Leben ist des Troums entblößet und ein Pocher am Weg, der nach Almusen gehrt! Was ist ein troumloser Mann! Ein Reisiger ohne Roß, ein Schiff ohne Segel.»

Er konnte nicht weinen. Da die Nacht von den ersten Dämmerungen durchhaucht wurde, nahm er seine Heilmeistertasche und ging aus dem Hause. In Einsiedeln lag einer auf Leben und Tod, den wollte er retten.

Bombast verlernte allmählich das Erstaunen darüber, daß Theophrast den Tod der Mutter gleichmütig aufnahm. «Sie

ist von der Tüfelsbruck gfalln», lautete stets die ruhige Rede des Kindes, wenn irgendwer der Entwichenen Erwähnung tat. Ausgelöscht war alle selbstopfernde Liebe der Mutter. Das Kindesherz war darüber hinweggewachsen, wie der Rasen über dem Hügel der Toten. Aber es lag so viel Naturwille in diesem erbarmungslosen Vergessen, daß Bombast dabei eine Beruhigung fand.

Gegen Ende des Sommers schrieb er seinem Schwazer Freunde und erhielt nach etlichen Wochen Bescheid.

Diese Wochen des Harrens befreiten ihn. Er hatte den beiden Alten nichts gesagt, sich selbst immer vorgehalten, daß er eine verlorene Sache angehe. Längst mochte der Chimist gefunden sein. Doch von Tag zu Tag stieg seine Ungeduld. An ihr erwachte er zu einer Hoffnung auf neues Leben. Schließlich log er sich alle Unmöglichkeit ein, um den dürstenden Mut nicht vernichtet zu wissen, wenn wirklich aller Wunsch zerschelle.

Und er wußte, daß er sich belog. In diesem Kampf der verleugnenden Vernunft mit seinem Hoffen fühlte er es wie ein Glück aufbrechen: er war nicht verlorer., nicht alt, er mußte noch ein Leben wagen. Oh, es verlangte ihn brennender als damals, da seines Freundes erster Brief gekommen war, nach Neubeginn und Lebenswagnis. Die Ferne lockte wie ehedem, da er noch jünger war und weniger ertragen hatte. Die Ferne lockte, obwohl die Fesseln gesprengt waren. Das gab ihm die tiefere Sicherheit: er brauchte nicht mehr vor einem Leid fliehen zu wollen und begehrte doch stark das Neuland. Es war kein Wunsch, der einem Überdrucke entgegenstrebt, kein müßiger Wunsch, der eine beladene Seele in Träume rettet.

Noch beklemmte ihn das ermannte Gefühl, als habe er damit seine Els verraten. Und nicht nur das Andenken der Toten, die ihm das Heim geschaffen, das Kind geboren hatte, sondern schon ehedem die lebende Els Ochsnerin seiner Ehezeit, das Glück und die Zuflucht von zehn Lebensjahren. Seine Sehnsucht erwachte zu heiß, und seine Erwartung war allzu bebend. Nie konnte die Sehnsucht von ihm gewichen

sein. So wenig Frieden hatte er in den Jahren seiner Seßhaftigkeit gefunden.

Er zergrübelte die Erinnerungen seiner Ehe, doch fand er nur, daß er sich selber fremd geblieben war. Alle rings um ihn lebten ihr Leben getreu. Er suchte sein Leben, suchte sich selber. Ein Wesen, das ihm auferlegt war, trieb vor ihm her wie ein lechzender Schatten, und er mußte es mit seinem Fleisch und Blut erfüllen wollen. Er war seiner selbst nie satt und mächtig gewesen. Deshalb, nur deshalb hatte er keine Heimat gefunden und darum verlangte er stets, eine Heimat zu suchen. Sie gaben sich alle mit ihrem Leben der Erde wieder, die sie ernährte — er hatte nur das Geld hingegeben, das seine Kunst ihm brachte. Er stand außerhalb ihres Lebenskreises, war ihnen immer fremd geblieben, weil er sich selber nie völlig vertraut war. Und darum war er frei, unerbittlich frei.

Ihm ahnte, daß auch Theophrast sein werde wie er, der zarte Knabe wurzelte nicht in diesem bodengerechten Volke. Er hatte dem Kinde sein Wesen gegeben. Theophrast war ein Bombast von Hohenheim und mußte die Welt frei haben. Die Bombaste hatten kein Haus mehr. Auch sein Vater konnte nur gewesen sein wie sie, die beiden Letzten.

Als endlich das Schreiben aus Schwaz eintraf, zitterte die Hand des Wilhelm Bombast, und er zögerte, das Siegel zu brechen. Mutter Weßnerin stand vor ihm, sie hatte den Brief ausgelöst und den Boten abgefertigt. Von der zitternden Hand des Eidams sank ihr Blick bekümmert auf den Enkel, der die Asche des Herdes anblies. Sie ging dann in ihrer stillen Art aus dem Gadem, nur daß sie Theophrast sanft über den Scheitel streichelte.

Bombast stand tief zu dem Lämpchen niedergebeugt, als er zu lesen begann. Während er las, sammelten sich die banggelösten Züge seines Gesichts. Nicht Glück und auch nicht Freude belebte sie, ein ruhiger Entschluß, den die Stunde begünstigt, hatte sie gefestigt, als er den Brief langsam sinken ließ und den Kopf erhob.

Allein das Jahr war unwegsam geworden. Er mußte warten, Monate noch, bis der Brenner für ihn und den Knaben gefahrlos sein konnte. Aber der Kampf um das Schicksal des nächsten Lebens war in Wilhelm Bombast entschieden. Und von dieser Stunde an erklangen Liebe und Anhänglichkeit zum Ochsnerhause in ihm. Erst jetzt fühlte er, daß er nicht zu den Undankbaren gehöre. Das beglückte ihn und nahm aus seinem Wesen einen Teil der Bitterkeit, die ihn durchtränkte, seit er erkannt hatte, weshalb die Bombaste frei sein müßten. Er war kein Mann, der sich durch jede wohlwollende Laune des Geschicks und der Menschen demütig verpflichtet fühlt; er entehrte seinen Dank nicht, indem er ihn verschwendete. Doch hätte er vor seinem Gewissen nicht bestanden, wenn er hier nicht Schuld und Pflicht empfunden hätte.

Mit beschwichtigender Sorgfalt suchte er den Knaben vorzubereiten, aber das hellhörige Kind wußte bald den Sinn der Andeutungen zu durchdringen und jauchzte dem Neuen entgegen. Die beiden Alten verstummten vor diesem Jubel wie vor einem Schicksal.

Zwischen Rudi Ochsner und Marx, dem Knecht, lag eine griesgrämige Vertrautheit. Sie murrten über die Arbeitslast und wären ohne sie unglücklich gewesen. Marx zeigte dem Wirte offen seinen Verdruß, daß er wohl niemals werde von der Teufelsbruck loskommen können, und Rudi Ochsner lächelte schadenfroh darüber, daß der gute Arbeitsgenosse so wesentlich gebunden sei.

Im Winter mußten Bäume fürs Kloster gefällt werden, da ein neuer Schupfen zu errichten war. Rudi und Marx fronten am Weißenegg ober Willerzell allein. Dort errettete der alte Ochsner den Knecht aus harter Bedrängnis. Er befreite ihn mit der Axt von zwei Wölfen, die den abseits arbeitenden Marx zu dritt angefallen hatten. Einen hatte der Knecht selber erschlagen, war aber niedergerissen worden. Marx kam mit einer Schramme davon.

Sie zogen den drei hungerdürren Tieren die Haut über den

Kopf und sprachen weiter nicht darüber. Als sie aber mit den schönen Pelzen beladen heim gingen, meinte der Knecht doch:

«Ochsner, es gstund am Tod darbi.»

Er sah seinen Herrn scheu von der Seite an und schämte sich über den Gefühlserguß. Rudi Ochsner blinzelte hinüber und meinte:

«Nu solltu nümen süfzen, daß du muoßt din Leben an der Tüfelsbruck beschließen, dann du hast gsehn, es kunnt dir als ouch uf dem Wißegg begegnen und näher uf Willerzell dann der Bruck.»

«Gott wölls dir lohnen, Ochsnerwirt.»

«Loß guet sin, Marx.»

Gegen das Frühjahr an den trockenen Sonntagen rief der Alte den Enkel und führte ihn weitum auf die Höhen des Hochtals, sie blieben bisweilen über den Mittag aus. Das waren andere Gänge als mit dem Vater, der Pflanze und Gestein nur auf ihre inwendigen Kräfte hin betrachtete.

Der Großvater sagte nicht viel und ließ den Enkelsohn reden. Theophrast redete von der Ferne. Der Alte lauschte, er nickte gläubig, als sei sein eigenes Herz mündig geworden. Nie unterbrach er den Knaben, es sei denn, daß sie an einen Ort kamen, wo die Augen frei und weit über die Heimat schweifen konnten. Dann wies er mit dem harten Arbeitsfinger auf Höhen und Täler, auf Häuser und Felder und nannte alles mit Namen. Einmal doch, als die Lenzsonne ihr ganzes Glück über das Hochtal ausschüttete, fragte er Theophrast:

«Wie sänd die Berg und Tale gestalt, dohin ihr wöllt. Wie sänd sie benennt?»

«Ich weiß nit.»

«Wirst du sie mit Namen nennen und jedlichs mit den Ougen grueßen, so du din Zit bist dort gsi?»

«Ich weiß nit. — In derselbigen großen Stadt werdind viel Hüser sin, artlicher dann ünser Ochsnerhüsli, und min Vater wird ein chimisch Kuchel han. Do will er mir alls weisen.»

Der Alte nickte und sagte:

«Ünser Ochsnerhüsli an der Tüfelsbruck ist niederbrunnen, do war din Mammeli noch nit geborn und der Hans kom ein Jahr. Ich habs ufbouet und ünser Fründschaft gestund üns bi mit Rat unde Tat. Sin Holz und Stein sänd hie gewachsen. Und ich jeden Ort weiß, do die Balken gstunden, do sie noch vom Winde waren gewiegt, als ouch wo die Stein gelegen, do sie noch das Gras umbwedlet. Ich weiß ein jeden Riegel, Pfosten, die Streben, jedlich ein Nagel und Kerben an dem Hüsli. Das ist warm und trü gsi eins Menschen Leben lang, hat üns bewahrt vor Regen, Frost und Roub. Din Leben händ Dach und Wand geschützet, do es am zartisten ist gsi. Und Dach und Wand hab ich, din Ahn, gebouet. — Wer hat das artlich Hus ufgericht, dar ihr sullt ziehn?»

«Ich weiß nit, doch leit es in einer Gassen, do viel Hüser stohn, und dieselb Gassen ist nit alleinig, als in Einsiedlen, sundern es sänd viel Gassen. Und umb all ist ein groß und stark Mur zogen us Stein.»

Der Großvater legte die Hand auf die Schulter des Theophrast.

«Do wirst weit sin vom Ochsnerhüsli. Das Ochsnerhüsli und all die Berg und Tale, so din Oug uf diese Stund noch siehet, werdin fern sin, weit unde fern. Wirst du des Ochsnerhüsli gedenken und dieser Berg und Tale?»

Der Knabe nickte, ohne recht zu wissen, was er bekräftigen solle. Er meinte sonst, dem Großvater weh zu tun.

«Und wirst nit zuruck wöllen», fragte der Alte, heiser und hastiger, als er gewöhnlich sprach.

«Zuruck? Wir gohnt erst! Ein Arzet kann nit bleiben, er muoß uf die hoche Schul gahn!»

Er antwortete bestürzt, und der Alte sagte bedächtig:

«Din Welt ist weit, Fräsleli. Gott wölle dich bewahrn.»

Am nächsten Sonntage mußte Theophrast den Großvater an ihren Ausflug mahnen. Sie kehrten vor der Mittagszeit zurück.

Mittwoch vor Palmarum ritten Vater und Sohn auf zwei wohlbepackten Maultieren — das Schwabenjörgeli blieb an der Krippe des Ochsnerhauses, denn es hätte die lange Fahrt nicht mehr überstanden — am Weißenegger Berg entlang gegen das Rickental. Ein Fuhrmann, der von Zürich nach Kärnten rollte, hatte schon vor etlichen Tagen die andre Habe des Arztes in Richterswil auf seine Achsen genommen. Rudi Ochsner ging mit dem Marx nebenher.

Und als sie an die Stelle kamen, wo sie noch im Holze arbeiteten, griff Rudi Ochsner dem Maultier des Enkels in die Zügel, neigte den Knaben nieder und küßte ihn auf die Stirn. Er konnte nicht reden, die Lippen zitterten ihm. Theophrast hielt kaum die Tränen, sein Herz schlug heftig.

Wilhelm Bombast war abgesprungen. Er dankte dem Alten, aber Rudi Ochsner schien die gepreßten Worte nicht zu hören. Nur seine harten Hände umklammerten die des Schwiegersohnes, er sah hilflos nieder. Als der Arzt sich losriß, huschten die Augen des Alten noch einmal zu dem Enkel hinüber, er hob die Rechte und schlug ein Kreuz gegen Theophrast.

Er und der Marx verschwanden hinter den Buchen. Herr Wilhelm stand und lauschte ihnen nach, bis er das Knacken der Äste unter ihren Tritten nicht mehr vernahm.

Theophrast sah, blaß vor Erregung, auf seinen Vater, der das Tier wieder bestieg und still in Gang brachte.

Zur Rechten schimmerte die Morgensonne auf den Silberkätzchen der Weidenbüsche, und die befreite Sihl rieselte zwischen dem junggelben Grün. Da und dort stand ein goldnes Huflattichrädchen unter den Grassprossen. Und die Luft war voll herber Lust.

Sie bogen durch Willerzell ein und erreichten bald die Höhe, von der aus ein letzter Blick möglich war.

Wilhelm Bombast hielt und wies in das Hochtal.

«Sieh, Theophrast, zuruck! Do leit din Muotter, do leit die trüe Lieb von zwen alten Herzen, da leit dine Kindhet. Wölle Gott, du möchtist glücklich werden im Leben als ein Mann, alleinig das Glück diner Kindhet wirst nümen erjagen.»

Theophrast sah den Kessel des Hochtals von schattenblauen Bergen umfangen. Er fand zu den ernsten Augen des Vaters zurück.

«Was vor ein Glück sagest du?»

Wilhelm Bombast wandte sich zu ihm.

«Ein gueter Gott hat es dem Menschen geben, daß sie nit wissen, wenn sie am glücklichsten fänd. — Kumm, wir wöllend weiter. Wir müessen über große Höchen, eh dann wir mählich ze Tal künnen und den Ort sehen, do wir ein gueten Frieden finden möchtin mit Gottes Hilf.»

Gegen Mittag stand die Mutter im Ochsnerhause am Herd, sie rüstete das Essen. Die brodelnden Töpfe am Feuer waren kleiner geworden und geringer an Zahl. Sie hatte nur mehr für vier Menschen zu sorgen. Zwei alte Leute, den Knecht und die Magd.

Das Ochsnerhaus war auf die Zeiten zurückgefallen, in denen sie beide begonnen hatten, jung noch und voll Hoffnung auf erblühendes Leben. Das Haus verwaist nicht, wenn die Alten aussterben. Wenn es die Jungen verlassen, verwaist ein Haus. Seine treuen Wände sollten kein Ochsnerblut mehr schützen?

Da hielt sie ein, trocknete die geröteten Wangen von den Tränen. Sie wollte das Ochsnerblut rufen, hereinbitten, und müßte sie immer wieder suchen, bitten und rufen. Das Haus durfte nicht verwaisen, ein redliches Leben von zwei alten Leuten hing daran.

Sie stellte das Essen zurecht, gab der Magd Weisungen an den Hauswirt und ging in den schlichten Kleidern des Alltags, ohne Geschenk und Dankeswunsch über die Klause nach Altendorf in das Haus des Schmiedes. Dort kam sie sehr erschöpft an und mußte sich an einem Trunke Milch laben.

Dann bat sie das junge Weib, das dem Hans gefolgt war und ihm den Knaben geboren hatte.

Der Schmied begehrte Gritli zur Ehe. Er warb um sie seit zwei Jahren in seiner groben Art, die es dem jungen Weib er-

möglichte, bei ihm zu bleiben, ohne seinen Wunsch erhören zu müssen. Gritli wollte keinen Mann. Aber sie hatte ein Hauswesen gefunden und mit ihren Händen aufgerichtet. Und das wollte sie nicht verlassen.

«Ich kunnt Üch nit kränken, Weßnerin. Ich wills ouch nit vor alle Zit versaget han. Der Schmied will ein Wib, und ich werds nit sin, dann Ihr wisset, wer mins Bübli Vater ist. So mich dies Hus kunnt missen, werd ich ze Üch ziehen.»

So ging die Mutter mit einem Trost, weil ihre Hoffnung nicht ganz zerschlagen war.

«Ich will dich ruefen und ruefen, Gritli. Du sollt mich noch hören. Min Hus ist leer. Ich will dich immer ruefen.»

Mutter Weßnerin scheute die Sommerhitze nicht, sie ließ sich von keinem Herbstregen schrecken, und der Schnee war ihr nie zu tief. Sie ging an ihren Tagen, da die Sehnsucht unerträglich brannte, in ihren schlichten Alltagskleidern, ohne Gabe und ohne Dankeswunsch über die Klause in die Altendorfer Schmiede und rief das junge Weib mit dem Söhnlein. Und eines Tages fand sie das Bündel geschnürt, Mutter und Kind bereit.

Da lichteten sich ihre alten Augen vor Stolz und Glück. Sie brachte dem Ochsnerhaus an der Teufelsbruck eine helle Kinderstimme, die seine verräucherten, wetterbraunen Holzwände durchklingen sollte bis in die Herzensfasern des treuen Gebälks.

Das Gestirn

Das erste Buch

Das lohende Herz

In den Osternächten lagen die Träume der Hexen und Zauberer tot, als hätten sie nie gelebt. Kein Weib wagte die Bilsenkrautsalbe an den nackten Körper, und darum vermochten sich die lüsternen Seelen nicht vom Leibe zu lösen. Die Magier mieden die heiligen Siegel der Geister. Rein waren die Lüfte, aller Menschentaumel schwieg.

Das junge Gras schauerte vor Lust. Sehnsuchtsvolle Menschenaugen waren hoffensfroh an ihm geworden, dem Lenz breitete es das Estrich und wagte für ihn die letzten Winterhärten. Heimlich, wie in der Menschenbrust alles Glück und Unglück sich bereitet, ehe es in Jubel und Trauer verlautet, schwoll rastlos drängend das erneute Leben, und durch die feuchte Krume trieb die Erde kraftübersättigt aufwärts.

Die Menschen schliefen tiefer als sonst, matt von den erblühten Lebenssäften, ihr Gewissen war aller Arbeit für den kommenden Tag entbunden. Sie schliefen den Auferstehungsglocken nach. Auch die Tiere ruhten tiefer, ermüdet von dem lenzigen Blute.

Da zerrissen die weißmähnigen Rosse des Pesthassers Nordwind ihre Halfter und rannten gegen

den Vollmond an, als könnten sie den Milden unter ihren Hufen zerstampfen. Er lockte ihnen mit seinen sanften, feuchten Kräften die Lebensquellen zu früh. Sie kannten das Ruheverlangen ihres Herren, sie wollten ihm dienen. Aber der Mond lichtete nur die weißen Mähnen heller auf. Sie mußten daran Genügen finden, daß ihre huschenden Schatten den Silberschimmer der Erde dichter und dichter verdeckten.

Dann aber fuhr Er unter sie mit seiner brausenden Sehnsucht. Trieb und jagte sie, daß sie vor Angst wieherten. Ihr Schaum zerstäubte, ihre schweißtriefenden Leiber preßten einander, sie zerflossen unter seinem Triebe.

Er jagte den Himmel heiter, nachdem ein kurzer Guß, von schaumweißen Schneegraupen untermengt, die Erde überschauert hatte.

Wie immer kam er im Sturm, und sein Herz sang vor jauchzender Bitterkeit, denn es versprühte im Grenzenlosen und schlug, so gewaltig es schlug, doch in der eigenen Enge. Der Salztrunk aus dem Brunnen der Weisheit ließ es vor Durst schmachten. Und da seine Brust vor Liebe brannte, fühlte er alles Wesen vom Froste betäubt. Er beargwöhnte die Seelengewalten, von denen die Flämmlein der Menschenherzen hin- und hergeweht flackerten. Die Herzen sah er brennen.

So schwebte er zwischen zwei Himmeln, und jeder hatte seine hellen und matten Lichter. Ob seinem

Scheitel stand da und dort ein Himmelslicht in hohem Feuer, als sollte es eine neue Welt gebären. Auch aus dem Menschenhimmel der Tiefe lohte ihm da und dort zeugender Brand entgegen, und solch eine Herzensflamme zog den Sehnsüchtigen im Sturme gewaltsam an. Er wußte, daß die hohen Feuer nicht einsam bleiben können. Sie reißen rings Flamme und Flämmlein in ihren Brand, kraft ihrer Lust und Pein. Dann wächst alles Licht. Vielleicht, so sang ihm die Hoffnung, wächst es zur heiligen Lohe, in der seine Sehnsucht den Tod erlitte. Er wollte nicht erlösen wie jener frierende Bettler mit den fünf Wunden und der dornennarbigen Stirn. Er wollte erlöst sein.

Unweit einem Dome, dessen Steingewölbe vom Dunsthauche der zahlreichen Begräbnisse erfüllt war, so daß ein süßlicher Moder von ihm aufstieg — es war vor etlichen Wochen ein Sterben durch die Stadt gegangen — sah der Sturmgewaltige ein neues Licht durch die Finsternis ringen. Er verlangte dem Herzen zu lauschen, das so inbrünstig aus dem Gefunkel der Zahllosen ringsum himmelaufwärts lechzte, denn diese Flamme hatte noch alle Unstetigkeit des inneren Kampfes, noch lag nicht das matte Strahlengewebe um sie, das von den mitgerissenen Lichtlein willig und widerwillig um ein großes gewoben wird.

Sein Wesen verdichtete sich, und er sank, da der

Mantel hochaufgebauscht über den Schultern zusammenschlug, gleich dem Riesenvogel der Vorzeit.

Ein starker Torturm trug das Wappen der Stadt. Der Sturmherr, vor dem die weißmähnigen Rosse des Pesthassers Nordwind zerstoben waren, freute sich seiner ahnungslosen Menschen, da er das Wappen sah: Ein Rad, sein heiliges Sonnenrad.

Durch das schwerverriegelte Tor hindurch schritt er wie der Wille eines ungeduldigen Belagerungsheeres, dem die Mauern einer Stadt zu lange trotzen. Dabei riß der Wirbel die Wachtstubentür auf und schellte sie gegen die Wand. Die Wachtstube war leer. Tor und Fallgatter aus gesundem Eichenholz, wuchtig vor Eisen, hielten Treue, und in der Turmkammer lauschte ein Wächter der Ablösungsstunde entgegen. Auch sonst lag die Stadt Erfurt ringsum in gutem Frieden und schlief.

Er wehte durch die schluchttiefe Nacht der Gassen. Die Hunde hoben sich von dem wärmenden Mist, den sie noch suchen mußten, um nicht zu frieren, und sie heulten ihm nach. Ein rauschendes Wasser durchfloß die Stadt. Wie ein Windstoß glitt er darauf nieder und ließ sich das kurze Stück zu dem Augustinerkloster tragen, aus dessen Mauern das neue Licht quoll.

Der Klosterhof faßte ihn kaum. Das Zellfenster jenes inbrünstigen Bruders, um deßwillen der Sturmgewaltige niedergefahren war, mündete in den Hof.

Er lagerte sich auf dem Pultdache des Kreuz-

ganges, und zu seinen Füßen bebten die Gräber der Mönche. Es seufzte aus ihnen, als bedeckten sie Lebenslast und Mühsal. Er beugte sich nieder und strich mit der Hand über die Gräber hin, aber sie wurden unter seiner Hand unruhiger. Die feuchte Erde wallte und barst an manchen Orten. Und seine Hand zog sich schmerzlich zurück, wie die eines Vaters, der sein erschrecktes Kind nicht zu beruhigen vermag.

Als er den Blick hob, ehe er noch sein Ohr an das Zellfenster legte, sah er aus der gegenüberliegenden Mauer einen Schatten tauchen, der unter seinem Blicke einen leuchtenden Dunstkreis gewann. Die Glorie war nach Gestalt der mystischen Mandel zweifach gespitzt, zu Häupten und zu Füßen. Ihr fahles Licht durchwitterte die hageren Glieder des triumphierenden Wundenmannes. Der führte in seiner Linken die Kreuzesfahne, und ihre weißen Tuchflammen bewegten sich langsam schlängelnd, als blähten sie die unruhigen, stärker erglühenden Strahlen der Mandorla. Die Ruhe der dornennarbigen Stirn und die Demut der halbgeschlossenen Augen ließen den Sehnsuchtsvollen fast des lohenden Herzens in der Mönchszelle vergessen.

«Du bist stark geworden», flüsterte er dem Triumphierenden zu, und sein Auge sank. «Ja — ihre Gebete haben die Zunge verlassen und sind tief in die Brust eingedrungen, gleich dem ersten Atemzuge eines, der am Ersticken war.»

Der Triumphierende schwieg, nur ein mildes Lächeln schwellte seinen Mund, und das Lächeln zog das eine gewaltige Auge des Sturmjägers — das andere war ausgeronnen — wieder auf die leuchtende Gestalt.

«Du schweigst, als könntest du satt sein. Und bist du satt, so hast du dich an ihrem Hunger geweidet, der ihnen die Erde so bitter, den Himmel so süß macht. Schweige nur, du Satter in der Glorie, aber wisse: ihr Hunger, der dich genährt hat, kommt von mir.»

Der Triumphierende senkte langsam die Schwurhand und tauchte ihre drei gestreckten Finger in die Seitenwunde. Er spreizte die Wundlippen, ihnen entströmte ein Lichtbündel, das tief in die Gräber der Mönche drang. Noch bebten die Gräber, in Aufruhr standen Moder und Bein, als wollten sie erstehen. Aber unter der Strahlenröte der Wunde wurden sie stiller und stiller. Bald lagen sie in ihrem unsäglichen Frieden.

«Leuchte auch in meine Brust, Fürst der Toten.»

Doch das Licht der Wunde erlosch vor dem Wunsche des Sturmgewaltigen.

«O Welterlöser, daß deine Quelle versiegt! Sammle dein unerschöpfliches Blut, türme die größte Flutwoge, ertränke die Welt in mir. Was zauderst du mit der letzten Nacht? Sind die Sünden derer, die über sich hinauswollen, nicht gotteswürdig hoch geschwollen? Willst du, daß sie erst erbärmlich wer-

den, wenn sie an den eigenen Schranken wundgerannt sind? Fürchte dich, wenn dein Frieden ihnen keinen letzten, ewigen Tod gibt!»

Der Triumphierende hob die Augen in demutsvoller Hoheit, allein er schwieg.

«Ach, du bist auferstanden. Deine beste Kraft ist verloren, denn keiner wird sich mehr an dir ärgern. Wehe dem Meister, der seinen Schülern ein Dach wird, darunter sie friedlich hausen können! Wehe dem, an dessen Glorie sich auch die matten Herzen entzünden! Wo ist dein Salz geblieben, wo dein Stachel? Du hast aus ihnen mit allen Poren Kraft gesaugt. Deine Kraft bleibt ein Lehen, und, die ihre tiefste Quelle nicht ahnen, wuchern damit.»

Die Flammenzungen der Mandorla zuckten unruhig unter der Hohnrede, als würden sie von heftigen Zornatemstößen angefacht und erstickt. Die demutsvollen Augen des Triumphierenden aber stachelten die Bitterkeit des andern.

«Die Gleichnisse altern. Du weißt es, stummer Sieger. Jung bleibt nur die Sehnsucht, auch wenn sie im Schatten der Gleichnisse ruht, da sie müde geworden ist. Sie erhebt sich immer wieder gegen die Gleichnisse. Sie kennt keinen Dank. Setzt das Dach in Brand. Zertritt den Becher, wenn der Wein getrunken ist. Ein Spott sind alle, die den Hunger der Sehnsucht betäuben und darüber groß und satt werden. Ein Spott die feierlich Triumphierenden,

denn sie müssen endlich ihr Reich bei den Toten suchen. Den Lebendigen werden sie ein Gleichnis, und alle Gleichnisse altern, das weißt du.»

Da reckte der Triumphierende seine Linke, so daß die Spitze der Kreuzesfahne gegen das Zellfenster jenes Bruders wies. Der Sturmgewaltige lauschte auf, denn er wußte wohl, daß der andere gekommen war, mit ihm um das inbrünstige Menschenherz zu ringen.

Der Mönch kniet vor seinem Lager, Brust und Kopf über das Stroh geworfen, die Stirn preßt sich in die verschränkten Arme. Sein Nacken ist entblößt. Das schwindende Licht des Zinnlämpchens läßt kaum die Bußstriemen auf der weißen frierenden Haut erkennen. Und das schwere Faltenspiel der schlotterweiten Kutte begleitet das Atemringen gleichmäßig, hölzern, als halte es den jungen Körper mit trockener Gewalt in den Staub gezwungen.

Sein Arm ist an den Hieben ermattet, sie schmerzten nicht mehr. Das Herz dürstet. Das Bußwerk belastet seine Seele. Ihm ist, als habe er die lächerliche Unterlassungssünde begangen, um die harte Zucht vor seinem Gewissen zu rechtfertigen. Wie der ernüchterte Säufer nach der Kanne lechzt, ist er zurückgefallen an den Rausch der Schmerzen, an die Trunkenheit der Leibesqual und an das Laster der Werkheiligkeit, seine Seele zu betäuben. Er möchte

Gott um eine Sünde anflehen, die drohend und hart vor ihm stünde wie ein Fels, aber auf der Brust in Gottes Flammenschrift klar ihren Namen trüge. Vielleicht wäre er dann den andern gleich und könnte im Bußwerk Frieden finden.

Er fühlt keine Schuld, die er mit seinem Geist umfassen könnte, und doch liegt all sein Wesen qualvoll erstickt unter der unnennbaren Sündenlast der Kreatur.

Wie die andern! Kümmerliche Trägheit des Gemüts, wenn er sein wollte wie sie, die sich an der Sünde sättigen, an der Buße sättigen und wieder an den Tisch des Teufels treten, die einzige Bangigkeit im Herzen, daß ihre letzte Not sie nicht unverhofft anfalle.

Der Mönch schauert unter Eis und Glut. Ist das nicht schon die Sünde, der geile Höllenatem, in dem sein Herz aufschlägt, da er sich anders wähnt als die andern? Was sollte Gott durch ihn allein wollen? Kreatur, verworfen seit Adam! Verstrickt in eine Erbschuld, jenseits der Sinne, jenseits des Willens.

Er wirft den Kopf auf und starrt mit seinen glühenden Augen das Kruzifix an, das über dem Lager hängt, ein dunkles Zeichen, dessen Marterleib mit dem Marterbalken verschwimmt.

Herr und Christe, auch du, du voran hast diese Not gefühlt, jenseits der Sinne, jenseits des Willens! Du bist gestorben ihretwegen.

Kein Höllenatem also, der ihn zur namenlosen Einsamkeit der Gewissenspein verdammt. Aber Weltgericht. Ein Teil des Weltgerichtes, das ewig wächst und wird zugleich mit der ewig wachsenden Welt.

Der Mönch steht auf. Seine Hände falten sich vor der stürmenden Brust. Er steht mit gespreizten Beinen. Sein Gesicht ist so weiß wie das eines Toten. Die Augen fließen über.

Herr Christe, heißest du mich meinen Teil am Weltgerichte tragen und sühnen? Und alle sehen nur die Sünden ihrer Sinne und ihres Willens. Gott in mir, du Gott des Zorns, der den eingeborenen Sohn gegeben und am Kreuz geopfert hat. Gott durch mich, du Gott der Erlösung und des Gerichtes!

«Non possumus non peccare, des Menschen Herz ist sündhaft von Jugend auf aus Not seines Wesens. Wo ist die Macht dawider? Potestas nostra ipse est, Gott ist die Macht in mir. Er also schaffet meine, des Menschen Freiheit? Aus Gnaden durch seinen Sohn. Und wo bleib ich, also verloren in den Willen Gottes? Nimmer verloren, mein Glauben allein, ja, mein Glauben allein schafft Gottes Gnad in mir!»

Er steht in hoher Verzückung und lauscht lange durch die Nacht in sich hinein. Dann fallen seine Augen auf den Boden. Der Stock, mit dem er sich gezüchtigt hat, liegt vor seinen Füßen. Er hebt ihn auf in jähem Zorn und zerbricht ihn über seinem

Knie. An dem Knacken des berstenden Holzes erwacht er und schleudert die beiden Trümmer gegen die Zellenwand.

«Friß, Teufel, dein totes Werkzeug!»

Er tritt vor das Pult und schlägt mit zitternder Hand das Buch auf, ehrfürchtig wie der Magier an die gewaltigsten Zeichen tritt. Des Paulus Römerbrief. Und die Lippen des Mönches wispern, da er liest, aber sein Mund vermag den griechischen Worten nicht Laut zu geben. Seine Rechte ballt sich, er schlägt auf die Schrift und hält die Faust so stark an die Schrift gepreßt, daß sich das Pergament der überblätterten Seiten umwirft und seine Faust bedeckt.

Laut sagt er, was er in fremder Sprache gelesen hat:

«So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben . . . allein durch den Glauben!»

Der Mönch wiederholt das Schriftwort dreimal laut und aus tiefster Seele, als müsse er eine Gesetzeswelt aus ihrer tausendjährigen Bahn stürzen und Sterne zwingen, daß sie des Menschen selbsteigenen Glauben in ewigen Zügen an den Himmel schrieben. Er weiß sich des Gottes so mächtig und ersättigt, daß ihm sein Lebenswandel zeichenhaft erscheint und wie ein Traum, der aller Verstandesnotdurft entrückt ist.

Auch ihm hat Gottes Finger aus den Schrecken des Himmels die Bahn gewiesen: Strahl auf Strahl,

Schlag auf Schlag war über ihn aus dem schwarzen Wetterhimmel gefallen, er allein im weiten, bebenden Gefild, kaum eine Stunde weit von der Burse und seinen fröhlichen Genossen. Wie vor Saulus, als er nach Damaskus ging, um gegen Christum zu wüten, ist vor ihm des Himmels Schrecken aufgebrochen und hat ihm seinen Weg gewiesen, dem Wege Pauli gleich. Die Rechenmeisterin Vernunft war ganz verstummt, das Corpus Juris ist ihm für immer aus der Hand gefallen. Und längst war sein Wesen der Berufung nachgegangen. Er ist damals nur, gelähmt vom Schrecken der innersten Gewißheit, erwacht.

Berufen aus innerstem Eigentum, von Gottes Gnaden, kraft seines Glaubens!

Und während der junge Mönch die Stunde erlebte, in der seines Lebens Tiefe erschöpft war, der alle andern Stunden folgen sollten, wie Blatt, Blüte und Frucht dem Keimling folgen, lauschten die beiden Gewaltigen im Hofe des Augustinerklosters und beide sahen im Spiegel ihres Wesens die Sterne des Himmels vor den Kräften der Erde zittern. In dem Maße, wie der ringende Mönch sein Selbst gewann, wurden die Züge des Sturmgewaltigen friedlicher. Er stützte sein Haupt in die Hand und schloß sein Auge. Und auch die Mandorla des Triumphierenden verblaßte zur zarten, seligen Glorie des Regenbogens.

Als der Mönch das Wort des Paulus dreimal in

die Nacht rief, da hob der Sturmherr seinen Blick zu dem Triumphierenden.

«Hörst du», flüsterte er ohne Härte, als müsse er rauhe Sitten vor einem verwöhnten Gaste entschuldigen, «sie können nicht dienen. Auch wo sie zu glauben meinen, suchen sie nur den Gott in der eigenen Brust.»

Der Triumphierende breitete seine Arme. Seine Füße legten sich übereinander. Um seine Stirn lag enggeschlungen eine Krone aus Dornen. Es schien, als hinge er am Kreuze. Doch die Glorie wich nicht von ihm.

«Laß uns Frieden schließen über diesem Herzen, du Triumphierender in deinen bitteren Wunden. Laß uns Frieden schließen. Sie brauchen das Gleichnis, zu dem sie aus ihrer Einsamkeit flüchten können, wenn sie die bange Stunde überfällt. Und wehe den Sterblichen, die keine Gleichnisse haben in ihrer Einsamkeit!»

Der Kopf des gekreuzigten Triumphators wandte sich langsam dem andern zu, und seine Augen strahlten in grenzenloser Liebe. Es wuchs ihm die Kreuzesfahne aus der Linken, und ihn umspielten neuerdings brausendhelle Flammen.

Der Sturmgewaltige aber breitete seinen Mantel flügelgleich. Er ward entrafft, schmerzvoll, hoheitsvoll, sieghaft wie die ewige Sehnsucht, die keine Gleichnisse kennt. Und doch umspielte ein Lächeln seinen unsterblichen Mund.

Eröffnete Welt

Mehr einer Pflicht zu genügen, als dem ringenden Kranken zu helfen, hatte der aufwartende Mönch das Kohlenbecken nahe an die Bank gerollt, eine Prise Stechpalmblätter auf die Glut, sodann raschelnde Kohlen, zweimal soviel er zwischen den Händen fassen konnte, in den beizenden Dampf geworfen, der gegen die nachtdunkle Höhe unter der Decke wirbelte. Er war von der Matutinglocke aus einem halbwachen Dämmern geschreckt worden. Der Alte duldete kein Versäumnis. So stapfte der Bruder wortlos durch die Streu, die aus dem Bereiche des knisternden Feuers vom Lehmestrich abgeschoben war, und verschwand hinter der schmalen Holztür.

Die Mönche von Sankt Andrä liebten ihren Bischof nicht, da er, hart gegen sie und sich, ein verstummtes Leben führte, und sie wußten auch, daß er von den Giftdämpfen überwältigt worden war, die den chymischen Öfen im Keller der Pfalz entwichen.

Bischof Erhard schob seinen keuchenden Oberkörper an den Rückenkissen dem Dampf des Heilkrautes näher. Die hageren Finger der Hand, auf die er sich stützte, krampften sich ab und zu fester in das Sitzpolster. Aber in seinen eingesunkenen Augen lebte mehr als die Qual des Leidens, seine Stirn war gespannt, und die einzige steile Furche zwischen den weißen Brauen zeugte noch vom Triumph des Willens. Er ließ den Körper für sich kämpfen wie ein Herr den Vasallen.

Dann sank der Sturm, allmählich von den narkotischen Dämpfen beschwichtigt. Die Schmerzen der Leber, das Pochen und Zittern am Herzgrüblein wurden wieder vernehm-

licher. Er rückte den Oberleib empor, schloß die Lippen fest, verschränkte die Arme auf der Brust. Seine nackten Füße drangen tiefer in das durchwärmte Stroh. Sein Kopf fiel zurück, die schlaflosen Augen ruhten in der dunstigen Dunkelheit.

Der Bischof wußte, daß sein Ende nicht mehr fern war. Aber das Ende, dem er sich alle seine Tage bereitgehalten hatte, schien der Leidenschaft des Erlebens entkleidet und fast gleichgültig wie ein Zufallshafen, in den flauende Segel ohne Furcht und Hoffnung gleiten. Er hatte den Kampf gegen das Unerbittliche erwartet, denn die Krankheit, das fühlte er selbstgewiß, war seines Geistes nicht Herr geworden. Und doch wünschte er kaum mehr von diesem Leben, obwohl ihm die Erwartung des andern zweifelhafter erschien als je in seinen stärksten Stunden.

War es nicht, als würde er aus kühlen Höhen von breiten, ruhenden Fittichen in die Tiefe getragen wie ein großer, fremder Vogel?

Er hob den Kopf, lauschte gespannter in sich hinein, sein Blick versank in der Kohlenglut.

Oder suchte er nur das Herz, das die Krankheit zittern ließ, als folge es einem andern Wesen und nicht mehr dem seinen, durch weite Gedanken zu beschwichtigen? Vielleicht gönnte die Seele, die sich bereits von ihrer Hülle löste, dem innersten, bebenden Menschen etlichen Trost! War er noch er selbst, jenes enggefügte Haus, das die Lebensgeister durchpulst hatten, begnadet von dem Gotteshauch, dessen er ja auch dann teilhaftig blieb? Sein Ewigkeitsteil mochte kaum mehr mit den äußersten Wurzeln jenes Leben berühren, das sein Leben geheißen hatte. Und doch bebte er nicht vor dem Unbekannten, sein entfremdetes Herz zitterte nur.

Er wußte sich nicht schuldlos nach den geläufigen Begriffen. Sein Mensch war Mensch gewesen, allein er blieb dem Leben nichts schuldig. Und dies trotzige Wissen mochte seinem Körper Kraft erteilen bis in die letzte Stunde hinein. Ein anderer Körper wird den Krummstab und die Inful tragen, das

Pectorale auf der Brust fühlen ... die Mönche, wenn sie von der Frühmette kommen, mochten den Namen flüstern, den jener Körper führt. Ein anderer Körper. Und fast schien ihm der seine so fern und anders wie der, den die wispernden Mönche nennen werden.

Weil er dem Leben nichts schuldig blieb und das Leben ihm alles? Denn was auch an seinen Leib gefallen war, er hatte wett gemacht, bezahlt und es sich selber wieder abgerungen. Nie war er freundlich gegen sich gewesen und wußte keinen, der freundlich gegen ihn gewesen war. Wäre Gott der kleinliche Gott, der vor dem schaukelnden Waagebalken sitzt wie ein Marktvogt, er müßte dieses Lebens dreifach mönchische Armut sehen und brauchte nicht tief in den Gnadenschatz zu greifen. Kein Mensch, kein einziger hatte je sein Herz erquickt.

Oder war sie doch ein Tropfen aus dem Quell der Menschenliebe, diese späte, arme Regung in den beiden letzten Jahren dem einen gegenüber, dem Villacher Arztessohn, dem Jüngling, fast noch ein Kind, mit den trotzigen Augen und den bereiten Händen? Besser als mancher Adept, der sich des Steines vermaß und kaum in das Geheimnis der Grade eingedrungen war, hatte ihm dieser Knabe vor den Öfen zu helfen vermocht ... Die Öfen standen ausgebrannt, das geschwärzte Gerät ruhte zwei Stockwerke tiefer unter seinen Füßen. Seine Aufzeichnungen sollten vor den abergläubischen Fingern derer, die Gold suchten und nicht das Wesen, bewahrt sein.

In dem Jüngling Theophrast mochte etwas leben, das ihn verwandt dünkte, ein Wille, hinter die Form zu kommen, mit der ein guter Gott die Sinne sättigt, zwar ungeklärt noch und unbewußt, aber darum doch wachstumseigen und unentrinnbar. Welch eine drangvolle Not stand dem Knaben bevor! Und wird auch ihm das Leben ein letztes Erfassen versagen, wird auch er am Ausgange kindernackt und ungestillt entweichen müssen? Es gab Mönche im Kloster, die den jungen Hohenheim für einen Homunculus hielten, zuweilen

auch für einen dienstbaren Teufel, der zum Scheine nur das schwarze Schülergewand trug. In Rom hätte man von einem Liebesverhältnisse geschwätzt, die Deutschen glaubten an ein Wunder. — Wie tief wirst du deine Wurzel noch treiben müssen, deutscher Lebensbaum, bis du die Wasser findest, die dich wunschlos sättigen?

Dann sprangen die Gedanken des Leidenden auf seine Romzeit über. Auch sank zuweilen für etliche Atemzüge sein Kopf tiefer, und die Augen schlossen sich, aber Schmerz und das Beben des Herzens durchbrachen immer wieder die dünne Decke der Wohltat.

Als der Pflegebruder wiederkam, lag der Kopf des Bischofs auf den Rückenkissen, und seine Lider deckten die Augäpfel. Der Mönch stutzte über der Schwelle. Das ungewisse Licht des Lämpchens und die von leichter Asche gedämpfte Glut ließen ihn nicht recht erkennen. Doch schienen die Augenhöhlen des Bischofs tiefer und sein Gesicht noch bleicher als sonst und die Brustfalten der weiten Kutte unbewegt. Wie ein äugendes Huhn mit verdrehtem Kopfe und vorgerucktem Halse schlich er langsam näher, und sein Gesicht zitterte vor Neugier.

Der Bischof hob die Lider nicht, um diese Folie seiner Menschenverachtung über das Leben aufzuklären, das immer noch in ihm wühlte. Er sagte nur halblaut mit einer etwas pfeifenden Stimme:

«Den Bruder Aurelius.»

Der Mönch fuhr in eine tiefe Verbeugung zusammen und wiederholte schluckend den Befehl.

Auch auf der nicht unfeinen Stirn des Mönches Aurelius lag etwas wie verwunderte Abwehr, da er den Scheitel vor dem Bischof neigte. Der Pflegebruder verschanzte sich hinter die Andacht eines Rosenkranzgebetes, während die andern in gutem Latein, mit klösterlich gedeckten Stimmen sprachen.

«Wie steht es um die lateinischen Fertigkeiten des Theophrastus, meines Laboranten?»

Der Bruder Aurelius mußte sich ein wenig sammeln: er hatte nicht erwartet, daß der Bischof seine letzten Gedanken an die Klosterschule wenden werde.

«Fertigkeiten ... die heilige Sprache scheint seine Zunge mehr zu belasten als zu befreien. Er stolpert durch die Eklogen des Theodulus, und der Gartenpfad der Catonischen Distichen verwandelt sich unter ihm zum Knüppelweg.»

Bischof Erhard hatte keine bildhaften Redewendungen gewünscht. Er meinte kühl:

«Und dieses Latein wird für die hohe Schule genügen?»

«Vermutlich. Man übt dort trotz der Mühen des hochberühmten Celtis und Wimpheling und des erhabenen Agrikola noch immer Barbarei.»

«Bruder Aurelius, bringe mir den jungen Bombast von Hohenheim.»

Der Mönch zögerte.

«Ist er nicht hier?»

«Er ist ... er muß hier sein.»

«Also eile, meine Zeit wird kurz.»

Der Pflegebruder wurde unruhig. Er war einer von denen, die das Schülerlein Theophrast für einen Teufel hielten, und man rechnet in den letzten Stunden mit seinem Teufel ab, mit Gott abzurechnen hatte man bisher gezögert. So flocht er denn, um für das Äußerste versehen zu sein, ein stachliges Gebet gegen Satan und Dämonen unter die Paternoster und Avemaria des Rosenkranzes.

Und eine gute Weile mußten sie warten, bis der Bruder den Jüngling brachte, auf dessen Augen noch vom Morgenschlafe ein Schleierhauch lag.

Der Rektor der Klosterschule schien sich in die wunderliche letzte Lebensregung seines geistlichen Fürsten gefunden zu haben und war auf eine Prüfung des Schülers gefaßt, die zugleich eine Prüfung für ihn bedeutete. Er hatte den jungen Bombast darauf in aller Eile vorbereitet. Allein der Bischof entließ ihn mit kurzem Dank und wies auch den Wärter fort. Der schlug ein Kreuz und schlüpfte erleichtert davon, denn

er verlangte nicht danach, dem Herren im letzten, heißen Kampfe mit seinem dienstbaren Dämon beizustehen.

Theophrast hingegen erwachte völlig an dem starken Dufte, der von dem Rauchwerk zurückgeblieben war, und die Luft eigentümlich erfrischte. Er sah die Leidenstiefe in den Zügen des wortkargen Mannes, und sein Herz — manchmal hatte es an den eigenwilligen, schroffen Befehlen zu erbittern gedroht — füllte sich mit weichmütiger Bewunderung für das Wissen, das ihn der Bischof vor den Kunstfeuern hatte erkennen lassen, und das nun versinken mußte.

Der Kranke winkte.

«Du wirst noch nüchtern sein. Nimm dort und iß, trinke auch schnell. Ich habe dir zu sagen.»

Theophrast trat gehorsam an das Tischlein, auf dem die Kanne und gesottenes Salzfleisch stand, trank einige Schlucke von dem süßen, schweren Weine, würgte einige Bissen hinunter. Noch kauend wandte er sich dem Bischof zu.

«Dort in der Bettlade ... linker Hand ... meine Schrift.»

Der Jüngling hatte den Deckel gehoben und aus dem Wirrsal von kleinem Gerät und Kleidungsstücken, auch etliches Druckwerk, das der Bischof nicht vor aller Augen halten wollte, lag dabei, ein Blätterbündel gezogen, an dem er des Meisters Hand erkannte. Er trug es auf die Bank neben den Kranken.

«Du wirst, ehe es tagt, das Kloster verlassen und dies mit dir nehmen. Ich will nicht, daß du das Kontubernium noch einmal betrittst oder sonst gesehen wirst. Du gehst hinunter und verschüttest die halbreife Essenz. Wo meine Aufzeichnungen liegen, weißt du. Nimm sie mit dir. Das Pförtlein in den Hof brauchst du dann nicht mehr zu schließen. Zum Mauerschlupf hinter dem Chor findest du dort an der Bettsäule den Schlüssel. Du versperrst von außen und wirfst den Schlüssel über die Mauer zurück. — Ich weiß ... du hast noch etliches Gewand oder Dinge, an denen dein Herz hängt, im Kontubernium. Suche weiter in der Lade. Zu unterst liegt Wams, Hose, Gürtel und Dolch und ein Hut, auch ein Man-

tel. Der Dolch ist goldbeschlagen, trägt einen Smaragd. Alles nimmst du mit dir. Und höre: Du bringst deinem Vater die Schrift. Er ist ein wohlerfahrener Mann und weiß die Kunst zu schätzen. Den Dolch wird er versilbern und einen gewissen Boten mieten, der das Manuskript meinem Freunde Trithemius nach Würzburg bringt. Du kennst seinen Namen. Hast du mich voll verstanden? Wiederhole!»

Und Theophrast wiederholte in seinem Latein, doch kurz und unbefangen, als handle es sich um alltägliche Dinge. Dies und die gelassene Art, mit der der Jüngling seine Aufgabe anging, alles zusammentrug, zum Bündel band, wozu er, ohne zu fragen, eine Bettschnur nahm, erregte in dem Kranken ein letztes, wärmeres Gefühl der Schuldigkeit. Und die Dienstbereitschaft des jungen Hohenheim bei manchem ausgedehnten chymischen Prozesse, der durch Tag und Nacht das Gewölbe mit ungesunden Dämpfen gefüllt hatte, schien dem Bischof nicht mehr der willenlose Jugendgehorsam, der ihn zuweilen gerührt hatte. Er kam sich in dieser letzten Stunde dem Jüngling gegenüber weit eher als Mittler vor, denn als Herr, der einen Gehilfen nutzt. Er rief Theophrast, als dieser schon den Vorhang hob und nach dem Schlüssel griff.

«Gib mir von dem Wein!»

Er trank langsam, wiederholt absetzend, und stellte dann das Kännlein mit unsicherer Hand neben sich nieder.

«Du hast mir geholfen und wirst mir über mein Ziel hinaushelfen. In diesen Blättern liegt die Ernte. Du wirst sie sicher an ihren Ort bringen.»

«Ich will es.»

«Aber du wirst die Schrift lesen. In Heimlichkeit trägst du sie von hier fort. Das Heimliche lockt.»

«Ich werde Euere Schrift lesen. Nicht einer solchen Heimlichkeit wegen.»

«Weshalb?»

«Weil ich Euere Kunst gesehen habe.»

«Bist du soweit?»

«Von Kindheit hat mich mein Vater diesen Weg gewiesen.»

«Fürchtest du nicht, daß er dir zu steil wird?»

«Ich weiß nicht, wie steil er ist. Wie sollte ich ihn fürchten?»

«Wahrlich, du bist der Klosterschule entwachsen.»

«Ich wäre ihr entlaufen. Eure Kunst hat mich hier gehalten.»

«Das sagst du mir in der späten Stunde . . .»

«Es ist eine frühe Stunde, und Ihr fragtet mich nie darnach.»

«Wohl, diese Stunde ist früh und spät, denn sie gehört der Ewigkeit, darin wir beide gebettet liegen. — Aber du sollst meine Schrift nicht nur lesen. Alle Worte haben ein doppeltes Gesicht. Du sollst das innere sehen. Komm näher herzu, es möchte mir die Kraft versagen.»

Die Hände des Bischofs falteten sich im Schoße, der Kopf sank weit zurück, sein geschärftes Antlitz lag fast zur Decke gewandt. Und Theophrast trat ihm so nahe, daß seine Knie die Kutte berührten. Er sah in das wächserne Gesicht, dessen Mundspalte zitterte. Alles Mitleid war von ihm gewichen. Er verlangte zu hören.

«Sie greifen alle nach der bunten Schale und verschütten den Wein: in der Kirche, auf den hohen Schulen. Nur wenige schlürfen den Wein und werfen die Schale von sich. Um dieser wenigen willen reifen die Reben, fließen die Kelter.

Sie nennen alle ihre Armut Tugend. Sie schwelgen bei ihren kümmerlichen Bissen wie Geizhälse bei verschimmelten Brotkrusten, armselige Völler.

Sie haben sich einen dürftigen Glauben gesponnen, damit bedecken sie die Blößen ihrer Seele, ihres Geistes, schreiten einher wie Fürsten und Herren.

Geh an ihnen vorbei, mein Sohn. Sie treten immer nur dieselbe nackte Erde, die sie geduldig trägt.

Du aber mußt die Welt erkennen, die dreifach gezeugte, die dreimal gestufte:

Die unterste Welt der Elemente, sie umgibt dich, ihre heimlichen Kräfte bannen und fliehen einander, du kannst sie durch-

dringen, scheiden und zusammenfügen, wenn du ihr Geheimnis erspürt hast, das vor dem äußeren Auge verhüllt ist.

Die Zwischenwelt der Gestirne, sie umkreist dich und füllt — was du nur fühlend ahnst — dein innerstes Wesen mit Kräften und Trieben, die deinen elementarischen Sinnen erst offenbar werden, wenn du schon längst dem Willen deines Gestirns nachlebst. Lern dein Gestirn erfassen, dein Firmament erschließen, und du wirst dich selbst erkennen.

Und dann — die äußerste Welt der höchsten Geister und Dämonen, die alle dem Thronenden unvermittelt entwallt sind, wie der Ton dem Glockenerz entwallt. Sie tragen die Willenszüge der höchsten Macht, ihnen folgt das All. Zu ihnen kannst du beten, sie mußt du zwingen.

Doch du, Mensch der Mitte, du aller Welten teilhaftiges Bild des Urbildners, du Mensch der Mitte, sei hart gegen dich, wie Gott in seinem Zorn, da er die Teufel aus dem Chore der Reinheit warf. So wirst du den rechten Hochmut und die rechte Demut finden. Will dein Gestirn dir wohl, wird dir Liebe und Freundschaft begegnen, und du wirst unter Brüdern wohnen, die kein Gelübde brauchen.

Und du wirst bebend erkennen, wie alles sein urgeschaffenes Leben lebt, das nicht nach Tagen der Geburt und des Todes gemessen werden kann. Und du wirst fühlen, daß kein Ding in sich beschlossen bleiben kann. Denn die Kräfte der untersten Welt stürmen inbrünstig geschart gegen das Firmament und lassen die Sterne erbleichen, und die Welt der Geister lockt durch das Firmament hindurch aus dem Herzen der Erde den Lebenspuls, der Stein, Pflanze und Tier gebiert und zum Wachstum zwingt.

Also wirst auch du, Mensch der Mitte, deinen Gott finden ... er wird keine matte Beruhigung sein ...»

Der Kopf des Bischofs drehte sich zur Seite, abgewandt von dem Schüler Theophrast, der blassen Angesichtes und geweiteten Augenlichtes auf den versiegenden Greis niederblickte und schauderte vor der Liebe, die diesen Geist noch einmal überwältigend durchflammte und verzehrte. Eine Feuer-

taufe, wallte es ihn von dem Sterbenden an und erschütterte sein Wesen.

Da hob der Bischof tiefstöhnend seinen Arm, als wollte er sich aufrichten, und sank, von Theophrast gestützt, der in jähem Erkennen den hageren Körper umschlungen hatte, in sich ein.

Etliche ratlose Augenblicke von Herzensschlag durchhämmert ... dann erwachte ihm die Vernunft. Sein Befehl! Und ein bedeutender letzter Wille zugleich. Das sammelte das junge, aufgelöste Herz.

Er bettete den Toten auf die Bank, schloß ihm die Augen, kreuzte ihm die willenlosen Arme über der Brust. Dann schnitt er eilig ein Stück vom Wachsstock, erfaßte Schrift und Bündel und schlich ins Nebengelaß, von dessen Ecke eine geheime Wendeltreppe hinab zu den Kunstöfen führte.

Der Morgen war nicht mehr weit. Theophrast zerschlug den Glaskolben, in dem die halbfertige Elixir digerierte, raffte die wirrbeschriebenen Blätter zusammen, erstickte die Flamme seines Lichtstümpfchens in der Asche und huschte über den Hof.

Durch die Fensterläden des Kontuberniums drang Licht. Er drückte sich an der Wand des Wirtschaftshauses hin. Auch das Chor war erhellt.

Er atmete hoch auf, als er das Pförtlein wieder geschlossen hatte und den Schlüssel jenseits der Mauer gegen den Stein klirren hörte.

Die Straße zu gewinnen, lief Theophrast über den schneehellen Wiesenhang nieder in einen dichten Nebel hinein, der die Niederung erfüllte, und war dann nach wenigen Sprüngen rings von der wolkigen Wand umgeben, ohne auch nur einen Schatten des Klosters mehr zu sehen. An den Apfelbäumen, die matt enttauchten und entschwanden, und an der Neigung des Bodens kannte er seinen Weg. Barhaupt, ohne Mantel rannte er auf der überfrorenen Straße noch ein gutes Stück weiter, bis ihm endlich der Atem ausging und ihn der Frost an die Auffälligkeit seiner Kleidung erinnerte; er konnte

für einen Dieb gelten und wäre von jedem gefaßt worden. Hinter der ersten Scheune schlüpfte er in den braunen pelzverbrämten Wams des Bischofs und er mußte die Ärmel am Gelenk zurückschlagen. Er gürtete den Dolch um, zog den Hut in die Stirn und den Nacken. Der Mantel hüllte ihn fast bis an die Knöchel wie ein Frauenschleier. Sorgfältig umwickelte und verschnürte er das Schriftwerk und wollte zuversichtlich seinen Weg weiter, der ihn für fünf vollgemessene Wandertage ohne Zehrung und Zehrpfennig dem Zufall aussetzte, da vernahm er von der Höhe ein hastiges, unzeitiges Geläute. Die Mönche verkündeten dem nebeltrunkenen Lavanttale, daß eine Seele heimgefunden hatte.

Und schneller, als es dem kurzen Wellenschlag des Jugendlebens eigen ist, schwand aus der Brust des jungen Menschen das beflügelnde Gefühl, unter einer abenteuerlichen Fügung zu handeln. Mit jedem Schritte, der ihn von Sankt Andrä entfernte, wurde er seiner selbst sicherer, als sei er nicht von zufälligen Ereignissen geleitet und dieser Abschluß bei aller Seltsamkeit der notwendige und einzige seiner Lateinschule gewesen.

Er ließ weniger zurück, als der sterbende Bischof vermutet hatte. Nicht eine Regung der Anhänglichkeit. Keinen Altersgenossen, der ihm Freund geworden, und keinen Lehrer, der ihm Führer gewesen war.

Er hatte für sich leben müssen, die andern, weit jünger als er, wichen ihm aus. Lange war er das Ziel der boshaften kleinen Quälereien geblieben, die der geeinte Übermut und die Schadenfreude gegen seine Andersart abschnellten. Denn er war klein und wenig gelenk, seine Kenntnisse liefen nur mit. Sie glaubten alle, ihn verachten zu müssen. Als er aber bei jener unheimlichen Kunst der Gehilfe des Bischofs wurde und oft in später Nacht, verrußt, von scharfen Gerüchen umwittert, in das Kontubernium zurückkam, sich müde, in den besudelten Kleidern neben die anderen Schläfer warf und des Morgens aus einem bleiernen Schlafe kaum geweckt werden

konnte, wandten sich nur mehr die Kühnsten mit heimlichem Schabernack gegen ihn. Er fand seine Hefte mit Tinte begossen, Drudenfüße hineingekritzelt, sie schrieben lateinische Beschwörungsformeln quer über seine Zeilen.

Es schwor dem Bettnachbar ein Holzspan aus dem Daumen. Da ziehen sie ihn offen, das Übel angezaubert zu haben. Er verlachte sie, und sie überfielen Theophrast im Schlafe, banden ihm den Kopf in eine dicke Decke und zerbleuten seinen Körper, daß er etliche Nächte an dem Schmerz erwachte. Aber immer wieder wußte ihn die Kunst des greisen Meisters so mächtig anzuziehen, daß sein erbittertes Herz verharrte. — Er ließ weniger zurück, als der Bischof vermuten konnte, aber er nahm auch dessen letzten und tiefsten Lebensausbruch hin wie einen geschuldeten Lohn.

Während die steigende Dezembersonne die Schleier des Lavanttales lockerte und hob, versank das Erlebnis dieser ersten Morgenstunden in traumhafter Weichheit. Daraus klangen dem jungen Menschen nur noch die Worte des versiegenden Mundes nach, dunklen Prophezeiungen gleich, deren schwerer Sinn sich vor dem Sonnenlichte verhüllte, die Theophrast aber doch näher und inniger rührten als die Weisheiten der verstandesstolzen Lateiner. Lebensdunkel zogen sie mit wie eine Schar Nachtvögel, deren federweichen und schwingenweiten Flügelschlag er über seinem Scheitel zu spüren glaubte.

Die unterste der drei Welten belebte den geweckten Blick und die befreite Brust mit aller Freude, die ein sonniger Wintertag auszugießen weiß. Rauhreif hatte den Ästen alle Härte genommen, sie schmiegten sich heiter an den blaßblau strahlenden Himmel, wohin sie sonst mit schwarzen Ruten griffen. Die schweigenden Talhänge schliefen unter Atlasfalten, deren Saum in das kristallene Rauchwerk der Gräser und Büsche aufgelöst war, und das frostarme Wässerlein der Lavant nahm jeden Stein im Sprung und Glanz, wie ein Rudel junger Reiter im Waffenschimmer und buntem Gewand zu Tal sprengt.

Gegen Mittag sang er vor einem Bauernhofe einen langen lateinischen Psalm und erreichte glücklich ein Stück Brot und Käse. Edelstein und Goldbeschlag waren vorsichtig aus dem Heft des Dolches gebrochen worden, und sein Gewand mußte jedem geschenkt erscheinen. Er hatte Mantel und Wams beschmutzt, den Hut zerknüllt, Feder und Agraffe versteckt.

Die Bauernfrau ließ ihn beim Ofen sitzen, und er berichtete eifrig kauend, daß er aus dem Salzburgischen käme, den Mönchen von Sankt Andrä einen Brief der Salzburger Kanzlei gebracht habe. Er sei aber nicht vor den Bischof Erhard gelassen worden. Der wäre schwer krank und vom Teufel behext, mit dem er heimlicherweise Gold siede. Das wußten die Bauern, also glaubten sie ihm und gaben ihm aus ihrem Mostkruge zu trinken. Sie wünschten mehr von der Teufelsgemeinschaft zu hören. Da ließ Theophrast, gesättigt und wanderlustig, verlauten, er habe sich trotz dem Winter aus dem Salzburgischen davongemacht, weil dort die Pest umgehe. Und er konnte kaum sein Bündel noch erraffen, so hurtig sprang ihm die Bauernfaust ins Genick, die Tür flog auf, und er ward über die drei Steinstufen hinweg an die allerheiterste Winterluft gesetzt, daß er sich vor dem Aufstehen wohl eine Weile besonnen hätte, wenn er nicht unter einem Hagel von Verwünschungen und Flüchen auf und davon gejagt worden wäre. Er lachte der allzu heftigen Wirksamkeit seines Mittels, denn sein Magen war gefüllt, die Zeche war er nicht schuldig geblieben, und der Wirt hatte ihm obendrein noch manches herauszugeben gehabt.

Wohl und frei hob sich sein Mut, obgleich er noch eine Weile an diesem letzten Abschiede lahmte. Seit zwei Jahren war wieder zum erstenmal der deutsche Mutterlaut an sein Ohr gedrungen, und er hatte ihn furchtlos gesprochen. Die Stöße und Flüche des erschreckten Bauern empfing er wie eine verdiente Buße für alle lateinischen Sünden, die er unter strenger Schulregel hatte begehen müssen. Kein deutsches Wort durfte dort verlauten, es fiele denn von den Lippen eines Schlafenden oder Fieberkranken.

Und als der kurze Tag von der Talsohle wich, wanderte Theophrast noch immer beschleunigten Schrittes abwärts. Er hatte die Drau zu erreichen gehofft und wußte noch nicht, wo er diese Nacht unterkommen werde. Eine Frostnacht ließ die unzähligen Pforten aufleuchten, durch die der Wille der äußersten Welt in die Tiefe dringt. Das Verstummen der Erde und das Erblühen des Firmaments, die Einsamkeit des Weges und die Weite des Himmels erfüllten ihn mit einer wundersamen Bangigkeit. Die Stimme des sterbenden Bischofs erwachte neu und zwingender, sie klang nicht mehr verschleiert wie aus einem andern Wesen. Der junge Mensch, der schutzlos durch Kälte und Dunkelheit dem unbekannten Dache zustrebte, das er für sich erbetteln mußte, kam ihr erlebensnahe, denn auch sie war aus dem tiefsten Bangen des Herzens geflossen und sehnsüchtig von den Erkenntnissen des Tages, auf deren umnachtete Grenzen sie gestoßen war, in die Weite des Firmaments geflohen und über das Firmament hinaus einem letzten, äußersten Glauben zu. Theophrast sah die Sterne über sich von einem bedeutenderen Wirken erfüllt, das ihn im Innersten treffen und auch gegen Wunsch und Furcht verborgenen Zielen zuleiten sollte. Mit heimlichen Schauern durchrieselte ihn ahnungsvoll das Gefühl der Weltnähe und der grenzenlosen Weite seines eigenen Menschenwesens — Ahnung nur, aber keimbedrängt, aus Lebenstiefen geboren.

So trug er anders als am hellen Morgen diese letzte Weisheit eines Menschen, der aus sterbenden Lippen hatte offenbar werden müssen, fast widerwillens und beunruhigt mit sich durch die Finsternis wie ein verhehltes Schuldbekenntnis, dem er die Absolution erteilen sollte. Fromm war sein Herz unter den ewigen Sternen, und so jung es schlug, es war in Einsamkeit erwachsen. Darum blieb er demütig und bangte davor, eines anderen Herzens Schwergewicht auf sich zu nehmen und von Tagesenge und Tagesschuld zu erlösen.

Und ein Lichtlein, das in der Ferne aufflammte, half ihm aus dem Traume. Es schien in die gefahrvolle Verlassenheit

und Ungewißheit seiner Wanderung hinein. Angst überkam ihn: das Licht ist erloschen. Wird es wieder auftauchen und näher sein? Wird er es erreichen, ein Dach finden? Fast lief er, seine Pulse schlugen, und sein Atem flog.

So gelangte er schweißbenetzt und dampfend in eine Ortschaft, deren Hütten und Scheunen dunkel und schweigend über eine mäßige Höhe ausgestreut standen. Er suchte lange nach einem warmen Schimmer, denn er wagte an keinen der niedrigen Fensterladen zu klopfen, die schützend sich vor dem Schlafe geschlossen hatten. In einem größeren, von der Straße abgelegenen Gehöfte merkte er noch waches Leben. Und er hörte, da er sich näherte, ein heiseres Schmerzensgestöhn aus dem Hause dringen. Zaudernd wollte er sich wieder abwenden, aber Kälte, Müdigkeit und Furcht zwangen ihn zur Tür, und er pochte lange vergeblich, indes die Schmerzenslaute immer peinlicher klangen. Dann schienen sie plötzlich zu verstummen, und man kam. Eine Frauenstimme fragte, Theophrast wurde abgewiesen. Er bat demütig und dringend, und als man erfuhr, daß ein er fahrender Schüler sei, hörte er langwierig verhandeln und mußte noch manches Seufzerlein zum Himmel schicken, bis ihm aufgetan wurde.

Eine dickflüssige Hitze quoll ihm entgegen, er fühlte, wie Gesicht und Hände dem willkommenen Bade die Poren öffneten.

Etliche Leute standen um einen feisten Kerl, der auf der Ofenbank saß und seinen rechten Unterarm gestützt hielt. Einer, der mit dem Öllämpchen den Arm des Sitzenden beleuchtete, deutete Theophrast, sich schweigend zu verhalten, während ein altes Weib heilsame Zeichen über dem geschwollenen Ellbogen beschrieb und der feiste Bauer wieder zu stöhnen begann.

Die Alte wisperte weitläufig und geheimnisvoll, betupfte das verzerrte Gelenk, wischte sodann mit dem Finger über den Boden hin und zerrieb die Spur mit den genagelten Sohlen, segnete den kranken Arm aufs neue mit Worten und Winken, und der stöhnende Bauer schien stets ungeduldiger zu werden.

Theophrast war näher getreten und glaubte den Schaden erkannt zu haben, denn er hatte nicht einmal nur seinem Vater geholfen ein Gelenk einzurenken. So schöpfte er Hoffnung und Mut, sich hier ein Mahl und Lager zu verdienen, wenn er nur erst den Arm befühlt und festgestellt haben werde, daß keine Fraktur geschehen sei. Aber die Alte schien bei den kundigen Mienen des jungen Mannes mißtrauisch zu werden, sie mochte eine Schädigung ihres Ansehens oder wenigstens eine Schmälerung ihres Verdienstes wittern und wußte ihrer Künste kein Ende zu finden, indes der Bauer sich hin- und herwand, den Schmerz durch seine Ungeduld steigerte, ab und zu aufbrüllte und den Lehm stampfte.

Theophrast verzog leise in eine dunkle Ecke, hüllte sein Bündel in den Mantel und legte den Hut darauf. Die Reste eines Mahles standen auf dem Tische. Wie hätte er eingehauen! Er saß auf eine Bank nieder und wartete. Da Wärme und Dach gefunden waren, wurde der Magen dringlicher und forderte sein Teil.

Er sann nach, wie er den Bauern seiner Belagerung entsetzen und wie er sich zu einem Bissen verhelfen könne.

Und er legte leise den Dolch ab, zog den Wams des Bischofs aus und streifte die Ärmel seines schwarzen Schülerhabits in die Höhe. Dann streckte er entschlossen die Hände gegen die Alte aus, der allmählich der Atem zu versagen begann, und sang mit wachsender Stimme etliche Sätze in den Beschwörungseifer hinein — was ihm gerade aus einem Breviarium einfiel, nur wenig geändert:

«O aeternitas! O aeternitas! Quam parvam mentem occupas! O numquam, quod numquam finitur! O semper, quod semper durabit! O praesens, quod praeterito semper adhaeret! O praeteritum, quod semper cum futuro conjunctum est! O infinita mentis pauperies, verissima illa aeternitas, quae totum mundum occupas!»

Aller Augen und Mäuler starrten weit aufgerissen in den dunklen Winkel, aus dem die unheimlichen Laute drangen.

Obwohl nun Theophrast an der Ungeduld des Kranken

gemerkt hatte, daß die alte Hexe in keinem allzu hohen Vertrauen stand, so wußte er doch, daß keine Zeit verloren gehen dürfe, wollte er Dach und Wärme nicht vergeblich aufs Spiel gesetzt haben. Er schritt beherzt hinzu, betastete das ausgerenkte Gelenk, folgte mit vorsichtigem Drucke dem Knochen nach oben und unten, hatte acht, ob der Bauer größeren Schmerz äußerte, und fand zum Glück, daß es zu keinem Bruche gekommen sein mochte. Dann faßte er einen Knecht bei den Fäusten, gab ihm den Oberarm des Bauern in die Hände.

«Halt fest!»

Und der Knecht hielt fest, als würde ihm sonst der Hals gebrochen. Theophrast zog und drehte aus Leibeskräften den verrenkten Unterarm in seine naturgeschaffene Lage und hörte nach etlichen bangen Augenblicken, die vom Gebrüll des Bauern durchzetert waren, das Gelenk knackend einspringen. Er ließ den Bauern weiterbrüllen und prüfte sein Kunststück, indem er den Arm einige Male seiner gewohnten Beweglichkeit nachbog. Er atmete, da er das Gelenk in Ordnung fand, nicht wenig erleichtert auf. Ein Tuch, das über dem Ofenreck getrocknet hatte, riß er in Streifen, rief das zitternde Bauernweib um Wasser an und legte das Gelenk in einen festen, feuchten Verband.

Der Bauer war blaß und erschöpft an den Ofen zurückgesunken, aber sein Mund verzog sich zu einem breiten Grinsen. Der Schmerz ließ nach, schien fast ganz zu weichen.

«Laß los!» Der Knecht, der des Bauern Oberarm festgebannt umklammert hielt, wollte von dem jungen Heilmeister erst freigesprochen sein.

Theophrast tat seinem Jubel mannhaft Gewalt an, ergriff das Lämpchen, trug es, als sei weiter nichts geschehen, ruhig zum Tisch, schnitt sich einen beträchtlichen Keil vom Brote, zog die Mussschüssel heran und begann einzuführen, was noch vorhanden war. Und da die Leute gewahrten, daß der unheimliche Lateiner einen durchaus menschlichen Hunger zeigte und sich auf ihre Art mit dem Ärmel den Schweiß von

der Stirne wischte, ohne den Löffel erst wegzulegen — kein Mensch hat je einen Teufel schwitzen gesehen — begannen sie wieder zu Atem und Sinn zu kommen. Sie flüsterten auf den geheilten Bauern ein, besonders das zeichen- und spruchkundige alte Weib, und der bestätigte ihnen, daß der wilde Schmerz wie weggeblasen sei und der Arm sich gewohnt anfühle.

Alles schien ins Gleichgewicht zu kommen, nur der wunderwirkende Spruch blieb an den Seelen hängen und ließ sie nicht laut werden, er lenkte immer wieder scheue Blicke auf den kauenden Gast, der ganz in die eroberte Mahlzeit versunken zu sein schien.

Die weise Frau versuchte eine letzte Rettung unter bedeutsamen Augenwinken und sie beschrieb heimlich ein Kreuz gegen den Fahrenden hin. Im Türgang flüsterte sie der Bäuerin zu, daß ihr Spruch geholfen hätte, wenn der nicht dabei gewesen wäre. Sie wagte keinen Lohn zu fordern, fand also bereitwilliges Gehör. Der ausgenommene Bauer streckte sich indes auf der Ofenbank aus und begann gewaltig zu sägen, ehe noch sein verwarntes Weib zurückkam.

Und langsam schlichen die beiden andern Mannsleute, die Frau und eine junge Magd hinzu. Sie setzten sich schweigend um den Tisch und folgten mit begierig gespannten Mienen, ohne ein Wort zu wagen, jeder Bewegung des Gastes.

Theophrast ließ sie starren. Der Rest der Grütze war ausgelöffelt und sein erster Hunger noch kaum gestillt. Er schnitt ein neues Stück Brot ab, griff nach dem Kruge. Der roch nach gutem Bier, doch er war leer. Er stellte ihn umgekehrt auf den Tisch und schlug mit dem Messer auf den hohlen Bauch. Alle Augen blieben erwartungsvoll am Kruge hängen, und sie getrauten sich kaum zu atmen. Theophrast sah ein, daß ein Glaube erschüttert werden muß, um Früchte abzuwerfen. Er meinte: «Krug unde Schüssel sänd leer, strohtrucken ist üer Brot.»

Sie sahen in die Schüssel, auf das Brot und betrachteten den Krug, als kämen ihnen diese Dinge zum erstenmal zum

Bewußtsein, sie machten sich auf das ersprießlichste Wunder gefaßt. Doch der fahrende Schüler murrte nur:

«Quirlet üer Rouch ohnbehinderet durch die Essen zuo diesen säustechenden Ziten? Ist üer Keller also versiegt? Tuet herbei, Weib! Der Bouer knarrt als ein Scheuntor im Winde, ihm ist der Arm heil binnen zween Tägen oder acht, sullt ich darumb hüngren und dürsten.»

Da rumpelten die Bauern mit einem Ruck aus ihren blühenden Erwartungen und merkten, wie schmal es um die Künste des schwarzen Männleins bestellt sei; ihre Ehrfurcht fiel ab wie madige Birnen. Das Weib griff langsam nach dem Messer, stand unmutig auf und stieß im Gehen die Junge an, der sie den Krug wies. Die Junge streifte ihr Haar zurück, band das Brusttuch um den Kopf und schlenkerte mit dem Kruge hinaus. Die beiden Knechte lümmelten sich über den Tisch. Der eine begann sanftmütig in der Nase zu bohren, der andere gähnte heulend auf, daß ihm das helle Wasser in die Augen stieg und der schnarchende Bauer von der stärksten Inbrunst ließ. Die beiden Kerle verlummelten noch eine Weile über dem Tische, einen Zug aus dem Kruge abzuwarten.

Das Weib warf dann einen mäßigen Streifen Speck auf die schmierige Tischplatte und ging, ohne den Gast weiter zu beachten, zur Bettlade, wo sie sich entkleidete und unter der Wolle vergrub. Auch der Krug war kaum bis zur Hälfte gefüllt. Theophrast leerte ihn mit dem ersten Zuge fast zur Neige. Der eine Knecht stieß den andern an. Sie reckten sich, aufs neue betrogen, und stampften hinaus. Die junge Magd mochte ein Kind des Bauern sein, denn sie kroch in das Bett zu dem Weibe.

Theophrast wußte, daß er nicht einmal eine Streu zu erwarten habe. Er aß und trank ruhig auf, was ihm geboten worden war, dann breitete er Mantel und Wams über eine Bank und legte die Schrift des Bischofs zu Häupten, während die vier Augen der beiden Weibsleute weitgeöffnet an ihm hingen.

Er war satt, durchwärmt und müde. Seiner Fügung vom

Herzen froh und dankbar, streckte er sich auf der Bank aus, raffte den Mantel über sich zusammen und entschlief im Augenblick.

Das Weib aber fand nicht Ruhe. Sie wälzte sich lange, daß ihre Bettgenossin im Schlafe murrte. Endlich kroch sie aus den Laken, schlich zu dem Gast und beleuchtete mit dem Lämpchen sein Gesicht. Sie sah die breite, klare Stirn, den festgeschlossenen, feingeschwungenen Mund, dessen Unterlippe sich trotzig vorschob, das zarte, überragende Kinn. Kaum daß ein Flaumhärchen ober den Lippen zu merken war, und die Augenlider zitterten leise.

Sie schloß ihren offenen Zwilchleib über der Brust.

Kein Bauernblut, fast ein Büble noch, hat sie dennoch allesamt übermannt und den Bauern vom Wehtag erlöst.

Sie ging behutsam in die Kammer, brachte einen großen Wecken, dazu zwei lange Rauchwürste. Und das legte sie neben den schlafenden Theophrast auf den Tisch.

Feuer

Bald nach dem Dreikönigsfeste und eher als anderwärts in Kärnten wurde dem villacher Stadtrichter Wilhelm Gräßel und dem Vicedom Georg von Wichsen durch reitenden Boten bekanntgegeben: Der Waffenstillstand mit Venedig ist auf drei Jahre abgeschlossen. Das fand bald täglich und stündlich von Augsburg, Nürnberg, Ulm und aus dem Fondaco dei Tedeschi durch Brief und Botschaft eine dringliche Bestätigung.

Die Kaufdielen der villacher Häuser, die hochgestaffelten Böden und die Söller waren bis an die Decken angestopft mit dem Orient- und Südlandsgut, das beim Ausbruche des Venedigkrieges hinter die Mauern seiner Stapel- und Legstatt geschwemmt worden war und nach dem deutschen Norden drängte, dessen Städte von sagenhaftem Reichtume überquollen, das aber ungenutzt unter kluggehegter Handelstreue verharren mußte, bis die rollenden Frachten Venedigs nicht mehr vom erstbesten Gemeinwesen als Feindesgut erfaßt und verzettelt werden konnten.

Und so hoch sich diese Fülle staute, sie wurde überlastet von der Ernte, die eine derbere Bergwelt für den Süden seit Sommermitte aufgeschüttet hatte: Stahl und Eisen in allen Gestalten, Kupfer, Messing, Queckfilber, Blei, Zinn, auch Gold- und Silberbarren, daneben grober Loden und Zwilch, Häute und Wachs.

In den Ställen weitum standen an fünfzehntausend Saumrosse die Beine lahm. In den Herbergen lungerte die bambergische Begleitmannschaft. Der Waffenstillstand machte das venezianer Gut wegfrei, und die Villacher zählten ungeduldig

die Tage, in denen ihre Pässe nach Nord und Süd unwegsam blieben, denn eiliger als sonst mußte die hochgetürmte Handelswoge zu Fluß und Ziel gelangen: dem Waffenstillstande des erwählten römischen Kaisers war die Liga von Cambrai gefolgt, in der sich Deutschland, Papst und Frankreich verbanden, Venedig zu demütigen.

Die vom fremden und eigenen Gute bedrängte Stadt erschallte unter dem Gehämmer der Hufschmiede, Flaschner und Wagner. Aus den breiten Haustoren quollen Fässer, Säcke, Kisten, dickverschnürte Ballen, da man in den Lagergewölben die Frachten schlichtete. Vor der bamberger Wage auf dem Markte verkeilten sich die überlasteten Schlitten, wieherten und schlugen die beunruhigten Pferde, fluchten und ächzten die Handelsknechte. Man trieb die Saumrosse lärmend durch die Gassen, um sie wieder gängig zu machen und ihnen die Heubäuche abzugewöhnen.

Man wußte von Jahren, daß schon um Marialichtmeß das Kanaltal frei und Venedig zu gewinnen war.

Unweit der Waage traten zwei Männer aus dem Dunkel des Fuggerschen Hauses in den Lärm. Sie stutzten, blinzelten, ein kurzes Lächeln der Befangenheit huschte über beider Gesichter. Der jüngere, prächtig gewachsen, in eine modische Schaube gekleidet — sein Barett saß ihm schräg auf dem linken Ohre — strich sich über Stirn und Augen, glättete dann den breiten Schweizerbart. Er hob die Brust und überflog mit einem hellen Blick das Gedränge, während der andere die Falten seines Mantels über der etwas behäbigen Gestalt zusammenzog und den Kopf senkte, um das weiche, rasierte Gesicht tiefer zu beschatten. Ihm fielen dünne, ergraute Haare über den Nacken.

Sie kamen aus einem fernen Leben. Die wiener Universität, vor allem Celtis und Cuspinianus, die beiden gekrönten Dichter, und die gelehrte Donaugesellschaft hatten der Rede des jungen Mannes bewegten Inhalt und auch Form gegeben, denn über Celtis und Cuspinianus ließ sich nur in geistvollem, stilgewandtem Latein sprechen.

So sanken die beiden Männer, vom freien Tageslicht geblendet, von der schallenden Geschäftigkeit der Straße überflutet, nach kurzem Schwung in ihre kühle Lebenswelle zurück.

Der junge Magister der freien Künste war von Wien aus auf einem Umwege über Krakau und Buda hier gelandet, wo ihm der Stadtrat einen Lebensunterhalt für die Leitung der Lateinschule bot. Er stammte aus einem alten Adelsgeschlechte Sankt Gallens, dem der Watt, er nannte sich Joachim Vadius. Sein Begleiter, der Stadtarzt Wilhelm Bombast von Hohenheim, hatte, erquickt von der heiteren Lebendigkeit des Ankömmlings, der ihm eine Aufwartung machte, in freundlicher Zurückhaltung geschwiegen und gelauscht. Da sie nun über den Platz gingen, fiel ihm die Rede zu. Latein vermied er, um das verwöhnte Ohr des neuen Rektors nicht zu verletzen. Er eröffnete dem jungen Magister sein Leben, soweit dies für eine erste Begegnung schicklich fiel. Auch er sei den Vorbergen der Eidgenossenschaft wohl vertraut, über ein Dezennium habe er an der Teufelsbruck zu Maria-Einsiedeln gelebt, dort Weib und Heim gefunden, doch sein Heim mit dem Weibe begraben. Der Sohn Theophrast bleibe aber dem Hochstift zuständig, ein Schweizer, wenn auch nicht nach Wuchs und Art.

«Der Herr Magister wöllet mit mir gohn. Wir langend mit wenigen Schritten in die Ledergaß zuo der Fuggerschen Seigerschul, dort möchti Er den Sohn finden. Von Sant Andrä im Lavenntal us der Klosterschul ist er mir vor zween Wochen oder vier hoimgekehrt.»

«War ihm die Schul hie ze Villach nit genug?»

«Die Schul ist guet. Er war zun Anfang von mir nach minen gringen Kräften gelernt, und dann sullet er von den Probieröfen fort und dest tiefer in Grammaticam und Stilum hinein, uf daß er ohnbehinderet künnt der hochen Schul genießen. Bin aber fehlgefahrn, indem weiland Bischof Erhard von Lavent, ein Mann von hocher Kenntnis in der spagyrischen Kunst, den Schüler abgezogen und vor ein Laboranten gebrouchet.»

«So es dem Herrn Licentiaten beliebet, wöllt ichs früdig mit ihme wagen, dann wir schreiten in eine Zit der blühenden Eloquenz, und wer uf den hochen Schulen will gelten, der muoß sine Zung künnen gewaltig rührn.»

«Das ists, Magister, sine Zung ist schwer, und er schamet sich der Red.»

«Ich hab vernommen, Ihr seid der rucheren Scheidkunst halber nach Villach beruofen, und alsdenn müge an Ürem Knäbli von deme Rueß hangen blieben sin. Allein das ist bald gelosit. Der göttlich Cicero ist dessenglichen nit im Senat geborn.»

Wilhelm von Hohenheim meinte lächelnd:

«Das ist ein Frag, ob der göttlich Cicero nit dannocht im Senat geboren sije. Und glichermaßen kennt die Scheidkunst ihr Subtilität ohnangesehen des Rueßes.» Er fügte versöhnlich hinzu: «Ich wöllet Ihn fründlich bitten, näher ze treten und einen Blick in mine Schul ze ton.»

Damit wies Herr Wilhelm auf ein Haus, aus dessen Gewölbfenstern rauchblau die gewärmte Luft quoll.

Joachim Vadius liebte die schwarze Kunst nur, soweit sie in den Druckeroffizinen geübt wurde, doch wollte er den Licentiaten nicht verletzen und trat wohl oder übel in die qualmende Metallküche.

Er war von Wilhelm Bombast enttäuscht und darüber beinahe verletzt, daß man mit ihm deutsch gesprochen hatte. Eine Seele in der Geistesöde Villachs zu gewinnen, hatte er freudig sein elegantestes Latein aufgeboten, fast fürchtete er, nicht voll verstanden und noch weniger entsprechend gewürdigt worden zu sein. Und die heiße, dunstige Luft benahm ihm den Atem. Er drückte den Pelzrand seines Ärmels gegen Mund und Nase, um dem beklemmenden Geruch zu wehren und einen Rest der Winterfrische zu saugen, die in den weichen Haaren hängengeblieben war.

Längs der Wände auf tischhohen Mauerborden brüteten die Probier- und Windöfen, breitfüßige Pyramiden, drei Ellen hoch. Aus ihren mannigfach verdeckten Mund- und

Gucklöchern glühte es, und ihren Firsten entzüngelten lichtschwache Flammen. Zur Gewölbmitte ragte der Ofenturm des faulen Heinzen empor, und wie zwei stämmige Kinder kauerten die beiden Nebenöfen bei ihm, ihre geschnäbelten Kolbenhelme, kurzhalsig, dickköpfig, steckten die Nasenspitzen in den Schlund der Vorlagen, und von ihnen fielen in stetem Takte die Tropfen scharfer Scheidewässer. Kleine Destillieröfen hockten in den Winkeln. Aus einer roh gegrabenen Wasserlache fuhr zischend Dampf zu den Fensterluken auf. Ein Metallstück, glühend seinem zerschlagenen Treibscherben entnommen, wurde gelöscht. Überall war der Fuß von Kohlen, Erzen, Lehm, Gefäßen und Instrumenten gehemmt. In einem dumpfen Tongemenge von Zischen, Rascheln, Sieden, Klatschen, Klirren und stumpfem Gehämmer, Gelächter und Flüche mischten sich drein, arbeitete ein Dutzend Männer. Ihre geschwärzten Gesichter und entblößten Oberleiber glänzten vom Schweiß. Das Gewölb war niedrig.

Wilhelm von Hohenheim hatte Hut und Mantel abgeworfen.

«Er ist in der Füer Rich, Herr Magister. Tue Er wie ich.»

«Gotts Bluot, ich mein des Hephaistos hümpelnde Gstalt müsset ougenblicks us der Wand fürbrechen.»

Eine wunderliche Erregung, der Hitze, dem ungewissen Lichte der Glut und Flammen und dem fremden Geräusch entwallt, hatte ihn ergriffen. Er legte Schaube und Barett auf den Kleiderhaufen beim Tore und folgte. Bombast schritt lebhaft auf den Gesellen zu, dessen Metallstück die Wasserlache dampfen ließ.

«Was löschest du dann so eifrig, Christof Wülz?»

«Ei Meister, ein Bleikünig.»

«Laß ab! Druckst ihm das Füer us dem Leib mit eim gächen Schröcken, wie willtu alsdann den Bleikünig in der Kapellen abtreiben? Er möcht dir feind werdin und das Silber mit ihm in die Kapellen ziehn. Weis her!»

Der Seigerknappe hielt das dunstende Metallstück hoch.

«Sieh, Christof Wülz, es ist kein Künig nit, sundern ein

Unart, und hangen ihme die Schlacken merklich an. Du muoßt ihn wieder in den Treibschirben ton. Kumm, weis din Probierhäkli.»

Sie traten an einen Ofen, Christof Wülz reichte den dünnen Eisenhaken, und Herr Wilhelm prüfte dessen gebogenes Ende, um zu sehen, wie die Schlacke gewesen sei, ehe sie der Schüler in das Grüblein hatte auslaufen lassen.

«Sieh her, den ruchen Klumpen! Hast du das Häkli angeglühet, eh' dann du bist ingfahrn?»

«Wohl, Meister, ich hab.»

«So hast du dem Werk zu kalt ton. Die Schlacken muoß fließen wie Hönig, weich unde gelind. Sie muoß ab dem Häkli loufen und, so sie erkaltet, hell schinen und glänzen als ein Glas. Je heller die Schlacken, dest reiner ist die Prob angsotten. Frisch, beginn ufs nü! Tu ihm glichwohl nit ze heiß, sunst springt dir der Schirben. Die Muffel muoß allerwegen füriger glühn dann der Schirben. Tu ihm bald heiß, bald kalt.»

«Ich wills ton.»

Bombast schien seines Gastes zu vergessen. Er ging von Schüler zu Schüler und legte überall Hand an, regierte die Feuer, indem er die tönernen Fürschüblein vor den Mundlöchern und an den Muffeln verschob, entfernte und zufügte, füllte einen Ofen zu rechtem Maß mit Kohlen, prüfte das zarte Mehl der Knochenasche, davon Kapellennäpflein geschlagen wurden, untersuchte das Lutum, womit die Destillierhelme den Kolben und Vorlagen angedichtet waren, und wies einem, der aus Lehm, Scherwolle, Ochsenblut, Hammerschlag und Roßmist Kleibwerk kneten wollte, um das Innere seines Ofens zu verkleiben, wie er den Roßkot ausseimen müsse.

Die Augen des Magisters wurden heller, da er den kundigen Mann so unbekümmert am Werke sah. Schmutz und Ruß, der bald die Hände des Arztes bedeckte, schien ihm von Schritt zu Schritt weniger verächtlich. Aus all den schlichten Schulweisungen, die von einer letzten Kunst noch weit ent-

fernt sein mußten, klang fremd und ehrwürdig eine Welt vor ihm auf, die gleich der seinen dem Werk und Willen fernster Menschheitsführer entwachsen war, sprach sie auch nicht aus den berauschenden Rhythmen der Poeten oder dem glänzenden Wortflusse der Redner; sie ergriff gleichwohl Ding und Mensch und erfüllte sie mit ihrem Werte. Der Magister erkannte zum erstenmal aus dem Erleben, weshalb Hephaistos im Rate der Götter nicht geringer geachtet sei als Apoll und Athena, und mochte er an der Schönheitsgöttin zum Hahnrei geworden sein. Er verstand, wie sehr das eheliche Mißgeschick und dessen sachkluge Rache zum Wesen des werkgeheiligten Gottes gehörte. Die Alten fabulierten nicht, sie sahen, auch wenn sie von ihren Göttern sprachen.

Während der angeregte Humanist sich so vor einer Wirksamkeit, die ihn beschämte, da er sie unterschätzt hatte, in seine Gedankenwelt rettete, sprach Wilhelm Bombast auf einen jungen Mann ein, der gerade dem Destillierofen neue Kohlen gab. Der Licentiat sah verdrossen nieder, und seine Züge glätteten sich erst, als Joachim Vadius bereits neben beiden stand.

«Dieser ist min Sohn Theophrast.»

Der Magister bot die Hand, Theophrast entfernte zunächst das Instrumentlein von dem Mundloch des Ofens, um sein Feuer von der frischen Kohle nicht drücken zu lassen. Sein Vater setzte ihm mit halber Stimme lateinisch zu:

«Nicht recht tust du, mein Sohn. Es ist besser, sie erkennen: der Viktril sei zu taub gewesen und das Aqua-Fort zu schwach, so daß mit dem gemeinen Salz daraus nur ein minderes Königswasser erflossen ist, als du befeuerst das flaue Aqua-Fort mit Salmiak und gibst ihm einen Grad, den sie nicht gründlich begreifen. Sie sollen schrittweis sehen lernen.»

Der Humanist verbarg ein Lächeln schlecht genug. Theophrast merkte es und errötete vor Unwillen. Er antwortete mehr für das Ohr des Fremden:

«Ihr wissend, Herr Vater, hie manglet der guet goslarsche Viktril sint diesem Herbest. Die händ ohn das alls gsehn: das Golderz kunnt nit solviert werden. Als hab ich ein

Künigswasser mit Salmiak gemacht, das wird von dem Erz im vierten Guß nit meh gefärbt.»

«Hast du ihnen din Praktik erklärt?»

«Der Lux Geisenmüller gstund darbi.»

«Du sollt furthin dine Fündlin lon, so du hie in der Schul eine Materi bergmännisch treibst. Sie müessend lernen an dir und nit verwirrt werden, dann sie sänd all noch roh und ohnerfahrn. — Du hast nü ufgefüllt, wie viel von deme Wasser ist allbereits hinüber?»

«Es möcht die Hälft noch nit sin, Herr Vater.»

«Laß ihm nun. Der Lux Geisenmüller soll siner zu End warten. Du kummst mit. Wir wöllen den Herrn Magister hie nit also lichten Koufs us dem Bereich der Essen fahrend lon.»

Vater und Sohn wandten sich zur Wasserlache, um die Hände zu reinigen.

«Gang hinfür zuem Herrn Ulrich Puggel in sin Stall, er leihet üch zu dieser Zit gern zween Roß. Do solltu den Magister in die Fuggerau geleiten und weis ihme die Offizin. Merk wohl und acht's, daß der Knecht die scharfen Stollen ufschroubet.»

Sie traten in die freie Luft. Wilhelm Bombast lud den Magister zu einem Imbiß.

Joachim Vadius schien während des Mahles auf den Jüngling wenig zu achten, der sich auch keiner sonderlichen Höflichkeit befliß, stumm und mit bewußter Teilnahmslosigkeit an der geläufigen Rede des Humanisten vorüberhörte, obwohl der Magister eine glänzende Feier beschrieb, die den Poeten der wiener Universität von Maximilian bereitet worden war. Die vollendete Art des Gastes zu schildern und zu sprechen erfüllte Theophrast mit trotzigster Bewunderung, denn er vermochte die spielend gebotenen Feinheiten wohl zu erkennen. Sowie aber die Magd das Konfekt — es war noch vom Dreikönigsfest geblieben — mit dem Süßwein auf den Tisch stellte, erhob er sich einigermaßen ungeschlacht und trat an das Pult, um in einem der zahlreichen Bücher seines Va-

ters zu blättern und sich augenfällig darin zu vertiefen, indes die beiden Männer unbekümmert weitersprachen. Erst der Ruf des Puggelschen Knechtes, der die Pferde vor das Haus brachte, erlöste Theophrast aus den Fesseln, in die er sich selbst verstrickt hatte.

Sie saßen auf. Die schmächtige, kleine Gestalt des jungen Hohenheim ritt knappenhaft neben der herkulischen des Sankt-Galleners her, dessen kühnes Gesicht unter der Beachtung erglänzte, die er allenthalben fand. Das breite Schweizerschwert klapperte am Steigbügel.

Erst als sie die Landstraße unter den Hufen, den blauen Kegel des Bleiberges vor Augen hatten, löste sich die Spannung in der Brust des Jünglings, er gab den kurzen Fragen, die der Magister mit lässiger Freundlichkeit an ihn richtete, dienstwilligen Bescheid. Sie waren um wenige Jahre voneinander verschieden, aber die Jahre der Jugend zählen doppelt, zumal einer Jugend, die hohen Blutes und darum starker Selbstentfaltung ist.

«Din Vater will dich uf die hoche Schul schicken», fragte Vadius unvermittelt.

«Ich will uf die hoche Schul», bestätigte Theophrast.

Und der Magister begann von seinen kaum verstrichenen Studentenzeiten zu erzählen, anfänglich ein wenig überzeugt, dann aber immer harmloser in erblühender Lustigkeit, so daß ihm bald die befreiten Blicke des Jünglings keine Bewunderung mehr versagten. Joachim ließ seine berühmten Poeten. Der Ulk auf den Bursen und den Quartieren der Kostherren, das Gebalge mit den Knoten draußen in den grünen Winzerdörfern, die Schlägereien mit Offizieren, Patrizierföhnen und anderen Studiosen, alle hundertfältigen Possen, die eine zünftige Bürgerschaft aus dem Sumpf schreckten, und liebliche Buhlenstündlein, die einem kecken Burschen von den Töchtern gewährt werden, erhielten unter des Magisters Worten einen bestrickenden Glanz. Das willige Herz des Knaben Theophrast schlug vor Sehnsucht. Er wagte lange keine Silbe, dann fragte er schüchtern, seine Stimme

zitterte. Joachim Vadius hörte den heimlichen Unterton nicht, unbesorgt flügelte seine Rede über den anderen hinweg, als suche er sich den Weg mit bunten Erinnerungen zu kürzen. Theophrast kämpfte heftig, bis er fast bat:

«Seid Ihr all die Zit niemalen nit alleinig gsi?»

Der Sankt-Gallener sah erstaunt in die brennenden Augen nieder. Er lachte ein wenig verlegen und strich mit der Zügelhand über die Mähne seines Gauls, als wolle er ihn besänftigen.

«Was sprichest du dann so infältiglich!»

«Ob Ihr nindar nit sijet alleinig gewest? Allzit mit denen anderen in Fröid unde Streit, daß Ihr an ihnen habet guete Täg gefunden, und sie gstunden Üch bi, weil Ihr sunst möchtit übermannt worden sin?»

«Samer Potz Pein und Schweiß, was vor Gäuch brüetest du als unter dinem Huet us? Hast du keine gueten Gsellen nit und Fründ und hast du noch nindert eim Meidli in Ougengrund geluegt? Dir hanget ein Degen ab der Sit, wer ficht mit dir? Hast du noch keine Louten angerührt und ein Lied gsungen zem Wein?»

«Ich hab das Gehäu gelernt bi denen Marxbrüdern uf der Dielen und ich verhoff mich eins Schelmen wohl ze erwehrn.»

«Theophraste ab Hohenheim, adelig Bluot! Mir will bedunken, dir manglet meh, dann eine beredte Zung, vor dieses Lebens sunderliche Gäng und Zufäll. Willtu ein Schleiereul werdin, so hinter denen Büecheren herfürluegt mit tagblinden Ougen, oder willtu bi Stank und Rouch all din Leben in Kohlen umbwühln?»

Da war es Theophrast, als sähe er den wundersamen Glanz auf der Stirn des Sankt-Galleners verblassen. Er sammelte sein Rößlein, saß aufrechter im Sattel und richtete die Augen stracken Blicks auf die Mauern und Türmlein des Fuggerschen Schlosses, über dem zwei mächtige Rauchfahnen hinwehten.

«Die Büecher sänd Mittel unde Weg, und die Kohlen sänd

Mittel unde Weg. Ich hab noch keins gelesen, das mir ein Tor ist worden, dardurch ich ans Ziel gelanget wär, und hab noch kein Füer geschürt, das mir zem End geholfen hätti. Des Lebens Gäng und Zufäll hab ich nit bedacht. Falle zuo, was sull, ich will mich ihm unterwinden nach miner Art und will nit am Rüsten und Luren verloren sin. Ihr seid als fröidig Magister, dann Ihr hänt's gfunden. Ich muoß suochen. Üer Träum werdind licht sin. Ihr seid gerüst.»

Joachim von Watt traute seinen Ohren nicht. Der neben ihm türmte entschlossen seine Mauer zwischen Ich und Du. Eben noch hatten sich Schülerfragen zu ihm gebettelt, und nun saß der kleine Mann seiner selbst mächtig und aufgereckt im Sattel, spreizte die Beine in den Bügeln.

«Du sollt nit meinen, Theophraste ab Hohenheim, daß alls licht ist und gering, was sine Schwingen weiß ze regen.»

«Ich veracht Üch nit und Üer Kunst, Magister von Watt. Aber jetz reiten wir über die Brucken, über den Graben der Fuggerau, do brinnend die Füer!»

Sie polterten über die Zugbrücke, Thephrast lächelte, Joachim von Watt schwieg.

Und als sie von den Feuern der Fuggerschen Offizin wieder heimwärts ritten, wunderte sich der Sankt-Gallener über den Jüngling Theophrast nicht mehr. Die Seigerknappen wurden still und lauschten, wenn der Arztessohn etliche Worte der Erläuterung gab. Ein Laborant hatte seinen Versuch mit einem Flußmittel erklärt, das den strengsten Erzen gerecht zu werden versprach, und den Einwänden des Jünglings ernst begegnet, über seine Zustimmung offen Freude gezeigt.

Sie ritten still nebeneinander in schärferer Gangart, denn der Tag neigte sich. Theophrast sah zwischen den Ohren seines Pferdes hindurch auf die gleitende Straße, und das Spiel seiner Gedanken warf zuweilen eine Welle an die Oberfläche, sein Gesicht zuckte, er bewegte die Lippen. Joachim Vadius lugte unter gesenkten Lidern hinüber, und die Zeit wurde ihm trotz des Schweigens nicht lange. Dann verlautete es aus Theophrast, als spräche er weiter zu sich selber:

«Jetz lachet Ihr nit meh, weil Ihr habet die Füerzungen gesehn, vor denen die Menschenzungen stumm werden. Darinnen liegt die Urgewalt und das Element, do schweiget des Menschen spöttische Art. Ist eine Heilung und Inkehr. Was tuets, daß der Fugger darbi gewinnt? Hänt die Kriegsknecht nit als ouch umb des Herren Mantel gespielt, und einer hat ihn gewonnen? Ist alls nur Fäulung und Tod in denen Händen der Kouflüt. Ihr aber seid still worden an deme sunderlichen Leben. Dann das Element erfasset dich und mich mit siner Ewigkeit. Alls muoß versinken, und wir versinkend darbi. Verderblich, voll Schlacken sänd wir und alls umb üns. Bleibet alleinig die Urgewalt, die ist in die Element gsatzt, und alls ist nichts dann ein Drang unde Scheiden, den Elementen ein Spiel. Es ist das Füer, das im Berg die Metall reifet und sie im Ofen fließend macht und reiniget. Es ist das Füer, das Üch den Houch wärmet und das Bluot belebt und das us denen Poeten, so der römisch Künig feiert, fürlücht. Jedannocht wir gangend spöttisch darmit umb, dann wir sänds gewohnt, nehmen sin Kleid und Schlacken vor das Gewaltigste an ihme und würflen darumb. Bis daß wir den ersten Blick tuend in sin Urgrund us Gott. Dann müessen wir verstummen mit ünsern Menschenzungen . . .»

Und auch vor diesem Feuer versagte dem Magister der sieben freien Künste die Sprache, denn er war keiner von denen, die den Quelllaut, der aus Tiefen der Ehrfurcht aufklingt, mit Redegeflatter zu verscheuchen streben. Er wußte nun, daß er in den beiden Bombasten, im Vater und noch mehr im Sohne, einer Natur gegenüberstand, mit der er um seiner selbst willen zu einem Frieden kommen sollte. Fast erschrak er vor der Frage, die er an Theophrast richtete:

«Was willtu dann noch uf denen hochen Schulen?»

Aber Theophrast verlor Zügel und Bügel nicht.

«Es kunnt mir bi Ziten eng und klemm werdin bi minen Kolben und Fürlagen us Glas und Irden. Das Element, so durch die Öfen wehet, ist in siner Natur gewaltiget

als wie ich und ziehet us der Enge. Dann ich wohl weiß, ich hab sine Grenzen nit erfahrn an Öfen und Buecheren mins Vaters, Wilhelm von Hohenheim. Mich sullen die Meister uf denen hochen Schulen weisen, dann ich will das End sehen des Anbeginnens, dem ich bin unterton. Sie müessen es tun, sie sänd von Gott darzu bstellt.»

«Wen willtu hörn?»

«Die großen Heilmeister und Lehrer.»

«Wie sullen die dinen Weg und Ziel vor dir uftuen?»

«Sehet hinweg, Magister Vadius, von denen groben Öfen, darvon wir kummen. Des Menschen Leib ist als ouch ein Ofen, und brinnt ein subtil Füer in ihme. Das will ich us dem Grund der größten Meister erkennen und also den Kranken helfen mit Regierung ihres Füers. Mine irden Fürschüblin und Kohlen, Bälg und Instrument all sullen von ihrer ruchen Art lon und mir zuo sunderlichem Grad und Feinheit erwachsen.»

«Theophraste ab Hohenheim, ich gloub, din Gemuet sije als weit und demüetig als dine Red, so will ich dir sagen: ouch ich bin nit am Ziel, und mine Träum sänd nit lichter und schwerer dann du meinst. Ich wöllet miner Muotter Milchpfennig sparen, die sie an mich gewandt, darumb so hab ich die Schulmeisteri von dem Rate ze Dank empfahn. Jedannoch ich merk es wohl am Anfang, daß mir mine Haar nit sullen grou werdin, indem ich denen Knäblin zue Villach den Virgil inbleu. Du hast mir mit dinem offenbaren Muet nit ein kleinen Trost geben.»

Da wurde der Jüngling Theophrast in Freuden rot, und sein karg gehaltenes Herz floß vor Hoffnung über:

«Ich hab kein Fründ nit und bin allerwegen alleinig.»

Joachim Vadius fand sich diesem Ausbruche augenblicks wehrlos gegenüber. Er schwieg betreten, sah suchend in das Drautal, das sich vor ihnen abendschimmernd auftat. Dann huschte ein Lächeln kühler Befremdung über seine Züge. Was ihm kurz vorher an seinem Begleiter demütig und beherrscht erschienen, kam ihm jetzt zügellos und anmaßend vor.

Er fühlte es prickelnd wie eine Zurechtweisung: der junge Hohenheim verachtete die umgänglichen Wege, auf denen die Menschen einander begegnen, ohne daß sie sich preisgeben müssen, und damit verachtete er auch die Menschen, denn es gab deren nicht viele, die sich preisgeben konnten, ohne alles zu verlieren. Was schuf diesem Jüngling ein Recht, ihm und den andern an die Nieren zu fühlen, das anmutige Spiel der Form zurückzuweisen, den Nebenmenschen zum Bekenntnis zu zwingen, unbekümmert darum, ob dessen Geist nur die Mußestunde wünschte oder niemals in die Tiefe gelangen konnte? Wähnte er sich stark genug, auch den Nächsten zu probieren, ihm nach Wohlbefinden seine Hand zu reichen und ein Herz dafür zu fordern? Wie mühelos erquickend war dieser Art gegenüber die Freundlichkeit der wiener Poeten, deren Selbstgefallen der Sankt-Gallener gleichwohl durchschaute; sie wußten alle, daß sie eines blühenden Gartens feinfühlende Genießer waren, und das machte sie umgänglich. Dieser aber war in sich gebunden und wollte auch die andern binden. Unheimlich wie ein Kobold ritt er neben ihm, tat seine Wesensfragen und schüttete sein Wesen aus, marktete mit sich und den anderen.

Und während der Humanist ein wachsendes Ärgernis nahm, lauschte Theophrast gesenkten Hauptes, im Innersten tief beschämt durch sein Bekenntnis, einem Freundeswort entgegen.

«Daß du kein Fründ nit hast und nit ein lieben Gselln, kunnt ich wohl verstohn, dann du bist mir gar ein Kouz mit denen Füeren und Lüten, die Öfen sänd anstatt Menschen.»

Joachim Vadius versuchte dabei gutmütig zu lachen, den verärgerten Klang seiner Stimme zu überdecken. Er sah den jungen Bombast erblassen und erröten, sah, wie sich die Lippen fest aufeinander preßten, wie die Stirne grüblerische Falten zog, der Kopf lauschend in den Nacken zurücksank und die verkniffenen Augen in die Weite spähten; fast greisenhaft erschien ihm das bartlose Knabengesicht. Aber Joachim von Watt empfand keine Reue über seine Härte.

Doch des jungen Bombast Augen wurden bald weit, und

sein Mund verlor das Bittere. Als sei er eines Zweifels entbunden, sagte er ruhig:

«Das meinen die andern ouch.»

Und Joachim Vadius wußte, daß er nicht bestanden habe. Sie ritten fortan schweigend nebeneinander her. Sie erreichten die Mauern, als man die Tore schließen wollte.

In der Nacht lag Theophrast lange wach. Die feuchte Wärme des nackten väterlichen Leibes neben ihm belästigte ihn, obwohl sie beide strenge Bettzucht hielten, strack und unbeweglich nebeneinander ruhten. Daß er von dem fremden Magister auf sich zurückgewiesen worden war, und daß es hohnvoll hatte geschehen müssen, erfüllte ihn mit einem fast bedrängenden Mut. Kein Stachel war geblieben, eine beherrschte Freude nur, wie ein heimliches, letztes Erkennen: Du mußt allein und selber sein, dein ist der Weg. Und in diesem Rauschgefühl ging Kindesdank und Sohnesliebe, die er in sich lebendig wußte, unter wie Bleiglas, das dem glühenden Sud eines wilden Erzes zugesetzt wird, um es fließend zu machen.

Er wollte allein sein und der führenden Liebe entraten. Er wollte die Stimme der großen Meister hören, die, jenseits von Neigung und Sorgfalt um ihn, nur einer letzten Erkenntnis dienten, vor der alle Pforten springen.

Bald kam der Lenz, der die Straßen befreit, sein Lenz, der seinen Weg enteisen sollte.

Ihm mangelte das Lied der andern, um die Brust zu lösen, die vor Sehnsucht bebt. Seine Mutter war zu früh verstummt. Er hätte das Herz in einen leisen Gesang betten wollen, davon der Schläfer neben ihm nicht erwacht wäre.

In wenigen pulsenden Wochen war Villach fahrtbereit, und die bamberger Soldknechte standen nach den scheelängigsten Zeiten, die sie je verlauert hatten, wieder mit aufgespreizten Ellenbogen in den Gassen. Alle andern Tage ritt einer über Arnoldstein nach Tarvis, wo er die Wegwacht aus

Raibl über das Wetter des Predilpasses und die aus Malborgeth über die Wehen des Kanaltals verhörte. Endlich am fetten Donnerstag, der gesetzt ist, dem Gesäufe der Fastnacht einen geschmälzten Grund zu legen — es war zur Vesperzeit — da bliesen die Stadttrompeter vom Sankt-Jakobsturm herab und läuteten alle Glocken über die Stadt hin, daß der Wegbann gebrochen sei und die Meereskönigin ihren Gürtel gelöst habe.

Einen Spätsommer, Herbst und Winter war die Sorge dick vor den Fenstern und Augen gehangen und alle Kraft in sich erstickt, dann war die schleichende Hitze in ein Arbeitsfieber umgeschlagen: bereit sein, der ersten Stunde gewärtig! Der Waffenstillstand ließ die Peitsche seiner Galgfrist über sie hinknallen, er bot keine lässige Gewähr, die den Atem gelockert hätte. Und die Stunde, die goldene Stunde hing in den Wolken und Winden. Nie noch hatte Villach so ungeduldig unter dem Föhn gezittert. Da zerrissen die Glocken und Trompeten die Fronstränge. Das Fieber loderte in lustvollen Flammen auf. Die Fastnacht schleifte die Sorge durch die Straßen, zerstampfte ihren Leichnam.

Es waren keine spülichtdünnen Klostersuppen und mageren Pferderippen, die unter den Nasen der Gewerkschaftsherren, der Ratsbürger und Zunftgenossen dampften. Wein und Bier kratzte, zog, zerrte Zunge und Gaumen nicht. Drei Tage lagen sie über den triefenden Tischen, sahen in die Fettaugen der Schüsseln, aus denen es nach allen Gewürzen duftete, und schluckten die edelsten Weine, dämmten und schlemmten sich des Tages dreimal voll. Am dritten schäumte das gehitzte Blut in der Allermannsfastnacht aus.

Bis dahin waren Adel, Ratsbürgerschaft und der gemeine Mann gesondert in Haus und Wirtschaft gesessen. Der dritte Tag dämmerte allen gemeinsam noch unter hellem Sonnenschein zu Trunkenheit und Völle der Nacht.

Herr Wilhelm saß in der Ratsstube bei den edel, fest Gstettnern, Eghken, Puggeln, Robineggen, und Theophrast wartete seinem Vater auf, wie es der junge Balthasar Gangitsch,

Christof Gortschacher und Marx Schröck ihren Vätern auch taten.

Die Augen glasteten, die Stirnen brannten, Frauen und Töchter glühten, sangen, kreischten, schwatzten nicht weniger laut, als ihre Eheherren und Brüder brüllten, fluchten, rasselten und lallten.

«Reich her! ... Schenk voll! Min Gurgel ist ein' glühend Aschen!»

«Zieh, zieh bis an Grund ... uf dem Nägelein solltu es mir probirn!»

«Tu uf ... Nestel unde Latz ... ist eine freudige Zeit ...»

«Diner zehend auf einzig ein Streich! Daß dir die rot Supp ab den Kragen rinnt!»

«O lahms Viehe, das du bist!«

«Weis mir din Stuetzen!»

«Hoppaho! Hähnelein, der Hahn ist noch nit tot,
Man hört ihn krähen nächtens spat, ist umb den Kamm noch rot!
Kling, sing, rundrundelrum,
Bis es auch an mich kumm!»

«Ei, Bäslein, so hat Euch ein Frost angstoßin? Seind Eur Äpfelchen hart unde gelind?»

«Ihr seid mir ein kützelfroh Untier, lasset Eur Händ!»

«Ich freß dich samt dinen Läusen!»

«Hint fang an, dort hast dein Senf darzu!»

«Hahooo! Ohnfläteri!»

«Und wer ein stäten Buhlen hat,
Der soll ihm winken nit zu spat
Und winken mit den Augen
Und treten uf den Fuoß;
Ist hart und wills kein taugen,
Daß er sin Buhlen meiden muoß ...»

Die Pfeifen, Flöten, der Dudelsack fielen ein, und die jungen Leute faßten das Frauenzimmer, zogen es, das Tanzlied aus

sauern Schlünden gröhlend, in einen Nebensaal, dessen Boden unter den gumpenden, stampfenden Füßen erbebte, daß die Butzen im Blei klirrten.

Theophrast lehnte, vom Weine tief befangen, in einer Ecke und sah mit einem fernen Lächeln auf seine Altersgenossen. Der Christof Gortschacher und der Andre Halfinger wollten nach Wittenberg auf die Schul, der Jeronime Gstettner nach Tübingen.

«Wohl uf, wohl uf am grünen See,
Sunst findt man nindert Freuden meh
Mit Tanzen und mit Springen!
Und wer dann gleich nit tanzen will,
Der höret höflich singen ...»

Der junge Eustachi Puggel wankte auf ihn zu und erhielt sich an den beiden Zinnkannen in den rudernden Händen das Gleichgewicht.

«Du Theofraß ... Dreckfraß ... du Tümml, du Hasenkopf ... bombästiger Schlapp ... du sollt mir ein Laur ein, so du nit uf der Stell ... B'scheid tuest!»

Er stieß ihn mit einer Kanne vor den Bauch, daß der Wein über den Wams schoß. Theophrast nahm, ohne sein Lächeln zu verlieren. Er hatte den Eustachi Puggel nicht verstanden, preßte die kühle Kanne zwischen den Händen und sah auf die Vittoria della Porta hinüber. Sie hatte ihr venetischrotes Haar gelöst, ihr helles Lachen, das wie eine Silberschelle über den Saal girrte, machte die Musik und das Gegröhle gemeiner. Die Nesteln ihres Schleierhemdes waren aufgetan, die junge, weiße Brust leuchtete im Widerschein der roten Haare.

«Glotz nit ... Knollfink ... sauf!»

Der Eustachi Puggel rannte ihn neuerdings an, ein Glück, daß Theophrast im Winkel lehnte. Und er trank, ohne seine Augen von der trunkenen Vittoria zu wenden.

Er lallte: «Das Füer schlägt ihr us dem Houpt ... es ist des Kupfers, der Venus Farb ... die muß brennend sin unde heiß ...»

«Huiii o ho ho! Jero ... Jeronimeee!»

Der fette Puggel taumelte auf den jungen Gstettner zu, der die Vittoria della Porta schwenkte, hing sich an beide, wies gluckend auf den Hohenheim, der tief erblaßt war, dessen Knie zitterten, obgleich er sich in die Höhe straffte. Jeronime Gstettner und die schöne Vittoria brachen in ein schallendes Gelächter aus.

Dann kam das junge Weib auf ihn zu. Sie raffte ihre Haare hinter dem Nacken mit beiden Händen auf, und ehe es noch ihre Ritter hindern konnten, stand sie lachend dicht vor Theophrast, den sie um einen halben Kopf überragte, und warf die kupferne, duftende Last über ihn. Theophrast sah die Augen der Trunkenen sprühen, er fühlte den Boden unter sich versinken.

Als Vittoria ihre Haare zurückstreifte, lag Theophrast bewußtlos zu ihren Füßen.

Die anderen trampelten weiter. Jeronime riß seine Tänzerin in den Wirbel. Er hauchte ihr etliche Worte ins Gesicht, sie stemmte ihre Arme gegen seine Brust und wand den Oberleib zurück, hieß den glühenden Jeronime einen gehörnten Bacchanten.

Der Eustachi Puggel beugte sich schwerfällig nieder, hob einen Arm des jungen Hohenheim auf und ließ ihn fallen. Er schmunzelte beseligt.

«Da liegt die chymisch Sou tot ... tot ...»

Er faßte die Weinleiche schnaufend unter den Achseln und schleifte sie in den Saal.

Während Theophrast traumlos ertrunken lag, raste der Föhn des lenzigen Blutes durch Villach. Hinter den Larven war Herr und Knecht gleich. Mann und Weib tauschten die Kleider. Und den Pforten der Mönchs- und Nonnenklöster enthuschten vermummte Gestalten, um eine Nacht im Taumel des Gottes unterzugehen, der den belaubten Stab schwingt, ehe der andere Gott, der das Lachen nicht kennt und nur den Schmerz, am Kreuze verbluten soll.

Mit jedem Tag wuchs die Unruhe in Theophrast, er wurde scheuer und mürrischer. Seinen Altersgenossen ging er aus

dem Wege. An einem sonnigen Morgen, der vom Frühling zitterte, begegnet er der schönen Vittoria. Sie war von Vater und Bruder geleitet, hundert Züchten und Frömmigkeiten umwoben sie. Sein bestürzter Gruß fand kaum einen Dank. Aus dem jähen Schrecken seines Herzens stieg matt die Traumerinnerung an rote, duftende Feuerwellen und an die glimmenden Augen. Er ballte zornig die Hände, stampfte achtlos im Rinnsal weiter, daß es spritzte. Am Grinsen der Leute merkte er, daß er mit sich selber sprach.

Und auch Wilhelm Bombast fühlte die Stunde unaufhaltsam, in der er allein bleiben werde. Vater und Sohn mieden das Abschiedswort, das fallen muß, lange bevor Trense und Stange im Maul des wegfertigen Gaules klirren. Ihre Reden duckten sich unter den Schatten des Alltags, wurden karg und dürr. Bis endlich in einer Nacht, da sie einander nicht sahen und doch die wache Schonung fühlten, die sie einander gönnten, Herr Wilhelm den Schluß fand:

«Ich hab vor dich einen Zecchino und eine Goldkron bereit, das ist meh, dann ich in dinen Jahren je gsehn. Ich war ein Pauper und ich bin uf der Pfouenburs zue Tübingen nit einmal nur hüngernd entschlafen. Aber du sollt nie von mir verlassen sin und nicht dem schlechten Gelde und Schinderlingen mit dins Leibes Notdurft unterworfen, so noch von Kaiser Friedrichs Zeit her im Land houfentweis umbloufen. Das Geld wirtu in din Wammes nähen, so ich dir hab us des Bischof Erhard Wammes schneiden lon. Als will ich dir auch etlich Piccoli in Münz zuostoßen, darbi ein Paar artlich geschnäblet Schuoch und zween Hembt, derglichen ich zuo derselbigen Zit nie gehabt. So ich min Hembt wollet wäschen, hat mir min Wammes ruch ton, bis daß min Hembt wieder getrücknet. Jedannocht es steht mir wohl an, daß du sollt baß gehalten sin. Und von der ersten Zehrung ist ohndas niemalen ein Leben satt worden.»

Theophrast erglühte vor Freude und Dank. Er wagte nicht zu reden, nur tief seufzte er auf. Wilhelm Bombast wußte, was den Sohn bewegte.

«Es hat ouch min Gemüet angefaſſet als ein Trunkenheit. Dann das Leben tuet ſich dem Manne nur einmal ouf, wenn er von Vater und Muotter läßt. Das ſull dir nit verkümmeret ſin.»

«Ich will niemalen von Üch lan!»

«Das iſt guet gered't, min Suhn Theophraſt, ſtoht aber nit bi dir. Du biſt in din Weg geborn, der zweiget ab dem minen. Gang diner Weg mit Gott, ſei ein Menſch und ſuoch din Frieden.»

«Ich will min Frieden nit», zwängte es ſich aus Theophraſt.

«Und wirſt ihn dannocht ſuochen. Es iſt kein Kreature gſatzt zwiſchen Himmel und Erden, die den Frieden alſo begehret dann der Mann, und die ihn nindert find't. Das aber iſt der Weg, der den Mann über alle Kreature hinfür weiſt.»

Theophraſt hörte die Worte, aber ſie widerhallten nicht in ihm. Wilhelm von Hohenheim wußte das wohl.

«Was ſull ich dir ſagin, das beſt ſänd die Wort nienen geweſt. Ich bin alt, du biſt jung, ich künnt min Wort nit jüngen. Mins getrüen Gloubens an dich ſolltu gewiſſe ſin uf allen dinen Wegen und ſolltu es lebendig fühlen, daß dine Jahr, dar du gohſt, die hoche Zit ſänd eines Lebens. Do tuen ſich die Knoſpen uf, und was fürbaß bitter fruchten ſoll, düftet us denen Blüeten.»

Theophraſt ſchloß die Augen. Ihm war, als müſſe er ſich noch einmal des edlen Schutzes ganz erſättigen.

Verschütteter Quell

Aus tiefstem Wesensgrunde der beiden Bombaste von Hohenheim war der Quell ihrer Selbsteinsamkeit hervorgebrochen.

Anderen Geschlechtern, die noch im Knospendrange schwellen, fließt er verborgen unter der grünenden Matte und sucht den Tag nicht. Sie tragen die bitterköstliche Welle wie einen Schatz letzten Lebens und ahnen den dunklen Pulsschlag nicht, der sie mit Wärme erfüllt. Sie blühen auf wie unter einer Gnade. Wird aber die Lebensdecke dünn, ist die Kraft verzehrt, da viele fruchtende Geschlechter aus ihr gesogen haben, dann bricht sie hervor, rot, funkelnd, klar wie flüssiger Rubin. Die Engel der Jugend weinen am Rande des Quells, und die großen Genien der Menschen tauchen ihre Hände tief hinein, sie trinken von ihm.

Und sie, in denen die Selbsteinsamkeit aufgebrochen ist, hören das heimliche Rauschen und wissen, daß sie den Laut von zahllosen Geschlechtern her in sich tragen, deren Sprache sie nicht mehr kennen, von deren Lust und Leid sie nichts mehr wissen, deren Staub längst verweht und gewandelt ist, deren Heimlichstes und Letztes doch noch lebt und aus ihnen aufbricht. Wessen Ohr dafür erwacht, der zerfällt wie eine reife Frucht, er stirbt, indem er lebt, und sucht Erdreich außer außer sich; er schüttet seinen Samen. Mag er in Kraft und Willen sprühen, daß die andern um ihn in Haß und Liebe entbrennen — sie ahnen nicht, daß sie nur Erdreich sind — er, dessen Ohren hell werden, schweigt doch im Innersten, schweigt, lauscht und stirbt. Und sollte er nicht das Leben dreimal höher lieben, sollte er nicht dreimal reicher fruchten,

nicht dreimal heißer fühlen in Hingabe und Zorn? Und muß er nicht verstummen, wenn der bunte Tag schreit?

Theophrast vernähte die beiden Goldstücke in seinen Wams. Was er sonst mit sich zu führen gedachte, lag in einem wächsernen Tuche verschnürt. Wilhelm Bombast sprach hie und da von der Universität Padua, Ferrara und von Tübingen, er meinte auch zögernd, daß Theophrast in den besten Offizinen als Laborant aufgenommen würde. Im Grunde aber versagte er sich den bestimmenden Zuspruch und entscheidenden Rat. Die Kenntnisse seines Sohnes waren über Handlangerdienste hinausgewachsen, ein glühendes Herz schlug nach den letzten Grenzen und die mußte es auf eigener Bahn erfahren. Auch Theophrast schwieg, als ahne er die erzieherische Weisheit seines Vaters, von dessen Mund und Hand er fast alles gewonnen hatte, was er an geistigem Weggut besaß.

Der Süden war frei und der Norden. Täglich verließen Warenzüge lärmend die Tore. Der Sohn des Stadtarztes hätte sich einem jeden anschließen können.

Wilhelm Bombast fühlte, daß Theophrast nicht ihrer Trennung wegen hinhielt. Es gab chymische Gemenge, deren Einzelkräfte sich dem höchsten Feuer widersetzten, bis das entfesselnde Quentchen Flußmittel zustieß und in stürmischem Auftriebe alles bewegte, ineinander goß, zu einer Kraft und einzigem Wesen steigerte. Und er kannte die zähflüssige Art von der Ochsnerschen Seite, von des Sohnes Mutter her. Aber er wußte auch, daß die in sich verhaltene Natur, einmal bewegt, nicht wieder zu ihm zurückfinden werde. Dieser Abschied galt für das Leben, das dem ergrauten Heilmeister noch blieb, und doch hätte er ihn nicht hindern wollen.

Die Frucht löste sich vom Aste, dessen Säfte sie hatte nach Wachstumsrecht saugen müssen. Es bedrängte Wilhelm Bombast wie ein Mangel, daß er sich darüber weichmütige Gedanken machte. Überall fielen die Kinder von Haus und Elternhand ab, er kannte keinen Vater, der nicht unmutig geworden wäre, wenn der Sohn vor dem Lebenstore zauderte.

Warum hing er an diesen letzten Tagen wie an einem weichenden Glücke? Mißtrauen dem eigenen Blute gegenüber? Angst vor dessen Geschick? Weil Theophrast anders war als die andern, weil er darum wird leiden müssen? Blieb das nicht auch Gewähr, daß er anders wachsen werde als die andern? Er mußte leiden kraft seines Wesens. Wie Theophrast Sorgfalt und Mühe vom Vater unbekümmert angenommen hatte und sich darum nicht dienstbar fühlte, so sollte alles Geschenk und jede Gnade wieder von ihm genommen werden, daß er eigenbürtig über sich hinausfände. Das suchte der Sohn, er drängte darnach, fast schien es, als wisse er, wieviel er da wolle. Starke Gewalten bewegten Theophrast, stärkere als jemals ihn, den Vater. War das kein Zeichen? Konnte sich sein Blut im Kinde zu höheren Graden läutern?

Und dieser reinste Liebeshauch erfüllte Wilhelm Bombast mit einem beglückenden Dank dem Gotte gegenüber, dem er freimütig, weltbewußten Glaubens anhing. Eine zarte Freude durchzog sein Bangen vor der Einsamkeit, er legte sie, bittend für Theophrast, in des Gottes Gnadenhand. Daß diese Freude die kühne Selbstbefreiung eines Herzens war, das weit über das Lebensgefühl seiner rauheren Umwelt hinausflutete, konnte er nicht ahnen, der Sohn einer herzensschlichten Zeit.

So fand er die Kraft, Theophrast zu treiben. Er bat den Magister von Watt zu einem Abendessen, denn er hatte längst beachtet, daß die beiden jungen Männer im Überlegenheitskampfe standen.

Vielleicht war sein Faden zu fein gesponnen. Er sah, wie sie einander friedfertig begegneten, Vadius Vorsicht und Zurückhaltung übte, Theophrast harmlos blieb. Wilhelm Bombast wußte nicht, daß die beiden einander längst an die Schranken ihres Wesens gelangt waren. Doch ließ Vadius einmal die Frage fallen, wohin sich Theophrast wenden werde.

«Min Vater hat mir vor die Zehrung einen Zecchino und eine gulden Kron nach Reichsanschlag geben. Ich weiß nit, wellichs Gold wird die mehrest Kraft han und mich in sin

Land ziehn. Doch hab ich mit denen Herren Puggel und Robineggen abgeredt, die lossend uf Gerdrudistag zween Frachten mit eim starken Geleit uf Venedig und Ulm reisen. Do kunnt ich unter dem Geleit mit.»

So war ein Wort gefallen und eine Zeit gesetzt. Vater und Sohn erwogen in den wenigen Tagen, die ihnen noch blieben, Norden und Süden, denn Wilhelm Bombast hatte in Deutschland und Italien studiert. Dabei wurde der Heilmeister stets froher, denn Theophrast drängte keinem kurzen Wege nach.

«Das gibet mir einen gewissen Glouben und ist mir wert, du willt den Grund der Kunst und nit ein Titul.»

Da sah ihn Theophrast verwundert aus weiten Kindesaugen an.

«Ihr habet mich allezit dahin geführt, Herr Vater.»

Wilhelm Bombast beugte sich tief über die Reibschale, darin er ein Pulver mischte. Er nahm diesen unerschütterlichen Dank, als werde sein Leben daran für das einsame Alter reich. Und er pries insgeheim das Ochsnerhaus an der Teufelsbruck und dessen schlichte Mitgift für den Sohn und Enkel.

Noch qualmte das Lämpchen vor Anbruch des Gertrudistages. Auf dem Tische rauchten die Speisenreste, und beide Becher waren nur halb geleert. Theophrast zwängte ein kaltes Stück Fleisch und ein Brot unter die Schnüre seines Wachstuchbündels.

«Es ist noch frühe und vor dem Tag ...»

Theophrast schüttelte den Kopf. Wilhelm Bombast hatte ihn ein Wegstück ins Kanaltal hinein begleiten wollen. Er war vom Sohne gebeten worden, zu bleiben.

Sie umarmten einander kurz, rangen nach einem Wort und fanden es nicht. Das Lächeln allein, das die eigene Wehmut für den andern überwindet, blühte auf ihren Lippen.

Gatter und Flügel des Obertores waren noch geschlossen. In der Kirchengasse standen Pferde und Geleitmannschaft, hinter ihnen die Plachenwagen des Robineggschen Güterzu-

ges nach Ulm — der nach Venedig werde erst zu Mittag rollen, zwei Wagen müßten umgeladen werden.

Theophrast überlegte nicht lange. Zurück zum Vater wollte er nicht mehr, die Zeit zu verlauern schien ihm matt und feige. Es flog ihn an, den sorgsam bedachten Plan zu zerschlagen, Padua zu lassen und der deutschen Zunge zu folgen. Wohin? Von Ulm aus werde er schon weiter finden.

Der Wagenmeister nahm ihn nicht ungern auf, denn er wußte, daß der Aztessohn mit Wunden umzugehen verstand, auch der Geleitführer konnte einen Mann mehr brauchen, war der auch klein, ihm hing doch ein mächtiglanger Degen an der Seite. Theophrast sattelte und zäumte sein Maultier, band ihm das Bündel auf, und als das graue Himmelslicht die Torknechte mahnte, rasselnd das Gatter zu ziehen und knarrend die Eichenflügel unter das Gewölb zu drehen, stand er in seinen Bügeln und sah die krumme Gasse noch einmal aufwärts gegen den Sankt Jakobsturm, unter dem das Fuggerhaus nur wenige Schritte gegen Morgen zu lag.

In Tamsweg schrieb er dem Vater einen Zettel und gab ihn einem Leiningerschen Frachtenzug mit, der auf dem Rückwege ausgburger Güter nach Villach führte.

«Lieben, gnädigen Herren Vater min kindlichen Dank und ehrbietigen Gruß derweilen wir allhie ze Tamswegen im Schnee liegen und vermügen nit die Fahrt zu fördern. Wöllet Üch nit verwundern noch entsatzen, daß ich bin ins Boreïsch davon und abgewichen von Padova und denen Wallischen. Dann es ist im Aufbruch unter dem Obertor zuo mir gestoßen mit einer freudigen Begierd. Und behelliget üns niemand nit auf dem ganzen Weg. Auch hab ich ein Knecht, so sich ze Türrachen an gefäuletem Fleisch übel ton, mit gesalzen und warmem Wasser und Butter darin vomiert, ihme alsogleich den Finger tief ins Maul gestoßen, zween Mal, und ist der Kerl von Stund an genesen, das hat mir bi denen andern ein merklichs Ansehen geben, ist mir nütz. Wöllet mich gnädiglich lassen des veränderten Weges genießen und solichen nit vor ein wankend Gemüt noch ein Untrüe nehmen, ich glaub die

Kunst ist allerorten. So reis ich mit denen Robineggischen gen Ulm im Geleit, das ist auch min Zehrung. Dann der Meister hat Vollmacht bi fünf Mann in denen Örtern zu werben, dieweilen wir bi fufzehen Wagen stark sänd, jedannocht manglend am Geleit. Und ist min Bitt, das Üch der höchste Gott müge in Frieden bewahrn.

Datum ze Tamswegen Die Rupperti

Theophrastus ab Hohenheim, Üer Sohn.

Hie hab ich lunarisch Gstein gsehn und wachset auch viel Silbers in denen Tauren.»

In Ulm saß er auf der Mauer des Fischkastens, dessen Brunnensäule ein Wunderwerk des Meisters Syrlin ist, und sah über eine hundertköpfige Menge hinweg, die um den Pranger stand. Von den Gassenknechten war ein dicker Barfüßermönch in Landsknechtskleidern zusamt einer vom Frauenhaus nächtigerweile aus dem Schatten des Münsterportals gezogen worden, da er ihr gerade den Teufel mit Beelzebub austreiben wollte, denn man sagt, ein Keil treibt den andern. Die Büttel führten den Mönch und das Weibsbild am andern Tage durch die Gassen und machten eine Hochzeitsmusik mit Pfeifen und Trommeln dazu. Sie riefen: «Sehet an, ehrlich Lüt, wir haben ein Hochzeiter und die Brout!» Auf dem Pranger banden sie der Hure die Röcke über dem Kopfe zusammen und stäupten sie. Dem Mönch waren die Hosen ausgezogen worden, so daß er vor Kälte blau anlief und schlotterte. Er mußte, da seine geistliche Person nicht unter die Ruten kommen konnte, dabei knien und zum Geheul des Liebchens einen Rosenkranz beten. Dann wurde das Pfaffenmensch aus der Stadt gejagt, und der halbnackte Mönch bekam vom Volke, was ihm die Obrigkeit seinen Weihen zuliebe nicht gönnen konnte.

Theophrast war diese Nacht auf der Ulmer Bacchantenschule gelegen und hatte erfahren, daß in Ober- und Mitteldeutschland die tübinger Universität weitaus zu höchst in Blüte

stünde. Ein Schülerlein, Jerg Idelhauser aus Elchingen, gesellte sich zu ihm, kaum dreizehn Jahre alt, ein frischer Junge, und er versprach schützenweis mitzulaufen. Der lange Degen, und daß Theophrast in einem stattlichen Geleite von weither angeritten war, hatte ihm so gut gefallen.

Sie wanderten über Blaubeuren, wo ihre Mägen und Brotbeutel in der Abteiküche eines wahrhaft christlichen Viatikums teilhaftig wurden, da Theophrast den Benediktinern nicht verschwiegen hatte, daß er ein Sohn des Hochstiftes zu Einsiedeln sei, und dann überquerten sie die Alb. Jerg Idelhauser hielt treu an seine Schützenpflichten. Er sang und bettelte sich und seinen Bacchanten in die Bauerntöpfe und Heuböden hinein. Theophrast konnte die Piccoli sparen. Doch waren beide froh, als sie aus den winterlichen Nachwehen des rauhen Alblandes gegen Urach niederstiegen und am Auferstehungstage bei Kirchheimtälinsfurt zum Neckar kamen, der seine lebendigen Wasser durch den Blütenrausch des Tales drängte. Sie waren dem Ziele nahe. Eine Biegung des sanftgeweiteten Beckens schob die westlichen Hügelwellen noch so weit voreinander, daß sie die Stadt nicht sahen.

Da sagte Theophrast mit großem Ernst und rannte seines Degens Schuh in den Boden, während sich seine Hände über dem Kopfe kreuzten: «Min Schütz Jerg, der Baur sprichet, dort hinter dem Gebürg leit ünser erloucht Muotter Tubinga, des sänd wir gewaltig froh. Du hast din Ambt wohl versehn und guetes Muets mir gedient. Als wöllend wir, eh dann wir ünser Muotter grüeßen, üns ein Trunk vergunnen. Der sull dich dins Ambts und Dienstbarkeit entledigen als frejen Schüler, üns aber beid umb eins höcher stimmen.»

Daraufhin warf Jerg Idelhauser seine Mütze hoch in die Luft und krähte wie ein junger Hahn. Sie gingen mit stattlichen Schritten, von der eigenen Feierlichkeit belustigt und gehoben, auf ein Haus zu, dessen Giebel winkend ein Rädlein wies.

Theophrast warf drei Piccoli auf den Tisch. Sie tranken

einen Funkelroten, der sollte auf der tübinger Sonnenhalde gewachsen sein, und fanden sich innerlich durchwärmt und gegrüßt von ihrer Alma Mater. Leuchtenden Auges gingen sie die letzte Meile an.

Bald weiteten sich die beiden Höhenarme gegen Untergang, sie schienen einen sanften Doppelhügel zu umfangen, in dessen Falte wie ein Brustschmuck Türme, spitzragende Dächer, Mauern eingeschmiegt und halbverborgen lagen. Die Sonne verhüllte mit ihren abendlichen Glutschleiern das fernere Tal.

Theophrast stand still. Er zog den Hut, streckte ihn grüßend gegen die Stadt hin. Auch Jerg, der Schütz, nahm seine Mütze in die Hände. Die Sehnsucht, die aus dem Gesichte seines Bacchanten leuchtete, rührte das muntere Knabenherz.

Still gingen sie weiter, ihre Augen ließen nicht mehr von der Stadt, deren Rauchfänge den dunklen, ruhigen Schattenriß der Burg Hohentübingen mit milchblauem Dunste beschmauchten. Erst als sie die Quaderbruck betraten, die über vier gewaltige Joche an den spitzgehelmten Torturm führte — sie wurde auch von weitgereisten Leuten bewundert, und der Kaiser Maximilian hatte einmal öffentlich auf ihr gegessen — eratmeten beide von ihrer stummen Frömmigkeit.

Die Stadt umfing sie und überrannte ihre Herzen mit fremden Bildern und Stimmen. Sie fragten sich zur hochgegiebelten Burse durch, die in vier Stockwerken über der Neckarmauer aufstieg, aus zahlreichen Fenstern auf die beiden Studentlein niedersah und wohl eine stattliche Wirtin und getreue Vasallin der Alma Mater sein mochte.

Obwohl Henricus Bebelius Justingensis, also ein Sohn der rauhen Alb, vom hohen Senat und Kollegium hinab bis an die Niederung der Supposita — worunter das grünste Lateinschützentum zusamt den Offizianten, Pedellen, Schreibern und Handwerkern verstanden war — mit seinem Hohn und einer vielgewandten Schmeichlergabe aufs eifrigste gegen alles barbarische Latein focht, er, ein gekrönter Dichter und

Professor der Musen: die hechinger Latinität Tübingens, vor der einst die Gesandten des Papstes ratlos verstummt waren, saß immer noch in den Zungen. Also gefiel, was Theophrast dem Bruder Aurelius zu Sankt Andrä abgelernt hatte, doch so weit, daß man ihn als Grammatikus gelten ließ und wie ehemals seinen Vater auf die Pfauenburs nahm, um sein Studienschifflein an der Klippe der freien Künste vorbei in das medizinische Fahrwasser treiben zu lassen. Theophrast hatte sich feierlich zur Pfauenburs entscheiden müssen, wenn er auch nur in aller Unschuld seinem Vater gefolgt war.

Zwei feindliche Heerhaufen, lagen unter dem geräumigen Dache des Bursenhauses die moderngesinnten und die altgesinnten Scholasten. Die Adlerburs schwor, getrieben und gedrillt von ihren Professoren und Magistern, auf die alles Blendwerk der Sinne verdunkelnde, gottgeborene Wesenheit der reinen Begriffe und Ideen, die Pfauenburs, die der Modernen, stritt für die leibhaftige Wirklichkeit der Dinge und schlug alles Begriffswesen in den Wind. Doch das war keineswegs in zwei schlichten Glaubenssätzen getan. Sie hatten Fahnen und brauchten Fahnen, wie alle, die den lebendigen Boden ihrer Entwicklung verloren oder noch nicht gewonnen haben. Von der Fahne der Altgesinnten segnete der heilige Thomas die endlosen Argumente der Seinen, und von der Fahne der Modernen lockte der Franziskaner Occam zu unstillbarer Gegenrede. Kommentare, Paragraphen, Quästionen, Sophismata, Determinationen und Suppositionen, eine Flut und Gegenflut geschulter Zungenkämpfe, von einem gärenden Pathos aufgedunsen, von galligem Hohn durchjaucht und maßlos bis zu unflätiger Beschimpfung des Gegners entwürdigt, prallten in den wöchentlichen Disputationen aufeinander, besonders in denen, die von den inspizierenden Ordinarien der Theologie und Juristerei besucht wurden. Beide Haufen waren in Fähnlein geordnet: Stubengenossenschaften, Domicelli, die unter ihrem paukenden Repetenten standen. Und jedem Domicell war seine Weisheit in Exerzitien und Resumptionen sorgsam eingestopft worden, denn es kam

darauf an, daß einer seine dreißig Disputationen zählte und in jeder zum wenigsten viermal respondiert hatte, ehe ihm der Grad, der Baccalaureus winkte — der Kandidat wäre denn reicher Eltern Sohn, und Doktores wie Magistri könnten sich nach seiner Promotion eines fetten Gelages und mancher Gastgeschenke versehen.

Und Theophrast hatte an den lebendigen Feuern gestanden, den Kampf der Elemente gefühlt und geregelt, im Erdenschoß das Wachstum und Reifen der Metalle erschaut und an den Krankenbetten neben seinem Vater das Ringen der Körper gegen die Krankheit belauscht! Wohin war er geraten? Nach den ersten beiden Disputationen wollte er entlaufen. Aber ein Stubengenosse, der noch vor einem halben Jahre in Bologna gewesen war, lobte sich sein Tübingen.

Der Baccalaureus Eustachius Dachtler paukte sie für die dritte Disputation ein. Er hatte eine Schlappe von dem Magister Melchior Ruch erhalten und auszuwetzen. Seine Domicellen sollten gleich ihm glänzen, und es stand ein Gefecht unter den Augen des Kanzlers bevor, denn die Adlerburs hatte ein Sophisma von ungewöhnlicher Dignität über die Willensfreiheit angeschlagen. Die Stube lag über der These, erwog alle möglichen Argumente und Positionen, verteilte Oppositionen und bohrte sich in die Quodlibeta, die Summa und die Quaestiones des erhabenen Occam sowie aller faßbaren Kommentare, irgendein unerhörtes Zitat von besonderer Spitze zu finden, auf das die Antwort hingedreht werden könnte.

«Hohenheim, du bist noch grün, fürderst solltu bekennen», meinte Dachtler, «du nimmst us der ersten Sentenz und dritten Distinction: Nihil potest naturaliter cognosci in se, nisi cognoscatur intuitive — das heißt, alls wird natürlicherweis erkennt alleinig durch die einwendig Anschouung. Dann ich bin gewiß, der Brastelberger wird sin Mulesel von der Knechtschaft des menschlichen Urtls fürreiten, do solltu ihm mit der Intuitio umbs Moul fahrn. Und so er dich fragt, woher du weißt, so sagst du ihm nit us deme Occam,

sundern widerbellst, woher er wiß, daß dem nit so seje. Doruf wird der Brastelberger so lang schwätze, bis allen die Gall schwillt, und du bis ohbekümmeret, es werden ihn viel erfahren Lüt niederschrejen.»

Theophrast nahm den Occamschen Glaubenssatz. Daß Eustachius Dachtler mit ihnen deutsch sprach, überzeugte sie mehr als alle Dignität der These von dem Gewicht dieser Disputation.

Am Freitag ward ihnen noch eingeschärft, alle Unfläterei und Schimpf bei Karzer und Geldbuße von neunzehn Schilling zu lassen, statt Blödsinn, Eselei, säuisch, ketzerisch, tölpelhaftig sollten sie nicht ohne ein feines Lächeln und eine liebliche Neigung des Kopfes sagen: das scheint nicht völlig recht, es ist unzutreffend, es ist kaum zu billigen.

Und sie erschienen würvoll im habitus scholasticus, Doktoren, Magister und Baccalaurei im Mantel und Barett, die Schüler in langem Rock und Gürtel. Man erwartete den Kanzler Vergenhanns, Nauclerus genannt, vor dem Kanzlerhause gegenüber der Fakultät und geleitete ihn feierlich in den großen Bursensaal.

Der Rektor hielt eine kleine Lobrede auf Nauclerus, den Paten der Alma Mater Tubingensis, der Kanzler dankte kurz. Dann trat der Magister defendens et respondens Gregorius Krappelbeck vor das Pult, räusperte und schleimte sich mehrmals und begann mit trefflich gelockerter Stimme das Sophisma, das ihm so bedeutend geglückt war, weithin zu erläutern. Indes erwarmten die Opponenten zusehends, während die ganze Adlerburs ein üppiges Wohlgefallen zur Schau trug und sich in einem Bade von Behagen wiegte.

Vergeblich versuchte Theophrast hinweg zu denken. Er sah den dürren Magister Brastelberger ahnungslos verklärt den befreundeten Argumenten lauschen, fühlte alle Ungeduld des Meuchelmörders und nur den einen Wunsch, die blanke Sentenz des Occam dem Opfer zwischen die Rippen zu stoßen, um — geschehe was wolle — ihrer ledig zu sein. Die Morgensonne stieg zu sanfter Mittagshitze empor, die Köpfe der Dis-

putanten und Hörer erglühten, Augen funkelten, Hände fochten, Argumente donnerten und lispelten, fauchten und bebten gegeneinander, jenseits des Neckar auf dem Wört hörte man das Geprassel des Applauses und das Hohngelächter, allein der Magister Brastelberger blieb stumm. Etliche Male hatte Theophrast gesehen, wie er sich straffte, und hatte schon gehofft, immer wieder sank Brastelberger, von einem Gegenschrei der Adlerburs befriedigt, sanftlächelnd in sich nieder. Die Mittagsglocke läutete Waffenstillstand, sie stürmten an die Tische.

Theophrast vermochte kaum zu essen. Ermüdet folgte er den andern wieder in den Saal. Die allmählich erblühende Wärme tat ihm sanft. Er verschränkte die Arme, dämmerte vor sich hin, aus dem Geplätscher der Reden, die weit gesättigter klangen als am nüchternen Morgen, hörte er ewig die Worte seiner Sentenz: naturaliter ... cognosci ... cognoscatur ... cognosci intuitive ... da fiel das Wort Brastelbergerus. Theophrast zuckte wie unter einem Streich.

Der Brastelberger blieb kaum vernehmlich, unter lieblicher Neigung des Kopfes säuselte er dahin und beschrieb gewinnende Linien mit den zierlich gesammelten Fingern seiner Rechten. Theophrast wußte nicht, wovon der Magister sprach. Und diesen milden Mann sollte seine Sentenz erwürgen. Aber Brastelberger öffnete die Hand, streckte sie energischer vor, als kredenze er einer erschütterten Welt auf ihrer Fläche das Schlußstück aller Syllogismen, unsäglich befriedigt schlossen sich seine Lippen.

Theophrast sprang polternd auf, Brastelberger schoß einen scharfen Blick hinüber. Der Name des kleinen Opponenten mußte dem Merker einigemal wiederholt werden. Aller Augen wandten sich dem unbekannten Neuling zu, und Bombastus ab Hohenheim schmetterte erbittert mit überschlagender Stimme seine Sentenz durch den Saal; Eustachius Dachtler hatte ihn nicht mehr niederwinken können. Brastelberger riß die Augen auf, fuhr sich an die Stirn, fand den Zusammenhang nicht. Die ganze Adlerburs stutzte und brach in ein

ohrenbetäubendes Gelächter aus, dem selbst der greise Nauclerus nicht widerstehen konnte. Und Magister Brastelberger nahm Stellung. Primo loco: die Sentenz des Bombastus ab Hohenheim passe zu seiner Argumentatio wie allzu lange Ohren unter ein Baccalaurenbarettlein, dessen man leider noch ermangle, secundo loco: woher der Opponent die innere Wahrheit seiner Sentenz wisse. Da erwiderte Theophrast, daß die Sentenz gerade gegen die innerste Meinung des Herrn Magisters gerichtet sei, die aus der Argumentatio, wiewohl verborgen, vorgeklungen habe. Wo aber die innerste Meinung getroffen werde, seien alle andern mitbetroffen. Und sonst möge der Herr Magister nicht fragen, sondern widerlegen.

Ein wohlgefälliges Gemurmel durchlief die Pfauenburs, etliche applaudierten sogar. Man ahnte den Zusammenhang, und Brastelberger mußte jeglichen bestreiten. Die Schläfrigkeit der vollen Mägen war überwunden, und mit ihr hatte Brastelberger nicht zuletzt gerechnet. Er schwoll zornrot auf und kochte über. Allein die Pfauenburs hatte ihr Opfer. Ein Magister, ein Baccalaur und vier Studenten stellten sich zum Beweise, daß die Sentenz des Hohenheim im innersten Zusammenhange mit der Brastelbergischen Argumentatio stünde. Und die Adlerburs mußte zwei ihrer besten Logiker vorschieben, um zu verhindern, daß die bedeutsame These ihres Magisters Gregorius Krappelbeck mutwillig verwässert werde. Dem Bombastus ab Hohenheim wurde aber im Protokoll vermerkt, daß er wirksam opponiert und respondiert habe.

Niemand im großen Bursensaale war mehr beunruhigt, ja bestürzt über die Schlagfertigkeit des Hohenheim als er selbst. Auch Brastelberger, so unliebsam in den Strudel der Disputation gerissen, dessen wirbelnden Trichter er gerne umfahren hätte, fand sich in die Sache. Theophrast war blaß geworden. Eine quälende Unruhe benahm ihm fast den Atem. Auch er hatte gehofft, seine Sentenz abzutun und unbemerkt zu verschwinden. Nun war er schuldig, daß diese Gaukelei im Namen der Wissenschaft unerträglich zerdehnt und weithin

aufgeblasen wurde. Ihm schlug das Gewissen, fast wurde ihm übel. Eine Weile noch vermochte er dem Gezänke zu folgen, dann schlich er aus dem drückenden Raume, floh durch den langen, finsteren Gang und hinunter die Treppe, vorüber am Augustiner- und Franziskanerkloster, hinab zum hirschauer Tor und ins Freie. Von der Neckarhalde wies ihn der neue Holzsteg über den Fluß gegen die Vorberge der Alb.

Er war zu einer Antwort gekommen, die den andern die Tenne bot, darauf sie losflegeln konnten, und die Antwort hatte nichts mit ihm gemein, ihr Wort und Geist lagen außer ihm, vom gleichen Silbenteufel besessen. Er hatte nichts gedacht, sein Gefühl war stumpf gelegen, und doch war es ihm über die Lippen gesprungen, eine Lüge um des Schalles willen. Und sie griffen darnach ... nach der leeren Schale. Er meinte den sterbenden Bischof Erhard vor sich zu sehen. Folge ihnen nicht! Die andern wußten nicht mehr, daß sie um des Wortes willen logen, da sie der Wahrheit zu dienen meinten. Aber er, er kam von den lebendigen Quellen! Nie war seine Welt peinigender zerklüftet.

Er hielt beide Fäuste vor die Brust gepreßt, stürmte durch ein Dorf, daß die Leute ihm nachlachten, rannte ein Kind um, hörte dessen Geheul nicht. Erst vor dem nächsten Dorfe stutzte er, er wollte nicht unter Menschen. Seine qualvolle Scham trieb ihn querfeldein gegen die Waldhöhe. Dort warf er sich in den ersten Schatten und schlug die Hände vors Gesicht.

Langsam, ohne innere Klärung entspannte sich sein überladenes Gefühl. Ihm war wie einem Schläfer, der, aus tiefem Traum erschreckt, sich lange unter quälenden Gedanken gewälzt hat, und den so unerklärlich wie die peinigende Unruhe, unerwartet und sanft, der Frieden wieder beschleicht, als habe ein Engel die Hand auf das wache Herz gelegt. Die lenzkühle, ruhende Luft erquickte ihn wieder, die Vögel sangen wieder, und eine milde Sonne ließ die Mücken spielen, von der Straße her knarrte ein Bauernwagen. Theophrast eratmete tief, des eigenen Rätsels voll und doch, als

sei ihm eine Schuld erlassen. Langsam wandte er sich nach Tübingen zurück.

Auf der Straße wurde er von einem Manne im Mantel und Barett überholt. Der griff gewaltig aus und stieß mit dem Schuh seines Spießes fest in die trockene Radspur. Nach einigen Schritten blieb er stehen und wandte sich zurück.

«Du bist ein Schüler, was suchst du barhaupt auf der Landstraße.»

Theophrast tastete über seinen Scheitel.

«Und bist du nicht der Hohenheim, der den Brastelberger angeblasen hat?»

Theophrast nickte, kam langsam näher, dabei winkte er verächtlich und wandte das Gesicht zur Seite. Der andere sah lächelnd nieder und legte die Hand befreundend auf die Schulter des Schülers.

«Magister Johannes Brassicanus.»

Theophrast verneigte sich, er lief neben dem Magister her, dachte an Vadius und wäre lieber allein geblieben. Brassican floß vor Spott. Er äffte die Silbenstecherei, zu der Theophrast Anlaß gegeben hatte, im Schwabenlatein der Disputanten nach und meinte endlich, daß es jener Hohenheim bald zu hohen Graden bringen werde. Theophrast schwieg, und Brassicanus spiegelte sich weiter.

«Nichts ist der Gugelfuhre schlecht genug. Kommt ein Schülerlein von ungefähr und wirft ihnen einen müßigen Brocken vor, sie kauen ihn und speien ihn einander ins Maul, wie ich einmal zwei fahrende Spielleute habe machen sehen. Allein sie haben sich gehört, und die andern haben sie gehört, dazu in einer Sprache, daß den giftigsten Kröten damit vergeben würde, wenn sie sie verstünden. Nur der Mensch übersteht das. Sie werden heute nicht fertig. Morgen wird weiter gewässert, bis der große Karpfenteich ihrer Philosophie überläuft. Und du, versäume nichts, du hast Qualitäten gezeigt, bald wirst du berühmt und gefürchtet sein, denn du weißt, daß es nicht nötig ist, irgend etwas aus Wesenstiefe zu erkennen und zu wissen, sondern daß es genügt, irgend etwas

so gemeinhin zu sagen, daß jeder dazu husten kann. Und doch ist deine Kunst erst halb. Wirst du einmal verstehn, mit weithergedehnten und andern Worten zu sagen, was alle, auch die Dümmsten, wissen, dann bist du vollends ein Philosophus geworden.»

Theophrast schluckte die Latwerge. Allein das flüssige Latein auch dieses Magisters schien ihm nicht weit genug vom Zungenspiel entfernt.

«Herr Magister, rettet die Lüt, so nach dem Strohhalm langen, do sie versoufen — es sije dann, Ihr verlanget sehr darnach, Üch des gerechten Zorns zu entschlan.»

Da Brassican den Schüler vom Scheitel bis zur Sohle maß, erklärte ihm Theophrast mit dürren Worten, was er in Tübingen suche, was er gelernt und wohlerfahren habe.

«... und sie sagend all, es müesset fürderst ein Grad in denen andern Künsten erlangt sin, eh ich zur Ars Medica werd glossen. Helft mir von denen Artisten, ich will Üch wahrlich danken!»

Brassican mußte lachen, da er gegen die Artisten angerufen war, er, ein gerühmter Erneuerer der freien Künste und Freund Heinrich Bebels. Aber er fühlte doch den Hauch jenes ewigen Willens aus dem trotzigen Bombast wehen, vor dem sich des schaffenden Mannes Mut neigt.

Gegen Pfingsten stieg Jeronime Gstettner im Hirschen ab, stellte zwei Gäule und einen Maulesel aufs Stroh und ließ einen Knecht in grün und veigelfarben geteiltem Gewande aufziehn. Jeronime Gstettner wollte ohne Umschweif in die Juristerei. Der Knecht zottelte gleich in den ersten Tagen mit dem Maulesel vor die Wohnungen der Professoren und legte je zwei Pfund Zucker und eine Tüte Gewürznägelein in die Hände der auflauschenden Hausfrauen. Er lud zu einer schlichten Speckfuppen, die sein Herr Jeronime statt eines Bursenbeaniums auf seinem Logiment im Hirschen am Margaretentag zurichten werde.

Theophrast erhielt durch den Knecht einen Brief seines

Vaters und ein schmales Beutelchen. Er war für diesen Tag nicht allein.

Von den Lehrern aus seines Vaters Zeit — es waren seither über zwanzig Jahre vergangen — lebte nur noch der alte Jakobus Kurlin aus Tegerloch. Aber eine andere Spur wies ihm der Vater. Im Schloßgarten zu Kilchberg sollte ein chymischer Ofen stehen.

Theophrast war seit seiner schuldhaften Opposition gegen den Magister Brastelberger wie keiner seiner Stubengenossen hinter den Lehrbüchern der Dialektik gelegen. Was ihm aber aus dem Tataretus, Bricot, dem Perversor, Eckius und andern Exerzitien entgegenquoll, so daß er zu ersticken vermeinte, ließ ihn nur verzweiflungsvoller vor sich selbst verarmen. Eine Wolkenwand wirbelte um ihn, er sah den Weg nicht mehr. Wertlos schien alles zu werden, was je sein inneres Auge hatte aufleuchten lassen und ihm Schaffensglück geworden war. Da glomm es wieder durch den trüben Schleier auf: winkende Flammen, spiegelnde Gefäße, Metalle, Erden, Wässer, die zu greifen waren und glühten, brannten, durchleuchtet glänzten. Wochen hindurch war er kaum von seinem Platze gewichen, den Domicellen ein Gespött und heimliches Ärgernis. Nun fuhr Leben in ihn, was sie erstaunt und ergötzt betrachteten. Er rannte mit großen Schritten durch das Zimmer, sein Gesicht war rätselhaft bewegt, er strich sich durch die Haare, rieb die Hände und holte mit den Armen aus, als sammle er seine guten Kräfte.

«Nu ist er hinter ihm kummen!» — «Er hats, er hats!» — «Sehet, er fährt ins Haar, gleich so platzt ihme der Schädel!» — «Huß, hussa, dort stoht der Brastelbergerus! Uf die Stund ist ihm bigfalln, was er dem Brastelberger hätt respondiern sulln, eh dann er darvon ist geloffen.»

Theophrast lachte.

«Weiß einer, ob der chymisch Ofen ze Kilchberg im Schloß noch brennt?»

«Ha, der chymisch Ofen! Ob der noch brennt! Gewaltiglich und ist ein Stunk bis uf Rotteburg. Do fahrend sie

nächtens uf Mistgablen us der Essen! Ist älls ein Magus, Magissimus, der alt Jerg von Herteneck!»

Sie johlten.

«Dort solltu hin, Theophrast. Etwan hat der alt Kerl ein gueten Tag und läßt ihn sin Podagram, do solltu sehen, was vor einer das ist, der Vogt!»

Er stieg hinter dem tiefen Schloßgraben die engen Weinbergstufen des Lichtenberges hinauf, kaum konnte er den ersten weiten Blick erwarten. Und dann zuckte sein ungeduldiges Auge über die Örtlein Derendingen, Weil nach Kilchberg und fand die stumpfe, grauverwitterte Schloßmauer neben dem hellgetünchten Kirchlein. Aber kein anderer Rauch war zu sehen als jener friedvoll und sanft zerfließende, der über einem geruhsamen Leben versöhnlich zieht und keinem begierig angefachten Brand entwirbelt.

Theophrast setzte sich auf eine Mauer. Seine Erwartung faltete die Flügel. Aus den dichten grauen Zeilen der Rebstecken klang da und dort das Schürfen der Winzerhauen. Vom Neckar herauf klapperten stetig die Mühlen, überpocht von der Hammerschmiede. Der Fluß im Spiegelglanz, das weitgebuchtete Tal und fern die breitgestufte, schweigende Alb, voll vom fremden, vom andern Frieden. Er allein, dessen Unrast in das ruhevolle Becken sank wie ein Stein, der über den glatten Wasserspiegel zitternde Kreise treibt.

Aber wollte er diesen Frieden? Sein Kinn lag auf der Faust, und die Augen brannten hinüber zu der Kuppel des Roßberges, des wodeheiligen Roßberges. Was wog ihm dieser Friede? Kein Gran mehr als der Spott der andern. Er schloß die Augen. Eine laue Luftwelle befächelte ihn mit leiser Müdigkeit. Aber in seinen Ohren erwachte das Geklapper der dialektischen Lehrsätze. Er öffnete die Augen, blinzelte ins Tal, auf das Kilchberger Schloß und dann links gegen den Fachwerkkasten von Hohentübingen, hinab die Mauer zur Sanktgeorgenkirche. Er wollte den Magister Brassican aufsuchen, und dann dorthin nach Kilchberg, sehen, ob in

diesem Friedenstale ein Geistesmensch lebe, der das schallende Wort über dem glutflüssigen Willen der Elemente vergaß.

Unter dem Torbogen begegnete er Brassican, der neben dem gekrönten Dichter Bebelius ging. Er grüßte tief und wagte sich nicht heran, sie winkten ihm kaum zu.

In dieser Nacht träumte Theophrast von der großen Kunst, die den lebendigen Dingen die innerste Kraft entreißt und sie an andere Kräfte bindet durch die Gewalt der linden und heißen Feuer.

Der Obervogt von Tübingen und Schloßherr von Kilchberg lag schräg über einer Bank im Garten und ließ sein Kreuz von der Sonne rösten. Das linke Bein ruhte dick verpackt auf einem Kissen. Neben ihm stand ein Tischlein. Er schabte mit zitternden Fingern an einem Huhn und schob die Fleischfasern mit der triefenden Messerklinge in den Mund, malmte umständlich, die glasigfetten Hängebacken ballten sich geschäftig. Aus dem Brote krümelte er das Weiche dazu und aus einem Topfe mit Eingemachtem schob er gehäufte Löffel nach. Seine Hände glänzten von Fett und Fruchtsaft, der Henkel und Bauch seiner Weinkanne waren trübe von klebrigen Spuren. Hinter ihm wartete ein Diener auf und zählte die Bissen seinem Herrn lüstern in den Mund. Als das Hühnlein geschabt und der Tiegel ausgeschlappt war, hatte Theophrast seine Frage und Bitte vorgetragen. Der Vogt starrte ihn aus rotgeränderten Augen an, dann schlug er auf das Tischlein, und der Knecht raffte das Gerät zusammen, indes der Vogt seine Hände an den Wams des Knechtes wischte. Der wollte auch die Kanne nehmen.

«Weis her, du Weinschlauch!»

Der Knecht hielt ihm die offene Kanne unter die Nase und durfte dann abziehen.

«... suocht den chymischen Ofen ... der Vater hat ihm gschriebe ... wer ist der?»

Theophrast erklärte nochmals.

«... von Hoheheim ... daß ihn der Tüfel und Herrgott

schänd mit seim chymischen Ofen ... uuh ... Marter unde Schweiß!»

Er zuckte schmerzverzerrt die Hand gegen sein rechtes Bein und fuhr dann zurück an sein Kreuz.

«... von Hoheheim ... die heilig Muotter Gottes verzeih mir Fluoch und Sünd ... der Adel ist mir ohbekennt, was hänt ihr ein Wappen?»

«Drei rote Ballen in schwarzem Balken uf rotem Grund.»

«Drej rote Bollen ... was vor ein frostböiligs ... samer Bocks Bluot ... hast du koin Salben vor Podagram, du verlousete Seel, so hol dich der ... heilig Muotter Gottes, bewahr mich vor Fluoch und Sünd ... grindhöjtiger Bacchant, was willtu mit dem chymischen Ofen?»

Theophrast gab noch nicht auf und erklärte, was er wolle.

«Hast du etwan den Lapidem Philosophorum, ein gehrender Lollard, der du bist! Oder die groß Elixir, das Magisterium Magnum, du verhüngerter Gugelant, und die Tinctura?»

Da brachte der Diener eine dampfende Pastete und die neugefüllte Kanne.

«Houch mich an, Laur!»

Der Knecht hauchte ihm ins Gesicht.

«Was vor ein stinkend Aas! Alleinig din Houch schmecket ehrlich, glich dem heimelichen Gemach zuo der Mostzit.»

Er sog sich in die Kanne, seufzte erleichtert auf, zerriß die Kruste der Pastete und löffelte das duftende Fleischgehäckfel.

«... und du, schwarzer Vogel ... bei üch uf der Schul, do ist der Magister Bebelius, ein fröidiger Kerl ... der weiß ein Sack voll Schwänk. Loß hörn! Von deme alten Münch, der hat sine Schwäch im Bichtstuohl beweinet, do ihm einer von siner lieblichen Buhleri gebicht. Von der Nunnen, so ... ei, willtu mir ein sur und ohnwirsch Gsicht schnejden und nit fröidig sin in dinen treibenden Tägen! Du sollt mir ufwarten, als eim von Adel ziemt! Mir frierend die

alten Knochen, mueß min Gemüet desglichen friern! Daß dich, du Lecker ... heilig Muotter Gottes ...»

Er kratzte das letzte Müslein aus der Pastete. Theophrast machte eine Reverenz.

«Hoho! Hallo! Ich hab dich geheißen ufwarten, und du sollt wissen: die chymisch Kuchel ist hin, hin bis uf den letzten Stein! Dann ich hab us denen Steinen lassen eine Kapellen boun, vor min Weib und mich, Gott hab sie selig unde mich, sie war ein duldsam Mensch!»

Er schrie die letzten Worte dem Jüngling nach.

Theophrast wanderte zurück. Über der Straße jauchzte eine Lerche. Er selbst fühlte sich lerchenfrei und leicht. Er lachte leise vor sich hin, brach eine Weidenrute aus dem Graben, ließ sie durch die Luft und gegen seine Wade pfeifen.

«Dir ist ein Recht widerfahrn, Theophraste Bombaste ab Hohenheim! Wie heißt der gröhlend Wanst: Jerg von Herteneck. Der hat dir tapfer ins Gsicht geblasen. Hast us dem Joch wöllen springen! Lüstet dich nach denen Flammen! Usbrechen! Dort ist die Bahn. Scher dich, Tüfel!»

Ein Bauer trieb ein Kalb vorüber, das vor dem fuchtelnden Schüler in den Graben sprang. Der Bauer schrie, es sei ein Kalb, im Stalle ehrlich empfangen und geboren, und kein Teufel. Theophrast sah dem Fluchenden zu, der sein Tier bei Ohr und Schwanz zerrte und mit dem Fuß in die Weiche stieß.

«So es schon kein Tüfel ist, wohin willtu das Kalb treiben?»

«Zem Vogt, na Kilberch.»

«Dann solltu dem Kalb in des Kalbes Ohr flusteren, daß es den Vogt also grüeße: Der ab Hohenheim sagt, vor Podagram der best Balsam heißt Carnevale, darumb so müge eim ehrlich stallgebornen Viehe vergunnt sin, im Frieden zu erwachsen und zu sterben! — Sag ihm den Spruch ins Ohr, als wird es gohn.»

Der Bauer starrte dem schwarzen Männlein ins Gesicht

und ließ seine Hände von dem Kalbe, das lauschend stand und gegen die Fliegen zu wedeln begann; wie es aber aufs neue den zerrenden Strick fühlte, sperrte es sich nach Kräften. Da flüsterte der Bauer den Spruch in das zuckende Ohr. Um dem Kitzel zu entrinnen, sprang das Jungvieh auf die Straße und trollte gegen Kilchberg seinem Metzger zu, daß der erfreute Bauer ihm kaum zu folgen vermochte.

Theophrast fand den Magister Brassicanus in seiner Bursenkammer. Er schrieb. Ein wenig ungehalten über die Störung, bot er dem Schüler nicht die Hand, aber Theophrast brachte seine neuerliche Bitte mit gutem Anstand und in bedachtem Latein vor und er berichtete artig, was ihm zu Kilchberg und auf der Straße begegnet war. Brassican lachte, er meinte:

«Du hast dem Kalb einen schlechten Rat gegeben. Der Jerg von Herteneck ist ein so übler Gesell nicht, als es scheint. Er wird dem Kalb sagen: ‚Gut, Carnevale. Du sollst dem Fleisch entsagen. Denn ich will dich vom Fleische lösen, daß dir niemals ein Podagra zustoßen wird.‘ Aber auch dir soll geholfen sein. Sie zählen an dieser Schul die Ars Medica ohnehin mehr den Artisten zu. Die Pfingsten sind um. Ich will dich mit zwei anderen meiner Schüler empfehlen, und du respondierst mit ihnen zugleich morgen in drei Wochen.»

Theophrast dankte, indes Brassican etliche Worte verzeichnete, und wollte sich entfernen.

«Eins noch, du Verächter der freien Künste und des Wortes. Hast du auch dein Gewicht, das Wort und Kunst aufwiegt? Der gemeine Mann verachtet Wort und Kunst gleichfalls, denn er scheut sie.»

«Ich habe meinen Weg, und Ihr helft mir über die Schranken.»

«Und fürchtest du Kälte und Armut des Herzens nicht?»

«Wie sollte ich frieren und verderben, wenn der Weg mich zwingt?»

«So wirst du dein Lebtag all dein Wesen außer dir suchen,

denn der Mensch vermag nur durch die Freude am Schönen in sich selbst gestillt zu werden, alle andere Sättigung liegt außer ihm.»

«Und muß ich eines Trosts in mir ermangeln, werde ich darum auch frostig und arm sein müssen?»

«Du stehst im Anbeginn, und aller Anbeginn ist löwenmäßig. Gegen das End hin wird aus dem Löwen eine zitternde Mücke. Dann helf dir Gott aus deiner Einsamkeit, der du Kunst und Wort verachtet hast.»

«So helf mir Gott, der mich in meinen Weg gestellt hat. Amen.»

Brassican sah wunderlich erfaßt auf den Schüler nieder, der unter ernst gefalteter Stirne hervor ihm in die Augen spähte, als harre er noch des Wortes, worauf er keine Antwort wüßte. Es senkte der Magister den Blick und schüttelte grübelnd den Kopf. Doch straffte er bald den Nacken, sein Blick huschte spähend über den Schüler, der ihn aufmerksam betrachtete.

«Was willst du noch? Ich werde dir helfen.»

«Ich will nichts mehr.»

Theophrast ging. Brassican stemmte die Arme in die Hüften, spreizte die Beine, nagte die Lippe, sah auf die Tür.

«... einer, der weiß, daß es in ihm will und wie es will, ohne zu wissen, wo hinaus — also der Weg des Ewigen.»

Er strich über Stirn und Haare und winkte ab.

«Was kümmert dich dieses trotzigen Knaben Frieden?»

Brassican fand zu seinem Briefe zurück, der ihm da und dort nicht mehr genügte. Er verbesserte, feilte aus, goß um, fügte ein geistvolles Zitat hinzu, strich einen Satzteil, endlich las er halblaut und schob etliche Worte zurecht, den Klang zu heben. Der Brief war an den Patriarchen der schwäbischen Humanisten Reuchlin nach Stuttgart gerichtet.

Sie alle wollten eine Fertigkeit und eine Ehre, die im Barett sichtbar auf ihren Köpfen saß. Er wollte eine Offenbarung. Vor den andern lagen Bücher und Schriften, die Weisheit der Alten und ihrer Erläuterer, wie ein Herbstland.

Der Lehrgang leitete sie schrittweis von Ernte zu Ernte, und sie ließen sich unbekümmert führen. Auf Theophrast aber lag es wie Bodenkrume über dem treibenden Samen. Er stemmte sein Verlangen gegen die Decke und hoffte auf das Offenbarungswunder, das die Last mit einem Erlöserstreiche spalten und seinem Triebe das Sonnenlicht öffnen sollte.

Er schien nicht zu merken, daß ein Jahr reifte und unter dem fallenden Laube in Schlaf sank. Seine dürftige Gestalt magerte ab, die Augen wurden groß und die Wangen blaß. Er kämpfte erbittert um die erschließende Gnade.

Der Lehrgang war umzäunt, die Erzväter der Medizin, Hippokrates und Galen, vorerst verboten; ihre Kommentatoren sollten das Gehirn zurechtkneten. Er rang sich willig hindurch, ein endloses Gestrüpp: der erste und der fünfte Kanon des Avicenna, breit erläutert von altersher. Nichts Eigenes duften die Lehrer bringen, und sie wären um Eigenes verlegen gewesen, denn ihre Gedanken liefen seit Jahren die gleiche Schule ab: Sätze zergliedern, Inhalte sammeln, über Vokabeln streiten. Die Articella ließ an einer dürftigen Auswahl die Kunst des Galen, die Aphorismen des Hippokrates, etwas Diätetik und etliches von dem Erklärer Johannitius vermuten. Glaubenssatz wurde auf Glaubenssatz gekeilt. Puls, Urin, Aderlaß und Schröpfen, einige Heilmittel der alten Griechen, von den Arabern neu beschrieben, ersetzt und erweitert — alles Bericht und Bericht des Berichtes, nirgends lebendige Anschauung. Zu den Kanones des Avicenna wurden ein Dutzend Hilfswerke gewälzt. Jeder Abschnitt war dem Professor zugewogen, in Punkte geteilt, alle vierzehn Tage mußte das Quantum gelesen sein, bei Geldstrafe. Unter den Hörern saß der «Wolf», der «lupus». Er hatte den Lehrer anzuzeigen, der Eigenes lehrte, Punkte überschlug oder nicht rechtzeitig beendete.

Theophrast raffte offenbarungshungrig in sich, was er erlangen konnte. Die andern gewöhnten seinen erbitterten Mut, wichen vor ihm zurück, wenn er sich nähern wollte, oder begegneten ihm mit jenem Spotte, der heimliche Narren stimmt,

wenn je sein bedrängtes Herz in sonderbaren, lächerlich wilden Reden und Bewegungen Befreiung suchte. Unablässig wurde Theophrast immer tiefer in das eigene Wesen getrieben, das ihn zuweilen selbst befremdete.

So las er wochenlang, als sei er verschüttet und begraben. Dann konnte es unbändig, fast verzweiflungsvoll aus ihm hervorbrechen. Und da er keine Menschenseele wußte, rannte er ins Freie. Wenn einer der seltenen Stürme das Friedenstal durchfegte, fand er, gegen das Wetter andringend, überflutet von Regen, umweht vom Schnee, Atem und Ruhe wieder. Seiner inneren Last entladen, brach er auf dem Rückwege rote und grüne Erde aus den Weinberghängen, zerrieb und glättete sie in den Händen und ließ sie durch die Finger rinnen, mehr um Naturgewordenes zu greifen und zu fühlen, als um es zu betrachten. Er pflückte Kräuter, die ihm von seinem Vater her bekannt waren, und erquickte sich an dem Geruche des Saftes. Baumstämme befühlte er, schabte die Flechten von ihrer Rinde, schnitt Schichte um Schichte los, bis er an die Säftebahn kam, und konnte seine Stirne an die kühle Wunde pressen. Aus dem Wasser hob er Kiesel, wusch sie vom Schlamme frei, sie waren für ihn lebendige, dem Wasser entwachsene Wesen, der Schlamm war Ausscheidungsrest ihrer Nahrung.

Weit weniger betrachtete er die Tiere. Ihr Leben war nur anders, gesteigerter als das der Steine, der Erden, der Pflanzen, und er mied in seinem Friedverlangen das gesteigerte Leben. Je schlichter Wachstum und Wirkung der Dinge schienen, je stiller und in sich beruhigter sie lebten, desto leichter fand er Wohltat und Erquickung an ihnen.

Kam er dann mit beschmutzten Händen, zerzaust, oft auch durchnäßt und durchfroren wieder an seine Bücher, so war er von stillen Kräften voll und stark gegen den Wellenschlag der fremden Gedanken, die er bezwingen mußte. Verlachten sie ihn, da der naßwarme Dunst seiner Kleider in ihre Nasen stieg, konnte er gutmütig mitlachen und ohne Überhebung sagen: «Was wisset Ihr von all dem heimlichen Leben!»

An einem solchen Sturmtag, da der Sommer zusammenzubrechen schien, der dritte Sommer, den Theophrast in Schwaben hatte erdunkeln sehen, traf er den Zimmergenossen Wolfgang Thalhauser auf der Höhenstraße, die vom Kloster Bebenhausen nach Tübingen führt. Thalhauser war wenige Monate vorher von Wittenberg gekommen. Er mochte älter sein als Theophrast und war einer jener stillen Menschen, vor deren Zorn man sich hütet, weil sie gelassen und in sich ausgeglichen scheinen; ihr Zorn fällt wie ein Gericht auf den, der ihn verschuldet. Theophrast hatte mit ihm nicht öfter gesprochen als mit den andern, und doch fühlte er sich ihm dankbar zugetan.

Etliche Wochen vor dieser Begegnung auf der Bebenhauser Straße war Theophrast von einem Satze, den er in der Abhandlung des Hippokrates «Über die Krankheiten» las, so mächtig ergriffen worden, daß er der Spötter um sich her vergaß, aufs Pult schlug und rief: «Daran kunnt mir der Oberpfaff Galenus gänzlich vor die Säu geschmissen sin!»

Und Galen war in der Kirche der Medizin der höchste Heilige. Eine Meinung gegen ihn galt mehr als Ketzerei, war Sakrileg. Was nützte Theophrast, daß er vor seiner eigenen Stimme erschrak. Die Stube stutzte, dann fielen sie über ihn her mit jückenden Fragen und beizendem Gelächter. Sie einigten sich:

«Er hat ein Sophisma uffgstellt, er sull defendiern und respondiern!»

«Tuet üre Narrentänz alleinig.»

«Du bist der Narr uf der Schul, do solltu fürtanzen! — Wirfst du den Galen vor die Säu, wem solltu alsdann fürgeworfen sin? — Er ist ein Ketzer, überhebt sich, weiß alls anders und baß! — Do hält er fein das Moul, so einer ihn heißt: Verteidig und beweis din Ketzeri!»

Drei faßten ihn und stellten ihn auf den Tisch. Einer drehte vier Knoten mit langen Ohren in einen Handzwilch. Sie warfen ihm die Narrenhaube zu.

«Nimm, dann du brouchst vier der Ohren, du geduppleter Narr!»

Theophrast war ruhig geworden. Er setzte die Haube auf und meinte: «Wen die Esel fordern zuo der Disputaz, der soll vier Eselsohren satzen uf sin Houpt, daß es denen ein Zeichen seie der schuldigen Ehrfurcht!»

«Nu solltu aber anheben, sunst wöllend wir dich gewaltiglich drillen umb dine Ketzeri!»

«Nit umb ürer Fäust, sundern umb ürer Blindhet willen.»

Er sah über sie hinweg, seine Stirn wurde klar, und ein weicher Zug spielte um seine Lippen. Da winkten sie einander bedeutsam mit Augen und Händen und verbissen ihre Heiterkeit.

«Hippokrat saget...»

«Wo saget er? — Loß ihn gahn, er soll!»

«‚De morbis' saget Hippokrat: aller Nahrung Grund leit vor das Gewächs in der Erd. Es nimmt aber die Ros alleinig us dem Boden, was ihr ist verwandt, und also der Louch, und jeds souget nur, was sinem Wesen gehöret zuo. Das ist ein Grund, daruf so bouend wir fürder. Dann wie der Louch ihn selber isset us demselbigen Erdgrund, darus die Ros ein Ros zeucht, also isset der Hund sin hündischen Lib us deme Brote, als der Mensch sinen Menschen isset us derselbigen Nahrung. Das Brot ist Bluot und ist Schmeer unde Hirn. Wer sieht es? Wer greift es im Brote? Darumb ist es verkehrt und bäuerisch, so ihr saget: Bein macht Bein, Hirn macht Hirn, sundern ein jeglicher Bissen ist dasselbig alles.»

Einer rief: «Wie aber kummts, daß ein Esel darus wird, so du ein Brot issest?»

Da brüllten sie alle. Doch Theophrast meinte gelassen: «Daran hab ich kein Schuld, sundern du. Dann es ist billig, daß ein Esel meint, es kunnt us eim Brot nur ein Esel wachsen und kein Mensch, maßen es dem Grauvieh gar wohl schmäcket.»

Der Widerbeller wollte auf den Tisch springen und handgreiflich opponieren, doch Wolfgang Thalhauser faßte ihn und hielt ihn zürnenden Blicks zurück, und die Hetzrufe der andern verstummten.

«Das wär mir eine recht Art und Kunst! Ihr sollet ihn förderst anhörn, dann ihr habet ihn nit verstanden.»

So konnte Theophrast weiter.

«So einer hat in ein chymischen Ofen mit guetem Gemerk geblicket, dem ist viel offen. Dort stot die Matrix im Füer und ist ein Wesen glichwohl konstellieret als der Louch, als der Hund oder der Mensch, und satzest du ein Nutriment hinzu, so zeucht die Matrix us ihme eine Kraft und Wesen, so ihr ist eigen, und ändert dasselb Nutriment jedlich ein Matrix uf ihr Weis, wirket ein anders, so die Matrix ist ein anders. Als ist ouch ein jedliches Glied an Mensch und Tier eine Matrix, und der Magen ist der chymisch Ofen, der do verdäuwet, uf daß ein jedlichs Glied sin Verwandts künnt ziehn. Das aber ist ein Weg und führet herfür us üerm Evangeli Galeni und sinen vier Evangelisten oder Kardinalsäften.»

Theophrast zog den Handzwilch vom Kopf und warf ihn auf den Tisch.

«Do habet ihr üer galenisch Doktorbarettli mit denen vier Eselsohrn!»

Er sprang hinunter. Sie murmelten und murrten, einer wurde laut:

«Erzketzer, du sollt die Thesen anschlahn vor ein offentlich Disputaz, do wöllt dir alsbald das Moul gestopfet sin!»

«Uf ürem Steinacker wächset kein Samen nit. Lont mir min Frieden.»

Er näherte sich dem Wolfgang Thalhauser freudigen Blickes und Herzens. Doch Thalhauser trat ein wenig zurück. Auf seinen Augen lag ein Schleier der Befangenheit, und um seinen Mund spielte ein abwehrendes Lächeln.

Theophrast wurde ernst und fragte: «Hast du es vernommen, was ich hab gesät?»

«Du hebst einen Kampf und wilden Streit an, und die, so deine Erkanntnus nit fassen, sehend alleinig den Streit und die Wildheit.»

«Es ist umb Erkanntnis und nit umb ein Ansehn.»

«Ein jedlicher sauget aus dem Boden die Erkanntnis, die

ihm ist verwandt. Willtu die andern gewinnen, so mußt du von ihrem Grund ausgehn und nit von dem Deinen.»

«Sollt ich mit sanftem Tou eine Wüst tränken?»

«Sie sehen die Wüst nit, sundern ein fruchtbarn Boden.»

«Dann ist die Zit reif und ankummen, do der Sturm sin Houpt erhebt und ihnen den Sand der Wüsten in die narrechten Ougen wirft. Sie müssend erwachen.»

Die andern lauschten hochbelustigt diesem abseitigen Gespräch. Als aber Theophrast und Wolfgang Thalhauser sich wieder zu ihren Büchern wandten, ohne eins geworden zu sein, konnten sie wieder laut werden und die Ohren der beiden Sonderlinge mit ihrer Armut füllen.

Da holte Theophrast an jenem Sommertage den Wolfgang Thalhauser auf der Höhenstraße ein. Er kam erlöst vom Sturm und besänftigt von der auch im Sturme haltungsvoll beruhenden Natur.

«Willtu alleinig sin, Thälhuser?»

Der Angeredete wandte sich lächelnd um und verneinte. Während er aber noch genießend an der wetterblauen Alb, dem schweren, treibenden Gewölke und dem satten Talgrunde hing, als lausche er einem Orgelspiel aus vollen Registern, drängte der entlastete Bombast zurück auf ihren Studienweg. Und da Theophrast ruhig sprach, wenn auch in seinen kurzen Sätzen, deren Bindung der andere zuweilen schwer fand, die aber stets von tiefem inneren Leben getragen waren, gewann Thalhauser Mut zu dem Gefährten, und sie schieden an diesem Tage als geneigte Menschen.

Bald wußte Theophrast, daß der andere enttäuscht aus Wittenberg gekommen war und auch in Tübingen nicht bleiben wollte. Da wurde Theophrast inne, daß mehr als zwei Jahre suchend verstrichen waren, und daß auch er das Offenbarungswort nicht gefunden habe. Allein er war von Kindheit einsam gewesen und hatte so das letzte Geschenk der Schule nicht ohne Opfer und Dienst erwartet. Noch glaubte er an eine Offenbarungsgnade und schlug alles, was sich in

ihm gegen Lehrweg und Autorität, fast greifbar schon, vorbereitete, seiner Eigen- und Andersart zu, die ihn zuweilen schmerzlich und peinigend zur Demut zwang. Doch kaum durch Thalhauser geweckt, war er zur Weite entschlossen.

Irgendwo mußten die Quellen der Lehre lauter fließen. Die große Kunst der Arznei war ein lebendiges Wesen, dessen Adern nicht unter den Schröpfeisen der Kommentatoren ausgelaufen sein konnten. Und Thalhauser wußte von dem Italiener Manardus, der die Alten ohne Kommentar aus gereinigter Quelle las, sein Vater Wilhelm Bombast hatte ihm ein Gleiches von dem hochberühmten Leonicenus erzählt, beide lehrten in Ferrara.

Er kämpfte noch: Weshalb war der andere nicht von Wittenberg nach Italien gegangen, und weshalb mußte er erst durch Thalhauser aufgestöbert werden?

Da fühlte er es zum erstenmal gleich einem Kraftstrom: Von heiligen Feuern der Natur kam er her, an seiner Naturerfahrung fand das schalenhafte Gedankenspiel der Schule stets Auflösung und Gericht. So hatte er sich nie verlieren können und mußte nun einen Schluß suchen, der seines eigenen Wesens Prüfstein war: die gereinigt strömende Quelle der Alten. Was durch ein künstliches Treiben verdeckt und verschüttet schien, konnte dort licht und klar erfließen, oder die Quelle der Alten bot die Erquickung nicht, die den Durst stillt.

Thalhauser kannte das Licht der Natur nicht, das vor Theophrast aus den Feuern hervorgebrochen war, darum sein Zögern und ein neuer Versuch am Worte in Tübingen.

Da sich beider Wille einte, beachteten sie auf ihren kurzen Wanderungen mit andern, freudigeren Augen, wie sich die Schwalben für den Südflug sammelten.

Zu Michaeli tranken sie in derselben Schenke zu Kirchheimtälinsfurt, in der Theophrast und der Schütz Jerg die Alma Mater Tubingensis zum erstenmal mit rotem Weine gegrüßt hatten, ein dankendes Valet. Ihre Herzen erblühten in Hoffenslust und Heimweh. Sie hatten den Weg betreten, der aus der deutschen Heimat führt.

Die vier Tiere

Wilhelm Bombast war selbst in den Keller hinuntergestiegen, um eine staubbedeckte Bocksbeutelflasche zu holen, indes Theophrast den Wams abwarf, sich in dem weitarmigen Schragenstuhle streckte, die Augen schloß und das rollende Geräusch des Marktplatzes, aus dem das Gurgeln des Rohrbrunnens hervorlautete, genoß. Nichts hätte ihn so sanft und sicher heimführen können als dieses Rauschen und Plätschern, das ihn, als er vom Kinde zum Jüngling erwachte, unbeachtet begleitet hatte. Und Wilhelm Bombast füllte die Becher, schnitt Speck und Brot zurecht. Friedengewiegt ließ Theophrast sich die erste Willkommstunde gefallen, die ihm sein Vater bereitete.

Dann pochten ihn die Fragen aus der wohligen Lässigkeit. Wilhelm Bombast rief seine eigene Studienzeit an ihnen wach, und der alte Wein befeuerte die Erinnerungen des Vaters mehr, als er Erinnerungen des Sohnes wecken konnte. Das heimliche Gassieren mit dem Nachschlüssel des Bursentores, der clavis adulterina, Dietrich vulgariter dicta, im Sack, die ungebetenen Einkehren bei den Hochzeitstänzen der Weingärtner und ihre Raufhändelfolgen, die sangerfüllten, schäumenden Stunden im Schatten der Bierdörfer: Harumrerum, Quoniam, Calamimons — Derendingen, Weil und Kilchberg. Theophrast stimmte vom Hörensagen zu. Herr Wilhelm, froh bewegt von der Heimkunft, ließ alle Glocken seiner Jünglingszeit weit ausschwingen, war mehr Student, als sein Studentlein je gewesen, das nun in fröhlicher Verehrung dem Schwärmen des Alten folgte.

Doch mußte allmählich jenes Tübingen versinken. Theo-

phrast fühlte ein wachsendes Befremden und immer deutlicher die Frage: Was du? Da suchte er vor dem stets ernster Lauschenden zum ersten Male Wort und Stimme für seine Andersart zu finden, und nie war er ihrer so bewußt gewesen; wie ein Schuldbekenntnis stahl sich sein «Anders bin ich» über die Lippen. Aber unter seiner halbverzagten Rede zitterte der leidenschaftliche Kampf um eine letzte Wahrheit nach, den er, wie es seinem frommen Herzen schien, in Tübingen vergeblich geführt hatte. Erschüttert verstummte Wilhelm Bombast ganz. Er ahnte die abseitige Bahn und fühlte des Sohnes Unaufhaltsamkeit.

Längst brannte das Lämpchen, längst war das Mahl verzehrt, als Theophrast, den Vater zu beruhigen, einen Ausweis der Tübinger Alma Mater hervorholte, auf dem getreulich vermerkt war, was alles er gehört und an wie vielen Disputationen er teilgenommen hatte.

Der Vater las den Schein nicht, er reichte ihn zurück.

«Eh dann du bist von hier fort, hab ich in einer wachen Stund Gott gedankt vor einen Strahl der Hoffnung, den er mir hat in mine Einsamkeit gesenkt und sie damit erlücht'. Nun forcht ich, daß Gott mich hat zu tief erhört, dann du wirst ein hart Leben han. Jedannocht das ist nimmeh ze halten, ich seh es wohl. So schenk dir Gott ein luter Herz und ein gnügsam Gemüet!»

Da erzählte Theophrast, daß ihm auch Brassican geringen Lebenstrost verheißen habe, er aber halte sich auch dessen nicht bedürftig.

«So soll es sin so soll es fürder beliben, min Suhn», ergänzte Wilhelm Bombast hastiger, als seine Art war. «Doch kumm, du wirst mued sin.»

Am andern Morgen trat Theophrast mit Bangen vor die Probieröfen der Seigermeisterschule. Er sah, wie alles nach der alten Weise lief, wenig nur hatte sich geändert. Während er von Schüler zu Schüler ging und sein Vater ihm etliche Fortschritte in Kunst und Handfertigkeit wies, wurde ihm

diese kleine Welt immer unwesentlicher, sie wich vor ihm zurück. Wilhelm von Hohenheim merkte wohl, daß Theophrast, obgleich er sachkundig fragte und antwortete, hinwegdachte. Als sie die Schule verließen, meinte der Sohn bedrückt:

«Ich muoß noch heunt in die Fuggerau, ouch will ich uf der Frisch-Glück-Zechen infahrn.»

«Du sollt nicht vor dir erschröcken, Suhn. Es sänd drittehalb Jahr her, sint du bist nimme vor denen Füern gewest, und du hast ein andres gsuocht.»

Theophrast erzählte, wie er voll Verlangen ins Kilchberger Schloß nach den Feuern ausgegangen sei, von aller Gelehrsamkeit zum Lebendigen zurückzufinden.

«Du hast des Wortwissens noch nit dine Grenzen erfahrn», vertröstete ihn der Vater.

Und in gesteigertem Unfrieden ritt Theophrast am Abend von der Offizin der Fuggerau zurück. Ihm war, als zürnten die Feuer über einen Verrat. Die Flammengeister hatten ihn verhöhnt, der Dunst der Metalle hatte ihn berauscht, der Lärm der Geräte betäubt. Was suchst du anderswo, nie wirst du den andern Frieden finden! Wie willst du über uns hinaus? Du bist verfallen, wir fordern deine Jahre.

«Den Menschen will ich, nit üch, den Menschen ... üch, Füer, in ihm sehen und wissen, wie ihr brennt in ihme: daß es wird ein Houch im Menschen glich dem Dunst der Metalle, daß es wird eine Wärme in ihme, daß es im Menschen muoß zur Aschen sinken. — Und ihm helfen, in welichem das Schadenfüer brennt, löschen us der Krankhet Wesen! So will ich! Ich haß üch zur Stund, ich muoß üch tilgen vor minem sehenden Ouge, ich will üere Lehren verheimelichen in mir, bis die Zit ist ankummen! Was höhnet ihr mich und houchet mich an und machet ein Rumor umb mich! Ich will üer nit ersterben, dann ihr seid Mittel unde Weg ...»

Das Maultier legte die Ohren zurück und zeppelte bei jedem Satz etliche Schritte vor, daß der sonderbare Reiter immer wieder im Sattel zurückgeworfen wurde.

Am nächstfolgenden Tage fuhr Theophrast mit der zweiten

Schicht der Fuggerschen Frisch-Glück-Zeche des Bleiberges an. Die Steiger nahmen ihn in die Mitte. Der Schacht lag ziemlich tief, und sie mußten durch niedrige Örter, von denen Arme und Beine schwer mitgenommen werden konnten. In der Tiefe verloren sich die Heuer, und Theophrast ging mit dem letzten gebückt bis an eine Stelle, wo ein Elementsgang abzweigte, den man weit ausgeschürft hatte, ohne auf genügend Erz zu stoßen, in stets betrogener Hoffnung von lockenden Spuren verführt.

Da Theophrast einbog, lachte der Heuer. Zwei hätten dort schon vergeblich gemutet. Theophrast beruhigte den Mann, er wolle nur den Berg sehen und werde allein zurückfinden.

Er konnte aufrecht gehen. Der Gang strich allmählich höher und bog leicht zur Linken ab. Der Heuer wartete eine Weile, als er das Grubenlicht des Gastes verschwinden sah, schüttelte er den Kopf und duckte sich wieder in den Stollen, nicht weit davon war sein Ort.

Theophrast stieß bald auf das Ende. Er leuchtete den Berg ab. Blinkende schwarze und gelbe Blende, da und dort das grüne Chrysokoll, auch blaue Kobaltkörner, Spuren von Bluterz und Rauschgelb. Aus feinen Ritzen quoll die Guhr, bläulichweiß wie Buttermilch. Er strich mit der Hand leise über den kühlen Berg und ließ die sickernde Guhr über seine Finger rinnen, die Mutter der Metalle. Mit der nassen Hand netzte er seine heiße Stirn, als sollte die samenkräftige Feuchte, daraus nach hunderten von Menschenaltern in stetem Wachstum die Erze reifen, ihn segnen und seines Dranges entsühnen wie das magische Wasser, darein die Kirchengänger ihre Fingerspitzen tauchen, um Stirne, Mund und Brust heilsam zu betauen. Dann setzte er sich auf eine Gesteinstufe nieder. Das Lämpchen zu seinen Füßen ließ rings den Berg geheimnisvoll erglitzern. Dumpf klang das Pochen und fernher der Aufschrei des Anschlägers, der für die Haspelknechte ein Zeichen war, daß sie den gefüllten Korb förderten. Nahe aber tropfte die mütterliche Feuchtigkeit aus den geöffneten Äderchen des Berges.

Da schauderte ihm wie einem, dem sich das Herz auftut

und warme Kraft aus dem Dunkel der Lebenstiefen in die fröstelnden Glieder gießt. Er schaute die vier Elemente der Alten in bodenlosen Klüften kreißend bewegt: Die eine Kluft erfüllt vom Rauschen des Wassers, die andere wie ein gärender Bottich steigend und fallend, gesättigt von Erdenschlamm, die dritte in roter Glut zitternd, die vierte durchheult vom Winde. Und aus der Feuerkluft hob sich ein Flammengebilde wie eine hunderthälsige Schlange, die neigte sich saugend tief in das Wasser und trank, da wurde sie Blut und pulste hochaufzuckend und erschlaffend vor den Augen des Traumwachen. Neben dem Blutwesen wehte es aus der Kluft des Windes trotzig auf wie flatternde Gewänder. Ihnen entstieg durchscheinend, eine dünne Wolke, das Bild eines tierischen Greises, dessen Bart vom Reif starrte, dessen Augen, gestielt wie Schneckenaugen, langsam suchend sich nach allen Richtungen wandten, seine Nase glich einem Schweinsrüssel, inmitten seiner Stirn saß eine Kröte. Er dehnte den Arm in die Wasserschlucht und schlürfte aus der hohlen Hand, da verdichtete sich sein Wesen zur Gallerte, von der zäher Schleim troff. Und in den dritten, den gärenden Schlammkessel, schlug aus der Feuerkluft eine Flamme wie ein windgepeitschter brennender Busch. Sie trocknete die wallende Erde und überzog sie mit Kruste einer Kuppel gleich. Dumpf wühlte der Schlamm unter der Kruste. Die Flammen aber leckten und sogen die Feuchte. Da barst die Rinde, und aus ihr brach ein Stier hervor, goldgelb wie die Sonne des Sommers auf reifer Saat. Sein Augen sprühten, und er brüllte durstlechzend gegen die Kluft des Wassers hin. Als sei durch dieses letzte, dürstende Brüllen das dreimal versuchte Wesen des Wassers geweckt, so schwang widerwillig mit einem Schrei wie eine ungestillte Klage ein Geier seinen schwarzen, struppigen Leib aus der Wasserkluft. Der verkrallte sich am Rande, faltete die tropfenden Schwingen, und sein Kopf mit dem furchtbaren Schnabel hob und senkte sich an dem langen, duckenden, ruckenden Schlangenhals. Die Augen funkelten giftig wie der Muschelbruch der Pechblende.

Die vier Tierwesen tanzten vor den traumwachen Augen des Menschen einen sonderbaren Tanz. Sie wichen nicht vor ihrem Orte, aber sie schwollen wechselnd an wie Töne und sie verkümmerten zuweilen neben den andern.

So schaute Theophrast im Herzen des Bleiberges die vier Lebenssäfte der Alten, das Blut, den Schleim, die gelbe und die schwarze Galle aus den Elementen in schreckenvoller Leiblichkeit erstehen, und doch verzagte er nicht, denn er wußte, daß sie Traum waren und vor dem ersten wachen Worte vergehen mußten, so gewaltig sie erschienen.

«Was seid ihr? Eitel Phantasei und ein Spiel des Wortes us den Elementen künstlich erlogen. Wo ist der leiblich Grund der Ding in üch, ihr Tier, wie er us allen Wesen offenbar wird, so sie liegend im lebendigen Füer und nit in der Phantasei Goukelflammen? Wann wird us üch vieren kund und zue greifen das Brinnende in den natürlichen Dingen, wo das lüftig Entschwebende oder der Rouch, so von den natürlichen Dingen uffsteigt im Füer, wo sinket das Unverbrennliche aller Ding kraft üeres Wesens ze Äschen und Salz nieder?»

Er rief es laut, und die Vier verwitterten unter dem Worte des erwachenden Menschen. Sie zerfielen in nichts.

Theophrast stand bebend noch von dem Gesichte der Grube und zugleich hingerissen von dem Erlebniswirbel des ersten klaren Blickes, der durch das Lehrgewölk von den vier Lebenssäften zu ihm drang. Er war berauscht vom Sturm seiner aufbrechenden Erkenntnis, die, anders als jene der Alten und tiefer, Einheit mit dem Lichte der Natur suchte. Zweitausend Jahre, von Hippokrates her, trug die Säftelehre die Arzneikunst wie ein geheiligtes unablenkbares Strombett, alle Krankheit war ihr unterworfen, der Weg der Heilung schien sie. Und vor Theophrastus Bombastus eröffnete sich der andere Weg: der Urgrund aus den Feuern. Im Feuer erglühte alles Wesen zu Wärme und Brand, es entwallte als Rauch und Dampf, es sank zu Asche und Salz. Stetig, unverbrüchlich, immer dieselbe Erscheinung. Alles Wesen mußte auf

diesen dreien beruhen, auf dem, das brannte, das verflüchtigte, und auf dem Salze.

Noch lange seufzte seine Brust, wie nach einem Alptraum, er war seiner Erkenntnis noch nicht Herr und er wußte nicht, daß seine Wahrheit den neuen Weg der Kunst bedeutete. Ihm war drangvoll schwer und frei zugleich, wie jenem Augustinermönche in der Zelle zu Erfurt, der seine Wahrheit erschaute und doch nicht wußte, wie schwer ihr Gewicht auf die Waage des deutschen Wesens fiel.

Langsam tastete Theophrast durch den Stollen aufwärts. Im Fahrschacht setzte er sich müde auf den Boden des Förderstuhles und wartete geduldig die Zeit ab, bis er gehoben wurde.

Das Sonnenlicht verdunkelte bald das wunderliche Gesicht seines Erlebnisses. Allein er kam heim, tragend und satt wie die Biene, die im Grunde der Kelche getrunken hat und vom goldnen Staub behangen ist.

Als sein Vater Hoffnung schöpfte, da er den Sohn ruhiger fand, und in ihm forschte, erklärte Theophrast, daß er der Lehre der Alten nicht mehr folge, es sei denn, sie werde ihm zu Ferrara anders und natürlicher aus den gereinigten Quellen fließen. Und er beschrieb dem Vater in brüchiger, tastender Rede den anderen Urgrund, den ihm die chymischen Feuer erschlossen hatten.

Wilhelm Bombast erschrak vor der Kühnheit des Sohnes. Wohl hatten die Chymisten in den Dingen längst das Brennende und das Verdampfende als urwesentlich angesehen, allein sie verschütteten achtlos das Aschensalz, nannten es Totenkopf, den seelenlosen Rest. Sie wollten entdecken und nicht erkennen. Und Theophrast erkannte das Salz, je weiter er sich eröffnete, um so entscheidender als stützende Ursubstanz. Er überflügelte nicht nur die Chymisten, er rang, indem er sie überflog, darnach, die Schlucht zu überwinden, die zwischen Medizin, der Kunst am Menschen, und Alchymie, der Kunst am Mineral, klaffte — eine neue unerhörte Einheit!

Wilhelm Bombast, der das Arztwissen und das der Feuer

wohl beherrschte, fand keine Entgegnung, die ihm genügt hätte. Er war von dem Gedanken erfaßt, und doch war er tief besorgt zugleich und bewegter als Theophrast, aus dem es sich unbekümmert löste, als sei er nur der Zufallsgrund, daraus ein neues Leben breche. Der erfahrene Mann erkannte den Umsturz aller Arznei in Kunst und Glauben, der folgen mußte, wenn das Lehrgebäude der vier Lebenssäfte erschüttert werde. Hunderte von Arztgeschlechtern hatten es ausgebaut und vererbt. Allein er fand den entscheidenden Gedanken gegen den Sohn nicht.

«Das ist der Kampf, Theophrast, alle Welt wird widerbellen, loß es bi dir bleiben!»

«Ich will ihre Lehr von Grund erfahrn. Jedannocht so es ihrer Lehr entgegen in mir erkräftet und us mir fürschlägt, wie sollet ich es lossen? Es leit nit bi mir, sundern in ihme selbsten.»

Von diesen Tagen an sprach der Vater nicht mehr zu Theophrast wie zu einem Kinde, als einem kämpfenden Freunde begegnete er ihm. Sie gingen miteinander zu den Kranken und sie hielten Maß mit Vomitus, Aderlaß und Purgieren, den Heilwegen der Säftelehre. Da sahen sie die Kranken rascher genesen.

Aber ungeduldig wartete Theophrast auf den Wilhelm Thalhauser, der in seiner Heimat Augsburg verweilte. Er wollte die letzte Weisheit der Alten aus dem Mund der berühmten Lehrer.

Ferrara lag noch im Kriege gegen Venedig, den die Liga von Cambrai geweckt hatte. Maximilian war längst zurückgetreten und der Papst zum Feinde übergegangen. Nur Frankreich stand als letzte große Macht auf seiten des Herzogs von Ferrara. Der Krieg wurde zum Todeskampf des Herzogshauses der Este, dessen Pracht und Üppigkeit noch vor einem Jahrzehnt die Welt hatte staunen lassen. Das ursprüngliche Ziel, Venedig zu demütigen, war aufgegeben. Und Rom belauerte den Todeskampf nicht nur. Mit aller Kraft war es

wie je bereit zu beschleunigen, da es zu erben gedachte. Allein Ferrara hielt sich, dank der vortrefflichen Artillerie, dem eigentlichen Verdienste des Herzogs Alfonso um seinen Staat.

Der Bauer der Poebene büßte den Krieg der Herren. Unter Stoß und Gegenstoß loderten die Dörfer auf, kamen die Wein- und Obstgärten um, verwilderten die Felder. Ferrara selbst, wiewohl sein Glanz erblindete wie Spiegel eines Prunksaales, in dem längst keine Freudenlichter mehr brennen, ertrug den Ernst. Seine hohe Schule blieb vom Kriege kaum berührt.

Auch die andern Universitätsstädte Oberitaliens boten keine sichere Friedensgewähr. Das Italien der Renaissance war zum politischen Trümmerfelde geworden, umlauert und von fremden Mächten bezogen, Brandherde allerorten, blühte auch das Rosengeranke einer nie erhörten Kunst über den Trümmern.

Sie machten sich gefaßt, in weitem Bogen durch das Venetische zu reisen, um vom Westen her nach Ferrara zu gelangen und so dem Kriege auszuweichen. Wilhelm Bombast ritt bis Arnoldstein mit. Er war ruhiger, denn er fühlte bei diesem zweiten Abschiede anders und lebensvoll, daß er den Sohn nicht verlieren werde, da der Einsame immer wieder zum Ursprunge zurückfinden und an der unbedingten Liebe genesen muß, auf daß er nicht am eigenen Wesen vergehe. Sie ritten in heiteren Gesprächen, der Alte und die beiden Jungen. Als es Zeit wurde und Wilhelm Bombast wenden mußte, schieden sie beide klaren Blickes als Menschen, die nicht Zeit und Raum, noch Geschick zu trennen vermag.

So kamen die Studenten auf heißen, staubigen Wegen zu Fuß ans Ziel — ihre Tiere hatten sie von Malborgeth zurückgesandt. Neubelebt saßen sie unter dem schattenkühlen Stadttore, das vom Castell Tedaldo geschützt wurde, und warteten. Man prüfte die Pässe, die Degen hatte man ihnen abgenommen. Aus einem Kauderwelsch von italienischen, lateinischen und deutschen Brocken, durch lebhafte Bewegungen verdeut-

licht, erfuhren sie, daß die Pässe richtig befunden seien, die Degen aber in Verwahrung blieben, Waffen wären untersagt.

Die Hauptstraße geleitete sie durch die Stadt. Alte Herrenhäuser mit dickvergitterten Mezzaninfenstern und breitgedrückten Portalen, daneben Bürgerwohnungen leichteren Baues, deren offene Kaufgewölbe da und dort mit einem bunter Farbton durch das Grau brachen. Die kahlen Balkone, die toten, frostigen Fenster der Herrenhäuser verdüsterten und beherrschten die Zeile, ließen das wehende Spiel der Vorhänge, auch heller Wäschestücke, die aus den Bürgerfenstern hingen, nicht aufkommen. Die Wagen fuhren im Schritt, die Reiter ritten im Schritt, etliche Rotten Soldaten marschierten ohne Spiel, Langspieße über der Achsel, zum Tore hinab. Die meisten Bürger gingen gesenkten Blickes an den Häusern hin. Wo sie beisammenstanden, sprachen sie gehalten, man hörte kein Lachen, kaum eine hellere Stimme. Und das gleiche gedeckte Leben auf der Piazza: die dreigeteilte hohe Stirnseite der Kathedrale mit ihren nüchternen Bogenreihen und den uralten, herben Meißelarbeiten, gegenüber die Residenz, der Palazzo del Cortile, leblos in starrem Sonnenlicht, zu beiden Seiten des Schlosses, in den Ecken des Palastes, zwei steinerne Wächter, der Arrigo- und der Rigobelloturm, die engen Fensterluken hinter dem Eisengestänge verrieten die Bestimmung.

Flüsternd, als fürchteten sie allzu laut zu werden, versuchten die beiden Studenten den Weg zur Universität zu erfragen. Ein kleiner halbnackter Junge lief mit, und durch etliche dumpfe Seitengassen kamen sie zu dem unscheinbaren Bau, dessen Torgewölb sie kühl umfing.

Sie erfuhren, daß die deutsche Burse geschlossen sei, da sie, dem Einsturz nahe, niedergerissen werde. Alle Quartiere wären von Hilfsvölkern belegt, ein anderes Bursenhaus müßte erst gefunden werden. Die deutschen Schüler wohnten bei den Bürgern, und sonst verkehrten die meisten in der Schenke «Zum singenden Schweinchen». Müde und ver-

drossen zögerten sie, wenig Hoffnung setzten sie in das fröhliche Schild der Taberne.

Das «Singende Schweinchen» war auch nicht leicht zu finden, es lag in der schmutzigsten Sackgasse, die von einem der vielen Kanäle winkelig abbog, eine niedrige Stube, von Öldampf gefüllt. Am offenen Feuer wurden Fische gebraten. Der Wirt, ein großer, hagerer Mann, schlurfte in Holzpantoffeln, drei Zinnbecher, deren Böden er mit einer Hand umspannte, sanft schwenkend, auf einen langen Tisch zu. Drei junge Leute saßen an dessen fernerem Ende und aßen. Er stellte die Becher ab, indem er jeden auf der Tischplatte handlich drehte, als wären es Henkelkannen, und kam dann den beiden langsam entgegen, die Hand am blauen Schurze wischend. Sein helles Haar und das deutsche Bauerngesicht, die dienstwilligen, prüfenden Augen gaben den Neulingen Vertrauen. Sie redeten gleichzeitig auf ihn ein, und er hörte gutmütig zu.

«Us Villach unde Augsburg ... kein Logiment ...» er kratzte sich hinter dem Ohr. «Die Burs hat die fallend Sucht, alls ist voll von denen Franzen, und us Bologna, Mantua viel Volks ... sint vier Jahrn! Wir wöllend sehn, Signori. Dort satzet euch ze denen, es seind desgleichen Studiosen.»

Sie bestellten ein Gericht und einen Schoppen, der Wirt nahm ihre Bündel ab.

Die drei waren Juristen, sie schenkten den beiden Ankömmlingen kein sonderliches Gehör. Die Beschwer der Reise und die Besorgnisse um eine Unterkunft beantworteten sie mit einem überlegenen Lächeln und wechselten lässige Bemerkungen über eigene Unbill untereinander. Einer ließ etwas lauter gegen Thalhauser hin fallen:

«Der Magister Fabianus Pangrieserus hie», er zeigte auf seinen Nachbar, «ist vor fünf Monat oder sieben ankummen und zween unter einer Steigen gelegen, ist halbet gefressen worden von denen wallischen Läusen und Wanzen.»

Sie wußten noch Ähnliches mehr, und als sie merkten, daß die beiden genugsam gedrückt seien, meinte der eine, es käme

bald der Magister Artium Ursinus, der wolle demnächst in Medizin promovieren, er wisse vielleicht Rat.

Fabianus Pangrieserus lachte und fragte blinzelnd:

«Etwan zu der Agnesina?»

Der dritte verdrehte die Augen und legte die Hand aufs Herz.

«Agnesina!»

Und der dürre, rotköpfige Jurist zur andern Seite des Magisters murrte: «Das gottsverfluocht Hurenmensch hät Schuld, daß der Andrä Paradeiser ist schier zem Krüppel gschlahn. Gott und der Tüfel schänd sie in der Luft!»

«Halt die Zung im Zaum, Lazare», ließ der Magister zwischen Scherz und Ernst fallen, «sie möcht dir sunst genaglet werdin.»

Der Wirt stand in der Nähe, er wandte sich lächelnd zu.

«Ohnbesorgt, Herr Magister, hie seid Ihr in deutschen Wänden, die kunnten einfallen als die Burs, so sie nit unterweilen ein Fluoch hören.»

«Ist gut, Baltisar, deine Wänd seind dicht, sollichs ist uns wohl bekennt, allein wer sich bi Zeiten nit versieht, auch an sicherm Ort ... du sollt dich nur uf den Johann Seydlitzen bsinnen, der wird heunt noch lallen. Pfui dich der Tüfel, es muß ein grausam und peinlichs Ding sin, die Zung aus dem Maule hangend an ein Holzscheit genaglet!»

Er spie über den Tisch hin aus.

Theophrast und Thalhauser kauten an ihren Fischen, die ranzig schmeckten. Allein der Wein war frisch und mild. Er gab ihnen nach dem ersten Schlucke Trost, sie tranken einander zu.

«Woher kummt ihr beiden», fragte Pangrieserus.

«Us Tübingen.»

«Schwabisch Bluot?»

«Nit völlig. Theophrast von Hohenhoim Bombast.»

«So Ihr ein Junker seid, künntet Ihr ufs Collegium Illustre, dort spreizend sich die vom Adel.»

Theophrast war allmählich des überheblichen Tones satt geworden.

«Ein fürtrefflicher Rat. Jedannocht ich will ehender mine Pferd und Diener abwarten, so mir von denen Venetianern vor Padova seind ufgehoben worden.»

«Potz Pferd und Diener! Hie ze Ferrar seind Juden gnug, die helfend Euch über die Zeit gegen zwölf vom Hundert pro mense.»

Die Stimme des Magisters klang aber doch weit zutraulicher, und auch die andern beiden betrachteten den kleinen Mann mit größeren Augen. Nur der Wirt wandte sich schmunzelnd ab, denn er hatte die sorgfältig verschnürten Bündel gewogen und wußte, daß sie keine zufällig geretteten Reste enthielten.

Ehe Theophrast antworten konnte, traten vier junge Leute ein. Der erste winkte den drei Juristen zu und rief noch unter der Tür:

«Er ist entflohen. Morgenden Tags will er einziehn. Zur Stund reiten sie durch die Stadt, trummelns und blasens aus.»

Theophrast und Thalhauser erhorchten aus einem Gewirre von Mitteilungen und Meinungen, daß Herzog Alfonso dem Papste entflohen sei. Er war nach Rom gegangen, um sich vor Julius II. zu demütigen und Frieden zu erhalten. Mit knapper Not sei er aus der Falle ausgebrochen. Kanonenschüsse und Glocken bestätigten die Nachricht. Bald füllte sich der Tisch. Alle waren lebhaft bewegt. Etliche brachten neue Gerüchte. Man stand auf seiten Don Alfonsos gegen den Papst.

Unterdes lernte der stille Thalhauser den Magister Ursinus kennen. Theophrast hatte zu tun, um seine Lüge von dem Überfall bei Padua zu entkräften. Er saß neben einem Schweizer, der mit Ursinus gekommen war. Und als der vernahm, daß Theophrast dem Stift Einsiedeln angehöre, trank er Theophrast im Aufbrechen den letzten Schluck zu.

«Wir sänd nit als weit useinand geborn und möchtin uns bi der großen Engelwih und Kilby ze Einsiedlen haben gestoßen. Uf der hat der Hans Ochsner den Kläui Küng von

Sant Gallen geworfen. Dann ich bin der Christof Kluser von Zürch.»

«Derselb Hans Ochsner ist miner Muotter Bruoder unde min Ohm.»

«Samer Potz Schweiß, der hat ze Zürch den Wälti Kochenribly ze drien Malen gelegt. Ich bin, ein Bübli, darbi gewest.»

«Derselb ist min Ohm und ist denen Franzen um Sold gefolget. Wo er sije, das ist mir nit bekennt.»

«Nu ganget mit üns, ihr beiden, und ihr sullt ein Dach finden, so wahr ich bin ein Eidgenoß unde der Christof Kluser!»

Die andern spitzten die Ohren und brachten den beiden eiligen Bescheid zum Willkomm, denn Christof Klauser war ein handfester Kerl.

Noch läuteten die Glocken und donnerten die Mörser. Singende, schreiende Soldaten, Frauen und Mädchen, die sich rasch geschmückt hatten, und die aufgeregten Bürger, alle zogen lebhaft, als seien sie aus dumpfem Schlafe geweckt, vor den Palazzo del Cortile. Hie und da ein Herr in Brokat, dem ein Diener vorausging und Platz schaffte, Sänften, deren rufende Träger mühsamer vorwärtsdrängten, je mehr sie sich der Piazza näherten. Unterweilen ein Wagen, in die Menge eingekeilt, dessen unglücklicher Lenker gegen den Strom einzudringen suchte. Kaum, daß die vier Studenten den Platz überqueren konnten. Vor dem Portale des Schlosses stand eine doppelte Reihe der Trabanten-Garde; das Volk wollte in den Hof dringen, um aus dem Munde der Donna Lucrezia Nachricht zu erhalten.

«... er liebt die Deutschen, unser Hauswirt Fiorindo Sardorto», erklärte der Magister Ursinus den beiden, «sider dem Reichstag zu Worms liebt er sie. Dahin ist er im kaiserlichen Hofstaat gefolgt, ein Kramer mit Pomeranzen, Südwein unde Konfekt. Auf dem Reichstag hat er sein Hauswesen und die Kramerei wieder aufgericht'. Dann ehedem, da ist er ein reicher Mann gewest hie zu Ferrar. Allein er ward bei einer

Hur ertappet. Da habend ihn die Dodici, so heißen hie die zwölf Stadtrichter, seins Reichtumbs entlediget und also auch ihme die linke Hand abhauen lan.»

Thalhauser fragte: «Weil er ist ...?»

«Hurerei, das heißt der Bürger Hurerei — dann die Este und die Herren aus denen Geschlechtern huren nit, sundern die hofieren — wird in Ferrar also gestraft mit Abhauen der Linken. Geld unde Guet fällt an den Dom, jeweils auch, sunderlich unter dem Don Ercole, dem Vater des Alfonso, ist es an ander Bauschätz gefallen, dann der Herzog Ercole mehret die Stadt und ihrer Schönheit Ruf.»

Ursinus sprach unbekümmert, obgleich ihn mancher verstehen konnte. Langsam arbeiteten sie sich durch. Sie gingen gegen die Addizione Ercolea, einen neuen Stadtteil, den eben der große Liebhaber der Baukunst eröffnet hatte. Und allmählich lichteten sich die Gassen.

«Das Hüsli», wies Klauser dem Landsmann Theophrast.

Ein schmales Gäßchen. Auch das Haus des verstümmelten Pomeranzenkrämers war schmal und dürftig, doch es duftete nach Früchten und nach Wein. Sardorto hatte Zuzug. Man kaufte Feigen, Trauben, Orangen und trank im Stehen ein Glas. Er und sein Weib warfen nur einen flüchtigen Blick auf die vier Studenten, die über die steile, finstere Holzstiege an der Seitenwand des Gewölbes zum Söller hinaufstiegen.

Eine Kammertür klaffte da. Vor dem offenen Fenster, an dessen Seite ein Metallspiegel hing, stand ein schlankes Mädchen, das ihre blaue Candale, einen Seidenschleier, der an den Gürtel genestelt war, um das strohblonde Haar schlang. Ihre dunklen Augen blickten neugierig aus dem Spiegel durch den Türspalt, die Brauenbögen waren gefärbt.

Magister Ursinus rief etliche lachende Worte hinein, die Theophrast nur halb verstand. Sie antwortete, ohne sich umzuwenden, eine flatternde, helle Stimme.

«Agnesia, die Schöne», flüsterte dann Ursinus dem Theophrast ins Ohr, und seine Lippen wurden schmal.

Die Stiege vom Söller in den Stock, beinahe eine Leiter,

so dürftig und enge, endete vor einer Tür. Und aus diesem Raume, halb Speicher, halb Ehegemach, wie das breite Himmelbett verriet, gelangten sie in eine schmale Kammer, die durch die ganze Tiefe des Hauses zog, denn sie hatte ein Fenster auf die Straße und eine hochgelegene Luke in das Höfchen hinaus. Vor dem Straßenfenster stand das Schreibpult, der Tisch folgte, ein Wandregal mit Büchern hing darüber. Gegen den Hof zu füllte eine niedrige Holzbühne beinahe den ganzen Raum. Auf ihr lag die Matratze, geräumig für sechs Schläfer. Sonst begleiteten Bänke die rohe Lehmwand. Auf ihnen und über ihnen an Holzhaken und Wandborden hingen und lagen die Habseligkeiten der Studenten.

Der Magister Ursinus stieg mit Thalhauser in das Gewölb hinunter und handelte mit Fiorindo Sardorto ab.

Die Nächte waren schwül und von einer matten Fieberluft durchhaucht. Hie und da scholl eine Lärmwelle aus dem Gewölbe des Sardorto in die Träume der vier deutschen Schläfer herauf und wie Schaum auf der Welle das klirrende Pochen des Tamburins: Agnesina tanzte einen romagnolischen Tanz, durch den — zum ersten Mal in Ferrara — Donna Lucrezia ihre Hochzeitsgäste begeistert hatte. Man nannte ihn dann den Tanz der Herzogin, zuweilen auch den der Papsttochter. Und die vier schlafenden Leiber der Deutschen schauerten unter dem Schall. Der Magister Ursinus ballte die Hände und schloß den Mund fester, Thalhauser lächelte, als sei er von einem unkörperlichen, fernen Genuß ergötzt. Klauser spreizte die Finger, stemmte ein Bein gegen die Matratze, als wolle er sich im Schlafe erheben, stöhnte aus feuchten, offenen Lippen. Und in die Stirn des Theophrast gruben sich Falten eines trotzigen Unwillens. Aber in jedem lebte für den einen Schlag ihres Herzens das Bild der Südländerin Agnesina, deren schmiegsamscheue Grazie sich jedem zu geben schien, indem sie sich jedem verweigerte.

Fiorindo Sardorto hatte auch den beiden neuen Hausgenossen seine Lobrede auf Deutschland vorgetragen, einen Salat

aus elenden deutschen Brocken und öligstem Italienisch. Die abgehauene Hand spielte darin irgendeine Rolle, und es klang, als fühle er sich dadurch den Deutschen ebenbürtig gemacht, daß er nach seiner Verstümmelung und Verarmung in Ferrara zu einem Bürger geringen Standes geworden war. Agnesina und das dürre, abgearbeitete Weib des Sardorto hörten die Rede mit einem lauernden Lächeln für die beiden Deutschen an, drei Bauern, die sich einen Trunk Wein gönnten, standen dabei und bewunderten das Maulwerk des Pomeranzenhändlers. Zum Schlusse winkte Sardorto.

«Fülle die Becher, Agnesina, du Blüte! Deutschland soll leben!»

Theophrast, der seines adeligen Namens wegen von dem Hauswirt besonders angeredet worden war, warf ein Geldstück auf den Tisch, Sardorto wehrte leidenschaftlich ab, aber seine Frau strich ein, worauf der Pomeranzenhändler einen besseren Wein zu schenken befahl. Damals tanzte Agnesina zu Ehren der beiden Deutschen den Tanz der Herzogin. Ihre Bewegungen waren unvergleichlich edel, nur ihr Lächeln verriet ihre Abkunft. Sardorto nannte sie seine Nichte, allein sowohl er als sein Weib schienen älteren Blutes zu sein.

Und ferner noch als in den huschenden Träumen spielte die Italienerin an dem tagwachen Leben Theophrasts hin, einem Gefühle gleich, das die Bewußtseinsschranken nicht zu durchbrechen vermag. — Er war von seinem Kampfe um jenes letzte Wissen der Alten allzuheftig erfüllt. Und er riß die andern drei mit. Sie disputierten bis in die tiefe Nacht hinein. Der Magister schien seines Termins zu vergessen, er ließ die Prüfungsfragen liegen, und Klauser entbrannte zuweilen hell, selbst Thalhauser verlor die sanfte Gemessenheit und stand erglühend Rede. Sie gewöhnten die fahrige Art des Hohenheim, sein vulkanisches Wesen, dessen Ausbrüche kaum zu fassen waren und sie noch lange nachzittern ließen, wenn er wieder in seine Arbeit versunken schien.

Sie waren die ersten, die seiner nicht lachten, wenngleich sie sich, sobald er nur verstummte, seiner zu erwehren suchten.

Aber sprunghaft wie aus der Wirrsal eines Urgemenges sprudelten je und je andere unerwartete Ideen aus ihm, gegen die sie nicht geschützt waren. Sie wurden übersprüht und freuten sich des hohen Spiels.

Er phantasierte über die Heimlichkeiten der Natur, ließ den dreieinigen Bau der Welt in Gottheit und Menschenwesen zu Form und Ziel gelangen, dann wieder beschrieb er klar und kühl den Kräftefluß im Körper, Nahrung und Atmung, eine andere Stunde ließ ihn von den Ursachen des Todes verlauten: Verschlammung des Körpers, Selbstvergiftung. Es waren unerhörte Theorien und sie lösten sich fast unbewußt von seinem Munde. Wieder ein anderer Anlaß, der in ihm allein wirksam wurde, enthüllte vor den auflauschenden dreien sein weites Wissen von der Kunst der Feuer. Die Elemente, die Ursubstanzen, die geheimnisvolle Liebe und der Haß der Stoffe führten ihn auf unbetretene Gedankenwege, die lockend weiterwiesen.

Und er war ihnen dankbar, die ihn zum ersten Male hörten. Ihm war, als söge er aus ihrer freundlichen Willfahrt alle seine gestaltenden Kräfte. So konnten sie seinem Willen auch folgen, ohne sich selbst zu verlieren, aber sie wurden unruhig, wenn er länger schwieg, als sie erwarteten.

Bald waren sie den andern Studenten auffällig, denn auch Ursinus, angeregt von der Kritik Theophrasts, besuchte mit ihnen das Kolleg des Nicolo Leoniceno, obwohl er als Kandidat längst zu den praktischen Fächern übergegangen war. Man munkelte von besonderen Künsten des Hohenheim und nannte ihn den kleinen Magier, da er einmal im «Singenden Schweinchen» etliche harmlose chemische Kunststücklein spielen gelassen und damit eines fahrenden Adepten Prahlerei heimgewiesen hatte.

Der Altmeister Nicolo Leoniceno wurde noch immer der Stern der Medizin genannt. Er vermochte trotz seinen vierundachtzig Jahren den größten Hörsaal der Universität mit Schülern zu füllen. Eine graugetünchte Halle war das, von ihrem Tonnengewölbe wehten die Spinnweben in langen

Bärten nieder, ihr Boden war gegen die Kälte der Steinfliesen dick mit zertretenem Stroh bedeckt. Bis zur Tür ließ sich Leoniceno führen, dann straffte er seinen hageren Greisenkörper und erstieg ungeleitet den engen Lehrstuhl. Seine Stimme pfiff dünn durch die Halle. Er sank, während er las, immer tiefer in den weiten Pelzmantel ein, aber seine lebhaften Augen sprühten noch, wenn er den unversieglichen Spott über das barbarische Latein der Vorgänger ausgoß oder wenn er von seiner Enthaltsamkeit, die allen Lebensgenüssen gegenüber jede strengste Ordensregel übertroffen habe, selbstbegeistert sprach, um der lachenden Jugend zu seinen Füßen ein Vorbild zu bieten, das sie angesichts seiner Verwittertheit stets zu neuem Spott verlockte. Seine Vorträge über die Kunst und die Irrtümer der Alten klangen matt aus dem faltigen, eingesunkenen Munde.

Auch Giovanni Manardo, der siebzigjährige Lehrer, wich trotz allen kritischen Vorbehalten gegen die Erläuterer der Alten nicht von der Lehre des Galen. Dieser beiden Greise berühmte Reform, die den Ruf ihrer Kühnheit und Geistesfreiheit durch die Welt getragen hatte, erschöpfte sich in einer Reinigung der Texte und in der Tilgung irrtümlicher Lehrmeinungen, die aus verderbten Texten der Alten erflossen waren. Und Theophrast stand neuerdings dem Worte und dem Glauben an das Wort gegenüber. Aber er suchte nicht mehr die Offenbarung im Wort und Glauben. Nach wenigen Monaten wußte er, daß weder Manardus noch Leonicenus ihn von der eigenen Bahn abrufen konnten.

Der ganze Dank und die rührende Anhänglichkeit seines einsamen Herzens floß den drei Freunden zu. Die Gespräche mit ihnen waren der Nährboden, auf dem seine jäh erschlossene Phantasie wucherte, an ihnen wuchs er zur Persönlichkeit. Seit er zu ihnen sprechen durfte, ohne verhöhnt zu werden, schienen die innersten Tore seiner Welt aufgetan. Was er auch las, und seine Begierde fand kaum Maß und Ziel, wurde ihm, der einem überfüllten Becher glich und nur berührt zu werden brauchte, um überzufließen, zum Anlaß. Und sie ge-

wöhnten sich daran, die eigene Arbeit zu unterbrechen, um zu hören und zu antworten. Sie wußten bald, daß sie nicht schneller und tiefer in die Lehre der Alten dringen konnten als unter dem Kampfe, den Hohenheim gegen die Überlieferung führte.

Da sie von seiner Leidenschaft des Erkennens hingerissen wurden, verarmten ihre stillen Feuer für die schöne Agnesina.

Es war Frühling geworden, und mit der steigenden Wärme schwärmten die honigsuchenden Jünglinge und Männer dichter aus und ein. Das Gewölb des Sardorto verwandelte sich in eine Gassenschänke. Auch aus der Addizione Ercolea, deren Platz von den neuen Palästen der Trotti, Castelli, Pii, Mazarelli und anderer Geschlechter umstanden war — sie reihten sich an den prächtigen Palazzo Diamanti, den der Bruder Ercoles, Sigismondo, erbaut hatte — kamen Kenner. Agnesina erblühte unter den Blicken der Männer, die es für Geschenk und Gnade nahmen, ein Schmuckstück oder einen Zecchino zitternder Hand in den Halsausschnitt ihres Kleides gleiten zu lassen. Man wußte, daß keiner sich ihres Leibes rühmen durfte. Einer belauerte den andern. Und Agnesina verstand zu verschwinden, wenn der Wein die Augen erstarren ließ, die an ihrer Brust und ihren Hüften hingen, und wenn erschlaffte Zungen ihren Namen lallten. Dann warf sie die Brünstigen an den Wein fort und an die beiden Mägde, die den Wein zutrugen, und huschte in ihre Kammer ober dem Gewölbe.

Seit langem beschmeichelte sie dieses kleine Gemach fast unbewußt, doch zärtlich wie einen Wunsch, an den man das innerste Leben hängt, das jenseits des Tages fließt. Für ihre hochzeitliche Stunde schien sie die Kammer zu bereiten. Einen Teil des Goldes und Schmuckes, den man ihr zusteckte, wandte sie an kostbare Stoffe und Tapezereien, Pfühle und zierliche Möbelstücke. Ein breites, geschnitztes Bett hatte Sardorto für sie erworben. Eine silberne Ampel hing zu Füßen des Bettes. Auf ihrem Putztischchen standen gedrängt die köstlichen Schönheitsmittel einer Dame: ein Pulver aus weißen

Pilzen, Zyperstaub, Gummi, schwarzes Farbmehl, aus Antimon bereitet, zermalmte weiße und rote Korallen, fein zerstampfter Talg und neben den Dosen und Büchschen venetianische Gläser mit Veilchen- und Birkenwasser, Kamillenessenz und Mandelöl. Viele Kämme, Bürsten, Pinsel und Nadeln lagen dabei.

Und über dem Tische hing geneigt ein großer Metallspiegel, der ihr von dem jungen Nicolo Mazarelli für einen Kuß verehrt worden war. Im Kreise seiner Freunde und niemals allein hatte der Edelmann seine Lippen auf ihren zögernd entblößten Oberarm drücken dürfen.

Seither kam Mazarelli täglich zur selben Abendstunde. Er saß abseits, verschüttete von Zeit zu Zeit seinen Wein oder ließ ihn von anderen trinken und sah unverwandt auf die schöne Agnesina. Seine blasse, ringende Leidenschaft zwang die andern enger in den Bann des Mädchens. Agnesina fühlte es wie einen Zauber. Man lachte des jungen Mannes längst nicht mehr. Seine Liebe gehörte zu den Erregungen, die man bei Sardorto suchte.

Sie entkleidete sich vor dem Spiegel des Nicolo Mazarelli, als wäre die flachgewölbte Metallplatte eine vergrößerte Pupille ihres Anbeters. Jeden Abend, wenn sie entronnen war, entkleidete sie sich vor dem Spiegel, als müsse sie in dessen graukalten Strahlen ihren Körper von den geilen Blicken reinigen. Und dann schlief sie, eingelullt von dem Lärm der Gäste, wie eine Fürstin, vor deren Fenstern sich die huldigende Volksmenge drängt. Fiorindo Sardorto hütete die Stiege.

Der Pomeranzenkrämer durfte ihr die kleinen Kostbarkeiten für die Kammer wählen, er allein durfte die Kammer betreten, denn Agnesina wußte, daß er im tiefsten Grunde feige war, und daß der Schrecken jenes Augenblickes, da man seine linke Hand auf den Richtblock gezwungen hatte, unüberwindlich in ihm fror. Sie wußte, daß auch seine Sinne um sie bebten, allein sie brauchte ihm nur — was andere rasend gemacht hätte — einen lockenden Hurenblick aus halboffenen Augen zu geben, um ihn vor Angst erbleichen zu lassen.

Und sie entschädigte sich an diesem Spiele für die wachsenden Einnahmen, die sie ihm schuf, so wie sie sich an dem Kampfe schadlos hielt, der das häßliche, eifersüchtige Weib des Sardorto quälte. Die schabte und scharrte den Gewinn, wucherte und zählte, mißgönnte ihren eigenen Zähnen den Bissen, um ihres Traumes willen: wieder eines Besitzes mächtig zu werden, nicht mehr bedienen zu müssen und andern befehlen zu können. Das Weib würgte entschlossen die Eifersucht hinunter und fütterte Agnesina mit Leckereien, an denen sie selbst vor Geiz und Galle erstickt wäre; sie streichelte und strählte die junge Schönheit und floß vor Süße über, dafür biß sie ihren Mann mit Vorwürfen und Hohn wie eine Tarantel.

An der Qual, die andere um sie litten, fand Agnesina bald die gefährlichste Lust, die ein kaltes Blut empfindet. Stand sie vor dem Spiegel des Mazarelli unter dem milden Ampellichte, so war ihr mehr und mehr, als sei sie von einer Wolke magischer Kräfte getragen, die ihrem Leibe entströme und durch Boden und Wände hindurchdränge. Sie fühlte sich versucht, geheimnisvoll zu winken, sinnlose Zeichen zu beschreiben, mit halber Stimme Befehle auszustoßen. Sie gewöhnte sich an die schrankenlose Unzucht dieses Spieles, daran sie anfänglich nur eine Erholung von der stets gesteigerten Achtsamkeit gesucht hatte, die sie unter den Augen der Männer üben mußte. Bald wurde ihr das Spiel des triumphierenden Leibes im Spiegel des Mazarelli zu einem zauberischen Dienste; sie vermochte keinen Schlaf zu finden, ohne so dem Rausche ihrer eigenen Schönheit geopfert zu haben.

Drei Tage nachdem Ursinus zum Doktor der Arzneikunst gefördert worden war, saßen die vier Freunde vor dem offenen Fenster in spätem Dämmerlichte. Sie waren traurig, denn Ursinus hatte seine Habseligkeiten zusammengetragen und jedem ein Buch geschenkt, damit sie seiner nicht vergäßen. Ihm stand ein weiter Weg in die schlesische Heimat bevor.

Sie hatten gezögert das Zinnlämpchen anzuzünden. Nun

drang das nächtige Stimmengewirr aus dem Gewölbe herauf, und keiner mochte unter die zechenden Italiener treten, von dem Herde Feuer für das Lämpchen zu holen, so sanft bewegt blieb ihr Gemüt.

Sie hatten von der kargen Heimat des Ursinus gehört, dann war in Klauser die Liebe zu den Ufern des Züricher Sees aufgeblüht, und auch der fromme Augsburger Thalhauser war mit ihnen von der Sankt-Ulrichskirche hinab an dem Fuggerpalaste vorbei zum Dom gegangen. Nur Theophrast schwieg. Wo lag seine Heimat? Im Ochsnerhüsli an der Tüfelsbruck oder zu Villach bei dem Vater? Sankt-Andrä im Lavanttale, Tübingen, ja selbst Ferrara schienen ihm gleichermaßen nah und fremd. Er sah, während die andern leise von der Heimat sprachen, über das niedrige Dach des Gegenhäuschens hinweg in den perlenden Nachthimmel. Aus dem Rauchfange des Häuschens, der einem schmalen Trichter gleich auf dem Firste saß, entschwebte die Herdwärme und ließ die Sterne wie hinter einem flutenden Glase zittern. Und dieser trennende Fluß, von dem der Himmel erschüttert schien, wurde ihm zeichenhaft für alle seine heimlichen Zweifel an der bestimmenden Macht der Sterne über das Menschenleben. Es war seine Stunde. Da der Tag verstummte, wurden die Zeichen vor ihm laut, die aus dem Schlummer der Gewohnheit in die Tiefe rufen.

Warum suchte der Mensch sein Schicksal und Wesen dort in der ungemessenen Ferne? War er nicht selbst im Innersten ungemessen und grenzenlos, so daß ein jedes noch so gewaltige Schicksal in der eigenen Lebenstiefe sein Bett finden konnte und nicht einer Sternwelt entströmen mußte? Theophrast hatte kein Wort gesprochen, und doch war es ganz selbstverständlich, daß die andern, als fühlten sie seine Gedanken, von ihrem künftigen Geschicke anhoben und gleich ihm ihre Augen zu den Sternen wandten.

Theophrast lauschte hinter ihre Reden, und die kamen seinen Zweifeln entgegen. Über jedem der drei, mochten ihre Ziele auch weithin weisen, stand die Heimat wie ein führendes

Himmelsbild, dem sie nachstrebten. Und war ihre Heimat nicht zugleich ein Teil ihres Leibes, wie der Boden ein Teil des Baumes ist, den er nährt? Sie trugen ein jeder den eigenen Planeten und ein irdisches Firmament in sich, dem folgten sie.

Aber Klauser sagte:

«Jetz gahst du, der erst, diner Weg. Do üns die Stern zu einander geführet, scheidend sie üns glichermaßen. Der ein fällt ab umb den andern, und wir warens fründlich gewohnt, des müssend wir trü gedenken.»

Und Ursinus, dessen Sinn schon in der Ferne weilte, tröstete:

«Es stehet nit bei uns und ist uns geben, jedem nach der Planeten Glück und Zufall in der Stund seiner Geburt. Wir wöllend nit hangen und fragen, dann unser Geschick ist bestellt von denen erlauchten Gewalten. Jedannocht möchtend sie uns nimmer zu einander geführet han, so wir einer des andern sullten vergessen.»

«Du hast es also gesagt», bestätigte Thalhauser getragen, «und es ist ein hohes Gut, dem Menschen von Gott verliehen, daß er ist wohl ingebettet in den Willen des Gestirns. Dann wie sollet er eine Rast finden und ein Gnügen, so er alleinig wäre auf ihme selbsten gestellt, mangelnd des höheren Willens. Das gibt uns einen Frieden und sicheren Verlaß. Darauf so bestehen wir.»

Da brach Theophrast in ihre Weichmütigkeit ein.

«Was ist üer Muot so ring worden und flötend als ein Nachtigall im Hollerstrouch? Sehet dort: wie zittern üer mächtigen Stern über dem Dach!»

Und sie riefen:

«Ei, Hohenheim, willtu die Sterne schmähen! — Das ist der Dunst und Schmouch us dem Hüsli! — Du Meister von denen Feuern, erkennst du dein Volatile nit und nimmer den ohnsichtbaren Dampf ober der Glut?»

«Bi Gott, ich kenns, allein wir hangend allzesehr daran, was ünser Ougen sehen mit ihrem elementarischen Gesicht. Ich erblick das Volatile oder den Dampf und schau nit weiter

darob hinfür, do mein ich, es hät den Himmel ein Zittern befallin und ihr erblicket mit üren Ougen die Stern, do meinet ihr, sie sijen gsatzt üer Glück ze spinnen in ihrem Louf und Konstellaz. Lont mir min Glouben an die Macht dieser Füeressen und ihres Dampfs, also will ich lassen den üren an die Stern.»

Da wich die Schwere vollends aus ihren Gesichtern, und sie sahen ihn lächelnd an.

«Er will den Himmel stürmen und die guten Stern», meinte Ursinus, «mit anderst als er mit den Alten tuet. O Theophraste, Verleugner der Gewißhet und des Glaubens!»

«Ich will den Himmel nit stürmen, jedannocht ich will ihn holen von siner weiten Sphär und satzen uf die Erden in den Menschen.»

«Das ist ein hocher Griff und gewaltigs Uslangen», spottete Klauser wißbegierig, und Thalhauser lehnte sich lächelnd zurück, indem er die Rechte im Busen barg.

«Ihr legend es zu dem Gestirn,» begann Theophrast, «und saget, daß ihr ein Glück von ihnen habt. Des will ich mich freilich entschlan und es legen anders us: darnach ein jedlicher Mensch sines eigenen Leibes Geist und Geschicklichkeit hat, darnach hät er Glück. Jedannoch des Leibes Geschicklichkeit brouchet des üßeren Sterns nit und nit das Firmament, so ihr mit Augen sehet. Dann Gott hat von Adam her in das Wesen des Weibs als ouch gesatzt Gestirn und Firmament für jedlichen uf sin Gestalt, darein er geboren ist. Das Kind bedarf keins andern Gestirns und Planetens. Sine Muotter ist sin Planet und Stern. Und ist eim jedlichen geben die Konstellaz in dem Samen. Die hat ihren Anfang, Lauf und End in ihr selbsten, und liegt im Samen des Menschen Kraft und Zit und alles Glück tief verborgen. Das wird offenbar, glichwohl wir sin Urgrund nit sehen, allein wir erfüllens, derweil wir leben. Als ouch aller Menschheit Form, Farben, Gstalt und Sitten sänd nur ein Spiel und Louf des ersten Samens und Gebärens! — So der jungist Tag kombt, so werden die Farben und Sitten der Menschen alle erfüllt sin.

Alsdann ist die Stund us des Loufs der Menschenwelt glichermaßen, wie ehedem in dir und mir beim Tode die Stund us war des Loufs der din und miner Welt. Und dann ist der Menschen Samen, Glück und Spiel, so us der großen Matrix ist fürgangen, dahin. Werdind desglichen üer Stern dahin sin und Firmament? Die haben ihr eigen Leben. So sie ouch Krankheit bringen und heilende Kraft mit ihrer Influenz — ist nit anderst dann Gift und Arzenei, so us der Erden wächst — das Glück des Menschen ruhet im Menschen, nit im Stern. Ist mit ihm gezüget und erwachsen in siner Muotter Leib.»

Da befiel die drei andern Unruhe und Bangigkeit. Thalhauser sagte:

«Das ist din Glouben, der manglet des Beweises. Hündert Gschlechter hänt den Louf der Stern ergründt und des Menschen Geschick darab gelesen.»

Ursinus gab dazu:

«Willtu dem Atlas gleichen, Theophraste, der den Himmel auf seine Schultern hat geladen?»

Und Klauser rief:

«Wahrlich der ist ein Schwyzer und stammt us deme Gebürg!»

Theophrast aber blieb unberührt von ihrer Unruhe.

«Lont ab von der Abgötterij der sternkündigen Schwätzer und Klapperer, die ihren Grund und Firmament uf ihren tollen Kopf gsatzt haben, darin es brauet mit Rechenkünsten und wirft subtile Blasen, sehend aber vor louter Stern den Himmel nit. Sie hangen all am üßeren Gsicht. Do sie die Planeten erblicken in ihrem Louf und Wandel, meinend sie, es müsset als darus ein sunderliche Kunst geschaffen sin. Ihr Heilmeister aber sehet in üres Leibs Tiefe dar in deme Licht der Natur, do werdend die ohnsichtbaren Stern sichtbar. Do schouet den Urmeister am Werk mit Kraft unde Gestaltung, subtiler dann all Astronomei. Dort lont üns suochen den grechten Grund des Glücks und Leides im Menschen und Trost und Heilung finden in dem.»

«Wider dich ist es schwer», meinte Ursinus. «Dann wo der

Mensch groß und weit gebauet, da sagst du: Was vor ein babylonisch Gemäur! Tuet auf die Augen, Gott ist allhie gewest und hat vorlängst viel herrlicher gebauet, als ihr nur sehen könnt. Aber etwan ist dein Weg der recht, Theophrast ab Hohenheim, dann die Zeit erwacht wider all die babylonischen Türm.»

Klauser war aufgestanden und durchmaß die Kammer.

«Er wird etwan noch den lebendigen Gott us deme Himmel ziehn und satzen in des Menschen Brust!»

Die beiden andern lachten, aber Theophrast senkte den Kopf und sagte leise:

«Daß Gott mir darzu hülf in siner Gnad!»

Da verstummten die beiden andern, und auch Klauser blieb stehen, als müsse er sich über seine eigenen Worte erst besinnen. Es wurde still um sie. Theophrast hatte die Arme auf seine Knie gestützt und beide Hände vors Gesicht geschlagen. Die andern wußten nicht, ob er bete oder weine.

Dann aber war er es, der sich zuerst aufraffte. Er langte nach der Lampe.

«Ich will gohn und ufzünden.»

Als er wiederkam, sah er an ihren Augen, daß sie über ihn gesprochen hatten wie über einen Fremden. Aber er liebte sie um des Glückes willen, daß sie ihn hörten, und vergab ihnen ihre Untreue. Indem er die Lampe absetzte, erzählte er, daß die Italiener, bewaffnete Offiziere darunter, im Gewölbe des Hauswirtes in Streit geraten seien und bedenklich rote Köpfe hätten. Es mochte um Agnesina gehen.

Die wunderlichsten Gerüchte über das Mädchen liefen durch die Stadt. Sooft die Freunde mit den anderen jungen Leuten zusammentrafen, endete das Gespräch mit Fragen über die Hausgenossin. Man wußte, daß es ihretwegen zu Schlägereien kam.

Die vier Deutschen besprachen das merkwürdige Hauswesen des Sardorto und sie begannen sich zu entkleiden, da gellten Schreie aus dem Lärm zu ihren Füßen und ein fast

tierisches Brüllen. Klauser sprang zur Tür, riß sie auf, um besser zu hören. Kaum war er in den Schatten des Nebengemaches getaucht, stürzte Agnesina in offenem Gewande an ihm vorüber in die Kammer der Freunde.

«Der Kapitän Mochino .. er ist rasend geworden .. Sardorto ist erschlagen .. Mazarelli blutet!»

Sie sah hastenden Blicks von einem zum andern und warf sich dann zu Füßen Theophrasts nieder, der noch am weitesten abseits stand. Sie umklammerte dessen Hüften und drängte, auf den Knien näher kriechend, ihren Körper heftig an ihn.

Ursinus war in die Ecke gesprungen und hatte seinen Wanderknüttel ergriffen, Thalhauser faßte einen Schemel beim Fuße, und Klauser stand aufgereckt mit gespreizten Beinen und griffgespannten Armen unter der Tür. Theophrast konnte sich nicht befreien. Agnesina zitterte. So legte er, mehr abwehrend als besänftigend, seine Hände auf ihren Kopf und befahl ihr ruhig zu sein. Sie stieß immer wieder hervor: «Sardorto tot! Der Kapitän rasend! Mazarelli blutet!»

Aus dem Geschrei hörten sie deutlicher das Gestampfe auf der Treppe, dann krachten die Söllertüren. Man suchte Agnesina. Rufe, Flüche, da man sie nicht fand. Sie stürmten höher.

Klauser rief: «Thälhüser lücht!» Er stand geduckt an der Tür, die aus der Ehekammer der Hausleute auf die Treppe führte, er hatte den Riegel vorgeworfen. Und sie rannten von außen wie Sturmböcke an, daß das Haus zitterte. Ursinus wartete mit seinem Knüppel neben Klauser. Der flüsterte ihm zu: «Hau alleinig uf Händ und Wehr!» Agnesina wimmerte laut und war nicht abzuschütteln.

Die Tür brach. Vier Offiziere prallten in das Zimmer. Sie stutzten vor den drei bereiten Männern, und Klauser wußte den Augenblick zu nutzen. Er packte kundigen Griffs den ersten am Nacken und Gesäß, schwang ihn kunstgerecht über die Schulter, und ehe sich die andern drei besannen, sauste der rasend gewordene Kapitän Mochino die steile Stiege hinunter, daß er heulend zu Füßen der nachdringenden Zecher liegen blieb. Und mit gleicher Schnelligkeit folgte ein zweiter.

Dem dritten war von Ursinus der Degen aus der Hand geschlagen worden. Pfeifend vor Schmerz schüttelte er die blutenden Finger. Der vierte aber hatte sich augenblicks besonnen. Er versorgte eilig den Dolch, und als Klauser die Kilby an ihm beenden wollte, verbeugte er sich vor dem behenden Schweizer mit vollendeter Grazie, so daß dieser statt seiner guten Griffe nur ein schallendes Gelächter fand.

Und vor dem Gelächter des Klauser verstummte das ganze Haus, selbst die beiden wimmernden Kavaliere am Grunde der Stiege. Auch der andere Offizier, wiewohl er blaß vor Schmerz die Lippen preßte und seine verletzte Hand auf dem Rücken barg, versuchte seine höflichste Haltung. Eine ernüchternd peinliche Lage für Gardisten. Man fand sich drei Leuten gegenüber, denen man Intelligenz ansehen mußte, ein vierter gesellte sich hinzu: strafende Blicke, strenge Stirnen und vor dem einzigen Ausgange der blitzschnelle Lacher, dessen muskelharte Arme durchaus unermüdet schienen. Der lange Blonde warf seinen Knüppel weg und näherte sich.

«Johannes Ursinus, Doktor der Arznei. Wie nennen sich die Herren? Weshalb erbrechen die Herren fremde Türen?»

Hinter Klausers Rücken tauchten Köpfe mit klotzendweiten Augen auf. Die beiden Offiziere nannten ihre Namen und versuchten eine Entschuldigung. Der Wein wäre stärker gewesen als sie. Ursinus zog den Fuß von dem Degen zurück und deutete dem verletzten Offizier an, die Waffe zu nehmen. Der Kamerad mußte ihm helfen.

Da drängte sich der tote Sardorto hinter Klauser vor. Seine Wange war blutrünstig und hoch gedunsen, das eine Auge dick verquollen, er schlotterte und versuchte bestürzte Redensarten, die vermitteln sollten. Thalhauser schob ihn zurück, und Ursinus wies den beiden Gardisten die Tür.

«Wir lassen dem Kapitän Mochino eine gute Nacht wünschen.»

Was noch an Gästen im Hause war — meist nur geringe Leute, die Herren hatten sich schleunigst entfernt — verzog. Der Kapitän mußte fortgetragen werden, er hatte einen Fuß

gebrochen. Klauser verriegelte für diese Nacht selbst das Haustor und befahl den Mägden, niemand zu öffnen, ohne ihn geholt zu haben. Er fand seine drei Freunde im Ehegemach des Sardorto um dessen Schädel bemüht. Sardorto heulte, und als er erfuhr, daß seine Knochen immerhin kräftiger gewesen seien als der Hieb des Kapitäns, forderte er von Gott und dem Geschick Rechenschaft über den Ruin seines Geschäftes.

«Mein Haus ist vernichtet. Der Bucitnoro meines Glücks zum zweiten Male gescheitert. Alle Pläne und Unternehmungen nur mehr ein Wahn. Gott hat seine Hand von mir gezogen, das Lächeln der Madonna hat mich betrogen. Ich war auf dem Wege zu meinem Triumph und wäre ein Ehrenmann geworden.»

Sein Weib, das den Schrecken überwunden hatte und emsig Essig zutrug, Wasser goß, Binden zurechtriß, kochte vor Wut und keifte in den Jammer.

«Du trompetender Maulesel ... du stinkender Hurenbeutel ... du verstümmelter Bettler ... du geblähter Feigling!»

Aber Sardorto überhörte ihre Vorstellungen.

Agnesina war verschwunden, sie mußte in ihrer Kammer sein. Kaum lagen die Binden bereit, huschte das Weib des Sardorto hinunter, trommelte an die Kammertür und entlud ihre überbürdete Menschlichkeit unter einem Schwall der gemeinsten und giftigsten Beschimpfungen, die sich immer lauter und schriller wiederholten, weil keine Antwort aus der Kammer erfolgte.

Die Freunde hatten Sardorto verbunden. Da er taumelte, als er sich erhob, trugen sie ihn aufs Bett. Sie hörten die tobende, kreischende, allmählich brechende Stimme des Weibes vom Söller.

Theophrast stand bei der offenen Tür. Er lauschte aufmerksam. Dann ging er in die Kammer, holte aus einem Arzneikästchen, das ihm vom Vater beim Abschiede geschenkt worden war, zwei kleine Gläser, die ein weißes und ein braunes

Pulver enthielten, und mischte einen Trunk. Die Freunde beobachteten ihn neugierig. Er rührte in dem Zinnbecher, als das Weib des Sardorto unter der Tür auftauchte.

Sie war völlig entstellt, ihre Augen stierten, der Mund hing schlaff, von Schaum bedeckt, Stirn und todbleiche Wangen perlten von Schweiß. Sie zerrte an ihrem Kleide, als wolle sie den Hals befreien.

Theophrast ging, den Becher in der Linken, auf sie zu, faßte ihre Hand und sah ihr in die starren Pupillen.

«Trinkt, hier, sofort!»

Sie wollte sprechen und zurückzucken.

«Ihr werdet auf der Stelle trinken.«

Da ergriff sie den Becher und trank ihn leer. Theophrast nahm sie unter den Achseln, und sie schleppte sich, von ihm mehr getragen als gestützt, auf das Lager. Dort legte er ihr die Hand über die Augen.

«Schlaft jetzt, Maddalena Sardorto.»

Er verlöschte das Licht und ging mit den Freunden in die Kammer. Während er seine Fläschchen einräumte, sagte er fast entschuldigend:

«Die ist das ärmst Viehe, als ich hab je gsehn.»

Sie waren müde und legten sich nieder, ohne viel zu sprechen. Bald schliefen sie, die vier deutschen Barbaren.

Die Hexe Agnesina

Ängstvoll hatte das Herz der schönen Agnesina geschlagen, als sie ihren Leib an den jungen Hohenheim drängte. Er glaubte ihr Herz lange noch zu fühlen und noch lange den Druck ihrer Arme, die Schwellung des keuchenden Busens und den warmen Stoß ihres Hauches, der von einem Würzwein nach Zimt gerochen hatte. Er atmete befreit wie eine matte Flur nach Gewittergüssen. So mochte das Metall empfinden, wenn es unter der Feuerwelle sott und geläutert durch die Schlacken blickte. In dem einen raschen Erleben war ihm bewußt geworden, daß er nicht anders als die andern, nur gedeckter, ein Verlangen nach der Wunderschönen trug, und war doch kalt wie der Glanz des lauterblickenden Metalls ihrer entstellenden Angst und maßlosen Feigheit bewußt geblieben. Und das entfremdende Gefühl dieser Selbstbehauptung hatte alles andere übertönt. Keine Regung des Mitleids mehr, noch weniger die der Zärtlichkeit. Er wußte seit diesem peinlichen Erwachen: so muß dem Arzt sein, wenn er erkennen soll; alle Hilfe liegt im Erkennen.

Agnesina zog die Schultern zusammen und krümmte den Nacken, wenn sie ihm begegnete, und ihre Augen senkten sich in ärgerlicher Scham. An ihm fühlte sie, daß sie machtlos werden konnte, und das erweckte auch ihren Blick dafür, daß sie seit jener Nacht eingebüßt habe wie ein Geheimnis, das seinen Weg über die Zungen gemacht hat.

Sardortos Jammergeheul um das Geschäft war grundlos gewesen. Für viele und gerade für jene heimlichen Genießer der Addizione, denen es auf Gold nicht ankam, hatte die Schenke durch den Skandal eine neue Anziehungskraft ge-

wonnen. Der Kapitän Mochino hinkte vor aller Augen durch die Gassen und hatte geschworen, Agnesina zu Fall zu bringen, seine Treppenfahrt an dem unheimlichen Schweizer zu rächen, hatte er nicht geschworen. Allein die drei Freunde gingen fortan nicht mehr einzeln durch die Gassen. Die Ermordung des Dichters Ercole Strozzi, der von Donna Lucrezia mehrmals mit Brokaten und Seidenstoffen ausgezeichnet worden war, lebte noch in aller Gedächtnis.

Und man sah, daß der Schwur des Mochino dem jungen Mazarelli zu Ohren gekommen sein mußte, denn er war nunmehr auch zu Zeiten, in denen sich Agnesina nicht zu zeigen pflegte, in dem Gewölbe des Sardorto zu treffen. Seine Spione überwachten den Kapitän Mochino, und Agnesina durfte das Haus nicht verlassen, ohne daß ihr ein höflicher, stiller Begleiter seinen Schutz bot und durch keinen Dank abgewiesen werden konnte. Er flüsterte nur: «Im Namen meines Herren, des edlen Mazarelli.»

Mazarelli überhäufte Agnesina mit Geschenken. Seine Juden wurden besorgt, sie versuchten das Wertvollste zurückzukaufen, um durch ein glückliches Geschäft einige Sicherheit zu gewinnen.

So sah sich die blühende Schönheit, von einer berechnenden Leidenschaft und Gewinnsucht umlauert, aller Freiheit beraubt. Sie trat nicht mehr wie früher sieghaft und unbefangen unter die Gäste des Sardorto. Das lockende Spiel mit der Begierde war ihr vergiftet, sie beherrschte es nicht mehr, sie war Einsatz geworden.

Ihr zu helfen, hatte Sardorto eine kleine Bühne im Hintergrunde des Gewölbes errichten lassen und hielt Musikanten. Sie tanzte an jedem Abend, funkelnd von Schmuck, in kostbaren Gewändern. Verzog sie zu lange in ihrer Kammer, so brüllten sie nach ihr wie gezähmte Jagdleoparden, die das Futter zur gewohnten Stunde wollen. Und es kam vor, daß man nach einem Tanze, der besonders gefiel, oder nach einem Kleide, das mehr gereizt hatte, den jungen Mazarelli beglückwünschte. Er nahm das wie einen Schimpf, wurde blässer

dabei und nagte die Lippen. Etliche taten, als seien sie in dieser Höhle bei ihm zu Gaste; er rächte sich, indem er ihnen seinen Becher schickte, den sie dann lachend, fast mitleidig, tranken. Der Kapitän Mochino ließ täglich einen seiner Freunde das Gewölb besuchen.

Agnesina hatte die Lust an ihren heimlichen Ausschweifungen vor dem Spiegel des Mazarelli verloren. Sie war zu lange an ihren Putztisch gezwungen, sie begann ihre Kleider, die an einer langen Stange neben dem Bette hingen, zu hassen; sie verstreute den Schmuck achtlos auf Tisch, Stuhl, Truhe. Fliehen hätte sie wollen, aber sie wußte sich umstellt und fürchtete den Kapitän. Wie eine schlummernde Hoffnung lebte seit jener Nacht das Gelächter des starken Schweizers in ihr. Wenn sie seine Schritte auf der Treppe oder über der Decke hörte, konnte sie im Kämmen, Schminken und Nesteln anhalten und lauschen. Wäre Hohenheim nicht gewesen, sie möchte bisweilen in die Kammer der Studenten geschlichen sein.

So hatte die herzhafte Tat Klausers die drei Deutschen in einer Weise aneinander gebunden, die sie beunruhigte und immer wieder an Agnesina erinnerte. Theophrast kämpfte dagegen, allein es schien, als hätten seine Gedanken die Macht über die beiden Freunde verloren, seit er ihre Herzen ablenken wollte. Ihnen zu folgen, mußte der blaßblütige Thalhauser die Ergriffenheit des andern fühlen, und Klauser war an jenem Abend der andern Kraft allzu bewußt geworden. Er glaubte den matten Schleier in Agnesinas Blick gesehen zu haben, den die Augen des Mannes suchen. Auch er wollte Befreiung. Und ihn bedrängte die sommerheiße Sumpfluft Ferraras mehr als die Freunde.

An einem Abend, als das Gewölbe des Sardorto zu summen begann, war Klauser mit der Lampe hinuntergestiegen. Aus der Kammer der Tänzerin drang das Licht durch die Türfugen.

Klauser fühlte, wie er erblaßte. Ein Frost fiel ihn an,

daß seine Brustmuskeln zitterten und er die starken Kiefer zusammenpressen mußte. Das Zinn des Leuchterfußes bog sich unter seinen Fingern.

Er tastete über die Tür hin. In der Mitte faßte er den Knauf. Die Tür bebte unter seiner Hand. Ein Schatten huschte an die Schwelle. Die Halsadern drosselten Klauser, er stöhnte leise durch die Nüstern. Da verschob sich der Riegel. Er drängte mühsam auf, als stemmten sich starke Leiber gegen ein haushohes Eichentor. Erst die katzenhafte Bewegung, mit der Agnesina den Riegel wieder zuschob, und die Gebärde zwischen Furcht und Lauern, unter der sie an der Tür lehnte und den Riegel noch in den Fingern behielt, gab ihm einige Haltung. Er war keines Lautes mächtig, aber Agnesina erblaßte unter seinen Augen, und ihr Mund erstarrte zu einem Lächeln, das alles preisgab.

Sie war noch nicht völlig gekleidet. Ihre Rechte hob sich zur Brust und raffte das zarte Gewebe zu dichteren Falten. Ihre Augen liefen voll und gingen perlend über. Sie klammerte sich an den Riegel, den sie eben noch fluchtbereit wie in einem gewagten Spiele gehalten hatte.

Und sie fühlte den Filigranschmuck an ihrem Halse: Golddraht und edle Rubine. Sie zuckte auf, riß die Kette los, reckte sie ihm entgegen.

«Du hast Kraft ... du hast Mut ... ich will fort ... fort aus der Hölle ... ich will entfliehn ... ich ... ich ... du sollst ...»

Sie verstummte, der Schmuck glitt aus den gespreizten Fingern, sie sank vor ihm in die Knie. Eine dunkle Röte hatte sein Gesicht überschwemmt. Agnesina breitete ihre nackten Arme gegen den Boden, warf ihren Kopf zurück, schloß die Augen.

Er hob sie auf, als sei sie leicht wie ein Daunenkissen in seinen Armen. Und er ließ sie in den Flammen seiner Begierde und seines Zorns vergehen.

Die Zinnlampe fand er verschüttet neben dem zerrissenen Halsschmuck. Ein fast verächtliches Lächeln verdünnte seinen

noch geschwellten Mund, da er sah, daß der Fuß des Lämpchens verbogen war. Er drückte ihn vorsichtig zurecht. Unter dem Spiegel des Mazarelli brannten zwei Girandolen. Er überlegte, ob er ein Licht hinaufnehmen solle, und er sah im Spiegel die Silberampel. Sie hing zu Füßen des Bettes, auf dem Agnesina leise weinte. Er hob den roten Glaskelch aus, verlöschte den Docht und füllte das Zinnlämpchen behutsam, dann entzündete er es an einer Kerzenflamme.

Sein Blick streifte noch einmal die Metallfläche; aus dem Spiegel glänzten die weiten, staunenden Augen des Mädchens. Sie hatte sich aufgerichtet und mußte ihn beobachtet haben. In ihrer Aufgelöstheit war sie unbeschreiblich schön. Er wendete sich zu ihr um und betrachtete sie wie ein Bild. Langsam fuhr er durch seine zerrauften Haare, am Scheitel und an der rechten Schläfe schmerzte ihn noch die Kopfhaut.

«Es ist gut ... du weißt nicht, wie schön du bist.»

Sie begann zu schluchzen.

«Nicht gut ... du weißt es.»

«Auch die andern, die dich mit Steinen und Gold behängen ...»

«Nichts wissen die andern», fauchte sie. «Willst du mir helfen! Noch einmal?»

«Ich kann dich nicht häßlicher machen.»

Daran erwachte sie. Mit einem Satze war sie aus dem Bette, stand vor dem Spiegel, dehnte den schimmernden Oberleib. Er mußte wegsehen, das Lämpchen in seiner Hand begann zu zittern.

Sie legte, ohne ihren Blick von dem Spiegel zu wenden, ihre tastende Hand auf seine Brust und gab ihm einen leichten Stoß. Ihre Augen funkelten unter halbgeschlossenen Lidern, und er gewann sich wieder. Sie lispelte in das Spiegelbild hinein:

«Geh! Vielleicht hast du mir schon geholfen, du ... du deutscher Tölpel.»

«Du hilfst dir selbst.»

Er fand ein leises Lachen, das sie erwiderte, ohne ihn an-

zusehen. Und dann drückte er behutsam den Riegel zurück und ging hinauf.

Als Sardorto an Agnesinas Tür pochte, um sie zu mahnen, rief sie hinaus, daß sie nicht kommen werde, er möge die Frau schicken. Und die Frau fand Agnesina im Bette, den Kopf mit einem feuchten Tuche umwickelt. Das Mädchen hörte die Aufforderungen, Bitten, Drohungen an, ohne sich zu rühren. Als die Alte handgreiflich werden und Agnesina abdecken wollte, zog das Mädchen einen Dolch unter dem Kopfpolster hervor, und das Weib des Sardorto fuhr zurück.

«Sage den Tieren, ich sei krank.»

Dabei löste sie das Tuch und warf es der Alten ins Gesicht, ihr zu zeigen, daß sie nur Sardorto und seinen Gästen gegenüber an ihrer Behauptung festhalten werde. Das Weib des Sardorto bückte sich und hob das Tuch auf, denn es war aus Seide.

«Du bist verändert, Kindchen. Vielleicht bist du wirklich krank. Da liegt auch dein Halsschmuck. Zerrissen!»

Wie eine Elster war die Alte auf den Schmuck losgefahren und betrachtete ihn.

«Ich habe es satt, Maddalena. Hast du nicht auch bald satt?»

Die Frau legte die Kette mit den Rubinen behutsam auf ein Tischchen und hängte das Seidentuch zum Trocknen über eine Lehne.

«Wie schön, wie kostbar du es hast, Agnesina! Und wie du mit deinen Schätzen umgehst! Ob ich satt habe, fragst du, mein schönes Kind? Noch nicht. Bald, vielleicht bald. Aber ich will ihnen sagen, daß du fieberst. Messer Mazarelli wird bestürzt sein, denn er liebt dich ja. Er liebt dich, solange du keinen andern liebst und auch ihn nicht.»

Während sie redete, huschten ihre Blicke wie zwei Mäuse, die einander jagen, durch alle Winkel, Ecken und Schatten, hinter alle Tapeten, Tücher und Kleider.

«Ich will dir eine Mandelmilch bereiten mit einem Schuß Malvasier darinnen, da werden sie alle sehen, daß du krank

bist, mein Kindchen. Oder soll ich einen der drei Studiosen rufen? Der kleine deutsche Edelmann ist ein guter Arzt und weiß einen Trunk zu mischen.»

«Du hast nun genug geredet.»

«Trostlos werden sie sein, deine Tiere. Man wird ihnen den besseren Wein schenken müssen, um sie zu erheitern.»

«Morgen bin ich gesund. Geh!»

«Ich werde dir doch die Mandelmilch machen, auch wenn ich sie auf der Stiege selber trinken muß. Schlafe gut, mein Täubchen.»

Agnesina spie ihr nach.

Theophrast und Thalhauser waren um Klauser besorgt geworden, aber es schien ihnen doch zu frühe am Abend, um fürchten zu müssen; die Italiener waren noch nüchtern. Sie warteten und sprachen kaum. Es begann heftig zu regnen. Sie hofften, daß sich die dumpfe Luft abkühlen werde.

Klauser setzte das Lämpchen hart auf den Tisch und zog, auf- und niedergehend, sein Gewand zurecht. Dann trat er an das Fenster, reckte die Arme hinaus und ließ die Hände von dem Wasser betriefen, das in dünnen Strahlen wie ein zartes Gitter von den Ziegeln niederrann. Mit den feuchten Händen rieb er Gesicht und Augen, glättete sein Haar. Die Freunde wurden froh, daß Klauser mächtig und regsam wie ein Riese vor ihrem Fenster stand, denn sie sahen wohl, daß ihm etwas begegnet sei.

«Seind etlich von der Trabantengard im Haus?» fragte der Augsburger.

Klauser antwortete über die Achsel, ohne die Hände einzuziehen:

«Von des Mochino Lüten? Das kunnt wohl sin.»

«Uns ist umb dich die Zeit lang worden, bis du mit dem Licht bist ....»

«Samer Gott und uf min Seel, willtu mich als ein Sum-

seligen verruofen, Thälhüserli? ... Es ist mir uf dem Söller ein wilde Katz zwerch den Weg geloffen, do satzet ich mich uf die Steigen mit Bedacht, ob ich sullt fürer gohn, dann die alt Huren sprechen, sollichs wär ein bös Zeichen, und hangte des Tüfels Segen an ihme.»

Mehr noch als die feuchte Kühle taten dem Schweizer seine Worte wohl. Für eine Rauferei wie damals hätte er viel gegeben, um den öligen Nachgeschmack der wenigen wällischen Sätze aus der Seele zu stoßen, die er zu Agnesina hatte sprechen müssen. Aber den beiden da war über Galen und Avicenna alle Freudigkeit verdorben. Sie blieben gleich stumm. Der Augsburger hatte ihn wenigstens angewittert, der Hohenheim schwieg wie ein Holzblock, und er hätte die Hand dafür gegeben, daß gerade der dicht hinter ihm her blieb. Thalhauser streckte die Beine von sich, vergrub die Hände unter dem Gurt und sah gekränkt und mürrisch vor sich hin. Theophrast langte ein Buch vom Bord, rückte das Lämpchen und begann zu lesen. Klauser blieb nichts übrig, als seine Hände an den Hosen zu trocknen und auf und nieder zu stampfen. Aber auch das, wiewohl das Lämpchen flackerte, sooft er vorbeiwehte, schien Theophrast nicht zu behelligen. So mußte, was selten geschah, gesungen sein.

«Ein edel Land, guet recht als der Kern,
Das lit beschlossen zwüschen Berg,
Viel fester dann mit Muren,
Do hub sich der Bund zum ersten an,
Sie hänt den Sachen wirklich getan
In einem Land, heißt Urn.

Nun merkend, lieben Herren guet,
Wie sich der Bund zum ersten anhuob,
Und länt üch nit verdrießen,
Wie einer muoßt sim eignen Suhn
Ein Apfel ab der Scheitel schon
Mit sinen Händen schießen.

Der Landvogt sprach zu Wilhelm Tell:
‚Nun lueg, daß dir die Kunst nit fehl
Und vernimm min Red, gar eben:
Triffst du ihn nit am ersten Schutz,
Fürwahr er bringt dir kleinen Nutz
Und kostet dich din Leben ...‹»

Theophrast sah heiter auf und schlug das Buch zu.

«Kluser. — Kluser? Merkst du nit? Unser Lämpli brennt uf diesen Abend sunderlich hell und goht ein sanftes Düften von siner Flamm als Balsamum Arabicum oder Ambren.»

Klauser trat an den Tisch und fächelte seinen Nüstern den Dampf des Lämpchens zu.

«Bi Gott, es schmecket nach Ambren, kunnt aber ouch Moschus sin, als ouch Zibeten.»

«Es ist Ambar, Kluser. Dann Zibeten reucht kräftiger, Moschus reiner. Dieser Geschmack ist stumpf als ein Balsamum Ambrae.»

Klauser ging in die Tiefe und meinte:

«Derselb ist dem Hirn wunderbarlich guet.»

«So der Ambar frisch ist», bestätigte Theophrast lächelnd. «Jedannocht so er ist alt, schaffet er Unruh des Herzens und ist ein Kützel in denen Nieren.»

Klauser näherte sich wieder. Er schielte unter den Brauen hinüber, seine Stimme klang unsicher.

«Sie sagend, er sije eins großen Walfischen Schum und nennen denselbigen Fisch Ambar ...»

«Optime, domine Clusere, optime», bestätigte Theophrast auflachend. «Du muoßt ein guet Wil haben im Söller uf der Steigen gsessen und flißig den Sprung diner Katz bedacht, dann es hat ünser ranzig Öl viel Ambren anzogen, darnach es uf dem Söller reucht.»

Auch Klauser mußte lachen.

«Du hast ein Rüssel nit gar schlecht und schmeckest durch Tür und Wänd.»

Theophrast meinte: «Das ist eins guten Arzet nit das geringest Werkzüg.»

Klauser entfernte sich wieder und höhnte:

«Eins guten Arzet! Etwan kummt dir die Zit an und solltu dine Ougen gewaltiglich ufton, suochend die verlornen Jahr diner Jugend und dins Fleisches Blüeh. Dann solltu gram werdin der Kunst, und vermügest du die Toten uferwecken zum Leben!»

Theophrast wurde ernst. Thalhauser war an den Tisch getreten und betrachtete die beiden mit wissendem Blick. Er hatte seine gute Farbe wieder, während des Gespräches über den duftenden Balsam war er erblaßt.

Theophrast sah in den tiefen Schatten unter der Tischplatte nieder, er hätte nun lieber geschwiegen.

«Du hast recht darin, Kluser, dann du satzest es in den Willen des Menschen. Es ist dem Menschen geben, daß er sinen Verstand verhänge vor dem Treiben des Fleisches — oder nit. Verhängt er sin Verstand und decket zuo das Licht der Nature, so wird das Treiben mächtig in ihme, und er ist lustvoll und an Samen rich. Er ist aber halbet worden. Er ist geminderet im Wesen. Dann der Mann ist nur ein halber Samen, die ander Hälft liegt in der Frou. Es ist der Willen und Imagination, welich sie in ein einig Wesen treibt, so sie ihrer Halbheit sänd unterworfen. Do aber die Halbheit triumphieret, ist die Louterkeit dahin.»

«Do redt der Fisch von Füer, bis daß er am Spieß stecket. Du mügest Einsidlen mehr Ehr anton, dann sine Pfaffen, Theophraste Eremita! Ich will mine Täg wahrnehmen, mich nit sparn, dann noch ist die Kraft nit verton, und ich bin früdig.»

«Des solltu nit so stolz sin, dann ich will glichermaßen mine Täg wahrnehmen.» Und er setzte leiser hinzu: «Der die louteren Herzen liebt, will das Licht und nit den Tran, will ein Ruhigen und nit ein Beladenen, ein Freien und kein Gfangnen.»

Klauser kam langsam näher und sah fast mitleidig auf ihn nieder.

«Du hast mir vordem anderst gefallin unde baß, do du den Ambren geschmecket und gelacht. Was senkest du, Eremita, dines Wesens Blei in jede lose Stund?»

«Es ist das Blei, Kluser, das ein Erz fließend halt und louter. Wir stohnd im Füer ze jeder Stund, ist keine letz unde gring.»

Klauser sagte hart: «Marter und Schweiß, ich brouch kein sollichen Trost nit!»

Theophrast stand auf, er sah Klauser zornig an.

«Das ist kein Trost nit.»

«So gang des andern müeßig, der hat sin Art, und du hast ein ander Art.»

Thalhauser sagte ruhig:

«Wir hänt deiner treu geharret und mit Bangen, dann wir sänd frömb in diesem Lande.»

Und Klauser trat hinter beide, die ernst in die Flamme sahen, er legte seine starken Arme um ihre Nacken.

«Lieben Brüder, lont üch mins Gemüets nit verdrüßen. Ich will wohl uf der Huet sin vor denen wallschen Katzen.»

Er schüttelte sie gutmütig, da wurden sie wieder froh.

In später Nacht, als die beiden Eheleute sich längst gelegt hatten, hämmerte ein Diener des Mazarelli das Haus auf. Er führte einen der berühmtesten Ärzte Ferraras in einer Sänfte herbei. Zwei Famuli, die geräumige Taschen trugen, folgten. Man wollte sie nicht einlassen, aber der Diener war beharrlich und für den Notfall mit einer Börse versehen. Agnesina ließ sich den Aufzug gefallen. Einer der Gehilfen schlug ihr mit großer Kunst eine Ader und sie ersparte das Badgeld. Indessen diktierte der Arzt seinem andern Gehilfen ein Rezept, ein Meisterwerk: drei Sirupe und zwei Robs, ein halbes Dutzend Dekokte und ebensoviele Infusa, zehn Simplizia, vier Extrakte, zwei Gummilösungen, fünferlei Arome und die Emulsion dreier Öle, ein Essig und sieben Destillate standen darauf. Dem Aderlaß folgte ein gelindes Senfpflaster an den Waden, um auch die letzte schädliche Inflam-

matio, Alteratio oder subita Impressio zu constringieren, removieren und zu expellieren. Der Arzt hatte eine feurige Natur oder ignea natura des Leidens erkannt, weswegen er auch alle Vorsicht in morbis calidis anwandte. Strenge Ruhe. Und sollte am morgigen Tag nach dem dritten Trunke der Medizin nicht eine Besserung eintreten, so versprach er mit kräftiger Purgation und Vomitus einzusetzen. Die Senfpflaster begannen zu wirken, und Agnesina wurde ungeduldig. Der Arzt bemerkte die Unruhe der Patientin. Da er nicht nur ein subtiler Diagnostiker, sondern auch ein Kenner der Frauenseele war, hielt er seine Pflicht bis an die erwünschten Grenzen für erfüllt und entfernte sich samt dem Gefolge. Wäre er so geräuschlos entwichen wie Klauser, er hätte das Klatschen der Senfpflaster gehört.

Die Familie des jungen Mazarelli setzte vergeblich ihre Hoffnungen auf die berühmte Polizei Ferraras und auf den Schwur des Kapitän Mochino. Der Friede, eine Befreiung von kaum erträglicher Last, war nicht glänzend gewesen. Man litt es mit Bedacht, wenn Tanz und Musik aufflackerten, um die zu lässiger Düsterheit neigenden Ferraresen neu zu beleben. Der Handel stockte, der Staat war verschuldet. Die Schenke des Sardorto aber wurde strenger gehalten als jede andere. Sardorto sah sich bereits nach einem Hause in einem besseren Quartiere um. Und auch vor den Prahlereien des Kapitäns war Agnesina durch die kostspieligen Spione des jungen Edelmanns genügend geschützt. Die Familie wußte nicht heranzukommen, sie litt an Ansehen und Vermögen, und der junge Mazarelli litt mehr. Seine Brüder hatten keine Gewalt über ihn, der Vater war tot, die Klagen und Tränen der Frauen verrannen ohne Wirkung. Das Schicksal der Mazarelli war öffentlich geworden. Viele besuchten das Gewölbe des verstümmelten Pomeranzenhändlers, um das Schicksal zu begutachten. Manche glaubten es zu verstehen und warteten auf die Lösung.

Fast alle Adels- und Patrizierhäuser von Ferrara waren

einmal irgendwie öffentlich geworden und hatten dem Volke für Vorrang und Hochmut gebüßt.

Ein Jahr vor dem Ausbruch des Krieges bauten sie außen an der Ecke des bischöflichen Palastes, nahe dem großen Domportale, eine Zelle an, sieben Schuh tief, drei Schuh breit. Die Vorderwand wurde offen gelassen. In feierlicher Prozession geleiteten sie Madonna Laura aus dem Hause der Buzzacardini bis an die Zelle. Ihre Familie, geführt von dem betrogenen Ehegatten, der noch an dem Giftversuche krankte, und das ganze Volk sank vor der Zelle, in der die große Sünderin lag und betete, auf die Knie, und alle flehten gemeinsam mit ihr und für sie Gott und die Jungfrau an, die Buße der Einmauerung in Gnaden aufzunehmen. Sie beteten so lange, bis die schmale, niedrige Vorderwand zugemauert war. Ein kleines Luftloch, durch das man das Näpfchen für Speise und Trank aus- und einführen konnte, blieb offen. In dem Luftloche sah man manchmal die vergilbten, abgezehrten Hände liegen, man sah zuweilen die starren Augen, auch das welke Gemurmel der Gebete und ihre Seufzer, die krank und röchelnd klangen, konnten verstanden werden, wenn einer zu nahe kam, doch vermied man die Nähe des Gestankes wegen. Da es fünf Jahre her war, wartete man auf den Tag, an dem das Speisenäpfchen unberührt in dem Luftloch stehen bleiben werde.

Zwei Jahre früher war Don Giulio d'Este von den Gehilfen seines Bruders, des Kardinals Ippolito, angefallen worden. Ihm sollten die Augen ausgerissen werden. Die Gehilfen machten die Sache schlecht, ein Auge blieb durch die Kunst des unvergleichlichen Leoniceno erhalten. Die schöne Angela Borja, die zum Frauenzimmer der Donna Lucrezia gehörte, hatte Giulios Augen verführerisch genannt. — Der Herzog verbannte wohl den meuchelnden Kardinal für eine Zeit, doch war die Strafe gelind bemessen, denn der Kardinal vermochte jährlich einundvierzigtausend Dukaten zu verzehren, die ihm in die Verbannung nachrollten. Giulio d'Este hatte eine tödliche Unterredung mit Don Alfonso. Er verband

sich mit dem leiblichen Bruder des Herzogs, dem Don Ferrante: Alfonso sollte auf einem Maskenballe niedergestochen und der Kardinal, noch im Exil, vergiftet werden. Ippolito hatte geschicktere Lauscher als Meuchler. Ferrante und Giulio wurden auf der Flucht überwältigt und eingebracht. — An der Grenze der Addizione Ercolea gegen die Stadt hob sich das Kastell Vecchio aus dem dunklen Wassertümpel seines Grabens. Die stumpfen Vierkanttürme und der schmucklose Mauerblock waren in die Stadt gepflanzt, ein Herrentrotz gegen jeden Willen, höhnisch in seiner düsteren Nüchternheit. Und in einem der Türme lagen seither Giulio d'Este und Don Ferrante, der Bruder des Herzogs. Sie hörten, wenn Alfonso mit seinem Gefolge über den gepflasterten Hof ritt, auf dem der Graf Boschetti und die andern Mitverschworenen enthauptet worden waren. Sie hörten es, wenn die breite Marmortreppe von Gästen schwirrte und in den Sälen des unteren Geschosses, der Residenz, Musik, Gesang und Becher klangen.

Im Jahre des Kriegsausbruches war dann der junge Ercole Strozzi auf offener Straße aus einundzwanzig Wunden verblutet, ein Liebling der Musen. Doch die meisten behaupteten, daß Donna Lucrezia tugendhaft sei und der Herzog Eifersucht nicht kenne, seine einzige Leidenschaft wäre die Erzgießerei und die Vervollkommnung der Geschütze.

So kam für jede Adels- und Patrizierfamilie ihre Zeit, in der sie öffentlich wurde. Auch die der Mazarelli schien gekommen. Man hörte, daß die Juden mit der Strafe «der Schande», das war eine Fahrt durch die Straßen auf dem Polizeikarren, und mit dem Schuldgefängnisse drohten.

Der Sommer blieb nach heftigen Frühlingsgüssen beinahe regenlos. Das Wasser Ferraras, der tote Poarm und die Kanäle, faulte unter einer trüben Haut. Auch die Nächte waren zum Ersticken. Veranlaßt von Leoniceno und Manardo, erließ die Fakultät eine Warnung vor hitzendem Fleisch und Wein und mahnte zu Aderlaß und Bad. Des Abends zog

man gegen Occhiobello hinaus an den Strand des Po, wo noch die eroberte venezianische Admiralsgaleere mit dem prunkvollen Schiffsbilde lag, und man erquickte sich sehr zum Verdrusse der Strandfischer in dem trägen Uferwasser. Aber darnach schien die Stadt noch heißer und glühender.

Da zuckte an einem Abend auf der Straße zum Po das Gerücht auf, daß im Kirchsprengel von San-Paolo in der Nähe des Karmeliterklosters ein Weib an der Pest gestorben sei. Unfaßbar schnell huschte das Gerücht die Straße weiter stadt- und flußwärts, durchschauerte das Geschrei der Badenden und erstickte es. Die Gesichter wurden schlaff und fahl, die Augen weit, und die Zungen tasteten nach den Stoßgebeten des ersten Schreckens. Nur mehr die Kinder waren laut, aber auch sie verstummten bald unter dem Entsetzen der Großen. Ein jeder sah seine Blöße. Man hörte die Namen der Kinder, und dann wateten die Familien zu ihren Kleiderbündeln ans Ufer. Die Kinder heulten, da ihnen die leichte Hülle am feuchten Körper klebte, sie wollten in das kühlere Wasser zurück. Aber die Stadt, vor der man ein würgendes Grauen zu fühlen begann, zog die Erwachsenen an wie ein Todeszauber, der alle Flucht lähmt und alles in seinen Strudel reißt. Ihre Blicke starrten auf die Stadt, als müßte eine Lohe aus ihr brechen und Gottes Hand durch das trübe Himmelsblau auf sie herniederdeuten. Aber peinigender als die lautesten Zeichen des Verderbens, lag die Stadt stumpf in dem Hitzedunst, und der graue Klotz des Kastells überlastete sie, ein betürmtes, brütendes Ungeheuer.

Sie wollten Gewißheit haben, denn schon wußten einige, daß nicht nur die Frau in der Nähe des Karmeliterklosters gestorben sei, auch in der Vorstadt San-Luca lägen Leute im Fieber. Die Fischer standen vor den Hütten und beobachteten den Zug der bekümmerten Menschen, über deren Geschrei und Getümmel sie sich noch vor einer Stunde geärgert hatten.

Es kam ihnen niemand entgegen, auch in der Stadt mußte das Gerücht erst aufgeflattert sein, so daß die Daheimge-

bliebenen sich noch Gewißheit suchten. Die Torsoldaten zuckten die Achsel, sie hatten einen um Nachricht geschickt. Die Piazza war voll, der Palazzo del Cortile und das Tor des Kastells besetzt. Man hörte die Namen aller Kirchsprengel, und fragte man irgendeinen Bekannten aus diesem und jenem verdächtigten Quartiere, so wußte der nichts oder nur Vermutungen, die er nicht glauben wollte. Um das Karmelitergäßchen verdichtete sich das Gerücht.

Endlich ritt der Polizeimeister selbst, ein Trommler begleitete ihn, von der verschrienen Gegend auf den Platz, man ließ ihn kaum zur Mitte durchdringen. Vor allem Ruhe! Alles in die Häuser! Das Karmelitergäßchen werde abgesperrt. Zwei Knaben, eine Frau seien gestorben. Die Ärzte wüßten nicht, ob durch Gift oder an der Pest, etliche Leute lägen noch. Sollte sich Pest herausstellen, so werde von allen Türmen geläutet werden und morgen ein Bittgottesdienst durch den Bischof in Anwesenheit des Hofes und des erlauchten Kardinals stattfinden. Auch eine Wallfahrt nach Loretto! Aber Ruhe vor allem und in die Häuser.

Als das Wort Pest von den Lippen des Polizeimeisters fiel, heulte der Platz auf, und als sie von dem Gottesdienst und der Wallfahrt hörten, wußten sie, was die Ärzte gefunden hatten. Weinend und unter dumpfen Klagen gehorchten sie, da sie fühlten, daß man sich um sie und den strafenden Willen Gottes kümmere. Und die Männer erörterten etliche Maßnahmen, die Don Alfonso vor acht Jahren, als die Pest dem Hunger gefolgt war, getroffen hatte.

Es dauerte kaum so lange, als ein gemächlicher Fußgänger von der Piazza bis an die entfernteste Ringgasse unter den Mauern braucht, da begannen die große Glocke und das Sterbeglöcklein am Dome zu läuten, und alle andern Kirchen ließen ihr Sterbeglöcklein ziehen zum Zeichen, daß eine neue Buße über Ferrara verhängt sei.

Die Häuser der Hauptstraßen blieben diese Nacht erleuchtet. Am andern Morgen begann die Flucht: ein klägliches Gedränge von stattlichen Kutschen, goldgeschmückten Sänften,

edlen Pferden, überladenen Mauleseln, buntlivrierten Dienern, beneidet und beschimpft.

Die Rohrbrunnen, in deren Lachen der Straßenunrat verweste, das faulende Wasser der Kanäle, darin man Kessel und Schaff wusch, die zahllosen Ratten, die verwahrlosten Kirchhöfe, in denen die Kinder und die Schweine wühlten, die schütter bedeckten Begräbnisse in den Kirchen, daraus die Leichen dunsteten, taten das ihre. Es bedeutete wenig, daß man eine verseuchte Gasse um die andere absperrte. In einer Woche war kein Kirchspiel mehr rein.

Wer Haus und Geschäft schließen konnte, hatte die Stadt verlassen. Don Alfonso ritt mit geringem Gefolge täglich durch die Gassen, auch durch solche, die für gefährdet galten, und Donna Lucrezia besuchte täglich eine andere Kirche. Man grüßte den Herzog und die Herzogin ehrfürchtiger als sonst und man behielt sie im Auge; sie mußten die Gefahr mit dem Geringsten teilen. Die Tore der Paläste blieben von starken Wachen besetzt, die Zugbrücke des Kastells war hochgezogen.

Auch die Universität war zwei Tagreisen weit in die Lagune von Commacchio geflohen, und bald darnach konnte kaum ein Arzt mehr in Ferrara gefunden werden. Die Stadt verpflichtete den Barbier Sincini gegen einen hohen Lohn. Er und seine Gehilfen sollten die Kranken zur Ader lassen und ihnen mit erweichenden Umschlägen behilflich sein. Der Barbier vermochte die Arbeit nicht zu bewältigen und er fand wenig Helfer. Da richtete der Rat ein Manifest nach Commacchio: Jene älteren Studenten, die sich freiwillig in den Pestdienst stellen würden, sollten nach Erlöschen der Seuche aus Staatsmitteln feierlich zu Doktoren promoviert werden, auch wenn die erforderliche Zahl der Studienjahre nicht erreicht sei, daneben ein reichliches Gelage, sowie einen Talar aus gutem florentiner Tuch und Barett und Handschuhe nebst fünfzehn Zecchinen erhalten. Die Fakultät verweigerte die Verlautbarung des Manifestes lange. Erst als durch Dekret verbürgt war, daß die begünstigten Studenten in vollem Umfange geprüft werden sollten und zu disputieren hätten, daß

ferner prüfende und promovierende Professoren üblich entlohnt, dem verheißenen Gelage wie sonst zugezogen würden, vom Tische drei Schüsseln ins Haus erhielten und darüber hinaus ein Maß Malvasier und ein Pfund Zuckerwerk, gab die Fakultät nach und erteilte den Scholaren die Freiheit der Entschließung. Es meldeten sich wenige, darunter Theophrast und Klauser. Thalhauser fand die Versprechen des Rates zu gering, er war wohlhabender Eltern Sohn.

Theophrast hatte sich abfällig über die lange Weigerung der Fakultät ausgesprochen.

«Der Arzet muoß der Krankheit nachfolgen und nit denen Libellen glichwohl, sänd sie in Leder inbunden oder von ledernen Zungen gesprochen.»

Man lachte darüber und nannte ihn einen deutschen Phantasten. Aber da man lachte, wurde Theophrast der Richtigkeit seiner Meinung erst bewußt.

Und Klauser hatte erfahren, daß Agnesina noch in der Stadt sei, wiewohl Mazarelli sie beständig zur Flucht nötige. Die Juden ließen ihn fliehen. Solange sie wußten, daß Agnesina in Ferrara blieb, waren sie seiner sicher. Auch vermieden sie, so laut sie bereits gepocht hatten, irgendein Aufsehen. Sie konnten das Hungerjahr nicht vergessen und fürchteten sich vor dem Krachen und Splittern ihrer Türen, vor den verzerrten, brüllenden Gesichtern der Gojim, den zerwühlten Trümmern ihrer Wohnungen, dem grauenvollen Anblicke der Verstümmelten und der Leichen und vor dem Geschrei ihrer Frauen und Töchter. Die Pest war wie der Hunger, sie spannte die Seelen.

Ehe sich die beiden Studenten im Hospitale der hl. Anna meldeten, wohin sie von dem Offizier der Torwache gewiesen waren, wollten sie den Hauswirt besuchen, denn sie wußten nicht, ob sie, einmal im Dienste, ihre Kammer würden beziehen können. In dem Gäßchen wurden sie von einem Weibe, das ein anderes unter der Tür kämmte, erkannt.

«... die beiden, die haben auch in ihrem Hause gewohnt.»

«Eh! Ihr wollt zum Sardorto», schrie die andere herüber.

Theophrast und Klauser wurden aufmerksam, sahen sich um, blieben stehen.

«Ja, die wollen in das verfluchte Haus», rief das Weib mit dem Kamm.

«Zu Sardorto, dem Pomeranzenhändler», antwortete Klauser.

«Geht nur! Saubere Pomeranzen!»

Sie lachten boshaft. Andere Weiber und auch ein Mann sahen aufmerksam herüber.

«Die haben im Hause der Agnesina gewohnt», rief das Weib und wies mit dem Kamm auf sie. Da verstanden die andern und deuteten.

Klauser ging auf den Mann zu.

«Liegt einer an der Pest beim Sardorto?»

«Was Pest! Dort wird keiner an der Pest sterben. Aber vielleicht liegt dort die ganze Pest selber, der Grund, der Anfang, die Ursache der Pest.»

Weiber, Kinder und einige Männer kamen näher. Theophrast und Klauser hörten:

«So ist es. Sie hat die Schuld. Das Ungeheuer! Die Teufelin! Die haben in ihrem Hause gewohnt. Ihr müßt es wissen! Besser als wir.»

Ein alter Mann sagte: «Nichts müssen sie wissen. Denk, was du redest! Es ist ein Verdacht.»

«Doch, doch! Sie haben unter einem Dache mit ihr gewohnt. Mit der Verfluchten! Ein Basilisk!»

Ein Weib schob sich vor.

«Laßt die beiden. Der Kleine hat meinem Peppino in der Bräune geholfen. Er hat ihn mit dem Safte der Hauswurz gesund gemacht. Es sind tüchtige Leute, Deutsche!»

«Und der andere», sagte ein junger Mann, «der hat den Gardekapitän, den Prahler, über die Stiege heruntergeworfen, daß er heute noch hinkt. Ich war dabei. Es sind tüchtige Leute.»

Klauser faßte den Helfer am Arm und zog ihn fort.

«Was hat es gegeben?»

«Ihr wollt zum Sardorto?»

«Ja.»

«Dann werdet ihr selbst sehen ...»

«Sag doch!»

«Sie haben das Haus zerschlagen. Die Agnesina liegt im Rigobello. Vor drei Tagen. Zauberei hat man gefunden. Ein Diener des Mazarelli, Ihr wißt ja, der soll es entdeckt haben. Ein Wachsbild, in bezauberte Kräuter gewickelt. Eine Zeichnung, in der Herzgegend zerstochen. Noch anderes, ich weiß nicht. Ich weiß auch nicht, wie der Auflauf vor dem Hause des Sardorto entstanden ist. Sie soll auch schuld an der Pest sein. Hexen können das. Ich wills wohl nicht glauben, aber laut darf man derlei nicht leugnen, mein Herr. Das mit dem Messer Mazarelli glaube ich, der war behext. Wenn sie auch verteufelt schön gewesen ist. Nun sieht sie gewiß anders aus. Sie hat schon gestern gestanden. Man hat sie kaum dreimal aufgezogen, heißt es. Die leichtere Folter nur.»

Ein Schwarm Leute folgte ihnen. Klauser und Theophrast wußten, was auf dem Spiele stand, wenn sie sich irgendwie hinreißen ließen. Auch der geringste Verdacht gegen sie war tödlich, sie waren Fremde, und man hatte auf sie gewiesen. Klauser hätte schreien mögen vor Schmerz und Wut, und doch mußte er auf das Gezischel hinter sich achten.

Sie sahen das Häuschen. Die Tür fehlte. Trümmer der Fensterläden hingen an den Angeln. Die Wand war von Steinspuren bedeckt. Vor dem Hause lag ein Plunderhaufen besudelten, vernichteten Gerätes. Die Gasse roch nach Wein.

Klauser drehte sich um. Das Rudel blieb stehen, die nächsten wichen zurück.

«Was wollt ihr von uns? Wir haben uns in das Spital gemeldet und kommen von Commacchio!»

«Ich habe es gesagt», rief das Weib wieder, «es sind anständige Leute, die Deutschen.»

«Wir haben noch Bücher und anderes beim Sardorto», log Klauser.

Die Leute begannen ihre Aufmerksamkeit zu verlieren.

«Seht ihr, es sind ordentliche Leute. Sie verstehen ihre

Kunst. Der kleine Deutsche versteht sich auf die Bräune, der andere auf das Beinbrechen.»

Etliche lachten. Klauser und Theophrast atmeten auf.

«Also laßt uns.»

«Ja, laßt sie! Wenn euch etwas von eueren Sachen fehlt, so sagt es uns. Laßt sie nun! Sie haben aber doch unter einem Dache! ... Es ist überhaupt verboten, auf der Gasse zu stehen, sei still endlich. Gleich wird die Polizei da sein.»

Klauser und Theophrast kehrten sich an die letzten Zögernden nicht mehr, sie gingen in das Haus.

Der Weinduft in dem Gewölbe verschlug den Atem. Trümmer der Bänke und Tischschragen, des Trink- und Eßgeschirres, Flaschenkörbe, aus denen die Scherben stachen, halbverschüttete Laden, ein ausgeronnener großer Ölkrug ... Das schwarze Loch des Kellerhalses stand offen, die umgestürzte Kredenz lag davor in der duftenden Lache, schräg in das Gewölbe gezerrt.

Die beiden Freunde blieben stehen. Sie vermochten das wüste Halbdunkel kaum zu durchdringen. Klauser tastete unsicher über Stirne, Wange und Mund. Seine Stimme bebte.

«Die lüegen! Die hänt ihr Ohrecht ton!»

Theophrast wies in den Mauerwinkel unter dem Fenster. Dort regte es sich und röchelte leise.

Sie fanden das Weib des Sardorto. Von dem Dunste benommen, mußte sie niedergeglitten sein, sie kauerte und lag über etlichem Gerät, das sie noch heil aus den Trümmern gegraben hatte. Die beiden vermochten sie nicht wachzuschütteln, Klauser raffte sie auf. Er mußte seine Kräfte sammeln. Der kümmerliche Körper fiel ihm schwer, als müsse er zugleich das ganze Elend schleppen, das auf dem betäubten Weiblein lag.

Von der Tür zu Agnesinas Kammer hing nur mehr ein langer Holzsplitter am Eisenband. Sie traten unwillkürlich näher. Sardorto saß auf einem Schemel, der dicht hinter den Fensterpfosten gezogen war. Er regte sich nicht, blieb hinter

dem Pfosten, gegen die Straße gedeckt, an die Wand geschmiegt. Sein Hals stand von der Mauer ab, ängstlich zur Tür verdreht. Ein qualvolles Lauschen verzerrte sein Gesicht, das blutleer war wie das eines Toten.

Als er Klauser und Hohenheim erkannte, löste sich seine Spannung. Die fetten Wangen, die Wulstlippen zerflossen wie zitternde Gallerte, der Kiefer schlotterte, die Augen rannen über, er sank zusammen, die Ellbogen gegen die Knie gestemmt. Seine schlaffe Hand wedelte bei dem Schluchzen, das den feisten Nacken zucken ließ.

An Agnesinas Kammer mußte die Wut satt geworden sein. Über dem Wirrsal von Splittern, Scherben, Fetzen lagen dicht die Daunenflocken aus den zerschlitzten Kissen. Angesichts des Gefühlstümpels, in dem Sardorto unterging, fanden die beiden jungen Männer Fassung. In der Bettlade lag noch Stroh. Klauser legte das bewußtlose Weib hinein. Und Theophrast rüttelte Sardorto.

«Wir haben Euer Weib gefunden. Laßt sie nicht da unten wühlen. Sie ist vom Weindunst betäubt.»

Sardorto nickte nur heftig.

«Laßt sie nicht allein, was tut Ihr da oben?»

Sardorto blickte aus triefenden Augen vorwurfsvoll auf.

«Nichts ... nichts ... gar nichts, Herr.»

Er preßte seine geballte Faust gegen den Mund. Klauser trat hinzu.

«Sie soll jetzt schlafen.»

Sardorto nickte und warf einen stumpfen Blick auf das Bett.

«So lange sie kann ... meinetwegen. Aber es wird sie nicht lange schlafen lassen.»

«Und Ihr müßt Euch rühren.»

«Wozu? Ich bin ein Bettler ...»

Er hatte längst ein kleines Vermögen bei einem Kaufherren stehen.

«Ich bin ein Bettler. Jede Stunde können sie wiederkommen. Mein Haus ist offen, jedem, Tag und Nacht. Sie

können mich umbringen, jeder kann das tun, zu jeder Stunde, bei Tag, bei Nacht. Ich erwarte es. Ich sitze hier, gedeckt, und warte. Ich will sie kommen sehen. Ich habe sie auch vorhin kommen sehen, nur erkannt habe ich euch beide nicht. Ich glaube, wenn ich sie kommen sehe und nicht überrascht werde wie damals, dann wird es weniger schrecklich sein.»

«Niemand wird kommen.»

«Wißt Ihr das, lieber Herr? Wißt Ihr das bestimmt?»

«Was sollten sie noch von Euch wollen? Sie hätten Euch längst in den Rigobello gesperrt wie ... wie sie.»

«So? Meint Ihr? Aber Ihr habt die andern nicht gesehen. Schneller als ein Wirbelsturm. In einer Stunde war alles vorbei, mein Haus zertrümmert, ich ein Bettler und ... sie ... ah, diese Teufelin? Dieser Vampir! Eine Hexe unter dem Dach!»

«Ihr glaubt ...»

«Ich glaube, ich glaube es, bei der hochheiligen Madonna von Loretto und allen Teufeln, ich soll auf der Stelle tot sein, wenn ich es nicht glaube. Das beschwöre ich. Sie war ein Dämon, sie ist eine Hexe. — Sie hat es selbst bekannt: Ein altes Weib, ich weiß nicht welches — Gott bewahre mich vor einem falschen Verdacht. — ein altes Weib also hat sie den Zauber gelehrt, hat ihr die Kräuter gegeben, das Wachs für ein Zauberbild und noch ein anderes Bild auf Papier. Ein Diener des edlen Herrn Mazarelli — der edle Herr ist toll geworden, die Familie hält ihn hinter Schloß und Riegel — der Diener hat es entdeckt. Er hat sie heimlich aus der Stadt bringen sollen, daß sie nicht pestkrank wird. Pestkrank, die Teufelin!»

Klauser stand blaß und bebend vor dem Wirte. Theophrast nahm ihn beim Arm und zog ihn zurück.

«Hüt dich, Kluser!»

Sardorto blickte lauernd auf.

«Und Ihr, Signori, Ihr glaubt nicht, daß sie ...?»

«Die Richter werden wissen, was sie zu tun haben», deckte Theophrast.

«Seid Ihr von der Polizei gerufen? Ihr sollt wohl zeugen? Weshalb kommt Ihr in mein Haus?»

«Ihr wißt, Sardorto, der Rat braucht Pestärzte. Wir kommen von Commacchio und wollten Euch sehen.»

«Ihr habt Euch also gemeldet. Gottes Lohn, Gottes und aller Heiligen Lohn. — Wie war es in Commacchio? Gewiß kühl, am Meer. Die Lagune ist kühl und angenehm. Wir haben viel gelitten unter der Hitze und unter der Angst vor dem Übel. Aber man ist in Gottes Hand, überall, zu jeder Stunde, bei Tag und Nacht ...»

Klauser konnte sich nicht mehr bezwingen.

«Woher wißt Ihr, daß sie gestanden hat?»

«Das weiß man, das erfährt man sofort. Wir waren auch beim Podesta, ich und sie», er wies auf das Bett, «wir konnten aber beim besten Willen nichts sagen. Sie hat ja niemand hier hereingelassen. Heimlichkeiten, das wißt Ihr, hat sie immer gehabt, Heimlichkeiten.»

«Wann seid Ihr beim Podesta gewesen?»

«Gleich am andern Tag. Sie haben uns geholt. Wir haben auch für uns das Letzte befürchtet, aber Gott und die Jungfrau waren uns gnädig.»

«Und dann nicht mehr?»

«Nein. Weshalb fragt Ihr, Herr? Ist es nicht genug mit dem einen Schrecken? Ist es nicht genug, daß ich ein Bettler bin? Daß mein Haus offen steht, daß ich auf der Gasse sitze, auch wenn ich mich in meinem eigenen Hause verstecke!»

«Wer hat Euch gesagt, daß sie gestanden hat?»

«Das weiß die ganze Stadt. Gestern hat sie gestanden, gestern schon am frühen Morgen. Lukas Zigotta hat es mir gesagt. Er ist der einzige, der Mitleid mit uns hat, mit mir und meinem Weibe, die wir unschuldig sind. Und er wäre vielleicht selbst nicht so mitleidig, er wird wahrscheinlich von der Familie geschickt, die hat Mitleid, denn auch sie ist von dem Elend getroffen. Bedenkt nur: der junge Herr wutkrank vor Schmerz! Sie müssen ihn eingesperrt halten.»

«Was hat Euer Zigotta dabei zu tun», fuhr es Klauser über die Lippen.

«Der ist der Diener des Messer Mazarelli, der seinen Herrn von dem Zauber errettet hat. Auch für uns will er etliches tun, er hat es versprochen. Und er hatte sie schon so weit, sie wollte schon folgen, denn Messer Mazarelli war sehr besorgt um sie. Viermal oder öfter in der letzten Woche, bevor es geschehen ist, fast alle Tage war er da, Zigotta, denn die Ungeduld seines Herren muß brennend gewesen sein ... ein fürchterlicher Zauber. Und es war nicht der junge Mazarelli allein, auch Euer hirnverbrannter Kapitän und ich und Ihr und wir alle, alle ...»

Klauser hatte den Kopf gesenkt, seine Stirnadern waren geschwollen, er nagte an seinem Barte. Theophrast faßte ihn am Arm.

«Nu ist gnug, wir müessend in Sant-Annenhospital!»

«Gnug! Und sollen üns die Pest holen an denen wallischen ...»

«Kluser, ich mahn dich!»

Klauser hob den Kopf. Theophrast zog ihn zum Bette der Agnesina, auf dem sich das alte Weib wälzte.

«Do solltu dich satt sehen mit offnen Ougen und ertöten din Imagination, dann du muoßt heil sin.»

Klauser preßte den Arm seines Freundes.

«Du bitterer Arzet!»

Er zog Theophrast fort. Sie hörten Sardorto noch:

«Ich und Ihr ... alle ... alle ... die Teufelin ...»

Auf der Stiege, Theophrasts Schulter schmerzte unter dem klammernden Griffe, flüsterte Klauser:

«Das ist wohl des Tüfels: den Mazarelli hänt sie vor toll ingesperrt, und der livriert Laur, der bestochen Hund ... daß üch Bocks Bluot schänd, wallisch Luegengschmeiß!»

«Kluser, es ist an dir, do solltu dich wohl bsinnen, ein Wort ze viel, unde du bist verlorn!»

«Du, Hohenhoim, du gloubst denen wallischen Zungen? Alls ein Lueg und Verrat, davor will ich min Hopt satzen, und

sollet bi Gott mir die fallend Sucht zuostoßen, daß ich uf der Stell verkumm. Alls ein Lueg!»

«Kluser, min Gesell, loß ihm gahn, du kunntest es nimmer wenden. Und loß dir sagen, es ist von der Dämonen Art ihr gehangen an und ein hoimlichs Wesen. Das hat üer aller Inbildung vergift.»

Klauser blieb stehen, seine Augen wurden kalt.

«Du sollt sprechen: ünser Inbildung ist vergift. Sie muoß jetz üer Gift gebüeßet han. Sie ist keine Hex nit, und ihr wisset nützit von ihr. Ich aber weiß. Dann, min Gesell, ich hab sie gehalten in diesen minen Armen und hab den Wein trunken, darnach üer vergift Inbildung hat gelechzet. — Und nu kumm, so gohnt wir — zuo dem Hospital. Und ich hätti es gern, und es lief mir der Zigott übern Weg, der sullt so bald sines Lebens nimmer früdig sin! Gott müeget es also füegen.»

Und Theophrast senkte den Blick, denn er wußte, daß Klauser unabänderlich war.

Theophrast wollte die Piazza vermeiden, aber Klauser ließ sich nicht führen.

Sie gingen am Rigobelloturm vorüber. Etliche Gaffer standen davor, als könnten die begierigen Augen klafterdicke Mauern durchdringen. Klauser durchquerte den Platz, ohne den Schritt zu beschleunigen oder zu verlangsamen. Er sah mit keinem Blick auf den Turm, er war nur blaß.

Im Turm lag Agnesina auf dem dumpfigen Staube der Steinfliesen, lang hingestreckt und kaum verhüllt. Sie regte sich nicht, den Schmerz nicht zu vergrößern. Ihr Körper schauderte leise im Angstfieber. Sie hatte unter der ersten Qual alles zugegeben, was sie sie fragten, und als sie zur Besinnung kam, alles widerrufen. Sie war zum zweitenmal gestreckt worden, und der große Stein hing an ihren Füßen. Die Sehnen, Bänder und Gelenke rissen beinahe. Sie wußte kaum mehr, was sie da einbekannt hatte, aber es waren die fürchterlichsten Sünden, die nur ein Mensch auszudenken vermag. Als sie dann erwachte, stand der Pfaffe bei ihr und

mahnte zu beten. Sie leugnete, leugnete immer heftiger und schreiender, bis der eine Richter kam und hörte, daß sie alles leugne. Nun lag sie auf den Steinfliesen und wartete auf die Knechte. Man wollte ihr die Achsel- und Kniesehnen verbrennen, während sie am Seile, das ihr Handgelenk zerschnürte, von der Gewölbdecke niederhing, den Stein an den Füßen. Um ihr den Vorgeschmack des Feuers zu geben, hatte der Richter gesagt. Sie betete zur Jungfrau, daß die Schmerzen für die erlösende Ohnmacht heftig und rasch genug sein möchten.

Klauser und Theophrast gingen miteinander zu den Kranken, da sie auch den Dienst der Barbiere, das Beulenschneiden und Aderlassen, selbst verrichteten, wozu einer allein nicht genügt hätte, wenn alle Vorsicht für Arzt und Kranken angewendet werden sollte. Die Bezirke San-Paolo und San-Domenico waren abgesperrt. Das Lazarett auf Il Bischetto, der Pestinsel, war überfüllt.

Sie zeichneten die Haustore mit Rötel, denn der Pestkarren fuhr ihnen nach. Er wurde von den Krankenträgern geschoben, deren Kittel durch ein gelbes Kreuz gezeichnet war. Über den Kranken im Karren — etliche rasten und brüllten wie Tiere, und man mußte sie binden — hing eine schwarze Fahne mit eingewebten Totenköpfen. Voraus lief der Führer, er läutete. Und die Menschen rannten in die Häuser, schlossen Türen und Fensterläden, wenn sie die Glocke von ferne hörten.

Theophrast und Klauser trugen lange Leinenkittel und Hauben, die bis auf die Brust niederfielen, nur für die Augen waren zwei Löcher geschnitten. Vor Mund und Nase war die Haube mit Rosenessig getränkt. Sie hielten zwischen sich und den Kranken eine brennende Kerze in der Linken.

Und immer wieder dasselbe verzweifelte Spiel. Keiner wollte die Pest spüren, bis die Verwandten sahen, daß ihn ein Schauder um den andern befiel und er vor Schwindel und Schwäche hinsank, oder der Kopfschmerz ihn zur Toll-

wut trieb. Und dann noch konnten auch sie, die den Befallenen liebten, zögern, hoffen und hundert Mittel versuchen. Erst wenn der Schweiß des Gequälten das Zimmer mit unleidlichem Gestank füllte und mit dem schwarzgrünen, pechigen Erbrechen der übelste Pesthauch ausströmte, liefen sie nach dem Arzte. Dann waren die Kranken schon tagelang befallen, und es erschienen an Ohren, Achseln und Leisten die harten, schmerzenden Beulen.

Und Klauser ging neben Theophrast einher, als hätte er seine Seele verloren, als trieben ihn nur mehr die fühllosen Lebensgeister. Manchmal wohl vermochte ihn der kleine Mann zu fesseln, der ohne Grauen, mit unermüdlicher Begierde bei jedem Kranken tiefer in das Wesen des Übels zu dringen suchte und vorsichtig tastend dem besseren Heilwege nachstrebte. Theophrast wog die Natur der Kranken nach den Lehren der Alten und probte deren Mittel, er wollte sein Gewissen vor aller Anfechtung bewahren. Aber dem fürchterlichen Gifte, das in den Körpern wütete, war nicht von der Lehre einer ungünstigen Säftemischung aus beizukommen. Er sah: das Gift war ein Leben für sich, ein fremdes, eigenmächtiges Dasein in den Körpern, ein Wesen, das irgendwie eingedrungen war, und keine mißliche Zusammensetzung der Humore. Dem Giftwesen mußte begegnet werden durch Gegengifte oder durch Giftfresser. Es mußte nicht nur ausgetrieben, es mußte überwunden sein. Körper und Krankheit standen einander gegenüber, zwei todfeindliche Willen.

Ein wunderliches Erlebnis war es für Theophrast, daß er gerade in jenen Volksschichten, die fern von Gelehrsamkeit eine Heilung versuchten, ihnen fast unbewußt, dieselbe Anschauung fand, bei alten Weibern, bei Barbieren. Die wollten ein fremdes Giftwesen aus den Körpern ziehen und nicht nur, wie ihnen geheißen war, durch Aderlaß oder Klystier die mißgemengten Säfte ableiten und durch Umschläge Beulen erweichen. Sie wendeten ziehende Mittel an und versuchten mit ihrer unbeholfenen Magie den Anfall des Giftes von außen her abzuwehren. Und sie wählten in ihrem Glauben an Gottes

Fingerzeig Pflanzen und Tier, an denen sie Zeichen der Pest sahen: das Warzenkraut Gamandrea, die grüne Gallenbeule der Eiche, die Muskatnuß und Spinne, Frosch, Viper, Skorpion — Wesen, die vom Gifte leben oder Gift in sich tragen, ohne daran zugrunde zu gehen.

Er band Muränen, Aale, Frösche und Kröten auf die Beulen, dann Spatzen, die den Mist verdauen, Krähen und Raben, die vom Aase leben, lebendig, gerupft. Die warmen Vogelleiber förderten das Reifen der Beulen. Seine Mittel wurden einfacher, sein Rauchwerk wohlfeiler, weniger lästig und wirksamer. Er sparte das Blut der Kranken. Die Leute gewannen Vertrauen zu den beiden deutschen Ärzten. So gelang es, die Kranken abzusondern, ehe das Haus verseuchte.

Sie fuhren auf dem Pestkahne von der Insel auf das Ufer, wo ein Räucherhäuschen stand. Dort wollten sie ihre Kittel entgiften lassen und selber ein Schweißbad nehmen. Sie waren müde und saßen vorgebeugt auf dem engen Brette dicht nebeneinander. Da fühlte Theophrast, daß der Körper des Freundes bebte. Er faßte Klausers Handgelenk.

«Ist dir etwan ein Frost ... din Puls geht hart.»

Klauser schüttelte den Kopf.

«Laß gahn, min getrüer Gsell.»

Sie folgten beide bekümmerten Blickes den ruhigen Bewegungen des Fährknechtes, der ein Lied summte.

«Kluser, ein früdiger Mann widerstoht dem Gift.»

Klauser antwortete halblaut: «Morgenden Tags wird es sin, uf der Piazza.»

Theophrast nickte nur.

«Sie hat wohl an die zehn Mal widerruofen», fuhr Klauser leiser fort. «Sie hänt von der Marter uf Täg hin müessen abstohn, dann sie hat zum andern Grad ehender müessen erkräften. Ist nützit an ihrem Lib, dann Schorf und Brandmal, und sie kunnt sich nimmer alleinig uf ihren Beinen halten. So werden sie nur ein grings Leben ersticken.»

«Kluser, wir wöllend bi Hahnenkraht uf diese Insul, dann

wir hänt uf diesen Tag nit alls ton an denen Kranken, und die Sunn ist gesunken.»

«Gang, du Getrüer. Doch meinest du, ich kunnt den Rouch ufsteigen sehn von ihrer Brandstatt in einen Morgen, und ich sollet nit schouen mit Ougen, daß ihrer Pein ein End ist bereitet? Ich muoß sie sterbend han vor diesen minen Ougen, dann es stoht der Ruoh und des Willens min Letzi daruf.»

«Du sollt dich wohl hüeten vor sollichem Anblick.»

«Wohin ist din Theorik, Theophraste, und din Philosophei? Sollet ich nimmer ertötin die Imagination? Weißt du dann ein tiefern Tod der Inbildung, so mich beschweret gewaltiglich, dann morgenden Tags den ihren? Ich will sie sterben sehn, die ich geschouet hab eines Lenzes Flur glich, dorin ich mich hab geworfen mit hoher Lust. Ich will den Lib sehen also verwüst, geschändt von Menschenhand und beroubet der Herrlichkeit, so ihme hat Gott verliehen in siner besten Stund.» Und er setzte heiser hinzu: «Dann du sollt es wissen, min Gesell, ich hab den wallischen Hund ufgespüret, den Zigott.»

«Wir sänt in frömbtem Land.»

«Gang du der Pest nach, Bombast, und des Abends koch du dine Arzenei vor die Kranken. Ich geh als ouch nach miner Pest und seud des Abends min Arzenei. Und laß dir sagen: der tot Laur, der Zigott, hat das Hüsli kouft des Sardorto. — Gott und der Tüfel schänd den unde das Wib, dann die hänt sie ohnberührt und von keinem Manne erkannt, zu einer Hur gemacht!»

Am andern Morgen stand Theophrast bei Klauser, nahe dem Portale des Palazzo del Cortile, dessen Fenster, wie alle andern des Platzes, dicht besetzt waren. Als die beiden Knechte, von denen Agnesina unter der Achsel gehalten und geschleppt wurde, aus dem Tore des Rigobelloturmes traten, erscholl der Platz vom Wutgebrüll, das die Glocken des Doms überbellte. Die Menge schob sich gegen den Turm hin zusammen. Die Leute streckten sich weit aus den Fenstern vor, auch die Herren und Damen im Palazzo del Cortile. Das Gellen nie-

dergetretener Weiber stieß durch das Brüllen. Aus dem Gedränge löste sich ein wirbelnder Menschenhaufen und rollte gegen den Holzstoß. Die Pfaffen und Knechte wurden beiseite geworfen. Ein Bündel gestreckter Arme hielt den nackten, blutrünstigen Leib der Hexe eine Zeitlang hoch über den Köpfen, und dann schleuderten sie ihn an den Pfahl, um den die ersten, fettigschwarzen Rauchwolken aufstiegen. Die Luft zitterte von dem einen satten Schrei aus aller Mund. Dann sank der Sturm so schnell, wie er entstanden war. Die Glocken bemächtigten sich wieder der Luft, und das dürre ölbesprengte Reisig und die harzigen Scheite schlugen knisternd in Flammen auf. Die blechernen Pfaffenstimmen wurden vernehmlich. Aber niemand wollte in die Gebete einfallen. Die Augen starrten aus den wutblassen, zuckenden Gesichtern in die Qualmsäule, die sich gegen den tönenden Turm des Doms neigte und in den Schallwellen auflöste.

Und der Glocken summender Unterton verwitterte allmählich das steinstarre Menschengeröll, der leiernde Silbenfall der Kleriker sickerte tiefer ein. Es waren etliche Frauen, die aufschluchzten und in die Knie sanken, dann beugten sich alle Knie, falteten sich alle Hände. Die Stimmen der Pfaffen wurden laut.

Theophrast vermochte seine Bewegung kaum zu bezwingen, auch er wollte niederknien, da hielt ihn Klausers Hand.

«Dies ist bschechn. Kumm zu denen Kranken!»

Klauser sah über die betende Menge hinweg und zog Theophrast mit sich fort.

In den Tagen, die dem Tode der Hexe Agnesina folgten, faßte Theophrast einen Entschluß, der seinem Leben entscheidende Richtung gab. Wahrer und eigentlicher: Theophrast sah nach einem Zustande peinigender Unruhe und heftiger Bedenken die Klarheit seines Heilweges. Er hatte die feurige Natur des Pestgiftes erkannt, das wie ein Brandpfeil in den Körper fiel und ihn verzehrte. Und wie das feurige Wesen in den Metallen — er nannte es sulfurisch oder schwefelig, weil der Schwefel das Brennende in der reinsten Form birgt —

durch den Kraftzuschuß des Kohlenfeuers brennend wird, das Metall fließend macht und läutert, so mußte der Körper der Kranken mit feuermehrenden Stoffen versehen werden, um gegen den Giftbrand zu bestehen. Dann erst hielt das Leben dem Tode die Wage. Dazu aber genügten die bitteren, saueren, räßen und brennenden Pflanzen nicht. Theophrast entschloß sich zu Schwefel und Vitriol. Die Bereitung der ersten beiden Rezepte, in denen er einen Vitriolspiritus und Sublimatschwefel verordnete, überwachte er peinlich. Die Komposition war einfach. In dem einen Rezepte waren nur acht Mittel und in dem andern kaum fünf vorgeschrieben. Um den Apotheker günstig zu stimmen, fügte er von den teueren Einhornspänen etliche Unzen hinzu. Er dosierte vorsichtig, aber mit einer Entschlossenheit, die ihn fast befremdete wie eine Eingebung von außen her. Auch Klauser, der unter den Ketten seines Geschickes lag und dem Genossen mit einer abgewandten, äußerlichen Ruhe folgte, wurde immer wieder von dem gesteigerten Erleben seines Freundes erfaßt.

Es gelang Theophrast, vier Kranke zu retten, deren Zustand allen hoffnungslos erschien, da sich bei ihnen gleich anfänglich kalter Schweiß, Schlafsucht, Rückgang der Beulen, die nicht am vierten, sondern am zweiten Morgen erschienen waren, und jene unseligen blauschwarzen Flecken gezeigt hatten.

Theophrast war fünf Nächte auf der Pestinsel geblieben, von jenem Tage an, da er die Kur mit seinen Mitteln begonnen hatte. Er schlief diese Nächte kaum, er ruhte, um nicht allzulange im Giftdunste der Kranken zu verweilen, in einen Mantel gehüllt am Ufer oder strich umher, bis es ihn wieder vor die Strohmatte trieb, auf der die vier lagen. In diesen Nächten glaubte er den Atem Gottes zu fühlen. Er betete nicht um Hilfe, seine Überzeugung war zu stark, aber es war ihm, als müßte er hinsinken und verderben, wenn er den Hauch nicht an sich fühlte. Seine Glieder wurden schwer und schwerer, doch sein Geist blieb klar und schien ihm freier zu werden, als hielten ihn die Sterne mit wundersamen Kräften aufrecht, als wirke der schrille Gesang der Zikaden einen Schleier,

auf dem sein Geist, losgelöst von dem Blei der Glieder, wach verweile. Am Morgen des sechsten Tages wußte er, daß seine Kranken gerettet seien. Der Schlaf ihrer Benommenheit war gewichen, die Todesflecken waren verschwunden, an ihrer Stelle wölbten sich wässerige Blasen, die Kranken stöhnten unter den Schmerzen ihrer Beulen, die an Ohr, Achsel und Leiste schwollen, und das Schluchzen des einen, des Kränksten, hatte sich verloren. Ihre Pulse schlugen stark und schnell. Sie lagen in Schweiß, sie glühten im Feuer der Läuterung und schrien nach Trank.

Theophrast lehnte an dem Türpfosten, den er fast taumelnd erreicht hatte. Eine unsägliche Müdigkeit, die ihn des Glückes nicht mehr bewußt werden ließ, hatte ihn ergriffen. Das Gesindel der Pestwärter wich ihm aus, denn es glaubte, daß er befallen sei. Klauser fand ihn da. Er meinte, die vier Kranken seien gestorben, und wollte nicht fragen. Theophrast zog ihn schleppenden Schrittes vor die Matte zu den Kranken. Er vermochte nicht zu sprechen, hob den Arm und deutete nieder.

Auch Klauser erkannte. Er beugte sich immer wieder über die vier, prüfte den Puls, besah die Beulen. Dann wandte er sich zu Theophrast und legte seine Hand auf die des kleinen Meisters, in der das Licht flackerte.

«Du bstundest wider ihren Tod.»

«... ich bin uf den Tod müd von diesen Tägen und Nächten ...»

Klauser faßte ihn unter dem Arm und zog ihn ins Freie. Am oberen Inselufer stand auf Pfosten eine kleine Schilfhütte für die Fischer, die im Frühjahre Aalreusen legten und im Herbste Wasservögel fingen. Seit der Pest war die Hütte leer. Dorthin trug Klauser seinen müden Freund wie ein Kind.

Sie wohnten im Anbau des Sankt-Annenhospitals in einer kleinen Kammer, die durch ein Seitenpförtchen erreicht werden konnte. Sie hatten einen Nachschlüssel. Und das war ein Glück für den starken Schweizer.

An einem Morgen, das kleine Gitterfenster war vom ersten, sickernden Lichte erfüllt, schreckte Theophrast an der Stimme des Klauser auf.

«... du ... sollt ... mir helfen ...»

Theophrast starrte den Todblassen an.

«... du ... hilf mir .... us dem ... Gwand!»

Klauser vermochte sich kaum auf der Bank sitzend zu erhalten. Theophrast flößte ihm etliche Schlucke Branntwein ein, ehe er die Halsschnur löste, und dann zog er vorsichtig den Wams vom Rücken.

Das Hemd hing in blutnassen Lappen aus den Schlitzen, auch das Tuch war vollgesogen. Unter dem linken Schulterblatte klaffte ein tiefer Schnitt, der noch blutete. Theophrast hatte mit raschen Griffen Essig, Schwamm, Balsam und Binden. In wenigen Augenblicken war die Wunde gereinigt, mit dem zähen Balsam gefüllt und verbunden.

«Din Tüfelsdreck ... er tuet gar nit sänftiglich ... unde mild.»

«Der Spund ist bschlossen Kluser. Ein fürtrefflicher Bader, bi dem du bist gewest!»

«Der hät sin Lohn ...»

Und dann warfen sie einen verstohlenen Blick auf das blutige Zeug nieder, auch die Hose war sattgesogen, sie konnte nur mit Mühe abgestreift werden.

Theophrast meinte: «Wir müessen des wäschen uf dem Hofe, dann du hast ....»

«Daß dir die fallend Sucht! Keiner darf sehen!»

Klauser wankte zum Bette und sank darauf.

«Mach, was du willt ...»

Ehe Theophrast Rat und Antwort fand, hörte er die tiefen, kräftigen Atemzüge.

Klauser war vom klebrigen Blute bis an die Ferse gesprenkelt. Er schlief in traumlosem Behagen, der Verband drohte zu reißen an der mächtigen, stetig arbeitenden Brust. Theophrast bedeckte den Freund mit einem Linnen und zog sich eilig an.

Inmitten der Kammer lag das triefende Bündel, beredter als der, nach dessen Blut es roch. Das am Tage fortzuschaffen, schien unmöglich. Auch besaß Klauser nur noch ein Hemd. Theophrast holte in einem Schaffe Wasser und wusch und wand aus Leibeskräften. Das purpurne Spülicht entleerte er über dem Misthaufen des Nachbarhauses, ehe die Gasse erwacht war.

Als sie die Prim läuteten und die Schwester das Mus brachte, waren Wams und Hemd in ein Bündel geschnürt, und Klausers Hosen dunsteten auf dem Schlummernden unter der Leinwand.

Dann mußte er geweckt sein. Er setzte sich auf, befühlte den Verband, bewegte die Schulter, verzog das Gesicht und dann wurde seine Stirn heiter und die Augen strahlten zum ersten Male wieder nach Wochen dumpfen Brütens und schwermütiger Verschlossenheit ihren klaren, unbekümmerten Frieden. Er streckte den rechten Arm, sprang auf beide Beine von dem knisternden Stroh und besah sich, leckte an dem Handballen und rieb am Blutgerinnsel seines Schenkels.

Theophrast aß und sah ihm heimlich zu. Klauser mußte den linken Arm ruhig halten und mit der Rechten allein die feuchte Hose anstreifen, nur seine Flüche halfen ihm. Theophrast hütete sich ihm beizustehen. Das Bündel des Freundes schnürte er wohl auf, als hätte Klauser verschlafen und der Eile wegen darum gebeten, und er warf ihm das andere Hemd zu.

«Wo ist min Wammes und das Hembt?»

«Dort. Wir wöllends uf die Insul tragen. Du sollt es in den Fluß hängen und gen Abend trücknen.»

Klauser nickte, er bog die Knie, spannte die Beine, die feuchte Hose beengte ihn, er vermochte sie am Gurtband kaum zu schließen.

«Samer Potz und fünf Wunden, ich muoß als gewachsen sin in dieser Nacht. Min Hosen ist mir zu gering!»

Dann ging er festen Schrittes zum Tisch und warf sich über das Mus, Theophrast hatte, freundlich bedacht, nur etliche Löffel für sich entnommen.

«Du hast mir ein brannten Win geben, du Pestmeister, du Bombästeli, heunt in der Frühe. Der wöllet mich daß letzen zuo dieser Stund.»

Theophrast lachte und holte den letzten Rest des Branntweins aus der Arzneitasche.

Dann gingen sie. Klauser hielt den linken Arm ein wenig steif, und seine Augendeckel schienen etwas schlaff, aber er zeigte nicht geringe Würde in Haltung und Schritt, obgleich er ledig in Hemd und Hose unter dem Pestkittel einherging. Geredet wurde nicht über den nächtlichen Zufall, denn es mochte Klauser unwert erscheinen, so gründlich angezapft worden zu sein, daß er auf dem Heimwege beinahe versiegt wäre. Theophrast wollte die Schwäche nicht weiter bemerkt haben.

Nach einigen Tagen wurde Lucas Zigotto aus dem Wassergraben des Castells gezogen. Sie erkannten ihn an dem Gewande, das auf die Farben des Hauses Mazarelli geteilt war, es wurde von dem prallgedunsenen Körper fast gesprengt. Aus dem Munde der Leiche quoll ein Knebel, ihr zusammengeballter Hut. Der Knebel aus dem dicken Filz mußte mit übermenschlicher Gewalt eingezwungen worden sein. Gleich anfangs zweifelte man an natürlichen Kräften. Die Familie Mazarelli setzte eine Summe für den aus, der den Täter ermitteln werde. Wohl war die Dolchscheide leer am Wamse der Leiche gefunden worden, allein die Klinge konnte sich auch, ohne gebraucht worden zu sein, im Wasser losgelöst haben. Aber der Kopf der Leiche war verdreht gewesen und am Halse gehangen, als sei ihm das Genick gebrochen, und jeder wußte, daß Lucas Zigotto die Hexe Agnesina entlarvt hatte, jeder wußte auch, daß der Teufel seinen Getreuen Wort hält. Die Wissenden behielten Recht. Niemand konnte gefunden werden. Der Teufel hatte dem Zigotto den Hals umgedreht, und die Hexe Agnesina war auch daran schuld.

Kühle Regengüsse schwellten im Spätherbste den Po und brachten die Kanäle Ferraras in Bewegung. Die Seuche ließ

rasch nach. Wer genesen war, schrieb den schlichten Mitteln des kleinen Deutschen alles zu. Die Kranken verloren die Furcht unter den Augen der beiden Deutschen. Man drängte sich bei den geringsten Anzeichen um ihren Rat, und so gelang es, das Übel günstig zu fassen. Vorbeugende Maßnahmen, die von den beiden verordnet wurden, fanden getreue Erfüllung. Auch der Rat und die Fakultät, die noch in Commacchio weilten, waren aufmerksam geworden.

Und als man hörte, daß die Pest im Erlöschen sei, zeigten sich Ärzte wieder. Etliche wollten lernen, die meisten aber das Ansehen der alten Rezepturen an der schwindenden Krankheit retten, denn die Apotheker fanden sich um einen beträchtlichen Verdienst geprellt. Sie hatten, als die Wirksamkeit der einfachen Rezepte bekannt wurde, den kleinen Heilmeister einzuschüchtern versucht und mit der Fakultät gedroht. Aber die Antwort war stets dieselbe: Er werde beweisen, daß seine Gegner die Herbarien ihrer gerühmten Skribenten nicht gelesen hätten, sonst wüßten sie, daß alle einander widersprächen, deren jeder auf der eigenen Gugelfuhre führe.

«Was ist es dem Kranken nütz», blies er sie auf gut Deutsch an, «daß ihr schrejet, ihr hättit ein gewiß Rezept und der ander ein sicher Methodum, so doch üer Rezept und Methodus mehr und böser geflicket ist dann eins Bettlers Rock. Ich will ein schlicht Gewand vor den Kranken, darin er gesund wird. Die Experienz und die Wahrheit tuets und nit das Summiern, Addiern und üer Multipliziern, vierzig und funfzig Simplicia, daß die Ougen übergohn. Füllet üch aber den Bütel wohl.»

Nach solchen Reden versuchten sie es sanfter. Sie statteten die beiden Ärzte mit bestem Werkzeug aus, verehrten ihnen ein Gewand aus feinem Tuch und prächtiges Schuhwerk, aber die Rezepte blieben die gleichen. Also riefen sie, um noch ein Letztes zu erraffen, ihre bewährten Freunde. Die trugen das Doktorbarett über der Pesthaube und retteten nach langem zärtlichem Bemühen und kräftiger Verleumdung die wohlhabenden Kreise der Stadt für eine kunstvolle Rezeptur. Und

sie wußten das Geschick der Seuche klug zu wenden, als habe die Pest eben nur so lange gewartet, bis sie gekommen wären, die keine Vergünstigung vom Rate beanspruchten, um ihr erlauchtes, hundertjähriges Wissen und eine subtile Kunst zu üben. Sie verspotteten mit jener wohlwollenden Überlegenheit, die einen Mann von Geist und Geschmack allen Zweifeln überhebt, die simplen Mittel des kleinen Deutschen und entrollten jedem, der es hören wollte, ein Bild von der ungemeinen Vielfältigkeit der Grade und Gustus wirksamer Heilkräuter, von deren Kälte, Wärme, Trückne und Feuchte, von ihrem Verhältnisse zu den vier Kardinalsäften des Menschen, je nach dem Zustande ihrer Zubereitung, Zusammensetzung und Gabe, daß selbst ein Laie, wenn ihn nur die Ahnung eines Verständnisses befing, die Lächerlichkeit jener schlichten Mittel gegenüber einer Seuche von so verheerender Gewalt durchschauen konnte. Je weniger Menschen erkrankten, desto weniger Aufhebens machte man von der Hilfe des kleinen Deutschen.

Die Stadt war befreit. Die Universität kehrte zurück. Die Fakultät drängte nicht, und der Rat erwog, daß die Versprechungen des Werbemanifestes reichlich seien, denn die Seuche war kurzlebig gewesen, obwohl ihr Ansturm zu den größten Befürchtungen genötigt hatte.

Thalhauser war für ein Semester nach Bologna abgewandert. Er wollte wiederkehren, denn er verehrte den Professor Manardo. Das hatte er den Freunden nebst freundlichen Wünschen zu ihren Erfolgen, die auf der Fakultät von sich reden gemacht hätten, geschrieben.

Theophrast und Klauser blieben im Sankt-Annenhospitale, wohin noch immer alle Kranken gebracht wurden, die irgendwie verdächtig schienen, denn man wußte von Pestzeiten, in denen das Übel wie eine todwunde Bestie noch einmal zu tödlichem Hiebe ausgeholt hatte, da man es schon überwunden hielt.

Mit den beiden Freunden waren noch vier Studenten, zwei

Deutsche, ein Franzose und ein Florentiner, aus Commacchio nach Ferrara gekommen. Die hatten sich, als die Mittel Hohenheims Aufsehen erregten, mehr und mehr zurückgezogen, und nun machten sie die beiden für die Verzögerung des verbrieften und wohlverdienten Lohnes verantwortlich. Sie meinten schneller ans Ziel zu gelangen, wenn sie, wie früher auf Seite der Apotheker, so jetzt der Doktoren traten, die den kleinen Deutschen vor der Fakultät verlästerten. Selbst Klauser, dessen Zorn über die offenbare Untreue des Rates wuchs, konnte dem Freunde mit ärgerlichen Reden begegnen. Er hatte das Wällische, Land und Menschen, satt und sehnte sich nach den heimatlichen Ufern zurück. Und so empfand er den verheißenen Lohn und seine eigene Klugheit, ihn nicht in den Wind zu schlagen, als schmähliche Last. Je ungeduldiger er wurde, desto weniger Anerkennung fühlte auch er für die ärztliche Tat seines Freundes.

Die Errettung vieler durch seine Hand hatte Theophrast mit frommem Dank erfüllt, als sei er das Gefäß eines Himmelsgeschenkes gewesen, nun lernte er jene bittere Einsamkeit kennen, die nicht aus Unverstand und Spottsucht der andern erfließt, die auch kein großes Herz vergessen kann. Was er als Gnade innersten Erkennens empfand, Gnade, der er dienen sollte, warfen sie auf seinen Menschen zurück und erniedrigten es zu einer kecken Willkür, die von dem glücklichen Zufall begünstigt war, daß diese Seuche so wenig heftig gewesen sei. Der Gebrauch von Sublimatschwefel und Vitriol wäre von den Arabern her bekannt, ihre Anwendung auf die Pest gefährlich. Nicht die kunstlosen und bedenklichen Mittel hätten die Seuche überwunden, diese habe eben auch Menschen befallen, die schon kräftig genug gewesen waren, der Pest vor acht Jahren zu widerstehen. Man würde Theophrast gezwungen haben, eine These aufzustellen und sich vor der Fakultät zu verteidigen, wenn es sich nicht nur um einen Heilerfolg, sondern um eine Meinung des Galen, Avicenna oder Rhasis gehandelt hätte.

Der einzige Kunsterfahrene, der schließlich Theophrast mit

einigem Gefallen betrachtete, war der große Leoniceno selbst. Wohl war auch er von der Lächerlichkeit der beiden Mittel überzeugt, aber den Bedürfnislosen belustigten der Neid und die Scheelsucht der Ärzte, die keine noch so unbedeutende Gelegenheit vorübergehen ließen, um für sich und ihren Beutel Lärm zu schlagen. Er empfand ein gewisses Wohlwollen für den kleinen deutschen Studenten, der überlieferte Kunstfertigkeit von sich warf und den eigenen Weg versuchte, denn Leoniceno wußte, daß Theophrast nicht in Unkenntnis anderer Methoden gehandelt hatte.

So kam es auch, daß Leonicenus die Meldung Theophrasts zum Examen privatum und publikum, gegen die Bedenken, die sich trotz erfüllter Dienstpflicht wider den Bombast von Hohenheim erhoben, billigte und ihre Annahme durchsetzte. Um nun die verheißenen Gelder und sonstigen Benefizien nicht zu verlieren, erinnerte die Fakultät den Rat selbst an sein Wort, der seinerseits etliche Einwände erhob, schon um die Universität, die bei jeder Gelegenheit auf Brief und Siegel pochte, zu reizen. Aber endlich bekannte man sich doch zu den Versprechungen.

Die Wohnung des berühmten Leonicenus war außerordentlich schmucklos. Er schien alle Farbe zu verachten. Seine Lehmwände standen nackt, sein Bett unverhangen, die Pulte roh gezimmert. Das Estrich stäubte grau und dürr, und Staub bedeckte die Bücherhaufen. Er selbst war in eine dicke Kutte gewickelt, die wie sein Gesicht in zahllose knitterige Falten fiel. Er saß in einem engen, hochlehnigen Stuhle wie ein Schnitzwerk der verachteten alten Kunst. Seine dürren Hände ruhten übereinander im Schoße, selten hob sich die eine ein wenig über dem Handballen und spreizte den Zeige- und Mittelfinger, um einen Ausspruch zu bedeuten. Auch das Gesicht blieb fast regungslos und unnahbar. Aber die dunklen, kleinen Augen funkelten vor Weltüberlegenheit, die allen Irrtümern des Herzens und des Geistes so sehr gewachsen ist, daß sie das Gift der Verachtung zur Arznei wandelt. Seine

Mundwinkel, die auch geschlossen blieben, wenn er dünn und kaum vernehmlich sprach, ließen zuweilen den ungemessenen Abstand ahnen, den der Ruhmbedeckte von allem Lebendigen nahm.

Sie saßen zu sechst auf einer Bank seitlich von ihm, als sollten sie nur seinem linken Ohre vernehmlich bleiben. Ein Lizentiat, von dem man erzählte, daß er für Leoniceno die Schreibarbeit verrichten durfte, hatte ihnen Texte gegeben, er stand mit einer Tafel gegenüber und notierte das Urteil, das der Meister nach jeder Antwort gab.

Die andern vier erstarben beinahe vor dem Großen. Klauser selbst vermochte seine Befangenheit kaum unter dem tiefen, fast grollenden Baß zu verhüllen, in dem er Rede und Antwort stand. Theophrast blieb frei, seine sonst ungelenke, ein wenig fistelnde Stimme erhielt einen wärmeren Klang, und zweimal hob Leoniceno auflauschend seinen Kopf und sah ihn ermuntert aus den verengten Augenwinkeln an.

Als der greise Meister von den sechs jungen Leuten genug gehört zu haben schien, gab er dem Lizentiaten ein Zeichen, die letzte Frage zu tun. Ein jeder sollte einen Weisheitsspruch der Medizin bekennen. Und alle beeilten sich erleichterten Herzens dem berühmten Lehrer zu opfern, indem sie eine seiner Mäßigkeitsregeln vortrugen, auch Klauser, der entschlossen war, auf jede Weise von den Wällischen loszukommen. Theophrast zitierte zuletzt, aber aus den Schriften der Hippokratiker:

«Wir dürfen keinen Nutzen von Dingen erwarten, die lediglich aus der Überlegung stammen. Spitzfindigkeit ist unzulässig und gefährlich. Nur Tatsachen sind beweisend. Halte dich an die Tatsachen.»

«Ist dies jener deutsche Adelige», fragte Leoniceno den Lizentiaten, und als der nickte, flüsterte er: «Die andern können gehen.»

Theophrast hatte nicht erwartet, daß Leoniceno sich mit ihm beschäftigen werde. Er sah nieder. Das Bild des sterbenden Bischofs Erhard erwachte in ihm und ein Gefühl der Dankbarkeit für den Toten, das ihm in jener dunklen Morgen-

stunde ferngeblieben war, deshalb ein leichtes Schuldgefühl zugleich.

Leoniceno flüsterte mit dem Lizentiaten, der sich ehrfürchtig entfernte, und Theophrast stand allein vor dem Altmeister, der wie keiner seiner Zeit das Wissen aller Arzneikunst beherrschte, und er ließ sich ohne Verwirrung von den funkelnden Augen messen.

«Dein Vater war mein Schüler, es ist mehr als zwanzig Jahre her. Ich erinnere mich jedes meiner Schüler. Hat er dich nach Ferrara geschickt?»

«Ich wollte die Alten aus gereinigter Quelle kennen lernen.»

«Löblich. Du zitierst sie, wenn auch etwas zurechtgestutzt — du bist ja ein Deutscher — doch du zitierst sehr bezeichnend.»

Theophrast verbeugte sich. Leoniceno winkte leise ab.

«Du hast Aufsehen erregt, denn du bist von den Methoden abgewichen und hattest Glück dabei. Ich erinnere an dein Zitat: Nur die Tatsachen beweisen. An welche Tatsachen hast du dich gehalten?»

Theophrast entwickelte seine Anschauung ohne Zögern. Seine Stimme hatte die Wärme verloren. Er sprach hingerissen, in gepreßten Kehllauten und einem Latein, das dem Ohre Leonicenos Schmerz zu bereiten schien. Aber was er sagte, ließ alle erwartete Unsicherheit vermissen. Als er zu Ende kam, hoben sich Leonicenos Brauen, seine Faltenlippen wurden spitz, und die Augen verrieten ein belustigtes Erstaunen. Endlich einmal etwas anderes als die schleimige Demut! Er hatte von den drei Ursubstanzen aller Dinge gehört. Die Lehre von den Kardinalsäften nannte der junge Deutsche ein Phantasiespiel und schilderte die Krankheit als ein Fremdleben im Menschenkörper mit eigenem Wachstum und eigenen Kräften, den Heilungsprozeß als einen Kampf, den der Arzt nicht entscheiden, sondern nur auf seiten des ringenden Menschen unterstützen müsse. Die Beschreibung der Pestkrankheit und die Art der neuen Mittel war in kurzen, heftigen Sätzen geschehen.

Eine leichte Röte hatte Leonicenos Wangen gefärbt, die

Greisenlider waren geschlossen. Spott zuckte um Mund und Nüstern des Meisters. Er hüstelte.

«Ein Neuerer, nicht ohne Talent und Phantasie, die er natürlich verachtet. Kennst du die Schriften der ‚Treuen Brüder' aus der Schule des großen Geberus?»

«Ich kenne sie nicht.»

«Das dachte ich mir. Aber die Gedanken haben ihr eigenes Leben, sie suchen sich die Menschen auf, und nicht die Menschen sie. Man muß nicht alles gelesen haben, es ist immer dasselbe. Aber den berühmten Raimundus Lullus kennst du wohl und seine Prinzipien?»

«Ich habe nur von ihm gehört, er schien mir äußerlich.»

«Also alles Eigentum und nichts erlesen. Und du vertraust deiner Phantasie natürlich. Du bist ja jung. Wachse, was wachsen kann.»

«Ich vertraue der Erfahrenheit. Ich habe meine Ärmel verbrannt, und das Feuer der Kunst hat die Feuchte meiner Augäpfel getrocknet.»

«Gut, mein Kind, auch die andern haben erfahren. Es gibt keinen bestrickenderen Betrug als die eigene Erfahrung. Und doch ist alles nur Form, nichts Gewißheit. Jede Form lügt aus einem Funken Wahrheit heraus, von dem sie zehrt. Was ist ein einzelner, mein Kind? Nichts. Sein Bestes ist ein Strahl jenes Funkens, der ihm nicht gehört. Aber die Phantasten müssen ihr Leben verkämpfen um dieses Abglanzes willen, sie müssen glauben, einen Stern aus ihrem Schimmer hervorbringen zu können. Die andere Welt soll an diesem Stern zersplittern. Das ist die Erfahrung des einzelnen. Meister ist, wer alle Erfahrungen meistert, vor dessen Augen die Sterne der andern zerrinnen, ein Spiel der Anschauungen, der Formen. Meister ist allein, dem das Eigene zu gering wird, der über das Gran seiner Erfahrenheit hinwegkommt und das Skrupel seiner Phantasie nicht überschätzt. Übrigens gebe ich zu, daß dein ‚Salz' ein anderes ist als das des großen Geberus und das des Gauklers Lullus. — Und nun vergiß nicht, daß du Glück gehabt hast und eine günstige Mischung

deiner Humore; du wärest vielleicht an der Pest gestorben, und deine geheilten Kranken wären es auch.

Lebt wohl, Doktor Pomposto ab Hohenheim, und sehet nicht düster, Dottore! Er ist nur ein alter Mann, der berühmte Leonicenus, und er hat seine Ärmel nie verbrannt.»

Theophrast verneigte sich tief vor dem Alter. Er hätte fast geweint.

Der Dom war dicht gefüllt. Man betrachtete die Promotion der sechs Pestärzte als eine öffentliche Kundgebung dafür, daß die Zeit der Heimsuchung überwunden sei. Polizeimeister und Rat waren zugegen, sogar ein Abgesandter des Hofes. Die Doktoranden determinierten von dem kleinen Pulte unter der Kanzel. Der Doktor Promotor verlieh auctoritate doctorea die Würde, nachdem alle sechs geschworen hatten. Der Präses hielt eine beachtenswerte Rede und verteilte die Insignien: Mantel, Barett, Ring, das offene und das geschlossene Buch. Er umarmte und küßte die neuen Doktoren. Beifallsklatschen, Orgel, Kanterei und Glocken.

Dann zogen sie trotz dem winterlichen Kote durch die Straßen zur Universität und zurück über den Platz zum Palazzo della Ragione, in dessen Theatersaal das Gelage zugerichtet war.

Theophrast und Klauser hatten verabredet zu gehen, sobald sie gesättigt seien. Klauser schien sich davor zu scheuen, unter den Wällischen trunken zu werden, und Theophrast mochte mit ihnen nicht zechen, die ihn verleumdet hatten.

Sie wußten ein kleines Sümmchen ihr eigen, das sie sich während der Pest erworben hatten. Für sie standen seit zwei Wochen kräftige Maultiere an der Krippe eines Landgutes, das dem Sankt-Annenhospitale gehörte. Klauser wollte nicht einen Tag verziehen und die kühne Reise durch den Winter des Brennerpasses wagen. Sie bestellten einander für diesen Abend zum «Singenden Schweinchen». Klauser brachte sein

Bündel auf den Gutshof, wo er zu nächtigen gedachte, und Theophrast hatte ihn gebeten, einen Brief für seinen Vater an sich zu nehmen, den er in die Taberne bringen wolle.

In der kleinen Kammer des Hospitals schrieb er dann: «Lieben, getreuen Herrn Vater, meinem günstigen Herrn und Lehrer von Kind auf, Üch ziemet der Dank und erst Gruß mit dem Barettli, so sie mir haben uf den heuntigen Tag uf das Houpt gesatzt mit keim geringen Umbtun, dann ich bin zum Doktoren der beiden Arzneien promovieret in dem Dom zu Ferrar. Waren ihrer noch ander fünf, so als auch mit deme Barettli seind gezieret, und ein großer Zulauf des Volks, weilen ein hoher Rat zu Ferrar hat alle Kosten tragen publice, indem wir uns vor diese nunmehr verwichen grausame Pestzeit haben zu Hilf der Kranken brauchen lan us freien Stucken. Ich hab mennigein von Tod bewahret und ihn errettet vermittels Spiritus Vitrioli, Sulfuris Albi Sublimati, Sulfuris Vini, wellich Simplicia hänt ein nit gerings Uffsehen fürgerufen unter denen Apothekern und Arzten, es war aber des Neids und des Mißgunsts viel, darumb daß ich hab dieselbig Arzenei erfunden, und hat männiglich gut tan, so er sie gebrauchet. Ich hab ein Zehrpfennig gnug und langet vor mich uf Lorett, daselbst will ich an dieser Wallfarerstätten glich als Ihr ze Einsiedlen die Kranken besehen und den Grund ihrer Heilung und des Wunders zu Lorett. Allein nit festsatzen, sundern vor dem Lenzen gen Rom ziehen, dann dieweil die Pest ist hier erstickt, war ein gewisser Galleottus de Rocabruna Eques von der päpstischen Heiligkeit ankummen zu Ferrar und hat derselb etlich Stuck von der Arkellerei kauft, Lüt geworben und mich vor ein Feldscher. Tuet nit not, Üch lieben Herrn Vater zu melden, daß ich mich unter deme Barettli nit erlücht befinden mag und aller Experienz überhoben. So will ich fürfahrn, dann ich wohl wissend, es ist kum ein Schritt bschechn, und der Weg ist weit. Doch ich bin eins guten Muts und ist ein groß Verlangen in mir.

Wollet Üch, lieber, gestrenger und gütiger Herr Vater,

mins Danks erfreuen und in Gottes Gnad und Fürsorg befohlen sin. Indem will ich die Welt und Arzenei erfahren.

Üer Sohn
Theophrastus Bombastus ab Hohenheim,
beider Arzeneien Doktor.

Klauser hatte einen bekannten Offizier beim Tedaldotore, so konnten sie unbesorgt im «Singenden Schweinchen» sitzen. Sie erlabten sich noch einmal an der berühmten ferrareser Salami und dem Kaviar aus Störrogen, sie tranken den dunklen Wein von Albernelli dazu. Klauser hatte den Brief wohl verwahrt, er wollte ihn von Brixen mit einem deutschen Boten nach Villach schicken. Sie hatten einander nichts mehr zu sagen und schlemmten die leise Bangigkeit, die einer um des andern willen fühlte, mit guten Bissen und Schlucken hinunter.

«Was hat der alte Leonicen selbigsmal von dir alleinig wissen wölln?»

«Er hat mich als gewarnet, daß ich nit sollet so hochmüetig werdin als er.»

Da die Blume des Weines in ihren Herzen aufblühte, sangen sie einander halblaut deutsche Lieder zu und fühlten sich allen Wechselfällen des Lebens vertraut und überhoben, denn sie kannten es nicht.

Das ander Buch

Dänenkrieg

Die Lautlosigkeit der Nacht wurde von dem Gange des Zeigerwerkes, das irgendwo beim Kamine lag, gleichmäßig durchstoßen.

König Christiern, des Namens der Zweite, lag mit brennenden Augen, unter leise tobendem Schmerze des überwachten Gehirns auf seinem Lager im Kopenhagner Schlosse. Der weiche Haarflaum der Zobelfelle brannte seinen Körper wie unzählige zarte Flämmchen. Er lag bäuchlings, Stirn und Augen an die über dem Kissen verschränkten Arme gepreßt, trockenen Leibes trotz der peinlichen Glut seiner Haut.

Seit drei Monaten versuchten die Ärzte ihre Schlafmittel. Ein selbstverzehrender Widerwille seines Körpers überwand sie alle. Selten ging er in einer kurzen Betäubung unter.

Die Bilder der beiden letzten Tage hetzten König Christiern, wenn er die Augen schloß:

Der breite, kurze Doppelsarg, die kahlen, geschminkten Zwillingsköpfe. Isabells strömender Schmerz, der eines willenlosen Kindes — es jammert um die beiden Wachspüppchen auf dem Katafalk. Lichter, Orgel und Stimmen. Kirchenfenster, die im Morgen ergrauen. Da packt ihn der Schmerz um sein Liebchen, um sein totes Liebchen, heftig wie ehedem.

Eine Hetzjagd nach Helsingör durch den dürftigen Wintertag, über den körnigen, stäubenden Schnee. Glotzende Söldner, die Stadt, Dorf und jedes Gehöft mit ihrem Gesudel füllen. Seeland ist ein Heerlager. Sie erkennen ihn nicht.

Im Kloster zu Helsingör. Halb ohnmächtig wird er von dem zitternden Tiere gehoben. Sie leuchten ihm mit qual-

menden Teerfackeln in die Kirche. Er liegt über der Grabplatte Düwekens, seines Täubchens. Fühlt die Eiskälte an den Knien steigen und durch die Handschuhe der aufgestemmten Fäuste dringen. Er heult wie ein fernes Tier, heult nach Tränen. Die Augen fließen, endlich fließen die Augen! Ihn jammert die stumpfe Trunkenheit des eigenen Schmerzes. Der nasse Fleck auf dem Mittelschilde des Steins verbreitet sich. Allmählich wird er satter, er hört sich zum Stein hinunterreden:

«Isabell hat zum andern Male geboren. Seit du tot bist, ist das Schaf Gottes ebenso fruchtbar, als du unfruchtbar warst. Zwillinge, du sollst es wissen. Wir nannten sie nach der deutschen und niederländischen Sippschaft, Maximilian und Philipp. Beide sind gestorben. Du freust dich nicht, ich weiß. Du hast der Königin Gutes gewünscht in deinem sanften Herzen. Sie dir auch. Sie betrauert dich noch, deine Schönheit und die Sanftmut ohne Stachel an dir. Wer liebte sie nicht! — Ich habe die mildesten Frauen der Welt besessen. Das ist ein Wunder: gerade ich. Düweke hat meine Seele getrunken, die andere all mein Erbarmen. Darum war Düweke unfruchtbar, denn meine Seele hat keine Sehnsucht nach Unsterblichkeit, und Isabell ist fruchtbar, weil das Erbarmen unsterblich ist. — Düweke, ich wollte tot sein mit dir. Ganz ohne Leben.»

Er betet. Es übermannt ihn, er greift aus, fühlt sich von dem starken Pier — er verdankt auch diesen unerschöpflichen Holländer der Mutter seines Täubchens — fühlt sich erfaßt. Seine Zähne schlottern. Pier hüllt ihn in seinen körperwarmen Pelz. Das Schiff der Kirche ist hell, alle Kerzen brennen. Der gefrorene Moder glitzert an Fenstern und Pfeilern. Pier bettet ihn auf die Bank, die neben dem Grabsteine steht, und deckt ihn dicht und weich. Er sinkt unter, tief, tief zu ihr, zum Täubchen ... dann hört er das Klirren der Sporen, der starke Pier geht auf und nieder. Draußen jauchzen Schlittenschellen auf.

Er liegt im Schlittenkorbe, dick und warm umwickelt.

Vor ihm galoppieren die schnellsten Pferde des Klosters. Zurück durch den neuen Morgen, durch den dürftigen Wintertag. Er öffnet zuweilen die Lippen. Der starke Pier schiebt ihm fettes Fleisch zwischen die Zähne. Beim Hofe Brönshoj warten Pferde. Noch ist heller Tag. Er will nicht im Klosterschlitten durch den hellen Tag seiner Stadt, denn sie wimmelt von Kriegsvolk, das ihn kennt.

Der Amaker-Markt, das Steinhaus der Mutter Sigbritt — er hat es für die Mutter seines Täubchens dem Adel zu Trotz und Schimpf herrlicher als alles Bauwerk ringsum zwischen die Adelshäuser gestellt.

Und dort wird ihm von dem deutschen Landsknechte vor allem Volke Schmach angetan.

König Christiern wälzte sich auf die Seite. Er zog den Kopf unter den Zobel und ließ die Hitze unerträglich werden. Dann befreite er sein Gesicht. Wie lächerlich! Wie geringfügig! Und doch, er kam nicht los davon.

Vielleicht schleppten sie gerade in diesem Augenblicke den deutschen Knecht auf die Stelle und schlugen ihm den Kopf vom Rumpf. Dann war alles gebüßt, der Makel mit rotem, dampfendem Blute abgewaschen. Sigbritts Lakai mußte im Augenblicke kommen ... er fühlte, daß es jetzt geschah ... im Augenblicke mußte der Bote kommen und die Sühne melden ... nur eine Weile noch ... schlafen, schlafen!

Er schloß die Augen, die ins Dunkel gestarrt haben.

Der Amaker-Markt. Die balgenden Soldaten. Er sieht, stößt dem Pferde die Sporen ein, schnellt über das Pflaster hin. Das Volk schreit seinen Namen und rennt. Er pariert, daß der Gaul auf die Sprunggelenke sinkt. Der blutrünstige Schotte faßt den Königsmantel. Der Landsknecht, schäumend vor Wut, reißt sich los, sie wollten ihn halten. Und er durchrennt mit der breiten Schwertzunge dem knienden Schotten, der seinen, des Königs, Mantel gefaßt hat, die Kehle. Der Landsknecht wird von seinen Gesellen gepackt, gegen die

Leute geschleudert, dort verschwindet er. Das Pferd kann durch das schreiende, wirbelnde, drängende Volk nicht nach, es steigt, schlägt aus, er wird im Sattel vor und rückwärts geworfen. Die Wut überläuft die Augen und blendet ihn. Dann sieht er den Platz leer. Das Volk ist von Haus, Gasse und Durchlaß verschluckt. Sein Pferd dreht sich in kurzen Sprüngen unter ihm und dann wird es ruhiger. Weiter von ihm liegt der Schotte, und der Schnee ist vom hellen Blute rot.

Er hört die Fistelstimme der Mutter Sigbritt keuchen, sie muß gelaufen sein.

«... alles wird geschehen ... einer von des Sinzendorf Regiment ... dort laufen schon zwei, Wachtmeister und Viertelmeister holen sie zu mir ... morgen lebt er nicht mehr ... Eurer Majestät Hoheit wird genug getan ...»

Er wendet sich nicht zu ihr, sieht nur den leeren Platz und die toten Häuser, sie liegen wie unter einem Schrecken ... aber vielleicht ist es kein Schrecken mehr, nur stummer, frostiger Spott über seine Schmach!

«Gut, Sigbritt, auf diesen Tag noch und an dieser Stelle.»

Das Pferd trägt ihn davon. Er hat sie nicht angesehen. Er weiß, das grämt Sigbritt, aber das beschleunigt sie auch.

König Christiern setzte sich in seinem Bette auf. Die Kälte überrieselte den nackten Oberleib und hauchte die Visionen aus seinen Augen. Er betete unter leisem Froste nicht um Schlaf, das schien Gott und den Menschen an ihm unmöglich, um einen schmeichelnden, beruhigenden Gedanken betete er. Leise sank ihm das Kinn auf die Brust, und sein Bart wärmte die Herzgrube. Er zog die Decke hoch und fiel zurück.

Krumpen steht vor ihm, Otto Krumpen der Generalobrist. Das breite Bauerngesicht undurchdringlich ernst, die ganze Person strotzend vor Gewichtigkeit und Biedersinn, aufreizend in ihrem gesättigten Gehaben. Und doch — die Augen Krumpens scheinen unsicher. Vielleicht fürchtet er wegen des

Frevels am Amaker-Markt. Das tut gut. Aber Krumpen hört kein Wort des Vorwurfes. Nur nach den Schuten, den breitgebauten Huckern, den Karavellen und den starken Eisbrecherkähnen wird er gefragt. Das beunruhigt den gefaßten Mann. Er antwortet, daß die Fahrzeuge bereitlägen, er antwortet mehr, als er gefragt wird: Die gottorper Knechte und die Reiterei des Schwagers Joachim seien noch im Anzuge.

«Der Sund wird Euch zuliebe nicht frieren, Generalobrist. Hinüber! Auf Dreikönigstag sollen Euere Haufen aus den schwedischen Bodern dämmen. Seeland wird unbelästigt schlucken, was ihm noch an Bier, Rauchfleisch und Speckseiten geblieben ist. Das gottorper Schärlein, die brandenburgische Reiterei wird uns nicht kränken. Volks genug. Der Wenern und Wettern liegt längst unter dem dicksten Eise. Der Weg nach Stockholm ist frei.»

Es zittert aus der Brust des Generaloberſten auf: «Der Weg soll mit Gottes, des Allmächtigen, Hilfe frei werden.»

König Christiern wand sich unter der Decke. Er fühlte diesen unleidlichen Ton noch immer im Ohre, und deutlich, als sei es das Erlebnis des Augenblickes, hörte und sah seine brennende Einbildungskraft.

Gottes Hilfe! Das ist der Rutenschlag, den die trotzige Unterwürfigkeit gegen ihn, den König, führen darf. Sein Blick fällt auf den weingefüllten, vergoldeten Becher. Eine obszöne Treibarbeit, die nichts zu vermuten übrigläßt, schmückt den Becher.

«Ich trinke mit Euch, Generalobrist, auf Euer gutes Wort aus diesem Becher.»

Er trinkt, reicht die Schale. Krumpen leert sie feierlich wie ein Sakrament.

«Seht Euch den Becher an, Krumpen.»

Der Generaloberst sieht und erzwingt ein Lippenlächeln. Christiern weiß, daß sich die Kehle dieses Mannes unter dem Lächeln zusammenschnürt.

«Der Becher gefällt Euch, Generalobrist? Er gehört Euch.»

Es ist ein fürstliches Geschenk. Krumpen muß sich tief verbeugen.

«Der Obrist Graf Sinzendorf hat ein unerschrockenes Volk, und das wird bluten müssen, Krumpen. Hinter dem Urmoder des Tiweden liegt der härteste Bauerntrotz angesammelt. Was Bauern vermögen, wissen wir. Ihr sollt mir den Danebrog auf einem ziemlichen Umwege über Stockholm holen. — Haltet dem Becher, aus dem wir beide getrunken haben, seine Menschlichkeiten zugute, frömmster Krumpen. Setzt die Landsknechte dort ein, wo sie ihren Mut besser beweisen können als auf dem Amaker-Markte.»

Krumpen geht, den Becher in der linken Hand, er ist entlassen, ohne Antwort geben zu dürfen.

König Christierns Herz schlug, er keuchte in das Kissen. Von dem Schimpf auf dem Amaker-Markte hätte er gänzlich schweigen sollen. Aber er hatte seine unbändige Seele vor Krumpen entblößen müssen, er fühlte den erkaltenden Blick des Generaloberſten noch. Und er wußte, was Krumpen gedacht hatte, als er ging: Der Danebrog, der heilige, er hängt über den gottesfürchtig geneigten Scheiteln der Dithmarschbauern in der Kirche zu Wöhrden ehrwürdiger, als er zur Stunde unter deinem Winke wehte ...

Schlaf, Schlaf und Nacht! Hätte er nur eine kurze sättigende Weile schlafen können, wertvoller wäre er gewesen. Aber er mußte warten, warten, als warte er, Christiern der König, auf die Meldung Sigbritts, daß der armselige Deutsche, der vom Zorn übermannt worden war, hingerichtet sei, weil er die Königshoheit verletzt hatte.

Er stieß die Flügel der Betttüren, daß sie auseinanderschlugen, tastete nach der Silberschelle und schleuderte sie gegen das Astrakpflaster, daß es gellte. Ein Diener hastete durch die Tapetentür, aus deren Spalte das gelbrote Licht wie eine Harfe einbrach.

«Licht!»

Und es folgten noch zwei schlaftrunkene Lakaien. Sie zündeten die Kerzen auf dem Tische, dem Kamin und den Wandborden mit unsicher zutappenden Händen an. Christiern konnte sie beneiden.

Sie halfen ihm in die Kleider. Einer streute etliche Hände gedörrten Salbei und Lavendel auf die Eichenglut, um den Kamin mit Flammen zu beleben. Sie waren voll von nutzlosem Eifer, sich munter und wachsam zu zeigen.

Christiern warf einen Blick auf die Zeiger, dann befahl er Filzstiefel und Pelz.

Vier trugen Stangenlaternen voraus, dem König folgten zwei Paare Hellebardenträger. Auf halbem Wege kam ihnen der Lakai Sigbritts entgegen. Er meldete, daß der Befehl ausgeführt sei, und schloß sein schlenkerndes Hornlaternchen den Königshellebardieren an.

Auf dem Platze schritt Christiern zur Stelle. Der Schotte war fortgeräumt, an seiner Statt lag der Rumpf des Landsknechtes, das Haupt zwischen den Füßen. Der Wams war an der Brust voll Blut, er mußte im Kampfe gefallen sein. Man hatte den Kopf von der Leiche getrennt. Dem Hals entsickerte noch Blutwasser. Christiern winkte unbefriedigt, er wies auf den Kopf. Man hatte gewagt, einem Majestätsverbrecher den Kopf zwischen die Füße zu legen, ein Zeichen, daß er bestattet werden könne. Die Leute verstanden sofort und gruben mit den Wehrschuhen einen Stein aus, pflanzten eine Hellebarde auf und spießten den Kopf.

Unter dem hellerleuchtete Torbogen des Steinhauses wartete ein kurzer, breiter Schattenriß, Mutter Sigbritt.

Er forderte rasch zu essen und zu trinken. Und die Stimme der Herrin jagte das Haus zur Unzeit aus tiefer Ruhe. Atemlos, hochgerötet folgte Sigbritt dann dem Lakaien, der die erste dampfende Schüssel auftrug. Sie entschuldigte sich, daß der Diener, der die ungewohnte Kunst verzweifelt genug mit zitternden Händen übte, vorlegen mußte, sie wies ihre berußten Finger. Christiern sah, da sie im Lichte stand, daß auch die Stumpfnase, die breiten Wangen und die höckerige

Stirn geschwärzt waren. Sie bat um Urlaub, sich reinigen zu dürfen, und er versuchte müde lächelnd einen Scherz über die sonderbaren Schminken.

«Ich habe einen kundigen Mann im Keller bei den Öfen.»

«Willst du heute noch den Stein finden? Es geht auf Mitternacht. Aber wir brauchten Gold, du hast recht. Die papierene Mitgift des erlauchten Schwagers, des künftigen Kaisers und Herren der Welt ...»

«Gold? Nein. Den ich bei mir habe, der leugnet die Tinktur zu kennen. Aber ich traue ihm alles mögliche zu. Sein Ruf ist nicht gering. Er konnte kaum dazu gebracht werden, auch nur unser Rezeptbuch nachzuprüfen, und läßt sich bitten. Aber er läßt auch an jedem Griffe, den er tut, den Meister sehen. Ein Rezept liest er wie der Organist die Tabulatur und kennt den Fehler auf den ersten Blick. Wenig muß er ans Feuer bringen, um sich zu überzeugen. Dann redet er mit sich selber in einer oberdeutschen Mundart, die ich nicht verstehe.»

Christiern begann zuzuhören.

«Ich habe ihm meinen Wundtrank verraten müssen, er hätte sich sonst zu nichts herbeigelassen.»

«Wer ist der Mensch?»

«Ein Doktor der Arzneien, Deutscher von Adel ... ein anderes Stück von der Backe, du Maulaffe», fuhr sie den Lakaien an, und der beeilte sich von dem Kalbskopfe ein Stück Wangenfleisch abzulösen. Dann ergänzte sie: «Er hat sich im geldrischen Handel für einen Regimentsmedikus brauchen lassen, war in England, Paris, Granaden und sonstwo ...»

«Gotts Droß! Ein Landstreicher, ein freier Mann.»

«Ein Regimentsarzt. Er steht in des Sinzendorf Regiment.»

Sie hielt für einen Atemzug ein, und ihre Äuglein huschten lauernd über das Gesicht des Königs, dessen Stirn sich leicht umwölkte. Doch er kaute gierig weiter und sah nur kurz und fragend auf.

«Er geht der Wundarznei nach, schon im dritten Feldzuge. Sie heißen ihn den Paracelsus.»

«Meinst du, daß er einem, dem keine Schlaftrünke mehr nutzen, Schlaf bereiten kann?»

«Er soll auch an Höfen gewesen sein und scheint des Vertrauens nicht unwert.»

«Erzählt er das alles selber?»

«Er hat einen Diener, der schwätzt, sein Dolmetsch, wo es mit dem Latein nicht geht wie bei mir.»

Mutter Sigbritt lachte offenherzig. Sie wußte sich mächtig genug, daß es ihr auf Latein nicht ankam. Im Gehen musterte sie die zweite Schüssel, beschimpfte den Haushofmeister, der zugleich mit dem Vorschneider erschien, seiner Verschlafenheit wegen und stapfte ab.

Christiern aß hastig große Mengen. Die Platten mußten einander rasch folgen. Zwei Lautenspieler und Dudelsackpfeifer fanden sich ein. Der König wies sie fort.

Als das Konfekt gebracht wurde, stand und hantierte eine stattliche Anzahl von Aufwärtern und Zuträgern unter dem Winke des Haushofmeisters um Tisch und Kredenz.

Der König schluchzte vor Überladenheit, sein Kopf sank müde an das Wandkissen zurück, er schloß die Lider, und augenblicks erstarb jeder Laut im Zimmer. Der Haushofmeister hatte seine Leute im Zaum, als seien sie Tänzer. Allein Christiern brachte die Leute durch einen matten, verzichtenden Wink wieder in Bewegung.

«Wo bleibt die Frau?»

Sigbritt ließ zweimal um sich senden, ehe sie in steifen, dunkelblauen Seidenfalten, mit Schmuck beladen und hoch gefärbt durch die Mitteltür herbeirauschte und eine außerordentlich gravitätische Verbeugung vor Christiern vollführte, der seine Ungeduld hinter einem halben Gähnen verbarg.

Der Tisch war fortgetragen, und Sigbritt wies auch den Mundschenk und Kellner von der Kredenz. Sie pflegte dem Könige, wenn er zu solch ungewohnter Zeit kam, selbst aufzuwarten.

«Du weißt natürlich schon alles.»

«Ich weiß, daß die Brecher auf dem Sund bei Pechpfannen arbeiten und daß man das Ufereis mit Pfosten belegt.»

«Hätte ich eine Stunde Schlaf, ich gäbe Stockholm darum.»

«Das fiele Euch nicht beschwerlich, denn wir haben es noch nicht. Und wenn Ihr ausgeschlafen hättet, so würdet Ihr es dreimal zurücknehmen. Der Heilmeister wird bald zur Stelle sein. Er hat sein Logiment bag Slottet beim Holger Gjöe.»

Christiern fand sich durch die unbekümmerte Art Sigbritts ermuntert und fragte, welchen Heilmeister sie meine.

«Ihr habt von ihm gehört, als Ihr den letzten Kalbskopf aßet, gnädiger Herr.»

Dann begann sie von einer neuen Eitelkeit des Bischofs Trolle, des Führers der Dänenpartei in Schweden, zu erzählen. Gegen Sten Svantesson Sture, den Statthalter Schwedens, das starke Haupt der Widersacher, hatte sie etliche Bissigkeiten. Sie wußte ein Dutzend andere Leute, die dem Könige anhingen, lächerlich zu machen, zwischendrein fielen einige Bemerkungen über die Zölle, die unter ihrem kundigen Blicke standen. Sie kam auf ihre Erweiterungspläne des Hafens zurück, denn sie hatte es vermocht, den Sundzoll von Helsingör nach Kopenhagen zu verlegen. Sie zeigte sich unzufrieden über die Pflasterarbeiten in der Hauptstadt, auch die hatte sie durchgesetzt. Sie entwarf etliche Vorschriften für die Entmistung der Straßen — die Holländerin schlug bei ihr immer wieder durch, die den Schmutz haßte, den man in Kopenhagen großzügig übersah. Sie zeigte keine Müdigkeit, war lebhaft und unaufhaltsam. Christiern ließ sich die Ohren füllen, dämmerte vor sich hin, gelullt von dem Maulwerke und beruhigt von dieser robusten Wachsamkeit. Er hörte die meisten Dinge zu wiederholtem Male, gerade das beruhigte ihn.

Theophrastus Bombastus Paracelsus war von den Niederlanden her beträchtlich versehen. Nicht unempfänglich für

ein stattliches Gehaben, wenn es die Gunst der Zeit zugab, kam er mit einer dunkelroten Schaube angetan, deren Fuchspelzfutter in breitem Aufschlage über den Nacken fiel und hinter seiner Üppigkeit den kurzen Hals verschwinden ließ. Auf der geschlitzten Wamsbrust trug er eine Goldkette, über dem Samtbarette schwankte eine breite Straußenfeder, und seine Schuhe waren mit Marder verbrämt. Er trug ein langes Schwert mit vergoldetem Knauf. Ihm folgten der Dolmetsch und ein Diener, der den Arzneikasten und die Instrumententasche trug. Paracelsus schien breiter als lang, kaum daß er die Höhe der kurzstämmigen Hausfrau erreichte.

Der König sah den Aufzug trotz aller Ermattung nicht ohne Laune, und nur der Ernst, der aus Stirne und Augen des Arztes sprach, und der fast abweisende Zug des hartgeschlossenen Mundes vermochten es, ein bissiges Wort abzuschwächen und den König zu erinnern, daß Sigbritt auch etwas von oberdeutschem Adel gesagt hatte. Christiern verstand die römischen Autoren mit Genuß zu lesen, er sprach den Arzt in fließendem Latein an:

«Ihr kommt, Doktor, mit einem Schwerte, als wolltet Ihr mich köpfen.»

«Mein Schwert, königliche Majestät, hat zwei Enden. Was das geschliffene nicht vermag, möchte das stumpfe vollbringen.»

«Ich höre, Ihr liebt Dunkelheit, lieber Heilmeister. Vielleicht ist sie ein Teil Euerer Kunst. Man sagt, daß Ihr in mancherlei Dingen erfahren seid. — Schlafen kann ich nicht! Sie ersäufen mich in Arzneien, und ich kann nicht schlafen. Helft mir, Ihr sollt wohl entlohnt werden.»

Hohenheim war nähergetreten. Unter seinem steten Blicke war das Hohngefackel in des Königs Stimme erstorben, und er hörte nur mehr den müden Mann, dessen schlaffe, leicht gedunsene Züge ihn über Völlerei, Trunksucht und die verwüstenden Leidenschaften der Seele aufklärten. Er ahnte den vergeblichen Kampf der Ärzte um das Behagen dieses Körpers mit all ihren untauglichen Mitteln. Langsam streifte er

die Handschuhe ab und warf sie dem Diener zu. Sigbritt betrachtete ihn nicht ohne naive Bewunderung.

Er bat den König berühren zu dürfen. Christiern wechselte einige Worte mit Sigbritt und dann meinte er:

«Macht, was Ihr wollt, Doktor, allein ich will schlafen.»

Theophrast schob die Lider des Königs mit den Spitzen der Zeige- und Mittelfinger auseinander und betrachtete die Augäpfel, dann öffnete er des Königs Wams und Hemd, drückte die Brustwarzen, befühlte Leber und Magen, belauschte das Herz, strich mit dem Kiele einer langen Feder über den Puls der rechten und der linken Hand des Patienten und beobachtete das Zittern der Federfahne, dann befahl er dem Diener, die Kleidung des Königs wieder in Ordnung zu bringen. Der andere hatte inzwischen das Arzneikästchen zurechtgestellt. Paracelsus deutete auf ein geräumiges Kupferbecken, in dem zwei Kannen auf Eis lagen, ließ es in einen Kübel entleeren und vor den König stellen.

Sigbritt wurde unruhig und gab durch den Dolmetsch zu verstehen, daß der König erst vor zwei Tagen zur Ader gelassen worden sei.

«Du sollt der Frou sagen, Jörg: ouch dies sije vor den küniglichen Herrn zeviel gewest. Ich sije wohl wissend, daß er will schlafen und nit gebaderet sin. Jedannocht sin Magen ist ärger gestopft dann ein schweinin Schwartenmagen und kunnt ihme schier das Herz abdrucken.»

Der Knecht Jörg fletschte die langen Zähne und sagte, wie ihm geheißen war.

«Ein Bauernflegel und führt demnach saumörderische Redensarten», meinte Christiern zu Sigbritt. Aber da von seinem Herzen gesprochen wurde und er sich nicht wenig beklemmt fühlte, deckte seine Furcht den Ärger zu.

Paracelsus hatte inzwischen drei Kölbchen aus dem Arzneikasten geholt und wollte eine Gabe Pulver auf einen Trunk Weines stäuben. Er vernahm den Unmut und sah erstaunt, fast kindlich auf.

«Ihr wünschtet zu schlafen, gnädiger Herr.»

«Das wünsche ich, Doktor. Das will ich endlich!»

Und Paracelsus mischte seine Arznei, ohne anderer Bedenken weiter zu achten. Er gab den Trunk. Die Wirkung war beinahe augenblicklich und so gründlich, daß der Patient aus tiefster Brust nach Atem rang.

«Vorzüglich ... vorzüglich ... und leichter denn je ... allerdings sind die Schüsseln dieses Hauses fett und locker. Wenn Euer Schlafmittel auch so ist, will ich Gott und meinen Generalobristen gute Herren sein lassen und Schweden schlafender Weile erobern.»

«Eure Majestät wolle eine kurze Zeit auf und nieder gehen und dann ein Bett aufsuchen.»

Der König folgte ohne Zögern, während man den nächtlichen Aufwand des Hauses, die eifrigste Sorgfalt Sigbritts, in dem Kupferbecken forttrug. Die Hausfrau war ängstlich geworden, nun fand sie an der belebten Haltung des Königs Genugtuung. Sie beeilte sich, Düwekens verwaiste Bettstatt zu bereiten.

Hohenheim wies seine beiden Diener in die Gesindestube hinab. Jörg versuchte hinzuziehen, er wollte weitersehen und er hatte die Zusammensetzung des Vomitivs versäumt, da er das Kleid des Königs schloß. Der andere Knecht verriet ihm nichts mehr.

«Zeuch Ougen und Ohren in, Jörgeli! Heb dich eilend, sunst möcht ich dir Bein machen!»

Knurrend verzog der lange, knochige Kerl.

Des Königs Schritte wurden schleppender. Ungeduldig blickte er auf die Tür, durch die Sigbritt enteilt war. Er blieb stehen, lehnte sich gegen die Kredenztafel.

«Warum kann ich seit Monaten nicht schlafen?»

«Eure Königliche Majestät ist sulfurischer Natur. Saturn und Venus gewaltigen Euch.»

Christiern stutzte. Das stimmte nicht mit seinem Horoskop überein. Seine Blicke flackerten vor Argwohn. Hatte er sich einem Schwindler überantwortet? Dutzende zogen in der Welt herum und zeigten ein Auftreten, das allen Zweifeln

zu überheben schien. Der Mann mochte sein treffliches Brechmittel irgendwo erlauscht haben und im übrigen ein Beutelschneider oder ein Phantast sein.

«Ihr irrt, Doktor. Die Venus, das soll Euch zugegeben sein, ist bei meiner Geburt im ersten Hause gestanden, allein der Merkur im zehnten, und der Merkur überwiegt die Venus; er ist der Herr meiner Geburt. Die Venus verheißt mir wohl ein langes Leben und sie hat den Merkur mit einem Quadrat erblickt, auch das ist nicht übel. Doch sie steht nach und gewaltigt mein Leben nicht, wie Ihr meint. Und was wollt Ihr vollends mit dem Saturn? Hättet Ihr vom Mars gesprochen, der mein Feind ist! Er ist mit der Sonne, meinem Hyleg, denn ich bin am Tage geboren, in übler Konjunktion gestanden. Wider ihn getröste ich mich nur der Nähe Jupiters, der dem Hyleg in meiner Geburtsstunde geholfen hat. Saturnus aber hat keine Macht über mich — vor dem fünfzigsten Jahre. Ich fürchte mein fünfzigstes Jahr: Da wird der Herr meiner Geburt durch den vierundfünfzigsten Grad dirigiert sein und mit meinem Feinde in Konjuktion stehen, desgleichen die Venus mir Eurem unseligen Saturn. Ich werde gefangen werden, aber ich werde lange leben.»

Des Königs Stimme zitterte leicht, er sah den Paracelsus stechend an. Allein dessen Augen ruhten unangefochten auf dem müden, nervösen Gesichte. Er schien die Worte kaum zu beachten, aber gespannt zu verfolgen, wie gesprochen wurde. Das fast unerträgliche Gefühl entkleideter Gegenständlichkeit bemächtigte sich Christierns. Er herrschte den Arzt an:

«Redet, Mensch, wenn Ihr etwas dagegen wißt!»

«Meine Astra, gnädigster Herr, sind anderer Art und haben nichts gemein mit der siderischen Gestalt der Stunde, in der Ihr geboren seid. Wollet dem Bildhaften meiner Rede gnädig gewähren lassen. Die Region der Milz und der Renes in Euch habe ich gemeint, da ich vom Saturnus und der Venus gesprochen habe. Ihr sollt Euch hüten vor hitzender Speise und dem Wein. Legt ein Tuch, das aus lauem Rosenessig gewunden ist, nachts um die Leibesmitte, Euere gehärtete Milz

zu erweichen. Man hat Euch zu häufig und zu stark mit Lattich, Binzenfrucht, mit Bilsenkraut und Magsamen zugesetzt und wagt es nicht, Euerem Gaumen zu steuern. Dies ist meine Rede, die Ihr mir befohlen habt, und sie ist die eines Arztes und nicht eines Astrologen. Wenn Ihr vom fünfzigsten Jahre an die Üppigkeit des Tisches und Bettes missen werdet, so soll der Planet, der zur Stunde Euerer Geburt im ersten Hause gestanden ist, recht behalten, und Ihr könnt lange leben.»

Sigbritt war eingetreten. König Christiern sah düster zu Boden. Dieser merkwürdige Mensch, der in seinem Pelze stak wie ein buckliges Kind, hatte ihn zu vielen Worten veranlaßt, darum die Kühnheit seines Rates. Er wußte, welches Bett von Sigbritt bereitet war: Düwekens Mutter pflegte Erinnerungen. Das letzte Wort des Arztes quälte, ein ungewollter, peinigender Spott. Aber er war begierig zu sehen, was das Kerlchen vermochte, und wehe dem, wenn seine Kunst versagte!

Der König wurde vor dem breiten Himmelbette entkleidet. Theophrast stand, auf das Schwert gestützt, bei dem Glutkorbe. Er wußte, daß er mißfallen habe. Allein er war seines Blickes nie so gewiß als Kranken gegenüber, die wider ihn ankämpften. Er stand auf seiten der befallenen, ringenden Natur, und die Seele des Kranken war von dem Hochmute des Leidens erfüllt. Sie glaubte sein bestes Wissen von ihm fordern zu können wie einen Tribut, indes der mißbrauchte Körper stumm und getreu kämpfte. Es gab Kranke, die ihren Körper hassen konnten, von diesen wollte Theophrast auch gehaßt sein. Sie zu heilen war ihm mehr als Rechtfertigung.

Er trat ans Bett. Sigbritts Augen brannten vor Neugier, der König schien seiner kaum zu achten.

Er schraubte den vergoldeten Knauf des Schwertes los und entnahm der Kugel zwei kleine, braune Pillen, stieg auf die Bettstufe und reichte, ohne ein Wort zu sagen, die Arznei. Und als der König nachgetrunken hatte, wandte sich Hohenheim gelassen ab, setzte sich auf die Bettstufe nieder und wartete.

Die beiden Lakaien glotzten ihn an wie ein Wundertier. Auch die Herrin schien verblüfft, erschrocken fast, und doch wagte sie nicht den Arzt aufzuweisen. Und da Hohenheim sein Schwert quer über die Schenkel legte, die Ellbogen auf die Knie stützte, seine Hände faltete und versonnen zu Boden blickte, ohne Sigbritt oder sonst etwas weiter zu beachten, hatte sich die kluge Frau bald in die Unbefangenheit des Arztes gefunden.

König Christiern flüsterte etliche Worte. Sie stieg hinauf, saß auf dem Bettrande nieder, unterfing das Kissen des Königs und erzählte mit leiser Stimme, wie eine Mutter dem Kinde erzählt, von Düweke, dem Täubchen, bis er entschlief.

Paracelsus stand auf, denn die Zeit war um, in der das Mittel wirksam werden mußte. Er hob sein Schwert an die Brust, um nirgends anzustoßen, und zog den einen Teil des Brokatvorhanges zu, die Hausherrin zu bedeuten, daß der Schläfer nun allein sein sollte. Sigbritt löste vorsichtig ihren Arm und schloß den andern Teil der Gardine.

Vor der Tür flüsterte sie dem Arzte eifrig etliche Worte ins Ohr, die er nicht verstand. Er nickte begütigend, denn es konnten kaum böse Worte gewesen sein.

Hinter dem Schlosse im Wohn- und Schlafzimmer des Holger Gjöe war auch für ihn eine Lade mit Stroh und etlichen Fellen darüber bereitet. Sie wurde aus der Bank gegenüber dem breiten Familienbette gezogen, in dem, dicht gedrängt, acht dampfende, fauchende Körper schliefen. Hausvater und Hausmutter inmitten der eingesunkenen Wärmemulde, auf seiten des Vaters vier Söhne vom jüngsten bis zum ältesten, auf seiten der Mutter zwei blühende Töchter. Über allen eine gewaltige Pelzdecke, deren blutdurstiges Eigenleben heftige Kämpfe veranlaßte: wo sich auch nur ein Schlafendes regte, war das geheiligte Recht der beiden Nachbarleiber verletzt, und die verletzte Bettzucht forderte Wahrung. Nicht selten mußte die Autorität der Mitte in dumpfen, warnenden Lauten zum Frieden mahnen. Dann entsank unter

verträumtem Murren und sanftem Geseufze das vierschrötige Ungetüm wieder in wohlige Hitze und säuselndes Behagen. Es hatte nicht viel gefehlt, so wäre auch Paracelsus noch in die Arche geladen worden, allein er vermochte vorzuschützen, daß er die Bettzeit nicht einhalten könne. Meist saß er noch bei der plumpen, warmen Lehmgrotte, die von der Küche aus gehitzt war, an dem Tranlämpchen, las und schrieb, wenn Holger Gjöe die Seinen zu Bett rief. Und sie entkleideten sich dicht bei ihm, der an der Wärmestätte saß, reckten und schabten die nackten Körper unter den letzten, beruhigten Gesprächen und warteten, bis die Reihe des Bettsprunges an jedes kam. Sie hatten sich dessen nicht zu schämen, was Gott an ihnen geschaffen hatte. Alle waren große, blühende Gestalten, hellhäutig und blond, und sie sahen in ihrer hüllenlosen Kraft gutmütig auf den kleinen gelehrten Regimentsarzt hinab. Spreißelte seine Feder oder klexte sie, so daß er die gallenbittere Tinte wegleckte und aus verzogenem Munde weithin spie, konnten sie alle in schadenfrohes Gelächter ausbrechen, und es kam vor, daß ihm das jüngere zappelnde Jüngferchen noch schnell den Bierkrug reichte, um seine Zunge zu begütigen.

Aber er sehnte sich doch aus der gastlichen Brutwärme nach der geräumigen Stube der Bauerngehöfte, die nach kräftigem Rauche roch, oder unter das luftige Dach des Fähnrichszeltes, darin der Arzt schlief, um allezeit leicht gefunden zu werden.

*

Zwei Wochen nach dem Dreikönigsfeste liegen sie in Westgotland einen halben Tag von Bogesund und dem Eisspiegel des umwaldeten Aasundes. Sie wissen den Feind dort. Der Vorzug und der Rennfahn, vierhundert Spießer zu Pferd und an dreihundert Schützenpferde, stehen bei Tagesgrauen auf dem Lärmplatze vor dem Lager. Es ist unter den Fähnlein umgeschlagen, daß die Arkebusiere Kraut, Lot, Zündstrick holen sollen. Und der verlorne Hauf sammelte sich hinter dem Rennfahnen, viertausend Knechte, Doppel- und Qua-

drupelsöldner, aus allen Regimentern erlesen. Die Gewalthaufen schwirren im Lager, von Arkelerei und Troß kommt der Hauptlärm. Der Fußknecht steht schneller bereit mit Spieß, Hellebarde, Kolben, mit Bogen, Armbrust, Arkebus und wartet auf die Spielleute und ihren Ruf. Er ist schweigsam, sieht verschlafen drein, kaut noch an Brot und Fleisch. Am Abend waren die Kriegsräte zusammengesessen. Da sie spät in der Nacht auseinandergingen, weiß der gemeine Mann, daß ihn der morgende Tag zu roter Arbeit geweckt hat. Eher wird kein Lager geschlagen sein. Er überzählt die Monatstage: sieben seit dem letzten Sold. Der Schwed wird geworfen, dann hebt ein neuer Monat an für den, der's übersteht. Er spürt den Eid wie einer, dem vorn an der Brust der Wams gepackt wird: wahr, fest und stät zu halten und dem getreulich und ungefährlich nachzukommen, also schwör und gelob ich, als mir Gott helf, Christ und die Heiligen. Ein frommer Spruch kommt ihm vor, der erleichtert wie eine Beichte: du sollst dich nit verlassen auf deinen Mann, Haut, Harnisch oder Wehr und Stärk noch auf großen Knechtshaufen und Heereskraft, sundern sollt wissen, daß Siegen von Gott kumbt. Aber er fingert doch an den Busen und fühlt nach dem runden Silberkäpslein, darin eingeschmolzen der Papierstreif mit der passauer Kunst liegt. Wenn Gott nicht helfen wollte oder den frommen Landsknecht im Gedränge übersähe, so hilft der Teufel, und hinterdrein gibt's immer noch Ablaßzettel zu kaufen und heilige Stätten haufenweis in allen Ländern nah und weit.

Da klingt sein Spiel an, denn Vorzug und Rennfahn sind schon aus den Augen und der verloren Hauf marschiert.

Die Gewalthaufen sammeln sich regimenterweis auf dem Lärmplatze. Im ersten das erste Regiment führt der Obrist Graf Sinzendorf, in blanker Rüstung auf einem Schimmelhengste. Vor und hinter ihm gehen acht Trabanten. Das Regiment hat ein Dutzend Fähnlein Landsknechte, und jedes ist bei vierhundert Mann stark. Hinter dem ersten Gewalthaufen und neben dessen Geschütz fahren drei Wagen mit

den Feldscheren und der Apotheke. Dort beim ersten Wagen, worin die Feldschere der Landsknechte sitzen, reitet der Doktor Paracelsus und seine beiden Knechte gehen neben ihm.

Er war die Tage in Kopenhagen nicht müßig gelegen, hatte seine Zwölf täglich um sich versammelt und erst von ihnen viel Trotz und Besserwissen angehört. Alle hatten es wichtig mit siedendem Öle, glühendem Eisen, Wergpfropfen, Ausschwären der Wunden, Aderlaß, unangesehen des verlorenen Blutes, und mit Heften und Nähen: französische Schule. Er hatte die eifrigen Bader auskramen lassen, war ihnen dann in schlichter Mundart, ohne viel Gelehrsamkeit und Wortparade mit Erfahrung und Beispiel gekommen und hatte sie allmählich auch in seine Theorik zu führen vermocht. Da er über die Wundarznei hinaus mit anderem Wissen, für das sie hochgespitzte Ohren hatten, nicht geizig gewesen war, hatten sich Feldschere der anderen kantonierten Regimenter eingefunden. Das Zimmer des Holger Gjöe war zu eng geworden, und sie waren in die neue Nikolaikirche, die noch nicht so stank, zum Schulhalten umgezogen. Bald war kein blutiger Handel offenkundig, ohne daß man den Paracelsus geholt hätte, an seiner Kunst zu lernen.

Er reitet dick vermummt, am Bart hängt Eis. Um ihn klappern und ächzen die Wagen, klirrt und stößt das Geschütz, schreiten die Fuhrknechte. Er sieht immer dieselben kreisenden Speichen Pferdehufe und pelzumwickelten Beine. Und er denkt an das Elend der Chirurgie: verachtet, zu den Barbieren verbannt, auf den meisten hohen Schulen verpönt. Im Wagen führen sie seinen Koffer, dort ruhen die ersten Aufzeichnungen. Er sucht noch die Form. Deutsch muß sie sein. Sie haben die Wundarznei aus Hochmut dem Handwerk gelassen, als schämten sie sich ihrer. Der Handwerker soll von ihm lernen. Sie sind empfänglich und wißbegierig, Feldschere und Bader, aber sie wissen nicht zu sehen, ihnen will er die Augen auftun. Und auch den andern will er den gelehrten Star stechen, die unter ihrem Barettlein tanzen, wunde Menschen verkommen lassen. Er murrt vor sich hin:

«Es ist kein Sou nit, sie ist in diesen Weingarten geloufen und hat in dieser Arzenei gewühlt ... o ihr von Paris, Mompelir, Salerno, Ferrar, seid ihr Professores der Wahrheit oder der Lueg? Wahrlich, es gehört meh zum Tanz als ein Paar roter Schuch! Ihr sitzet hinterm Ofen und bratet Biren, indem klapperen mir die Zähn vor Frost, und ihr habet die Ehr. Üer Ehr! Wie ein Glockenton gehet sie hin, glich wie ein Sackpfeif: derwil sie brummt, so ist man fröhlich, wann es us ist, so ist Jammer unde Not. Do ihr an die Wunden fasset, fallt in: Tumor und Dolor, Erysipel, Sankt Antonsbrand, Schweinsucht und Toubsucht ... Ich will sie lernen, die willig sänd, und üch. Müget ihr widerbellen! Und üch, Rotbehoubete, Guldenberingte, mit denen drej ufgeflickten Zünglen uf dem Talar: Latein, Griech und Ebraisch, o ihr Kläpperer! Dann bin ich nit, der loß, dorumb ich weiß ...»

Irgend etwas macht ihn still. Er lauscht seinem frommen Zorne nach und belächelt ihn. Vielleicht hat sein Blick das gallige Grinsen auf dem Gesichte des Knechtes Jörg gestreift und augenblicks wieder vergessen. Es ist heller Morgen, er hat geschlafen, seine Kräfte suchen einen Ausweg, er muß reiten und kann nichts Besseres tun.

Er wird sich seines Weges bewußt. Sie schreiten kräftig aus, und landauf zieht der gewaltige Wurm, der seine Borsten sträubt. Klar ist die Luft und unbewegt, der feine Dunst von Mensch und Tier wird sichtbar. Bald soll Arbeit werden und er wird nicht mit Worten gegen seine unsichtigen Feinde ringen müssen, sondern den Feind, den Tod, leibhaftig unter den Händen haben und mit den wundsiechen Körpern gegen ihn streiten. Er will auf Schußweite der Doppelhaken hinter den ersten Gewalthaufen heran. Das Landsknechtsregiment wird rechter Hand stehen. Acht Feldschere bleiben bei ihm und seine beiden Knechte, die andern müssen mit Troßleuten und Jungen ins Gedräng, die wunden Knechte holen. Italienern, Gascognern und Spaniern hat er beigestanden. Zum erstenmal soll ihn das deutsche Blut aus Wunden anrufen.

Um Mittagszeit wird das wellige Land, durch das sie auf-

gestiegen sind, ebener, und der Heereszug verdichtet sich, da die weiße Fläche des Aasundes vor Augen liegt, Vorzug und Rennfahn verlangsamten den Schritt. Leichte Schützenpferde sind in breiter, weit aufgelöster Kette ausgeschwärmt, sie suchen die seitlichen Waldhänge ab, eine kaum nötige Sicherung: alles kommt auf den Gewaltstoß an, und der muß den formierten Haufen treffen, nichts hätte der Feind erreicht, wenn er ihren dünnen Heerwurm durchstieße. Aber sie suchen am Hange auch den schärferen Ausblick.

Die Knechte essen aus den Taschen, keiner, der nicht den Feind wünschte. Der Marsch verdrießt sie. Achtzehn Schuh Eschenholz drücken. Über Hellebardiere, Schützen und Rondartschiere, mit den Schildern und Kurzschwertern, erleichtern sie sich von der Unmutsbeschwer. Keiner nimmt den Schimpf krumm.

Etliche lassen sich Tannreisig reichen und bestecken das Barett. Sie wurden bei der Wahl in den verlornen Haufen übergangen und wollen sich auf eigene Faust vortun, der einfache Sold genügt ihnen nicht. Sie müssen Gutachten hören, die selten freundlich sind, aber den Willen stärken.

Es heißt, der Generaloberst sei auf die nächste Hügelwelle geritten, denn der Aasund werde dunkel vom Feind. Die Hälse recken sich, die Rücken strecken sich, die Stirnen werden finster, die Augen scharf. Der Rennfahnen muß erst auf die Seiten, und der verloren Hauf muß aufgenommen sein, jeder Teil des verloren Hauf von seinem hellen Haufen, und deren sollen drei aufziehn. Auch hat das Feldgeschütz noch keinen Befehl.

Der läßt nicht lange auf sich warten. Geschrei und Gepolter, Gerassel und Gestampfe, schneestäubend brechen sie auf beiden Seiten vor, in schwerem Trab die ersten, die ferneren in gumpendem Galopp der dicken Zughengste: Falken, Feldschlangen, Falkonetten und Haken. Sie müssen vor die Front und an die Flügel. Die Reiterei fächert rechts und links aus. Da werfen die Fähnriche ihre Fähnlein auf und lassen sie fliegen. Breit und weich weht die bunte, dünne Seide. Und das Spiel setzt ein. Es ist das Zeichen für Bogner, Armbruster und Feuer-

schützen. Die laufen, aufgelöst in lose Schwärme, dem Feldgeschütz nach, vor die Front und an die Flanken.

Sie sehen die drei dicken Lanzenbürsten hintereinander vor und auf dem Eise des Aasundes, zu ihren Seiten die schwedische Ritterschaft, starr, bewegungslos. Nur an dem feindlichen Geschütze wird hantiert, aber noch sind sie nicht in Schußweite.

Zum Schauen bleibt nicht Zeit. Da die Arkelerei voraus ist, und die Schützen ihr nach sind, schwenkt der Obrist Sinzendorf rechter Hand ab, hält und läßt sich aus dem Sattel heben. Um ihn stehen sechs Trommler und schlagen das Spiel des hellen Haufens. Zwei Regimenter des ziehenden Gewalthaufens werden in dem ersten hellen zusammengestoßen. Der ist der stärkste, neunzig Mann im Geviert. Die Spießer außen, Hellebardiere, Kolbenhäuer, Schwertfechter und Rondartschiere innen. Doppel- und Quadrupelsöldner stehen mit den Hauptleuten in den ersten drei Gliedern, hinter ihnen folgt ein Glied mit Schwert und Morgenstern, den Hartbedrängten beizustehen. Die wissen, daß ihr Glück doppelt und vierfach sein muß wie ihr Sold, wenn sie davonkommen sollen.

Auch gibt es etliche, die noch mehr einsetzen als sie. Die sind bekränzten Hauptes vorausgelaufen und stehen vor den Schützen, ihre Bidenhander an Brust und Schulter hoch aufgelehnt: die verlornen Knecht. Sie wollen mit ihren breitgeflammten Schwertern Gassen in den Spießwall hauen. Und unter ihnen harren einige mit kurzem Schwert und Schild auf den Augenblick, wo das Geschütz anhebt. Sie werden vorlaufen und den keckſten Mut aus dem Feindeshaufen fordern, ehe die verlornen Knecht zum Schwingen kommen. Ein Kampfspiel auf Leben und Tod zwischen den beiden anrückenden Speerwänden. Man läßt sie des alten, heiligen Brauches wegen, da einer für alle mit hohem Willen stehen soll, ihr blutiges Ehrenreislein holen, stärkt den eigenen Mut an ihrem Sieg und Tod und verschnauft noch eine Weile, ehe das heiße Tagwerk beginnt, und man gönnt ihnen den Beutel mit Gold, denn sie werden seiner kaum genießen.

Der erste helle Hauf steht in Reih und Glied. Im vorderen Drittel wehen sechs, in der Mitte zehn, im letzten Drittel wieder sechs Fahnen. Das ist ein trotziges Gebilde farbenheller Gewalt, auch dem geringen Manne erhebt es das Herz. Der Feind zählt die Fahnen und sieht, daß er geringer ist. Die beiden Obristen sinken in die Knie, der helle Hauf tut ihnen nach. Sie falten die Hände über dem steil zum Himmel starrenden Schafte und beten kurz, dann steckt ein jeder an Sakramentes Statt ein wenig Schnee in den Mund, und sie schütteln den Frostgries von den Füßen anstatt der Absolution.

Das Geschütz ist geladen und schießt. Die Katzbalger schreien den Feind an, und der helle Hauf marschiert. Jeden dritten Schritt setzen die Spielleut ab, das jagt das Blut. Die Katzbalger fechten und färben den Schnee. Der erste Gruß schwirrt ein: Eisen, Blei, Bolz und Pfeil. Da müssen die Spielleut schneller werden. Das Feldgeschütz bei Freund und Feind fährt von der Front ab. Auch der Schwede geht an. Und Her! Her! brüllen die Landsknechte, sie fällen in zottelndem Laufe das lange Holz. Die Bidenhander kreisen vor ihnen und hauen ein. Die ersten Glieder stocken und schieben, schwer andringend, den in der Hüfte aufgestemmten Spieß in einen Wall von Fleisch und Bein, schnaubend und rot von der eschenen Wucht. Krachen, Stöhnen, Splittern, Stürzen, und im Sturz werden sie von den Nachdrängenden vorgetrieben, über sie hinaus strecken sich die Spieße der andern. Durch den ächzenden Blutkelter schlüpfen, jede Lücke nutzend, die Rondartschiere bis in die feindlichen Glieder: Maulwurfsarbeit, sie schneiden dem Mann, der seine Lanze mühsam regiert, blutige Hosenbänder, daß er sinkt.

Der Landsknecht sieht den Tod für gering an. Die ersten Glieder sind niedergebrochen. Um die Obristen und etliche Hauptleute beißen Hellebarden, Schwerter und Kolben tiefer in den Schweden. Spießgarben füllen die Lücken und werden von den Hintermännern in den Feind gepreßt. Von der strengen, übermenschlichen Gewalt bebt die Luft. Es ist ihnen,

Freund und Feind, als müßte Arm und Herz im Augenblick versagen, und es dunkelt der Augenschein. Da fühlen die Leiber der Landsknechte, daß der Widerhalt sich lockert. Vom Rücken der Schweden her schallt das Geschrei der Flucht und schreckt aus dem Taumel der übernommenen Kraft auf. Das Herz jauchzt, der Blick wird frei. Sie stürzen über die Eisglätte des Aasundes nach noch unter Trieb und Stoß der Reihen, deren Spieße nicht mehr gefällt wurden.

Die Reiter überholen sie, und vor ihnen wirbelt der geworfene Feind davon. Kein Gewalthaufen mehr, Volk, vom Schreck übermannt, das seine Waffen hingeworfen hat. Viele werden vom Walde abgeschnitten und niedergemacht.

Paracelsus hat einen Bader und zwei Troßknechte an den Ausgang der Mulde gestellt und ihnen Hellebarden gegeben, daß sie die Träger bedrohen, wo sie ihrer zaudern sähen. Sein Platz ist kaum sechshundert Schritte hinter dem Getümmel in einer Wasserrunze. Etliche Feuer, von Troßjungen hochgeschürt, umflackern den Platz. Sie arbeiten zu zwölft auf seinen Wink. Seine Augen sind überall. Wo er merkt, daß einer im Drange der Arbeit nach den Mitteln sucht, die er nicht will, ist er im Sprunge dabei.

«Tu weg din Spezill, willtu in der Wunden umbwüehlen! Sieheſt du nit, er hat ein Stich, steckt nit Blei noch Eisen in ihm!»

Der Feldscher läßt seine Sonde fallen.

«Hol die Spritzen, dort, die ist noch halbet voll!»

Er spült die Wunde mit lauwarmem Öl aus.

«Stichpflaster!»

Der Bader reicht es ihm.

«Verbind ihn! Alsdann traget ihn dort neben das ander Füer. Loß ihn ruhn. Rühr ihn fürder nit an!»

Einem Landsknecht spritzt der Schenkel. Da er gebracht wird, hat er kaum noch Kraft, den Daumen darauf zu halten.

«Schneid ihm die Ploder uf. Hänfen Strick. Ligatura! Balsam. Gebet ihm Lolium und legt ihn uf die Bank. So er

toumelt, ruefet mich, ich will ihm die Ader unterstechen, sie muoß gebunden sin.»

Und er beugt sich über einen dritten, an dem mit der Löffelzange hantiert wird.

«Loß ihn gahn! Sieheſt du nit ...»

Der wunde Knecht verröchelt.

Sie rufen ihn zu einem, dem ein Pfeilstumpf aus der Wunde starrt. Der Mann brüllt, wenn einer ihm zu nahe kommt.

«Tropft ihm Bilsensaft und warmen Essig darum, bis ihm der Schmerz entschläft. Daß der Essig warm sije! Dann so wöllend wir sehn.»

Da bemerkte er einen, dem der Schädel klafft.

«Weg dine säuischen Händ», schreit er dem Feldscher zu, der schon Nadel und Faden bereit hat. «Hab ich nit zu dickerm Mal verwarnet und üch hoch beschworn vor ürer Flickerei! Do ihr uf ein offen Wunden schout, ist alls in den Wind geredt, und machet all Wunden, daß sie schweinen.»

Er untersucht, indem er vorsichtig die Haut auseinanderzieht, ohne die Wunde zu berühren.

«Du sicheſt das Hirn nit, ist glichwohl der Schädel gesplitteret, der soll leben. Nimb ein leinin Tuch oder siden und zeuchs durch warm Wundöl, legs über, daß es gar nahend an den Wundboden reiche, und dann verbinds. Morgen soll ihm ein Pflaster us Gummi gesotten sin. Schau nit lang, tu ihm, als ich dir gewiesen, und binds in alle Weg wie ein anders.»

Gegen Abend ist auch sein Werk getan. Die wunden Knechte liegen im Heu der Troßwagen. Die Feldschere ruhen bei den Feuern und sprechen von dem Paracelsus. Recht erkannt haben sie ihn erst an diesem Tage, und seit den Kinder- und Fuchtelzeiten in Haus und Schule ist ihnen nicht so klein um Herz und Gewissen gewesen. Aber eines ist ihnen klar, und es sind graubärtige, kriegserfahrene darunter, niemals haben sie erlebt, daß so vielen geholfen worden ist.

Hohenheim steht inmitten der Wagen, aus denen es laut und leise stöhnt, vor einem Kessel. Der Apotheker und der

Knecht schäumen den Wein, in dem Angelika, Eichel und Cyklame sieden.

«Tu Mumia darzu, acht Lot.»

Nach einer Weile prüft er den Sud.

«Hast du Wintergrün im Kästli?»

Der Apotheker verneint.

«Buchsblätter? Wallwurz? Heidnisch Krout?»

«Heidnisch Kräutlein wohl.»

«Gib zehen Händ voll. Jörg, gang eilend, dort stohnd Hasel. Grab etlich Wurzen etwan daumensdick und zween Finger lang, wäsch sie. Deren solltu vier darzuoton.»

Es ist Nacht. Er geht mit einer Laterne von Wagen zu Wagen. Schwankend vor Müdigkeit folgt ihm der Apotheker mit zwei großen Kannen. Er gibt jedem selber den Wundtrank. Der Puls der meisten geht stät, und manche fühlen die Schmerzen schon geringer. Er nimmt seinen Lohn aus den gläubigen Augen und von stummen Lippen, die sich befriedigt schließen, wenn er ihnen den Becher entzieht.

Für diese Nacht schläft er beim Hurenweibel, dessen Zelt nahe seinen Wagen steht. Und er hört, daß Sten Svantesson Sture, auf den Tod verwundet, vom Eise des Aasundes fortgetragen worden ist. Das kann den Zug entscheiden.

*

Wohin die Dänen kamen, an allen Kirchen hing die päpstliche Bannbulle gegen den versiegenden Statthalter und seinen Anhang aus. Gott hatte Sten Svantesson geschlagen an Heer, Leib und Seele. So predigten sie im Lande, wenn die Dänen kamen. War der Feind abgezogen, hielten sie heimlich Rat, wie dem Statthalter und der Sache Schwedens zu helfen sei.

Der Tiweden war erstürmt. Sie rückten, kaum aufgehalten, gegen Stockholm. Und der Statthalter lag peinerfüllt im Schlitten, leitete Sammlung und Rückzug. Seine Augen

brannten in den ausgezehrten Todeshöhlen. Er lebte noch, weil die Sorge dem Herzen nicht Ruhe ließ. Christina Güldenstierna, seine Ehefrau, vermochte ihn nicht in die Stadt zu rufen. Sie solle Stockholm halten, er wolle nach Upland ausweichen, die Ritterschaft und seine Dalekarlier, immer noch ein beträchtlicher Haufe, seien bei ihm. Er fuhr kalt und starr in Upsala ein.

Die Witwe Christina hatte Bollwerk und Staket vor den beiden Stadtbrücken auf Norr- und Södermalm aufrichten lassen. Sie stachelte den Widerstand mit dem Geiste des letzten Sture, dem Schweden untertan gewesen war. Lübeck und Danzig gönnten ihr Verträge. Die Hansa haßte den König. Sie schickten auf Eilseglern Vorräte. Aber am Tage der vierzig ritterlichen Marterer von Sebaste hatten Adel und Bischöfe aufgegeben; sie kamen mit dem Generaloberſten Krumpen überein. Bauer und Stadt blieben treu. Doch das Haupt, Sten, war gefallen. Die Bauernrotten bluteten nutzlos vor dem befestigten Lager nördlich und südlich der Stadt.

In einer Ostfalte des Brunkeberges lag ein Bauernhaus, vor den hundertpfündigen Eisenkugeln der stockholmer Scharfmetzen gut geschützt. Sein breites Rasendach grünte, und von der Stubenwärme getrieben, winkten schon die ersten gelben Blütenknospen über ihm, während sonst nur an den Rinnsalen der dunklere Frühlingswuchs aus dem Boden quoll. Die Bauernstube galt als die größte weitum. Ihre Dachsparren waren schenkeldick und glänzten von Kienruß. Drei zusammengenähte, glasklare Häute überspannten die Dachlucke — Fruchthäute, die Kälber im Muttertiere umhüllt hatten, und es mochten drei starke Erstlingskühe vor dem Kalben geopfert worden sein, um die stattliche Dachlucke taghell zu schließen. In der Ecke beim Eingange stand die große verrauchte Lehmgrotte, sie füllte am Morgen und am Abend den Giebel mit ihrem dicken Qualm. Dann wurde die Lucke eine Weile aufgezogen und die Tür geöffnet. Rings an den Wänden und eine Reihe gegen die Stubenmitte zu, wo

unter der Lucke noch die alte Herdstatt an einem Bodenhöcker erkannt werden konnte, lagen auf dicker Streu die Kranken und Wunden des Paracelsus. Sie hüllten sich am Morgen und Abend fest in ihre Decken und sahen dem quirlenden Gewölke zu, das wie Geister des Siechtums aus dem Dache wirbelte, bis endlich der Luftzug unnötig wurde und die Grotte, von glühenden Scheitern halb erfüllt, ihre wohlige Wärme strahlte.

Unweit des Hauses, das grünende Dach um eine Klafter überragend, stand ein stattlicher Boder auf stämmigen Pfosten, die, nach unten verjüngt, armhoch aus dem Boden standen, um Ratten und Mäusen den Zugang zu wehren. Der Boder war zweistöckig gezimmert. Eine Stiege führte von dem Untergeschosse, daraus des Bauern Korn, Öl, Rauchfleisch und Speck geplündert worden war, in eine Kammer, wo noch die Kisten mit Kleidern und Familiengut bei hochgestapelten Fellen standen. Dort schlief Hohenheim. Seit die Sonne wärmte, hatte er Koffer und Arzneizeug hinaufbringen lassen und sich eingerichtet, in der verhehlten Erwartung, daß ein geringes Behagen die Unruhe besänftigen werde, die ihn zu quälen begann.

Ein Prälat des Erzbistums, den er in Upsala auf dem Durchzuge geheilt hatte, lieh ihm Handschriften. Aus allen Teilen des Lagers, auch von Södermalm her auf Kähnen über den Mälar, brachten sie Kranke. Er hatte einen Paß, das Lager zu verlassen und beliebig im Lande zu streifen; er lebte stattlich bei hohem Sold. Aber in der Nacht träumte er von anderen Ländern und Städten, deren Menschheit und Siechtum er noch nicht kannte. Wenn durch die Lucke der laue Wind einblies, und die hellen Wolkenschwärme unter dem blassen Blau nach Norden zogen, trocknete ihm die Tinte am Kiel, und die zur Schrift gebäumte Hand sank lässig auf das Blatt, während seine Augen in dem bewegten Himmel ruhten.

Doch er vermochte das Herz nicht an ein Träumen zu verlieren, weil sein Geist von ringender Gestaltung zu sehr er-

füllt war. Senkte er dann den Blick auf die gekräuselten Schriftzüge, faßte ihn der Unmut. Die leichte, lockere Himmelstrift, ungehemmt auf lautloser Bahn und du ... hartgebundene deutsche Zunge! Blick und Verlangen in den Urgrund der Menschenqual und -siechtage getaucht, und der Arm so kurz und die Finger so ungelenk! Eine Last: Sehen und Sagenmüssen und um das Wort ringen! Um das angeborene Wort. Was in ihm wuchs, das konnte nicht auf der lateinischen Glätte zu Papier fahren, das hätte den Taffet des Cicero zersprengt. Mutter, warum war deine Zunge so schwer, Vater, warum war dein Auge so weit, da ihr den Sohn in den Bergen zeugtet!

Er warf die Feder hin, hing das Tintenhorn an das Pult und verschloß das Blatt, auf dem mehr gestrichen war, als leserlich stand. Dann polterte er mit seinem Schwerte über die steilen Stufen nieder und rannte auf den Krämerplatz in das breite Zelt des italienischen Marketenders, das um diese Zeit fast leer stand.

Sie brachten ihm den süßen Wein, den er liebte, die Mädchen mit dem gelben Zeichen an der linken Brust setzten sich dicht zu ihm und sogen aus seinem Becher. Sie wußten, daß er lange mürrisch saß, die Hände auf dem Schwertknauf und wortlos, aber eine Weile neckten sie ihn gerne, schmiegten sich an ihn, umschmeichelten seinen Hals, zogen die gefurchte Mannesstirn auf ihren nackten Busen nieder, wurden schnell ausgelassener, da sie eilig nippten, er aber unbekümmert zahlte, bis auch er allmählich am Weine erwarmte. Dann konnte er ein italienisches Lied zwischen den Zähnen brummen, und seine Augen sahen leuchtend geradeaus, als sähe er über das südliche Meer. Ein kleines, dunkelhäutiges Mädchen, dem immer fror, kroch ihm unter die breite Schaube, sang leise zu seinem Gebrumm. Die andern fielen mit hohen, vorlauten Stimmen in den triefenden Gassenhauer ein und kannten keine Grenzen, dem verrückten Deutschen, der nichts von ihnen wollte, ihre Gefühlsträchtigkeit zu zeigen. Und sie merkten nie, wenn er satt war, verstummten erst, wenn seine

Stirn wieder in Falten lag und seine Augen verächtlich blinzelten.

«Du hast einen schlimmen Mund», flüsterte die Kleine und wickelte sich aus der Schaube, «du kannst nicht küssen.»

Und die andern, gesättigt, auch besorgt, ihre Kräfte für fröhlichere Gäste wach zu halten, die Hand und Herz an ihren jungen Leibern nicht sparten, verloren sich in dem weiten Zelte, da und dort mit Gefäßen, mit Nadeln und Schere, mit Waschschaff und Lappen trödelnd.

«Warum hast du so einen schlimmen Mund? Du bist ein Zauberer, das sagen sie.»

«Komm, Giovanna», flüsterte eine, schlang den Arm um den Nacken der Kleinen und führte sie fort, «laß ihn. Sein Knecht hat mir verraten, daß ihn eine wütende Sau um seine Mannheit gebracht hat, als er noch ein Kind war.»

«Das stimmt nicht», gab eine andere drein, «ich kenne das, denn der Bruder meiner Mutter ist ein Sopranist in der päpstlichen Kanterei. Der Paracelsus müßte eine hohe Stimme haben, auch ist er bärtig und nicht fett, er ist zu klein. Die du meinst, sind groß, fett, unbärtig und reden wie Weiber.»

Sie sahen ihm nach.

«Er verträgt nicht viel. Er schwankt.»

«Vielleicht stellt er sich nur so. Er ist ein Zauberer, auch sein Knecht meint das.»

«Und doch singt er», meinte die kleine Giovanna. «Und manchmal streichelt er mein Haar, manchmal spielt er mit meinen Brüsten.»

Die beiden andern lachten und nickten zwei Knechten zu, Giovanna mußte warten, bis Franzosen oder einer der Spanier kamen.

Paracelsus bückte sich, um durch die niedere Tür des Bauernhauses zu kommen, und er wäre über die hochgekantete Schwelle beinahe gefallen. Er schrie nach seinem Knechte Jörg. Der schnellte vom Stroh auf, die Stimme war drohend. Er folgte eilig über die Treppe. Seine Augen

suchten die Mienen des Herrn unruhig ab. Hohenheim warf ihm den Schlüssel zu.

«Sperr uf!»

Jörg öffnete den Koffer, seine Hand zitterte, er biß die Zähne zusammen.

«Nimm ein Blatt!»

Der Knecht griff zu, als lange er in glühende Kohlen, und setzte sich zurecht, sein Gesicht bekam Farbe und Ruhe wieder. Er war ein verkommener Student, der sich in Paris herangemacht hatte, als dem Paracelsus nach einer bewegten Disputation über metallische Heilmittel von der Fakultät die Praxis untersagt worden war. Jörg wollte hinter die wirksamsten Specifica, Arkana, Magisterien und Elixire kommen und dann sein Glück suchen. Aber der Meister war karg und zäh, er verriet ihm weniger als den plumpen Bartscherern.

«Schreib!»

Paracelsus lief in der engen Kammer auf und nieder, er hielt sein Schwert quer in beiden Händen, seine gerötete Stirn war tief gesenkt.

«... und du sollt wissen, daß sich die Nature nit übernöten loßt, noch in ein ander Wesen treiben ... du muoßt ihr nach, nit sie dir ... dann die Nature des Fleischs, des Geäders, des Beins in ihr hat ein angeboren Balsam, derselbig heilet ... Was machet das Fleisch und Bein, das Schmer und Bluot und lässet wachsen? Der Mensch nit, die Speis nit, aber die Nature hot ein wachsende und mehrende Kraft, Speis und Trank stärket die. Regen und Erd machen kein Holz nit, der Boum selbs machets ... Arzenei ist alleinig ein Stärkung der Nature! — Was wollt ihr die Wunden verpappen mit Eiklar und vergiften us üren messinen Büchslen, desglichen Unrats meh! Und brinnet ihr die Aderen ab ... jedlicher Baur kanns ... ätzet mit mercurio sublimato und anderer Ätzung ... alls henkerisch Künst! — Warzu du Wundarzet guet sijest und nützlich, ist also: daß du der Nature an dem verletzten Schaden Schirm und Schützung tragist vor widerwärtigen Feinden, damit daß die üßerlichen Feind den Balsam

der Nature nicht zuruckschlahen noch vergiften und verderben, sundern daß sie bleibe in ihrer balsamischen Kraft und Wirkung ... Und ist balsamum naturae glich der subtilesten Mumia, die all Wunden heilet. Mumia ist der Liquor, durch den ganzen Leib gespreit, in allen Gliedern gewaltig, als da Fleisch, Bein, Arterien, Ligamenten. Sehet den Hund, er leckt sin Wunden, die Mumia fücht zu halten und in ihrer Temperatur ... Und ob du mir einzügest zur Beschirmung dines Witzes und sagtest: der Mensch und der Hund gehören nit zusammen, daß keins dem andern Exempel sin mag, dann der Mensch wäri edler — — min Antwort: an deim Adel und Prädikat ist alleinig der Kaiser schuld — an diner Mumia und Balsam die Nature und glicher Weis in Mensch und anderm Gewächse. Ein jedliches Gewächs trägt selber bei ihm, was den erlittenen Schaden mag wenden und heilen, Mensch und Viehe. Du magst ihn erquicken mit diner Arzenei, was aber die Heilung antrifft — die ist die Mumia selbs, das ist die Nature...»

Und er fuhr fort mit hoher Stimme und dumpfen Lauten, wie ein Sturzbach und stockend wie gesottener Honig, wob ein Gewebe auf dunkelrotem Zorngrund, streute die edlen Steine und Perlen seiner neuen, kühnen Erkenntnisse darauf. Der Knecht Jörg schrieb grinsend, wenn der Meister gegen den hochgelehrten Feind in aller Welt aufbrauste. Die Erinnerung an jene pariser Disputation, in der die Haltung des Paracelsus schmählich versagt hatte, tat Jörg wohl, sie befreite ihn immer wieder. Er hatte den Wissenden hilflos und klein gesehen. Und er schrieb lauernd gespannt, von einem leisen Fieber geworfen, wenn der Meister den Born auftat, hie und da ein Heilmittel nannte und dessen wesentliche Kraft beschrieb.

Es begann zu dämmern, und die Stimme des Paracelsus strich nieder, er ging langsamer, hielt lange ein und dann erlosch er, sank auf das Fellager und entschlief wie ein Kind, das geweint und gesungen hat und während eines Spieles müde geworden ist.

Jörg wußte, was hinter seinem Rücken geschah. Er saß krumm über dem Blatte, den Kiel in der Hand, als erwarte er, daß seinen Rücken noch ein Worthieb treffen werde. Das kantige, lange Gesicht wurde ihm blaß, und die Augen wurden trüb wie die Haut einer erschreckten Schnecke. Er regte sich lange nicht, hielt den Atem an. Dann drehte er das Gesicht über die Schulter zurück und stach das auch im Schlafe gespannte Antlitz mit Blicken, aus denen sich der Haß befreite, lange und lauernd. Und er schlich gekrümmt hinüber, blies des Meisters Stirn leise an, und als sie nicht zuckte, etwas stärker. Er schlief tief, der Paracelsus, der den Zorn, das Hohngelächter der pariser Fakultät vertrug wie einen Platzregen, den man am erstbesten Bauernfeuer trocknet, der Paracelsus, in dessen mäßiger Schädelhöhle Geheimnisse mitschliefen, die er selber kaum ahnte, der Paracelsus, aus dessen Fingerspitzen Kräfte strömten, die dürres Kraut, getrocknetes Getier, erschlossenes Mineral begeisterten. Jörg, der Knecht, fuhr mit beiden Händen durch die gelben Haarsträhne und richtete sich lauschend auf. Der Paracelsus, der ein kleiner Fugger sein könnte, wenn er es verstünde, Gold aus seiner Magie zu schlagen! Ein unterdrücktes Gelächter schüttelte den schmalen, knochigen Körper. Dann ergriff er rasch das Blatt, warf es in den Koffer, kniete nieder, wühlte tiefer, hob einen Beutel heraus und löste den kunstvoll geknüpften Knoten. Eine Handvoll Münzen. Er zählte auf der flachen Hand, ließ etliche zurückgleiten, den Rest barg er im Wams. Langsam und genau verknüpfte er die Lederschnüre, vergrub den Beutel, sperrte sorgfältig das Schloß und legte den Schlüssel auf des Meisters tiefatmende Brust.

*

Das Lager hatte Ruhe.

Auch unter dem Landvolke gab man den Widerstand auf, und die stockholmer Zeugmeisterei begann mit Munition Haus zu halten. Aber das hätte den königlichen Nacken Christinas Güldenstierna nicht geneigt. Sie kannte den Bauern

und wußte, daß er an Sonne, Wetter und Wind Geduld gelernt hatte. Immer noch war die Stadt versehen. Was sie mit Gott und Sten Svantesons Schatten um Antwort ringen ließ, so daß ihre Wangen schmal wurden, ihre Lider rot und die starke Stirne schwer, waren die sorgenden Blicke der Getreuen und ein Zug bekümmerter Reue um deren Mund, die am meisten aufrecht gewesen waren. Und näher kam die mahnende Stimme eines der Ältesten, des Bischofs Hemming Gad, den zu hören sie sich lange geweigert hatte. Sie wußten in der Stadt, daß König Christiern mit einer Flotte ausgefahren sei.

Und als der König mit seinen stolzen Koggen, deren jede zwei wohlbestückte Kastelle wiegte, vor die Stadt gekommen war grüßte er sie gewaltig mit Eisen, Blei und Stein, und sein Lager stand bei ihm, so daß einen Tag lang Land und See wie von einem Erdbidem zitterte. Es folgte ein jubelndes Pfingstfest, als sei die Stadt schon genommen. Christiern entbot die upländer Bauern zu sich, floß über vor Milde und schlichter Herzlichkeit, schenkte ihnen paarweise je eine Tonne Salz, und das war über alles Erwarten reich und gnädig.

In diesen gehobenen Tagen verspielte der Knecht Jörg eine goldene Kette und wurde dabei vom Stockmeister des Profosen ertappt. Hohenheim hörte das Mißgeschick von einem Feldscher und dazu manches über ein beträchtliches Leben, das Jörg geführt hatte, und er beeilte sich, den Knecht zu befreien.

Jörg war zusammengebrochen und in allem geständig. Der Profos mußte seine Geduld aus allen Winkeln locken, denn der kleine Heilmeister blieb hartnäckig und unverdrossen. Zugegeben, die Kette wäre sein, auch die Goldstücke, und vermutlich fehlten deren noch mehr, die längst über alle Tische und Luderbetten gerollt wären — auch der Knecht wäre sein. Er habe ihn aus Paris mitgeschleppt, da er halb verhungert und in Lumpen ihn ankroch zu einer Stunde, wo kein Hund vom Paracelsus einen Bissen genommen hätte. Zudem sei

der Knecht nicht ungelehrt, ein Student, wisse Bescheid in Avicenna, Rhasis, Mesue und anderen Scribenten und sei begierig, allzu begierig fast, nach der rechten Kunst, trotz allen Scribenten.

«Loßt ihn mir, dann die Versuchung war nit gering, und ich achtet siner koum.»

Dem Profosen war manches untergekommen, denn ein bewegtes Vorleben und viele Erfahrenheit gehörten zu seinem Amte.

«Herr Doktor, mein Befelch in Ehrn und versuchet mich nit. Das Sichenvolk lobet Euch sehr, und es geht ein großer Ruf von Eurer Kunst in dem Läger. Allein mir stößet es wundarlich auf, daß Ihr einen Dieben wöllet halten. Es ist dessengleichen ein Geschrei in dem Läger von anderer heimlicher Kunst, davor Euch Gott bewahren wölle und uns alle. Also kunnt es männigein scheinen, daß Ihr ein Geheimnus und freventlich Gemeinschaft habet mit diesem verlornen Gauchen, so Euch bestohlen, indem Ihr Euch in die Schanz schlaget umb seinetwillen.»

«Es ist der dritt Knecht, Profos, den mir der Henker tastet. Das will mich bedünken, als sije ich ein Teil Schuld daran.»

Da riß der Profos die Augen nicht wenig auf, denn er wußte nicht, ob der andere ihn mehr für einen Narren hielt als er den andern.

«Herr, es werden die Fähndrich zusammentreten über den Knecht, dann es ist ein Malefizsach und offenkündig, langet dem obristen Feldhauptmann und General an. Das Regiment der frommen Landsknecht ist unehrlich durch Euren Knecht als lang, als über ihn nit geurtelt ist nach Artikelsbrief und Kriegsrecht, und er nit gebüßet hat, auf daß mit Gottes Hilf ein ehrlich Regiment werd geführt.»

So sah Hohenheim, daß seinem Willen ein Ziel gesetzt sei.

«Also tuet, Profos, nach Ücrem Ambt und Recht an dem Knecht Jörg, der ein Schüler der hohen Schul ist gewest. Ich wohl sehe, er ist in aller Menschen Hand geben und us der minen.»

«Es soll ihm Recht bschechn, daß er sich Gottes Barmherzigkeit verdien.»

Paracelsus ging sehr bekümmert zu seiner Behausung zurück. Er legte die goldene Kette wieder in den Koffer und zog fast widerwillens Kleidung, Schriftwerk und Kleinkram auseinander, um seine Katze herauszuheben. Er betrachtete den sorgfältigen Knoten, hob den Beutel hoch. Der erwies sich schlaff und zog lange Falten. Da warf er ihn zurück.

Zufallsgut! Volatile! Es war gleich, ob die Katze trächtig lief oder kümmerte. Es reute ihn, daß er sie aufgehoben und angesehen hatte. Kunst ist Geschenk, keiner kauft sie. Der Knecht war über ein Jahr mit ihm gewesen und hat Aug und Ohr für die Kunst gehabt. Warum war sein Lehrmeister schlecht und lehrte ihn nicht, daß Kunst Geschenk sei und Gold verachtet, wer Kunst in sich trägt. Er grämte sich.

Da brach der Sonnenstrahl durch die Fensterluke, der milde Wegweiser des Einsamen. War er nicht achtlos und vertrauend gewesen? Und hätte der Knecht mit lauten Worten getreuer gewiesen werden können, daß Gold nichts und die Kunst alles sei, als durch sein achtloses Vertrauen? Jörg hätte ihn immer und überall verraten und wäre einer von ihnen geworden, die Gold um Kunst nehmen. Darum mußte er sterben.

«Hüllet ihn in üer Recht und Artikelbrief und trummlet über ihn, daß üer Regiment ehrlich sije. Er stirbet, weil er hat die Kunst verraten in sinem ohngetrüen Herzen, dann mir kunnt keiner nützit stehln.»

Sie berieten, ob er sollte auf Befehl des Generalobristen am Galgen über dem Markte hangen oder landsknechtisch sollte gerichtet sein. Etliche verweigerten ihm die Ehre, vor den gemeinen Mann in den Ring zu treten, weil er nicht mit der blanken Waffe gekämpft habe. Die meisten aber blieben eingedenk, daß er nahe dem hellen Haufen gebadert, auch während der Schlacht verwundete Knecht aus dem Gedränge gezogen habe, einige warfen dazu, daß er ein Schüler und

gelehrt sei, der Profos fügte bei, daß der Paracelsus für ihn gebeten habe. Also beschlossen sie den Knecht Jörg und das Regiment durch die Gemeine wieder ehrlich zu machen und ihn nicht kurzerhand wie einen Lotterbuben zwischen Himmel und Erde an den lichten Galgen zu hängen.

Es wurde an einem gelegenen Tage unter den Fähnlein umgeschlagen und Jörg Gerlatz aus Köln am Rhein in den Ring geführt, seiner Eisen entledigt, damit er die Schuld ungebunden öffentlich bekenne. Der Profos erhob die Klage, und Jörg begehrte aus den Feldwebeln einen Fürsprech. Er entschuldigte sich mannhaft seines Vergehens.

Ein Fähnrich trat vor.

«Lieben, ehrlichen Landsknecht, ihr habt des Profosen schwere Klag wohl vernommen, die er über den Jörg Gerlatz aus Köln am Rhein geführt und glichermaßen sein Verantwurtung und Bekanntnus. Darauf wir unser Fähnlein zuton und kehrens umb mit dem Eisen ins Erdreich und wöllens diesmal nimmer fliegen lan, bis über solich ein Klag ein Urtel geht, auf daß unser Regiment ehrlich sei. Wir bitten euch alle ingemein, ihr wöllen unparteiisch Urtel fällen, als weit euer Verstand ausreicht. Wann das geschieht, so wöllen wir unser Fähnlein wiederumb lassen in aller Maß und Gestalt wie vordem fliegen und bei euch tun, wie ehrlichen Fähndrichen zusteht.»

Sodann rief der Fürsprech drei Kriegsleute auf, jeder wählte sich etliche Gesellen als Beiräte, und sie urteilten getrennt, traten einer nach dem andern in den Ring und gaben das Urteil kund. Der eine sprach aus, man solle ihn an den Galgen hängen, die beiden andern aber, man solle ihn durch die Spieß jagen. So war das Urteil recht, und der eine Fähnrich trat wieder in den Ring und dankte der Gemein, daß sie so willig war und ehrenhaft, ein gut Regiment zu stärken und zu halten. Er und die andern warfen ihre Fähnlein in die Höhe und ließen sie über der Gemein fliegen. Und sie zogen mit, da man die Gasse stellte.

Sie stellten die Gasse ein halbes Fähnlein tief: zwei Zeilen

um anderthalb Spießes Länge voneinander. Und am Ende der Gasse gegen Sonnenaufgang warteten die Fähnriche mit den fliegenden Fähnlein. Ein jeder wurde streng verwarnt, nicht alten Neid noch Schaden an dem armen Mann zu rächen, doch die Gassen wohl bewahrt und geschlossen zu halten, denn wo immer der arme Mann in Todesnot durchbräche, derselbe fromme Landsknecht solle in seine Fußstapfen treten und an seiner Statt den Tod erleiden. Darauf führte der Protos den Jörg Gerlatz die Gasse auf und ab. Der nahm Urlaub, bat um Verzeihung und verzieh allen. Die Fähnriche aber sprachen ihm zu, tapfer und unverzagt zu sein, sie verhießen ihm, auf halbem Wege entgegenzulaufen und ihn zu erledigen.

So stand Jörg Gerlatz wieder am unteren Ende der Gasse, sah in seinen Tod, und sein Herz war lauter von den guten Worten, die er gehört hatte. Sein Wille stand nicht mehr bei ihm, er stand bei den andern, die, ernst und blaß wie er, seinen Tod bewirken mußten. Er hörte den zweiten Trommelwirbel kaum. Über die Augen legte es sich ihm wie Schleier der Ferne, seine Brust wölbte sich vor, sein ganzes Lebensgefühl war zwischen seinen Schultern aufgesammelt, wo er den Stoß des Profosen erwartete. Und dann fühlte er, lief, stürzte, es gurgelte aus ihm Blut und Schrei, er sah brechenden Auges noch die blanke Eisenzunge und die wehende grüne Seide über sich.

Der Fähnrich zog das Schwert aus dem strömenden Herzen des Jörg Gerlatz und deckte den Körper mit der grünen Seide zu, indes sie alle niederknieten und der armen Seel zu Trost und Hilf ein Vaterunser beteten. Sie zogen dann dreimal um den Toten, dreimal schossen die Schützen über ihm ab im Namen des Vaters, des Sohnes und des Geistes.

*

Du mußt dich zwingen, du mußt dich tiefer zwingen, das war sein Morgen- und Abendgebet den Sommer hin, solange

Dänemark von den Lagerzelten aus vor Stockholm regiert wurde. Du bist wie die Stadt Stockholma, die liegt unter den Dänen und will nicht dran glauben. Rings hat Dänemark seine Kraft um sie gehäuft und will die Stadt glauben machen. Wehrt sie sich noch so sehr, sie wird es erkennen müssen. Und so bist du. Anders willst du sein und frei, gänzlich entbunden. Es ist keine Ruh in dir unter dem Willen der andern. Du mußt dich zwingen, du mußt dich tiefer zwingen in das gemeine Wesen.

Es war sein Gebet am Morgen, da er vor dem Tagwerk stand, von dem er Erlösung hoffte, und am Abend, da er müde war. Aber am Mittag wußte er, daß sein Alltag ihn nur abspannte, während Herz und Auge hungrig blieben, und in der Nacht bäumte es sich vor ihm, wie eine ungesühnte Schuld: du hast deiner Kunst die Grenzen noch nicht erfahren, auf und erfülle, wozu du berufen bist, Baderkönig, Barbiererfürst, Meister der Pflasterschmierer! Hast du dein Hohenheim in den Paracelsus gewandelt, auf daß Feldschere betroffene Glotzaugen machen und dir eher folgen? Para! Para! Heißt das nicht überaus? Wahrlich dein Heim hast du zuhöchst gestellt. An einer Vorsilbe sollst du ersticken, du rechtfertigst sie denn.

Da wurden auch ihm die Felle seines Lagers heiß in der hellen, von der salzigen Kühle des Meeres erfrischten Sommernacht.

Er hörte, daß Frau Sigbritt gekommen war, mit dem Könige zu beraten. Die Versuchung, dem ewigen Einerlei zu entkommen, war groß. Seine Feldschere waren wohlgeschult, er hätte die Frau bitten können, ihm Urlaub zu erwirken. Er hätte wenigstens erwirken können, von Sigbritt in die Kupferberge geschickt zu werden. Aber die ließen seine Sehnsucht nur heftiger nach Villach und weiter nach den Tiroler Bergen drängen. Sieben Jahre hatte er unter fremden Zungen gelebt. Vielleicht auch hätte sie ihn hochmütig abgewiesen und an seinen Eid gemahnt, der ihn bis ans Kriegsende festhielt.

Und das Ende mußte kommen. Oft saß er auf dem Rande

seines Koffers, er ordnete sein Gut, schied alles aus, was er entbehren konnte, denn er wollte leicht und beweglich sein.

Am Tage der Heiligen Seraphia, da das erste Gold von den geschüttelten Bäumen fiel und die reichgebüschelten roten Perlen der Ebereschen an einen frühen, scharfen Winter mahnten, waren die Verhandlungen so weit gediehen, daß Christina Güldenstierna kein Recht noch einen Ausweg sah, die Stadt fernerhin unter dem dänischen Brechgeschütz, den Metzen, Nachtigallen, Schlangen und Kartaunen, die Dach und Fach übel genug mitgenommen hatten, liegen zu lassen. König Christiern verhieß volle Verzeihung. Die Witwe Stens Svanteson sandte ihm die Schlüssel der beiden Tore.

König Christiern ritt vom Södermalm her unter einem Damasthimmel ein, den der älteste Schwedenadel trug. Er sang das Te Deum umringt von seinen Generälen und Räten, unter denen auch noch die schwedischen Herren Platz gefunden hatten. Vor dem Königsschlosse beurlaubte er die schwedischen Herren. Er belegte Stockholm stark, ließ den Brunkeberg und das Bollwerk auf Södermalm besetzt. Einige Tage hielt er Hof. Christina Güldenstierna, die Bischöfe von Strengenäs und Skara, Herr Erich Johanson Wasa, die Stockholmer Ratsherren Anders Rud und Anders Karlson verharrten täglich bittere Stunden im Vorraum der königlichen Zimmer. Sie sahen den Generalobristen Krumpen, den Admiral Sören Norby, den glatzköpfigen Bischof Jens Andersen und den geheimen Rat Slagheck, der in Holland ein Barbier gewesen sein sollte, aus- und eingehen, und ihr Feind, ihr unversöhnlicher Feind, der Erzbischof Trolle, schritt an ihnen vorbei, jede Falte seines Taffetmantels blähte sich, er bemerkte sie nicht. Am fünften Tage ihrer Demütigung teilte ihnen der fettwangige Kurzschädel Slagheck aus einem breiten Mauer mit, daß sich der König dringender Standespflichten halber soeben eingeschifft habe und erst in sechs Wochen wiederkehren werde, um die angestammte Krone Schwedens zu nehmen und so der kalmarer Union, die nun das Schwert weder auf-

gerichtet, die letzte Weihe und ein Zeichen für ewige Zeiten zu geben.

Auf dem Achterkastell einer der drei Koggen, die das Königsschiff begleiteten, stand Theophrastus Paracelsus. Er ließ sich vom leisen Nordwest besprühen, der das Fahrzeug durch das Gewirr der Inseln und Schären gegen die offene See trieb.

Bürger und Bauern

Drei Sommer noch hatte Paracelsus, als müsse er in der Demut der Fremde um Kraft und Sammlung dienen, daß er weiterfahren und frei von Menschenfurcht in der Heimat sein Heilwesen gegen den Irrtum der Alten führen könne, auf widerwärtigen, mühseligen Reisen durch den niederdeutschen Norden, den unwegsamen Osten Polens und durch die Wildnis der Karpathen das oberdeutsche Land gemieden. Der wetterwendische Zufall wurde ihm vertraut wie ein raufluſtiger Hauswirt, dem es auch an Humor nicht mangelt. Zuweilen genügte sein Verdienst kaum, ihn zu sättigen und die erleichterte Habe weiterzubringen. Meist schlug er sich durch den Neid der seßhaften Ärzte und das Mißtrauen oft geprellter Kranker zu einer Erträglichkeit hindurch und wußte, wo immer ihm eine Weile gegönnt war, seiner Kunst ein Ansehen zu schaffen.

Überall drängten sich Abenteurer an ihn, seine Praktiken abzulauern. Und er gewöhnte auch dieses Spiel. Sein Glaube, daß die Kunst ureigen aus dem Innersten des ganzen Menschen fließe, weder durch List noch durch den brennenden Willen erzwungen werden könne, wurde ihm Gewißheit. Er ließ die Gesellen herankommen wie seines Schicksals mißbegünstigte Brüder. Wenn das Glück eine Handvoll Gold in seinen Beutel schüttete, vergaß er bei ihren Schmeichelreden und Gesängen, am kerzenbestrahlten Tische, darauf es dampfte und funkelte, und unter dem beflissenen Lächeln eines lettischen, polnischen oder ungrischen Wirtes die Unrast seiner Tage. Er sah nicht mehr die bespieenen Wände seiner Herbergen, die besudelten Bettlaken, das stinkende Estrich.

Nach Gelegenheit gönnte er sich die Wohltat eines reinen Hemdes und ließ von einer gutherzigen Hauswirtin das Ungeziefer aus den Kleidern backen.

Und überall in den Mauern der Städte und Schlösser, den Lehmhütten der Dörfer, im Häusergewinkel der Judengassen, an den Feuern der Zigeuner wußte er — und sei sie auch nur durch Zeichen und Handgriffe verdeutlicht — die ungeschriebene, urmütterliche Heilerfahrung und Arznei der Menschen aufzuspüren und sie zu erproben. Je weiter er in die geheimnisvolle Selbsthilfe der Menschennatur drang, je mehr er sah, daß der von Lehre und Wortwissen unbedrängte Spürsinn fast unbewußt, von wundersamen Zeichen an Tier und Pflanze gereizt, immer wieder nach bestimmten Mitteln griff, desto ehrfurchtsvoller wurde sein Herz, um so heiliger wurde ihm seine Kunst. Die prahlende Gelehrtheit verblaßte vor einem tiefnatürlichen Geschehen. Das Licht der Natur, wie eine einigende, göttliche Kraft über alle Menschenwelt ausgegossen, strahlte ihm aus dem triebhaften Heilwissen dieser Stämme und Völker entgegen, die einander nicht kannten und doch, von heimlicher Weisheit geführt, in ihrer Not und Pein nach denselben Mitteln griffen. Nichts hätte ihn in sich selber mehr erkräften und reifen können. So schaute er die beiden Heilströme seit Urbeginn geschieden: der eine entpulste der umschatteten Quelle des Naturgefühls, der andere floß aus der gemauerten Zisterne der Gelehrsamkeit. Er hatte beide erfahren müssen. Mittwegs ward er seines Wegs bewußt, und darum erlag er der Unbill des Weges nicht.

«Ruch ist min Gwand wie des Esaus Hout, umb üer Linsengericht han ich die Erstgeburt hingeben, so der sterbend und blind Geist, welichen ihr den Vater nennet, usteilt, und hab dannocht min Erstgeburt mir behalten. Müget ihr üre Herden treiben!»

Er war in die polnischen Salzbergwerke gestiegen und hatte die Erzgruben der Karpathen und Siebenbürgens befahren, Bergsucht und anderes Bergübel bekämpft, die Laboranten

der Offizinen beraten, hatte Stunden wortlosen Gebetes in tiefer Bergesnacht und Einsamkeit verweilt, seinen Körper an der schweren Luft der Schächte voll Urkraft gesogen, sein Auge erquickt an dem Funkeln des wachsenden Gesteins und sein Ohr an dem Tröpfeln der Bergmilch.

In Offenburg, dem alten Goldberge Siebenbürgens, war ihm, als er in einem verlassenen Gange nach Arsen und Antimon suchte, eines der Pygmäenmännlein, die den Berg bevölkern, begegnet, wie ihm einst in der Frisch-Glück-Zeche des Bleiberges die vier Elementstiere erschienen waren.

«Was kratzest du an miner Wand», fragte das Männlein und sah unter kummervoll gefältelter Stirn zu dem Heilmeister auf. «Hie ist kein Gold nit meh, und hinter dieser Wand liegen mine sieben nügebornen Kindli und die Muotter, die wöllend schlafen.»

«Ich suoch kein Gold in diner Wand, allein Arsenik und Spießglas vor ein Arzenei, denen Knappen wider die Bergsuocht zue helfen.»

«Wie willtu ihnen darmit helfen, so die Menschen doch am Arsenikalischen in die Suocht fallin?»

«Was die Suocht macht, dasselb heilet sie ouch, dann in demselbigen Ding ist Guet und Bös. Us dem Bösen wächst die Suocht, und so das Böse gescheiden wird von dem Gueten, so ist das Arkanum oder die Arzenei wider die Suocht do und heilet die Spezies der Suocht.»

«Du muoßt ein guet Gewissen han, Mensch, dann du bist nit vor mir in Schröcken geflohn, so will ich dir glouben und dinen Spruoch behalten. Ouch wir hänt ünser Siechtäg. Doch will ich dich bitten und will mich gänzlich dessen zuo dir versehen, daß du mine sieben nügebornen Kindli und die Muotter wirst schlafend lan. Kratz dort in der Ecken, da solltu gnug finden, des du begehrst. So du nit willt, müesset ich din Licht usblasen!»

Und das Männlein blähte seine Wangen gewaltig auf. Mit seinen Augen funkelte es drohend gegen das Grubenlicht hin.

«Holt inn! Ich will dine Kindli nit wecken!»

Hohenheim mußte des Wichtleins mit den hochgeblähten Backen lachen. Er fand reichlich Spießglas und Arsen an der gewiesenen Stelle. Als er mit vollem Sacke den Gang verließ, hörte er ein leises Saitenspiel wie Tropfen, die von mannigfacher Höhe in ein Silberbecken fallen. Da spielte das Männlein seinen sieben neugeborenen Kindern und der Mutter ein Lied in den Schlaf.

Den Winter über war Hohenheim in den Waldbergen Siebenbürgens unter den deutschen Siedlern geblieben, die Kirchen bauten, stärker befestigt als manche Burg des Vaterlandes, und ihre Sprache hatte ihm die Sehnsucht nach dem Vaterlande fast unerträglich werden lassen.

War es nicht Zeit, daß er in Wort und Schrift austeile, was er gesammelt hatte? War er nicht hoch beladen aus allen Ländern wie ein Erntewagen? Er verlangte sehr nach Menschen, die ihn vernehmen könnten.

Als Weg und Steg offen wurden, drang er westwärts und kam der Donau entgegen nach Preßburg, wo er sich eine Rast gönnte und Freunde schuf. Aber kaum hatte er sein Gewand und Schuhwerk erneut und soviel erworben, daß er wieder den Rücken eines Gauls unter den Schenkeln fühlen konnte, drängte er weiter. Er hoffte in Wien Joachim von Watt zu finden.

In Krakau hatte er von ihm erfahren. Der Magister und villacher Präceptor war Doktor der Heilkunst geworden, Rektor der Universität Wien gewesen, und Kaiser Max hatte ihm die Dichterkrone verliehen. Durch ihn hoffte Hohenheim Aufnahme in die Fakultät zu finden. Er wollte lehren, seine Chirurgie, seine Physik schreiben, über Bergsucht und Pest, über die Natur der Dinge und ärztliche Scheidekunst Libelle ausgehen lassen. Und seßhaft wollte er werden. Sein Haar wich aus der Stirn zurück und ihm faulten die Zähne. Er hatte genug gelitten an Hunger und Kälte, Roheit, Schmutz und Diebstahl.

Er fand den berühmten Doktor und Poeten nicht mehr in Wien. Er hörte, daß aus dem Vadius ein Vadianus geworden war. Noch vor dem Tode seines kaiserlichen Gönners habe Joachim von Watt Wien und allen Ehren, aber auch dem Neide und der wachsenden Mißgunst seiner Kollegen den Rücken gekehrt und sei in seine Heimat gezogen.

Wien war erfüllt von theologischem Gezänke, das seinen Ausgang von Wittenberg genommen hatte, woher ein Augustinermönch mit starkem Wort und weitgestreuten Schriften — auch Hohenheim bekam eine in die Hand — über ganz Europa hin gegen Ablaß und Papst kämpfte. Eine römische Bannbulle sollte der Mönch öffentlich verbrannt haben, auch sei er vor Kaiser und Reich auf dem Tage zu Worms mannhaft für seine Lehre eingestanden und habe sich Fürstengunst erworben. Das Volk sei allerorts entbrannt. Man fragte Paracelsus, ob er vom Monde auf die Erde geschneit käme, daß er nicht wisse, was die deutsche Welt bewege.

Er hatte auf dem Fleischmarkte sein Logiment genommen und einen Anschlag an die Tür geheftet, der versprach, daß der weitgereist und vielerfahren Theophrastus Paracelsus, beider Arzneien Doktor, sowohl gegen das innere Siechtum jeder Art als auch im Chirurgischen sichere Hilfe bringen werde.

Nicht lange, so ließ die Fakultät den Anschlag abreißen und den weitgereisten Doktor zum actus repetitionis fordern. Er sollte nach ordnungsmäßiger Prüfung seiner Kenntnisse und Dokumente um die Bewilligung der Praxis einkommen, inzwischen alle Arznei lassen. Da überschlug Hohenheim seine Habe und wußte bald, daß er längst mit der Zehrung nachhinken würde, wenn er auf einen Termin der Fakultät warte. Er kurierte weiter und hatte nicht geringen Zulauf, es herrschte Not an Ärzten. Allein man wußte sich seiner zu erwehren. Eines Tages fand er den Büttel vor der Tür und seine bewegliche Habe auf der Hausflur. Abzug binnen drei Stunden oder einen Schandritt auf dem Maulesel mit dem Gesichte gegen dessen Hinterteil und eine Narrengugel auf dem Kopfe, an deren Ohren die Schellen klingen! Lieber sah er seinem

Rößlein zwischen den gespitzten Ohren hindurch. Er versorgte seinen Koffer auf einem Schiffe, das nach Linz fuhr, und ritt aus dem Schottentor, als die Sonne sich gegen den mauergekrönten Leopoldiberg neigte.

In Tulln war er durch eine Kur aufgehalten, die er an dem Abte des Donauklosters Wilhering vornahm, der aus allzu üppigen Gelegenheiten vom Stifte Klosterneuburg nach Hause reiste. Und als er dann nach Linz kam und auf dem Umschlagplatze nach seinem Koffer fahndete, mußte er hören, daß dieser einem Güterwagen aufgeladen sei, der mit ungrischem Gute nach Salzburg rollte. Der Koffer war in der Eile des Aufbruches falsch gezeichnet worden. Die Faktorei versicherte ihn der gewissenhaftesten Rückstellung, aber Hohenheim nahm, dem westwärts gewandten Zuge seines Heimverlangens folgend, das Ungeschick für einen Wink und verlangte nur eine getreue Verwahrung im Tunkelschen Kaufhause zu Salzburg, bis er sein Gut selber hole.

Er fühlte sich durch die unvorhergesehene Entfernung seines Zieles eigentümlich erleichtert. Der gewaltsame Aufbruch von Wien, wo er schon sein Dach gefunden wähnte, hatte ihn wieder scheu und flüchtig gemacht. Ehe er das Schicksal seines Koffers wußte, sah er mißtrauisch zu den Gesichtern der langen, hageren Menschen auf und forschte nach aller Widerwärtigkeit, mit der man dem Fremdling begegnen werde, der sich ungebeten festsetzen wollte, um seinem Werke nachzuleben. Feindlich mutete ihn die Stadt an, in der er Schutz und Unterhalt suchte, wie jeden schöpferischen Menschen, der berufen ist zu schenken und nicht zu nehmen, all und jedes einzuengen vermag, von dem er auch nur die Billigkeit erwartet, die Menschen sonst als selbstverständlich voneinander fordern. Da er sich unverhofft weitergeführt sah und von der Stadt an der steilen Donaupforte nichts begehrte als eine kurze Rast, erschienen ihm Mensch und Mauer freundlich unter der Frühlingssonne.

Er ritt stromaufwärts in die Abtei Wilhering, wohin man ihn zu einem Trunke Wein geladen hatte, und nahm von

dort nach all den guten Bechern in glücklichster Befangenheit seinen Rückweg über die Hochfläche, die weithin von lichten Gewölkbänken blühender Obstbäume bezogen war. Hochkantig und greifbar nahe sah er die dunkelblauen Vorberge der Alpen, ihre Schneereste glühten gegen Westen hin unter dem Abend. Der blaßgrüne Himmel des Horizontes und die üppiggrüne Saat einer weitgerodeten Erde klangen einander an wie kraftgeschwellter Wille und zärtliche Verheißung. Noch jubelten Lerchen, als sei des Lichtes kein Ziel gesetzt. Und doch hatte er zu lange im Refektorium des Donauklosters gezögert. Er konnte den Turmhahn auf der Kirche des Städtleins Eferdingen nicht mehr erkennen, als sie ihm nach langem Parlament ein Tor geöffnet hatten und er unter der Einfahrt des Gasthofes abstieg.

Während Hohenheim an einem Stücke Rauchfleisch kaute und nach all den edlen Trünken in Wilhering dem saueren Moste nur mäßig zusprach, holte ihn der Wirt über Art und Gelegenheit der Reise aus und ließ etliche Worte fallen, die auflauschen machten. Sie hätten zu Eferdingen nicht nur die weitberühmte Kirche, um die Linzer und Welser sie beneideten, sondern auch ihren Pfarrherren, den Doktor Hans Brandt, um dessentwillen schon mancher von der Reichsstraße abgebogen sei. Denn der Doktor habe einen kumistischen Keller, darin statt Stückfässer stinkende Öfen dunsteten, gebogene Kolben und Schnabeltöpfe von giftigem Gesudel brausten. Mit jedem Zauberer nähme es der hochwürdige Herr auf.

Ein hoffnungsloser Sprühregen verschleierte alle Schönheit des vergangenen Abends, als Hohenheim dem Torbogen des breitesten Hauses zu Eferdingen zustrebte, um bei dem geistlichen Magier vorzusprechen. Er fand einen Mann, dessen kühle Art in merklichem Gegensatze zu den wißbegierig blinkenden Augen und zu der leise bebenden, bedeckten Stimme stand. Die breite, leichtbewegte Stirn war von wirrem Haar umstanden, das schon reichliches Weiß durchlichtete, die verdickte Nase, die Wulstlippen und vorstehenden Augäpfel verschönten das volle Gesicht kaum.

Hohenheim sparte sich nicht, und wenige freimütige Äußerungen lösten den Zwiespalt. In die Wangen des Pfarrherrn stieg eine freudige Röte. Sie brauchten keine Beglaubigungen. Ihre Rede floß zusammen, als sei sie von den Wellen zweier Arme eines und desselben Stromes getragen. Welteinsam waren sie beide und begegneten einander nun in ihrer Kunst, die über dem abseitigen Wanderleben des einen und dem entlegenen Amtssitze des andern ein mütterliches Firmament breitete. Je länger sie sprachen, desto lebhafter und kürzer wurde ihr Ausdruck, und oft genügte ein Blick und Wink, Einklang oder Geschiedenheit der Meinung zu erschöpfen, denn jeder kannte den tieferen Grund des andern.

Der befreite Pfarrherr ließ Hohenheim nicht von sich, die Zeit verging ihnen unversehens. Und als sie am Abend leuchtenden Auges und heiterer Stirn einander gegenübersaßen, fühlten sich beide gunstfreudig und beschenkt zugleich. Sie schwiegen eine Weile, freundlich beschattet von den reichen Gesprächen dieses Tages, während ihnen ein Diener mit einfachen Speisen aufwartete.

Doch allmählich begann es beiden vor der Seltenheit ihres Erlebnisses und vor dessen Weltabgewandtheit zu bangen. Sie waren ein wenig müde. Fast vorwurfsvoll und warnend erhob sich die Zeit vor ihnen.

«Er hat recht», begann der Pfarrherr seine Selbstverteidigung gegen den Zeitlauf, «recht zum dickeren Male, und ist kein gringer Mut, wider den Papest vor dem Kaiser und Reich zu bellen. Jedoch hat er ein Argument vorbracht, das nicht ein jedlicher Mann deutschen Gemüets, hoch oder gring, vorlängst hat erhoben? Was blast er ins Feuer und lässet die Elixir nicht reifen? Ist ein Aufhebens, ein Gschrei in Stadt und Land, doch nicht meh danne der alt Hader: Hie deutsch, hie wallisch! Und Rom ist verlottert, und das deutsch Wesen ist stark wordin, so wölle alls nach Grad und Potenz aus ihm selber hervorgehn. Was tuet not, den Johannem Huß und seine Lehr oufs neu fürstelln!»

«Ich bin us Polen und dem Siebenbürgischen ankummen,

do alls im Alten lieget, und habs ze Preßburg erhört, ze Wien gsehen und gleſen, ouch do unde dort uf dem Lande. Sie treibend ein Disputaz, als ſije ihnen ein nüs Weſen offenbar und ſie des Worts gewaltig worden an ihme. Es kunnt wohl ſin, daß ſollichs derſelb Grad allbereits ſije und die Potenz us ihnen ſelbſten, ſo Üer Ehrwürden naturaliter verlanget. Das will mir ſcheinen: des Wittenbergers als eins Menſchen Mund vermüget allein den Lout nümern ze gewinnen, wenn ihm die Ohren der Welt nit längiſt entgegenloſeten, des Louts gewärtig.»

«Nein! Nicht, Herr Doktor!» Der Pfarrherr ſchüttelte abwehrend die geſpreizte Hand gegen Paracelſus über den Tiſch hin. «Nit alſo! Der Baur iſt gſchunden und hört die Trummel, doran er ufkummt. Der Bürger iſt ſatt und voll Übermuts, ihn gluſt't nach neuem Weſen. Hab ich der Gemeind ehedem gepredigt, kurz und guet, als denen Moſtſchädlen iſt grecht, ſie hans gehört und ſein in Frieden ihres Wegs gangen. Das iſt nimmer. Sie wiſperen und murmeln, ſtecken die Köpf zſamm, winken mit den Händen in währender Predigt und Meß, ſein vor vier Wochen oder acht ufkummen gſandtſchaftsweis; Euer Wirt hüben iſt keiner von denen Letzten gweſt. Ich ſtund am Feuer, und der rot Drach hat ſein Zeichen an der Eſſenz uffſcheinen lan, do hab ich den Prozeß ufgeben müeſſen und für ſie treten. Sie wöllen beiderlei Gſtalt des Sakramentes, und das ohn Lohn und umb Gottes Willen. Sie wöllen ein lauters Wort gepredigt, ohnverfälſcht. Sie wöllen die Freiheit des Chriſtenmenſchen von mir und als ein Chriſtengmeind ihren Lehrer und Prediger beruefen und einſetzen. Ich ſollet dem Papeſt abſchwörn und gegen den Ablaß von der Kanzel reden. Do ſaget ich denen, ſie ſulln nur fleißig fürgehn in Werken der Freiheit. Auch das Tier ſeie von Gott ſo frei erſchaffen als der Menſch, da ſulln ſie ihre Ställ uftun und die Halfter loſin, Roß, Rind, Schaf und Schwein frei in den Acker loſſn. Und ſie ſulln deſſengleichen dem Gewächs die Freiheit gunnen, wachs was will, und nicht do Haber und dort Ruben,

Gerſten und Arbes. Ich aber brauchet nimme dem Papſte abſchwörn, dann ich hab ihm niemalen nicht gſchworn, ſondern Gott allein mein Gelübd tan. Gleichermaßen niemalen ein Ablaß usgſchrieben noch 'prediget. So ſie aber meiner nimmer gedulden, ſo ſulln ſie ein Beſchwer wider mich ufſtelln, daß ich ſeie ohngetreu gweſt und meines Ambts nicht wert. Das wöllt ich mit einem gewiſſen Boten an ſeinen Ort bſtelln auf Ehr und Treu. — Do iſt der Schreiner Samberger fürtreten, und ſie hättin nütz gegen mich und ich ſeie ihnen ſchon recht, aber der Baur wär in Unruh, und alſo müſſet etwas gſchehn. Do hab ich ſie uf den nächſten Sunntag in die Kirch geladn und ihnen fürgleſen, was der Wittenberger hat im verwichen Jahr ausgehen lan, ein Libell: ‚Ermahnung an alle Chriſten, ſich zu hüten vor Aufruhr und Empörung.' Allein das decket nit zu. Sie ſeind all ufgſtört. Mir bangt umb die Kunſt.»

Sie ſchwiegen beide und hörten, wie der Regen aus den Speiern des Kirchendaches in die Lachen fiel. Dann durchbrach Paracelſus die rauſchende Stille.

«Was vermöchtend die all wider die Kunſt!»

«Lieber Doktor, habet Ihr nit gſprochen, daß Ihr nach Salzburg wellt, umb ein Frieden und Raſt zu gewinnen?»

«Alſo ſag ich, und ſo erſcheinet es mir. Jedannocht es treibt in mir über dem Wort und Schein hinweg. Ich bin nit meh dann das Rad und fühl des Weges Stein, und min Imaginaz auferbauet ſich an eim Bild des Friedens, als müeſſet alls in mir nach minem Willen ſtohn. Was aber in mir wächſt und min Rad treibt, das lebt keins Menſchen Willen nach und muoß wachſen us ihme ſelbſten, ſollet ouch die Welt umb mich her verderben. Das iſt die Kunſt. Davor ſoll Üer Ehrwürden nit bangen.«

Der Pfarrer ſah ſtill vor ſich hin und lauſchte nach, und es glätteten ſich ſeine Züge.

«Ihr habt ein ſtarken Glauben, Doktor Theophraſtus. Und es iſt der Glaub, der die Welt hat erſchaffen.«

So ſuchten die beiden ihre Ruhe wieder und fanden noch

manches Wort des Trostes, an dem sie ihrer Welteinsamkeit vergaßen.

Als Paracelsus am andern Tage auf sein Pferd stieg, öffnete sich das Lugscheiblein an einem Fenster des Pfarrhauses, und er grüßte noch einmal die Augen und die ernstgeneigte Stirn.

*

Am Morgen des Sonntags Rogate fand er in einem salzburgischen Gebirgsflecken die Bauern dichtgedrängt und laut in der Wirtsstube sitzen, die der Ortspfarrer offenhielt, und den Pfarrer mitten unter ihnen.

Sie mochten schnell getrunken haben. An dem knurrenden Spotte und erbitterten Pochen, damit sie ihrem Hirten zusetzten, war zu hören, wie unerwartet und befreiend ihnen eine Visitation des Pfarrwesens durch den Archidiakon des Hofstiftes erschien, die in nächster Zeit bevorstand.

Allein der Pfarrer, ein breitschultriger, vollblütiger Mann, dessen weinfeuchter Bart die Brust bedeckte, gab jeden Hieb mit einem Lachen zurück und zwinkerte seinen Gegner aus schwimmenden Äuglein fast höhnisch an.

Sie hießen ihn einen Hurer, hielten ihm die gespreizten Finger unter die Nase, um vorzuzählen, was sein Halbdutzend Bankerte der Gemeinde koste. Der Pfarrer blies lachend auf die arbeitskrummen Finger.

«Davor hab ich dem hochehrwürdigen Archidiakone, dem Kaspar Tannichperger, zween Guldin rheinisch geben. Der soll nur ankummen und mein junge Brut visitiern! Den will ich weisen!»

«Von wanne hast du zogen dein zween Guldin? ... Von der Gmeind!»

Und sie schrien ihn um die Heller an, die er für Kummunion, Beichte, Ölung, Taufe, Todfall, Leichlegen und Besingnis nahm; sie rieben ihm Schreibgeld und Trinkpfennig vor, die er härter aus ihnen presse als die landesfürstlichen Notare und Amtleut. Dann sprang einer auf, hieb den Krug

auf den Tisch, daß der Wein spritzte, und donnerte über die roten Köpfe hin:

«Is alls kei Sach nit — ist kei Sach, lieben Brüeder! Wir san Bauren, wir san der arm Mann und wissends in Einfältigkeit und Niedertracht und sehends an uns und dem Viehe: der Mensch muoß sei Notdurft han! Der Pfarrer ist der selbige Mensch und muoß sei Notdurft han, und soll ihm vergunnt sein, daß er sei Notdurft hab. Ist ein Mensch in Saft, der will ihn mehren. — Aber lieben Brüder, was ich klag und ist mei Beschwerung: er hat das Gotteswort und Evangeljum verdunklet und ergedrückt und uns Bauren, als dem gmeinen, armen Mann, gar wenig entdeckt und geoffenbaret.»

Es war stiller. Sie murmelten und nickten, zogen unter dieser Rede die Köpfe ein, da sie von ihrem Alltagszorn abgetrieben und in eine Weite geführt wurden, der sie noch mißtrauten. Der Lindl Lauentinger war Botengänger und kam ins Gebirg und in den Flachgau. Er hörte mehr als sie und redete zuweilen über ihre Köpfe hinweg.

Der Pfarrer stand auf.

«Ös sollts mich schon unverholin predigen hörn, daß enk die Mucken aus dem Schädel schwärmen, ös Baurentröpf!»

Er ging und schlug die Tür zu. Bald darauf läutete die Kirchenglocke.

Die Bauern schwiegen noch eine Weile. Auch die Predigtdrohung duckte sie. Dann aber ermannten sie desto lauter. Und Hohenheim sah, von ihren rauhen Lauten umtost, heißere Flammen aufgehen als Strohfeuerflammen, die an Wirtshaustischen brennen. Sie waren die Peitsche gewohnt, stutzten vor Drohung und vor dem Neuen, das für sie je und je schärferen Zwang und Drang bedeutet hatte, aber sie begannen ihr Menschentum zu sammeln, und das brach nach dem ersten Mißtrauen durch, wie ein verzweifeltes Wild durch die Lappen geht. Sie schrien einander ihre Not in die Ohren, als fänden sie das erste Wort seit Väterzeit. Ihre Hufen

gingen zu Grund, ihre Felder verdarben, der Viehstand verkümmerte ihnen, trotz gedeihlicher Pflege, Aufzucht und gutem Schlag, kaum daß sie für sich und die Ihren Nahrung fanden. Und sie gingen in schäbigem Leder und Lumpen, sie und alles um sie her, so Arbeit als Weib und Kind war vertan und vergeben, kaum einer, der nicht voll Schulden hing wie ein Schaf voll Zecken. Des Teufels Dreifaltigkeit, war über sie der Reut-, der Maien- und der kleine Zehend gestellt, zu der mußten sie beten. Den ungeschmälzten, bitteren Haberbrei sollten sie däuen, daß dem Herren der Dienst an Schmalz, Käse, Schwein und süßem Korn erfüllt sei. Der Baurensohn blieb Knecht noch mit ergrautem Haar, um das Anleitgeld zu sparen. Springt aber Herrensohn oder -tochter ins Brautbett, sie mußten ihnen die Hochzeit richten. Wird der Herrensohn zum Ritter geschlagen, für Fest und Bankett schwitzten sie die Rittersteuer. Und noch sog die Weihsteuer am Lande, weil sich der Erzbischof, der Matz Lang, vor fünf Jahren an Prunk und Prahlerei bei seiner Installation nicht genug hat tun können. Wohin sie brennenden Auges sahen, alles fraß Umgelt, Stift, Tax, Dienst, Robot.

Und doch verloren sich da und dort über den besudelten Tischen die verfluchten Namen aller ihrer Pein, denn der Lindl Lauentinger hatte nicht zum erstenmal gesprochen, und sie wußten, daß es in der Gastein, in der Rauris, gleichfalls als im Pongau und nieder in Steiermark fließend und offen geworden war wie die Wunden des Heilands am Kreuze. Der wittenberger Mönch hatte ihnen den Schild gegeben, wider den Pfaffen und Herren nicht mit Feuer und Schwert ankonnten: das Wort, das Wort war aufgestanden! Und unter ihm wuchs der geschundene gemeine Mann, der aller Welt niedriger als das Vieh gegolten, zum Menschen in Gottes Hand.

Sie wußten ihre Not so offenbar vor aller Augen, daß sie sich um den Fremdling nicht kümmerten, der still in seiner Ecke saß, immer ernster dem Geschrei lauschte. Sie beachteten es kaum, daß er mit ihnen hinüber in die Kirche ging.

Der Pfarrer stieg behutsam die Holzstufen zu seiner Kanzel hinauf, hielt sich mit der Linken an das Geländer, in der Rechten führte er eine Kanne mit und hatte die Bibel unter den Arm geklemmt. Er blätterte lange hin und zurück, dann drückte er den Zeigefinger auf den Text, fuhr in den Bart und sah finster auf die Gemeinde nieder.

«Gott grüeß enk, alle meine Schaf und Böck in der Hürden! Ös habets mir ein Predigt ghalten auf diesen Morgen, das war kei Gotteswort nit, so will ich enk anderst predigen! Hie stehet in des Apostels Sendschreiben an die Philippiker also!» Er beugte sich nieder, fuhr langsam über die Zeile und las mit schwerer Zunge: «Omnia arbitror ut stercora — also stehet es hie. Und keiner von enk, Bauren, weiß, was dasselb Wort heißet, dann es ist auf Latein gschrieben, und ich mueß das Wort deutschen, sunst ganget ihr davon in Blödichkeit, unwissend des Worts. — Omnia arbitror ut stercora — das heißt: ich halt alls Ding vor ein' Dreck. So saget der Apostel Paulus, und so sag ich, des sollts ös wissen, ich sag das selbige mit ihm. Enker Schmach- und Schimpfreden, wider mich ausgespieen am Sunntag Rogate: ut stercora. Des Arsdiakonen Visitatio — der soll mir ankummen! — ut stercora. Ös wöllts wider mich mit Beschwerung, als der Lindel Lauentinger saget, und der hats ufgschnappt in der Gastein oder Rauris, allinthalben im Land und bringets für! Ös blökts ihm nach. Bauren, ös möget still sei, fei still! Ich weiß von eim jedlichen meh, dann ihm lieb ist. Soll ich berueffen mit Namen, ein umb den andern: der ist im Holz gwest und hat heimlich gschlagin — steht der Galing drauf; der ist am Bach gwest und hat heimlich gfischet — steht der Galing drauf; der ist im Wald gwest und hat heimlich gejaget — steht der Galing drauf! Nein, mit nichten, so wahr mir der Herrgott helf in meiner letztin Stund, ich will niemand nit berunffen oder mit Namen weisen uf ihn. Dann was alls ös wider mich schmähets, und was alls enk auf dem Gewissen juckt, als wie dem Hund die Flöh, daß ichs sag mit dem Apostel Paulo: ut stercora!«

Die Bauern, die schon murren wollten, waren sehr still geworden. Der Pfaffe bückte sich, hob den Krug und trank. Er wischte den perlenden Bart mit seinem Ärmel.

«Grüeß Gott enk allesamt, ös meine lieben Schafböck, wellich also trefflich blökn! Machts auf die verschlaffen Augen und sehts an, wer ist mit enk, und wer ist, der den Bauren drucket? Hab ich weitumb Schlösser, Burgen und adlig Sitz, mit dem Bluet und Schweiß ufgebauet, als der Lindl Rüebler selig, seine fürstliche Gnaden zu Salzburg? Oder hab ich eine Weihsteuer ausgschrieben vor den tausendfältigen Hochmuet, Prunk, Gelach und Tanz als der Matthias Lang, seine fürstliche Gnaden zu Salzburg? Und sitzend meine Vettern und Brueder mit Kind und Kindskind etwan auf enkeren Huebm und zehren? Du blinder Baur, du Tölpel, tu auf dein verschlaffen Augen und siehe, wo dein Feind sitzt! Ins Teufels Namen, Potz Marter und sieben Wunden, sieh dich umb! Ich trag ein ledern Wams als du, ich eß mein Brei als du, meine Kinder san verlauset nit anderst dann die dein'. Wo ist die groß Pracht? Wo laufen all Pfründen zue? Wo ist das verstockt Gmüet vor deiner Not, Baur? Wohin lauten deine Schuldbrief, Quittung, Verträg und ander Brief? — Dort lieget des Teufels Dreck und Pestilenz, hauchet enk an, nimbt den Atem, daß ös erstickts. Des sollts ös fei bedacht bleiben! Allein der Schimpf und Schmach, mir antan am Sunntag Rogate von enk, meine lieben Schafböck, und die Visitatio, so mir seine fürstliche Gnaden andreuet, daß ichs enk sag und daß ös wissts nach des Apostels seligen Worten: ut stercora!

Ös seids mit Grimm ankummen,
Ös habts des Pauli Wort wahrgenommen
Nach seiner Weis,
Allen Heiligen Lob, Ehr unde Preis
Im Namen des Vaters, Sohns und heiligen Geists.
Amen!»

Er brach polternd auf seine Kniescheiben nieder und begann mit fröhlich gehobener Stimme zu beten, ließ seinen Bauern nicht Zeit, zu stutzen und zu erwachen. Und sie fielen gehorsam mit leiernden Stimmen ein, wie sie von Kindheit auf gewohnt waren.

Als Paracelsus dann am Friedhofe vorüberritt, ging die Gebetmühle immer noch. Der Pfarrer wußte, wie er sein Korn klein bekam.

Paracelsus dachte an die zeitbedrängte Seele seines Freundes zu Eferdingen und wußte nun den tieferen Grund der Sorge. Der Ortspfaffe und der hochgelehrte geistliche Herr zu Eferdingen, die Amtleute und Fürsten, sie verkannten alle das Feuer, das unter der Schlacke lebendig aufging. Beruhigung suchten sie dort, wo sie zu verstehen meinten, und darum blieb ihnen die Furcht im Herzen sitzen, denn das Herz läßt sich nicht überreden.

Auch ihm war es schwer zu Mut. Auch er suchte den Frieden.

*

Sie saßen der Reihe nach auf der Bank im Laßstüblein, und der Bademeister Hans Rapl traf selbst die Vorbereitungen, zwei Gesellen halfen ihm. Er legte auf einen Schemel die Laßeisen und Schröpfköpfe, die Binden, Pflaster und etliche Olitäten zurecht. Auf das ehrerbietigste antwortete er seinen Gästen, die wohlgedämpft in ihrer geröteten Haut und noch ein wenig gedunsen nach der reichlichen Ratssuppe des Fronleichnamfestes auf den neuen Doktor warteten, von dem man gehört hatte. Hans Rapl machte unnötig viel Wesens um diesen Paracelsum.

Ein Salzburger, gedecktes Lachen folgte ihm aus der Badestube, öffnete ahnungslos die Tür. Auch er, in seiner unbekümmerten Nacktheit, wollte der Blutfülle ein Pförtlein gönnen, da er aber die Bank dergestalt besetzt sah, versank er in eine tiefe Verbeugung, stammelte irgend etwas, preßte mit beiden Händen den Handzwilch auf den Bauch und wollte entschlüpfen.

«Heran, allerwegen heran, Meister Jorig», rief einer der Herren.

«... Euer Hochmöglichen... Euer Großgünstigen... Euer Hoch=... Wohl=...» damit war Meister Jorig wieder verschwunden, und die Herren auf der Laßbank strichen nicht ohne Wohlgefallen an dieser Bürgertugend die Bärte.

Obenan saß der Bürgermeister Virgil Waginger aus der Milchgasse. Er pflegte sonst am Gries zu baden, war aber der Verabredung gefolgt. Neben ihm saßen Hans Wetzl vom Kai, Amandus Grützner und Heinrich Matsperger, alle drei Ratsbürger des inneren Rates, hochansehnlich, Zechmeister oder Kaufleute. Ihnen folgten Meister Ludwig Alt, ein Nachbar des Bürgermeisters, Moritz Wieser vom Griesmarkt, der sonst auch in die Stube am Gries ging, Virgl Fröschlmoser, dessen Augen sehr weltläufig blickten, und dessen Mund alle Überlegenheit des sehr vermöglichen Mannes verriet, er wohnte in der Tragasse und besuchte gewöhnlich das Spitalbad, sodann der alte Hans Strobl aus der Judengasse und sein Nachbar, der Apotheker Koppler, sämtlich Genannte des äußeren Rates.

Kein Wunder, daß Meister Jorig Veichter, Zinngießer von enthalb der Brucken, sich völlig unberufen fand.

Den Herren hatte der ehrsame Schreck doppelt wohlgefallen, da sie unter dem Drucke zweier landesfürstlicher Libelle standen, in denen der Kardinal und Fürsterzbischof seiner Residenz eine Stadt= und Polizeiordnung gab. Schon wochenlang beschäftigte die Neuordnung den Rat. Man fühlte eine gewandtere Hand als die des früheren Widersachers und Landesherren, des Lindl Ryebler, und diese Hand griff nach dem unglückseligen lateinischen Krieg des vorigen Jahres doppelt fest zu. Hin war für alle Zeit der Traum von Reichsfreiheit, wenn nicht — das meinte der Apotheker Koppler unter einem Stirngefältel, das sich zwischen Sorge und einer äußersten Hoffnung kräuselte — wenn nicht der Bauer eine andere Freiheit bringt, aus der die altverbrieften Rechte wieder erhoben werden könnten.

«Der Baur? Ei, laßts den Bauren aus», meinte der Kaufherr Virgil Fröschlmoser. «Der Baur hat ein hungriges Maul und einen unverdrossnen Magen, der schluckt unser Haus und Guet und nimbt das altverbrieft Recht hintan vor Konfekt oder Latwerg. Laßts fein den Baurn aus! Ich hab enk mein'Kundschaft verzählt. Der Matz Lang soll allweil Libell ausgehen lan und Ordnung wider Rumor und Empörung, der wird recht froh sei, so ihm der Bürger seine landesfürstlich Haut wahrt!»

«Sollichermaßen mueß es kummen und anderst nit», meinte Hans Wetzl vom Kai und wollte noch Treffliches bemerken, da trat der neue Doktor ein.

Theophrastus war von der Ansehnlichkeit dieser Badesitzung unterrichtet worden, und es lag ihm daran, den Herren wohl zu dienen, denn manches hatte sich in Salzburg geschickt, was ihm Frieden verhieß.

«Dies ist der ehrwürdig und hochgelahrt Doktor Theophrastes und hat sein Bestandherberg beim Wolfgangen Büchler im Häusl an dieser Kumpfmühl zenachst gegen der Badstuben über», so sagte Meister Hans Rapl und machte, da sich der Doktor nicht allzusehr verbeugte, eine desto tiefere Reverenz für ihn.

Die Herren zeigten sich einverstanden, als sei damit ein Vertrag abgeschlossen. Hohenheims kleine, bewegliche Gestalt hatte sich bereits abgewandt und prüfte die Instrumente, Pflaster, Schmieren, dann winkte er einem Badknechte und trat an den Bürgermeister heran. Er musterte den behäbigen Körper, ohne sich um die neugierigen Blicke der Ratsherren zu kümmern, stellte seine Fragen, die offenbar ungewohnt waren, denn sie wurden mit Befangenheit beantwortet, fühlte Pulse, klopfte und horchte da und dort an dem Bürgermeister, dann sagte er:

«Wollet Üch hinwiederum setzen, günstiger Herr. Üch drücket zuzeiten die Leber, sunderlich im Lenz, und ist ein merklichs Stechen darbi.»

Virgil Waginger gab es zu und sah die andern bedeutsam an.

Hohenheim hatte den rechten Arm des Bürgermeisters ergriffen, wies dem Badknecht die Stelle und sagte kurz: «Epatica!»

Der Knecht wollte das Laßeisen ansetzen, Paracelsus fiel ihm in die Hand und verordnete oleum myrrhae. Da ihn der Gesell nicht sogleich verstand, rieb er selbst die Laßstelle mit dem Öl ein und überantwortete den Arm der Kunst des Knechtes.

Er ging von Gast zu Gast, ließ ihnen die Cephalica, Mediana, Salvatella, die Venen in summitate nasi, retro aures, inter pollicem et indicem schlagen, je nachdem er die Herren an Haupt, Herz, Augen, Lunge, Nieren oder Milz schwach befand oder zusagen konnte, daß sie zu Schwindel, Flüssen oder Krämpfen neigten. Endlich sprang allen der lebendige Quell von Arm, Hand, Nasenspitze oder aus der Vene hinter dem Ohre hinab in die Rinne, in die ein Schöpfknecht zuweilen dampfendes Wasser nachgoß, um das Ratsblut in den nahen Flutbach abzuschwemmen. Und die Herren fanden sich alle außerordentlich behandelt, sie waren erstaunt über die Sicherheit des ärztlichen Blickes.

Hohenheim verließ das Laßstüblein, als er die Vene des letzten Gastes bezeichnet hatte. Er wußte, daß ihnen noch Fragen auf der Zunge brannten, die er nicht allzu eilig beantworten wollte; sie sollten drängender werden und seinen Boden bereiten.

Gegenüber dem Raplbade, eingezwängt zwischen Kumpfmühle und dem Steinwürfel des Oberthränktores, kauerte die kleine Behausung, ihren Rücken an die Stadtmauer gelehnt, beschattet von deren Wehrgang. Eine Stube, eine türbreite Flur und eine Kammer der Stube gegenüber deckte das Pultdach mit krummzügigen, vermooften Hohlziegelrillen, es drückte die Wand, daß sie sich bog.

Und als der neue Doktor aus der Badestube auf die Gasse entschlüpfte, befriedigt von dem Eindrucke, den seine Diagnosen gemacht hatten, sah er, wie klemm und eng, von

Stadttor, Mauer und Mühle bedrängt, sich seine Herberge duckte. Der breite Zettel, der seine Künste pries, hing noch an der schmalen Pforte, wie eine fußfällig dargereichte Bittschrift. Er griff sich an den Hals und lüftete das damastene Brüstlein. Im Eintreten riß er mit einer schnellen Bewegung den Anschlag ab, eilte, ohne die Türen zu schließen, an seinen Tisch, schnitt den Zettel auf ein Viertel zusammen und beschrieb die Rückseite mit seinem Namen: Theophrastus Paracelsus, beider Arzneien Doktor. Den nagelte er an die Stelle des alten.

Und er musterte seine Stube. Bänke, Tisch, Bücherstelle, Truhe, selbst der Rand des klotzigen Ofens überhäuft mit Töpfen, Büchsen, Gläsern, Büchern. Seine Kleider hingen an den Bettstangen statt der Gardinen. Auch die Wand war mit Taschen und Instrumenten eilfertig behängt. Nichts sah dem Frieden gleich und jener gemachen Bürgerlichkeit, in der er festsaß.

Er lauschte, machte einige Schritte den niederen Fenstern zu, die kaum Licht für den Tisch boten, trotzdem es auf Mittag zuging. Und blieb stehen. Die Mühle, die Mühle! Fast glaubte er den Boden beben zu fühlen von den gleichmäßig stampfenden Schlägen. Tag und Nacht, immer der gleiche Gang, er hatte ihn beinahe gewöhnt. Nur in der Nacht weckte das Pochen, wie ein heimliches, stetiges Warnen. Unablässig wie die Kumpfmühle sein Ohr einhüllte, spann ihn, den Peregrinus, die Stadt ein.

Der andere Arzt, auf den das salzburger Heilwesen noch ankam, war hofgesinnt und den Bürgern verdächtig, da sie meinten, daß er aus ihren Reden in Residenz und Kapitelhaus gangbare Münze schlug. Da hörte man von den geschickten Kuren des neuen Arztes nicht ungern, gönnte ihm den Zulauf, stellte harmlose Fragen, fand ihn politisch frei, reisemüde und als einen Junggesellen, der des Heims ermangelte. Man wurde bedacht, ihn von der Krone, wo er zunächst eingekehrt war, abzuziehen; in der Krone ging es herrenmäßig zu. Die beiden Raplbader, der Hans und der Wolf-

gang, waren verläßliche Leute. Die Räpln baderten seit Urgroßväterzeiten beim Oberträntor. Doktor Theophrastus erhielt wider Erwarten einen Antrag, auch fügte es sich, daß in dem Häuslein des Wolfgang Buchler für ihn, wohlfeil und sehr gelegen, seine Bestandherberge gefunden wurde. Und die Witwe Weinnösselin wohnte auf dem Oberträntore mit ihrer schönen Kathrein, sie versprach um neun Kreuzer Wochenlohn zu waschen, zu betten, das Haus zu reinigen, ihm zuzutragen und, wenn er dessen bedürftig wäre, seiner zu warten. Und die Barbara Gamsterin, die im Mühlhause wohnte, kam sogleich mit einem kleinen Leibschaden und großer Nächstenliebe, sie versprach ein Auge auf das Häuslein zu haben, daß es auch getreu von der Weinnösselin behütet werde und es dem Herrn an nichts gebräche, denn die Weinnösselin und die Kathrein seien von der leichten Art, sie flocht auch einige Bemerkungen über ihren Hausgenossen, den Michel von der Conntrey ein, die nicht unbedenklich klangen. Und Michel von der Conntrey litt an Podagra. Er war Hatschier-Oberfurier am kaiserlichen Hofe zu Wien gewesen, trug einen gefärbten Bart, warnte vor der Bereitwilligkeit der Barbara Gamsterin und brachte Hohenheim in die Wirtsküche des Christof Ris am Brotmarkte.

Paracelsus senkte den Kopf. An dem zerschnittenen Papiere auf seinem Tische hing noch ein Glanz der Fremde, Weite, Freizügigkeit. War er des Landfahrens und des Dranges so sehr gewohnt, daß ihn die freundlichen Schickungen dieser Stadt beengten? War Kampf und Unfrieden sein eigentliches Leben, so daß er mißtrauisch wurde, wo sich Hilfe und Glaube fand? Und doch griff er darnach, friedensdürstig und müde der Landstraße. Ihm war, als handle nicht nur das Stadtwesen, in dem er festsaß, für ihn, sondern als treibe er sich selbst in die Enge. Er hatte den Zettel abgerissen, die Anpreisung des fahrenden Arztes, und seinen Namen aufgenagelt, als sei seine Kunst eingebürgert. Seßhaft hatte er sich erklärt, und nicht wider Wunsch und Willen. Aber — er fuhr ungeduldig durchs Haar, ging etliche Schritte hastig

in die Stube — vielleicht wider seine Art, die sich streckte und bäumte.

Aus diesem Zwielicht der Gefühle stöberte ihn der Hatschier-Oberfurier auf. Sie gingen in die Wirtschaft auf dem Brotmarkte. Hohenheim ließ das Gerede seines Begleiters vorüberstreichen, gab zerstreute Antworten. Michel von der Conntrey blieb unverdrossen. Er fühlte seit der Behandlung des neuen Arztes Besserung und hatte ein dankbares Gemüt.

Langsam senkte sich der Staub des Alltags nieder, deckte den Grund und überzog das wilde Geröll, das die unentbundenen Kräfte seines Erzes und Edelgesteines barg, mit einer gleichen, schlammgrauen Haut. Er trug den Bart wie sie alle, er kleidete sich wie sie, lachte mit ihnen, wenn sie sich aneinander belustigten und einer über den andern um Daumensbreite hinwegflügelte, hörte unter Stirnrunzeln den ewiggleichen Groll gegen den Fürsten und Kardinal, den Söldnersohn, der die Bürgerfreiheit drosselte, und er trug mit kräftigen Worten die Gesinnung zur Schau, die sie alle erwarteten, um vollverstanden und entladen von ihrem Schwunge durch das Gemeinwesen wieder auf das vertraute Gerieſel ihres Lebensstündleins zu kommen. Er stand ihnen trefflich bei, sein Ansehen wuchs.

Die Schützen luden ihn zuerst ein, dann die Goldschmiede. Und es dampften kräftige Schüsseln und flossen kräftige Trünke in Salzburg. Der Weinhandel blühte von Glemaun her, wo die Istrianerweine zurollten, und man ließ es kaum unter dem edlen Rifosko oder Czernikoll bewenden. Die Frauen und Töchter — sie verstanden Tucher, Schleirer, Seidennater, Nestler nicht minder in Nahrung zu halten als die bewunderten Bürgerinnen der freien Reichsstädte — waren begierig, von fremden Ländern zu hören, die der Doktor Theophrastes erfahren hatte, und sie zeigten sich, solange der Wein sie nicht preisgab, erstaunt und erschreckt über die Sitten der Italiener, Franzosen, Polen und Magyaren.

Ehe noch der Winter kam, war er wie eine geschätzte Standesperson auf zwei Hochzeiten geladen, und beide Male

bot ihm die Jungfrau Veronika Puechfeldnerin ihre schmale, weichbeschuhte Hand, wenn es zur Kirche oder Tisch ging.

Sie war von schlankem Wuchse, schrägschultrig und weich gerundet, noch ließ das blasse, trockene, wohlgeschnittene Gesicht die Schärfe kaum vermuten. Sie überragte ihren Führer um einen halben Kopf, wenn sie aufgerichtet im Kirchenchor neben ihm stand oder ein wenig steif bei Tische saß und sich die guten Bissen von ihm vorlegen ließ. Während sie vor aller Augen nebeneinander herschritten, trug sie sich schmiegsam und geneigt, und es fiel ihm nicht allzu schwer, Brust und Hals so hoch zu recken, daß er in ihre dunklen, immer halbgeschlossenen Augen sehen konnte, ohne aufzublicken.

«Sie sagen all von Eurer Kunst und Arzenei, Herr Doktor. Da stößet einem das Verlangen zue, krank ze liegen unter Eurer Hand.«

«Davor sije Gott, Jungfrou, daß Ihr müget krank sin, umb mine Kunst und Praktik zu versuechen. Do will ich ehender von diesem Fisch und Sülze Üch reichen, dann mine Arzenei.»

«Das ist eine fromme Red. Gnueg von dem Hecht, wo soll ichs hintun, Ihr überhäufet mich! Allein wünschet Ihr allen das gleich? Wie sullte ein Heilmeister bstahn, so die Leut keine Wehtäg hättind?»

«Es ist des Arzet Ambt und Befelch, daß er ein gschworen Feind sije aller Krankheit, und des Tüfels Hilf und Mehrung sollet er sich lossen baß gfallin, dann die von der Krankheit Gnaden.»

Jungfrau Veronika bekreuzte sich, aber sie lächelte, und ihre Nüstern spielten.

«Dannocht ich habs gefühlt», flüsterte sie, «Ihr habts eine zart Hand und tappet nicht zu als die andern Mannsleut von Adel. Ihr möchts einer Kranken wohl tun.»

Und er fühlte, wie ihr Fuß und Knie sich leise an ihn drängte, während die Jungfrau zierlich und kühl mit ihren Fingerspitzen und einer Brotrinde das Hechtstück zerlegte. Er lachte frei und erwiderte die Vertraulichkeit.

«Do hänt Ihr ein sunderlichs Gluſt, Jungfrau Puechfeldnerin.»

Sie blickte ihn aus beſchatteten Augen an.

Auch die Mutter wußte ihm zu begegnen. Sie war in alten Brokat gekleidet, doch ließ ſie Gold und Stein vermiſſen, darin andere Bürgerinnen ſchimmerten.

Ob er nicht Bürger zu werden gedenke? Der Puechfeldner ſei Rottmeiſter in der Tragaſſen und Zechmeiſter der Samer, er habe die beſten Freunde. Bombaſt verſtand noch nicht, wonach des Marſtallers, Zech- und Rottmeiſters Frau mit ihrem ſäuerlichen Lächeln eigentlich fragte. Er gab zu, den letzten Schritt ins Seßhafte erwogen zu haben, allein er hoffe, den ehrſamen Eheherren nicht erſt bewegen zu müſſen, da der Rat mit dem Bürgerrechte nicht karge.

«Alleweil frei gſaget ... zu Dienſten, zu Dienſten, Herr Doktor, Hochgelahrt», kollerte Ruprecht Puechfeldner, der beſchwerten Schrittes hinzugeſtoßen war. «Es ſoll Enk nit verdrüßen ... ein Wörtl, ein einzig Wörtl ... es koſt' Enk die Hälft. Bürger! Doktor Thephraſtes, Bürger zue Salzburg! Das müeßts ſei und ein Haus haben und ein' Herd ... dann die Zeiten ... Gottsdunner, die Zeiten!»

Er trollte ſich, denn er hatte einen Wink bekommen.

Hohenheim tanzte nicht, und Jungfrau Veronika tanzte gerne und gut. Sie vermochte nicht lange zu widerſtehen. So war er in die Hände der Marſtallerin gefallen, hörte noch viel Liebes und Nahes, wurde nach Haus in die Tragaſſe geladen und verſprach, harmlos berührt, zu kommen. Endlich entwand er ſich doch.

Er ſtand inmitten eines laut und üppig aufſchwellenden Feſtes. Er ſuchte. Aber er fand nur rotgevöllerte Menſchen, deren Augen und Lippen feucht funkelten, die bellend und kirr lachten, ſchrien. Da ſchnürte es ſich ſteigend und dumpf um ſeine Bruſt, der Atem verging ihm beinahe. Die Lichter ſchienen ſtarke Strahlenbündel durch den Dunſt und Schwall zu ſtoßen. Die Geſichter verwandelten ſich: Naſen wurden Rüſſel, Zähne Hauer, die Ohren büſchelig geſpitzt, die Augen

klein, gierig und künstig. Er hörte menschliche Laute nicht mehr. Und wie von einer zähen Wolke des Widerwillens geschoben, wich er schrittweis zur Tür, ertastete seinen Mantel und ließ sich langsam von der quälenden Macht die ausgetretene Holzstiege niedertreiben.

In seiner Stube sah er Licht. Er hörte von weitem keifende, kreischende Stimmen und eilte. Die Weinnösselin versuchte die Witwe Gamsterin mit einem Besen auf die Flur zu jagen, und die Gamsterin ließ einen nassen Hadern gegen den Kopf der Besenschwingerin klatschen. Haarsträhnen hingen beiden über den Gesichtern, sie fletschten das luckichte Gebiß, sprudelten, geiferten. Wenn die Stimme der einen übergellte, stand der andern Zunge zitternd in der höhnischen Höhle still, als warte sie nur, bis die Feindin an ihrer Galle erstücke, um sich über ihr des eigenen Giftes zu entladen. Sie achteten seiner nicht, trieben einander durch die Stube. Endlich warf die Weinnösselin den Besen fort, rannte mit einem gurgelnden Schrei an und verkrallte die Finger in die Haare der andern. Hohenheim faßte zornig das Wasserschaff und goß es über die beiden aus.

Sie fuhren voneinander, starrten auf den neuen Gegner, der ihnen den Kübel vor die Füße warf. Da wurden sie klein und ängstlich, wischten Scheitel, Gesicht und Arme, rafften die triefenden Kittel und verzogen, ohne eine Silbe gefunden zu haben.

Paracelsus sah sich verzweifelt um. Die Stube war geheizt, die Wasserlache roch übel und rann gegen den Koffer hin. Er faßte den Besen, schwemmte die Nässe zurück, warf den Besen in den Flurgang, Schaff und Hadern nach. Er riß Mantel und Schaube vom Leibe, schleuderte sie aufs Bett, stampfte gequält in der Enge auf und nieder.

Noch war er seines Ekels nicht entladen, da hörte er ein Gepolter im Gange. Mit geballten Fäusten sprang er in die Tür. Der Hatschier-Oberfurier fiel ihm beinahe um den Hals.

«Verrammlet ... mit Besen und Schaff ... verrammlet vor der Gamsterin ...»

Wie vor einer Erscheinung wich Hohenheim vor dem grinsenden Gelächter aus dem leeren Munde zurück.

«Wie aus dem Bach zogen ... in Gall und Gift und verrauft und verrissen ist sie angfahren, die alt Kachel ...»

Er gluckste vor Vergnügen.

«Auf der Gaß stehn noch Leut. Recht ... recht ... Ihr habts denen Betteln geben ... Wasser drauf, das löscht!»

Hohenheim starrte den belustigten Glatzkopf an, der in seine Stube gedrungen war, als stünde sie öffentlich zu jedermanns läppischem Belieben.

«Die ist geprellt, das sullt Ihr mir glaubin! Hat ein Aug uf Enk, Herr Doktor Hochgelahrt, die Gamsterin! Ein Strumpf voll Guldengroschen und allerweg noch regsam, ein Witib, und Ihr ein Junggesell, müeßts auch Bürger werdin, ehelichen ...»

Seine Stimme überschlug sich vor Freude.

Bürger werden? Das lag Hohenheim noch im Ohre. Ehelichen? Der Rott- und Zechmeister meinte Haus und Herd. Der Hatschier-Oberfurier verstummte plötzlich. Er sah die kalten, zwingenden Augen, wurde ratlos und befangen.

«... ich ... Herr Doktor, halts zu Gunst ... ich gedacht nicht ... sollet ich ohnversehentlich ...»

«Laßt guet sin, Oberfurier, ich möcht ein Ruh han vor diesen Tag. Uf morgen, uf morgen», setzte er hinzu, denn er fühlte die Harmlosigkeit des andern.

Michel von der Conntrey ging auf den Zehenspitzen wie von einem Kranken, draußen wies er die Leute fort. Der Doktor wolle seine Ruhe.

Später griff Bombast nach dem Stockleuchter, schloß den Koffer auf und kniete in die Nässe nieder. Er hielt das Licht über einen Bund beschriebener Blätter und löste die Schnur. Aufs Geratewohl langte er in die Blätter hinein. Er las. Ein Schatten tiefer Müdigkeit lag über Stirn und Augen. Er beugte sich nahe. Fast vermochte er die dünne braune

Schrift nicht mehr zu lesen. Das war in einem lettischen Dorfe geschrieben worden ...

Der Kienspan qualmt an der Holzsäule neben dem offenen Herd. Er hat ein Brett quer über die Wiege gelegt, in der ein dickes, rotwangiges Kind liegt. Auf dem Tische ruhen Bauer und Bäuerin in wärmender Umarmung unter den Fellen. Die Finger erstarren ihm beim Schreiben ...

Dort hatte er schreiben können. Lebte das noch in ihm, diese seine Welt? Und was geschah mit ihm, um ihn?

Das Licht stand im Koffer, von den engen Wänden des Behältnisses abgeblendet, brach der Schein wie aus einem tiefen Schachte zur Stubendecke hinauf, das zitternde Gesicht des knieenden Mannes wurde gestreift. Sein vorgeschobnes Kinn warf einen tiefen Schatten über das Gesicht, und die Augen verschwanden in den Höhlen.

Wo war seine Welt? Und wo die Legstatt für die Überfracht seines Wesens? Menschen sollte er fühlen, Menschen, die wie Äcker wären, Pflug und Samen wollten, denen er Trost werden könnte oder Ärgernis. Rast hatte er gefunden, keinen Frieden, Ruhe, aber nicht Entladenheit. Es schwieg nur in ihm. Aber es mußte leben und nicht schweigen.

Sein Kinn zuckte, seine Augen waren fest geschlossen, und er flüsterte sich zu:

«Besser ist Rueh dann Unrueh, doch nützer ist Unrueh dann Rueh. Darumb müssend Ärgernis und Laster sin. Weh ihnen, durch die sie kummen!»

Sein Kopf sank vor. Die durchleuchteten Scheitelhaare schimmerten über der Stirn wie eine Flammenkrone.

Von diesem Abend an wußte Paracelsus, weshalb die Mauern der Stadt Jericho vor den Posaunen Josuas eingestürzt waren.

Sein Ruf wurde ihm Beschwer. Man forderte seine Kunst wie eine Fron. Von weither kamen die Schlitten und brachten Kranke oder warteten halbe Tage vor der Tür, bis er die Zeit fand, sich über Land bringen zu lassen. Niemand wollte den

Grund seiner Kunst sehen, und jeder hob Zoll von ihr. Keiner hatte Zweifel, keiner Bedenken. Sie glaubten an ihn, und hätte er ihnen gesagt, daß er ihnen das Licht des Mondes zu Pillen drehe, sie hätten die Achseln gezuckt und die Pillen geschluckt und wären genesen.

In der Weihnachtswoche war Hohenheim an das Sterbelager des Abtes von St. Peter gerufen worden. Er flößte ihm einige belebende Tropfen ein. Der Hofgerichtsschreiber Michael Setznagel, ein Wesensfreund des Scheidenden, hatte noch einmal die Treuesten der Predigtgemeinde berufen, die Johannes von Staupitz am meisten liebte. Der letzte Wunsch, sie noch einmal zu sehen und zu segnen, schien dem Abte verwehrt. Da sie andächtig um das Lager versammelt standen, versank der Abt in eine quälende Benommenheit, aus der er vergeblich emporzuringen strebte. Und in frommem Eifer, das letzte Wort des geistlichen Tröſters zu retten, war der junge Maler Lienhard zu Hohenheim geeilt.

Die Unruhe des Sterbenden wich nach dem Mittel, er tastete über die Brust hin, faltete die Hände und öffnete langsam die Augen. Er wollte sprechen, suchte vergeblich den Kopf zu heben, erst als ihn der Arzt behutsam unter dem Rücken faßte und hob, gewann die Stimme ein flüsterndes Leben. Nahe drängte die Gemeinde hinzu, und etliche knieten auf dem Saume des Bettlinnens.

«Seid gesegnet umb der lauschenden Herzen willen, die mir waren der Trost in diesem letzten Drang. Seid gesegnet mit den lauschenden Herzen insgemein. — Das Wort ist groß in diesen Tägen und findt Gewalt unmaßen. Des Doktor Martinus, der mich sein' Lehrmeister nennet, bin ich ein geringer Schüler worden. Der meisteret das Wort. Wohl dem, dessen Herz eine Scheiden ist, darein das Wort fährt und ruhet ohn ein Wunden! — Und das Wort schreiet uf us dem gmeinen Mann, wie das Gebürg vom Donner. Alle Welt wird laut. So seid ihr leis. Schlüßet das Ohr und lauschet mit euerem Herzen, so werdet ihr den Klang finden, in welchem beruhet, was von Gotte ist und ewig ist, in denen lauten

Worten allen. Dann so werdet ihr euch erquicken an der wilden Predigt der Zeit in ihrer Tiefe und werdet das Stärkist finden im Heimelichsten. — Geht, ihr Lieben, dann es ist die Stund ankummen, da ich muß allein sein, eines Staubes Korn gleich in dem Mantel Gottes. Seid gesegnet allesamt, ihr lauschenden Herzen.»

Johannes von Staupitz schloß die Augen und öffnete sie nicht mehr. Er ließ sich niedersenken. Seine Lippen bebten leise wie unter Gebeten. Und sie ließen ihn allein.

In sich gekehrt, langsam, als folgten sie einem Toten, gingen der Gerichtsschreiber Setznagel, der Maler Lienhard und Hohenheim aus dem Stiftstore. Es war Nacht. Der große Sternwagen flimmerte frostklar. Ihre Augen waren zum Himmel gerichtet.

«Luter ist er gwen, als dieser Stern Licht», sagte der Gerichtsschreiber. «Seine fürstliche Gnaden hat ihme müessen zur der Insul notigen. Er ist dorum doch ein stiller Diener des Worts blieben.»

Der Maler Lienhard fügte hinzu: «Das war sein letzt Sorg, die hat ihn nit verlassen in der Stund des Todes, es müge des Doktor Martinus Streit wider den Antichrist die laut Welt mit einem Schall bitter füllen und unser evangelisch Freiheit uf den Gassen werden ein Gschrei. Der Mann des Friedens und hat recht gsehn! Dann der Wille hat den Glauben übermannt und treibt die Hefen uf in dem Most.»

Bei den Worten der beiden Männer fühlte der Arzt seit langem wieder Menschennähe, da griff seine Rede allzu eilig zu.

«Es ist des Mostes Art, er muoß treiben. Der Abt hat gsät, wir sullen ünser Ohren schlüßen und louschen mit dem Herzen, dann so werdin wir dem Schumen und Schallen der Nature in der Tiefe losen und üns erquicken, indem die andern vor Furcht vergehn.»

Der Gerichtsschreiber und der Maler sahen einander lächelnd an, und leise abwehrend meinte Setznagel:

«Wohl, Herr Doktor, er hat uns gebotin und uns geben ein Zeichen, müge sich jedlicher dornach finden in die Welt uf seine Weis. Er meinet aber kein irdischen Brand nicht, als vor Exempel der hoc tempore ist usbrochen in Österreich, dorinnen der Bauer stürmt und brennt, sundern er meint das ewig Wort.»

«Und ist derselb jetzig Brand in Österrich unde sunst nit als ouch Gottes Wort? Hat Gott nur geredt in Silben? Ist nit ein jedliches: Stern, Mensch, Tier Gottes Wort? Menschen, die do schumen und brinnen, der Doktor Martinus, der Papest, der Baur — all sänt Wort und Zeichen, von Gott in die Welt gsatzt, müessend ufgohn mit Drang und Schall nach der Art. Sänd gesäet, wachsen und verderben nach der Stund, die ist in ihr Nature ingeordnet von Anbeginn. So wir ihnen losen in der Tiefe, als hören wir das ewig Gotteswort, gesprochen durch die Nature.»

«Wunderlich sprecht Ihr, Herr Doktor, und anders. Ihr setzet die Offenbarung als ein dritt Testament und füeget es hinzu dem alten und dem neuen.»

Sie waren stehen geblieben. Hohenheim antwortete:

«Es ist alleinig ein Testament und Zügnis Gotts in ihm selbsten, das ist die groß und klein Welt. Das geschrieben alt und nü Testament lieget alls darinnen, als ein Erz lieget im Berg, als ein Arzenei im Krout. Was kunnt Üch dies wundarlich bedünken? Muoß Gott nit leben in sinen Werken und sine Werk in ihm?»

Da brannte der Maler Lienhard auf:

«Dann ist Guet und Bös nimmer gschieden und alls eins.»

Hohenheim sagte:

«Wer will Üch weisen, was vor Gott ist gscheiden und was einig ist vor ihme? Wir mügend das Ohr schließen und losen mit dem Herzen. Guet und Bös liegt in Chaos und in der ersten Materi. Ist des Reifens ein Kampf, ist eine Däuung, als die Matrix reifet in denen Füeren. So aber die Elixir ist vollend, dann ist Guet und Bös nit meh, sundern allein die Elixir und ihr heilend Kraft.»

«Das ist mir ein Bedenken», meinte Michael Setznagel ernst und freundlich, er senkte die Stirn. «Wir kummen von dem Sterbenden, da will ich eine ander Stimm nicht hören. Jedoch es kunnt mir Zeit und Weil ankummen auch vor Euer Stimm.»

Er grüßte und entfernte sich von den beiden, denn Meister Lienhard mußte den Arzt begleiten, da er das Hornlaternchen trug. Der junge Maler ging voran wie ein Diener, und sein Licht schimmerte auf dem harten Schnee. Paracelsus folgte bitteren Herzens.

War die verlöschende Stimme heiliger als die lebendige, die aus seiner Brust allzu bereit hervorgebrochen war? Hatte er nicht aus des Sterbenden Worten tiefer geschöpft als der fromme Gerichtsschreiber. Sie waren alle erfüllt von der geringen Ehrfurcht und kannten die große nicht. Sie glaubten Gott näher auf den Lippen der Sterbenden als in dem Herzen der Lebenden, denn sie fürchteten die Ewigkeit und liebten sie nicht.

Er sah hinauf. Über der steilen Kluft des Gäßchens schwieg der schmale Himmelsstreifen, kein Sternbild war zu erkennen, nur hundert Sterne, zeichenlos hingestreut.

Unter der Tür wartete der junge Maler, bis Hohenheim mit dem Wachsstocke kam, um ihn an der Laterne anzuzünden. Als er den Dank empfangen hatte, sagte er:

«Am Sunnabend sein wir beim Setznagel und lesen die heilig Schrift. Das sollt Ihr wissen, Herr Doktor. Es ist mir us Euren Worten ein Grund ufgegangen.»

«Meister Lienhard, ich kann nichts schouen, es sije dann im Lichte der Natur.»

Da der Maler ihm fragend in die Augen sah, fügte Hohenheim leiser hinzu: «Zwiespältig sänt die Menschen, darnach allzit gescheiden. Die ein halten am Schein des Wortes, die andern am Licht der Nature. Es ist keine Brucken gschlahen, die us des Wesens Tiefe reicht von den einen dar zuo denen anderen.»

Der Maler meinte bescheiden: «Wir han heunt ein Tröster

verloren durch den Tod, und er hat unsere Herzen lauschend genennt.»

Hohenheim blieb in Zweifeln zurück. Er mußte die leise, lockende Hoffnung immer wieder verdrängen, denn er fühlte: jene suchten Gott im Worte, und er hatte das Wort überwunden. Tübingen, Ferrara, Paris und die weite Fahrt, stets ein Kampf gegen das Wort und um das Licht der Natur.

Aber es zog ihn zu den Menschen. Und er sah, wie sie darnach strebten, einander die Zunge zu lösen, denn auch die salzburger Gottessucher meinten, daß die Rätsel Gottes auf der Zungenspitze lägen. Glauben und Vertrauen trugen sie einander zu, das Köstlichste, das sie hatten, ehrten die Meinung, gönnten dem schwächsten Worte die Bedeutsamkeit des Gottesfunkens, wurden kühn zu eigener Rede und mußten doch immer wieder erleben, daß ihr Brot nicht sättige, sondern nur den Hunger betäube. Willig nahmen sie ihren Trost für Gewißheit, die Glaubensknechtschaft des Geistes für Erkenntnistiefe.

Paracelsus suchte sie aus dem tastenden Dunkel zu leiten, und sei es nur zum Zweifel an sich, doch sie verstanden seine fahrige Art nicht. Die Sanftmütigen unternahmen es, ihn zu beschwichtigen, die Rauheren pochten auf das Gotteswort und maßen es ihm mit Buchstaben scheffelweis vor. Ihm versagten sie ihren Glauben und das Vertrauen. Michael Setznagel griff lange vermittelnd ein. Der Maler Lienhard allein suchte ihn immer wieder. Er war einer der Jüngsten aus dem Kreise der salzburger Gottessucher und konnte noch über sich hinauswollen. Aber gerade an ihm erfuhr Hohenheim, daß eines Menschen Wahrheit nicht mitgeteilt, sondern daß sie von dem andern nur miterlebt werden kann. Je rührender Lienhard an ihm hing, desto mehr erkannte Hohenheim, daß die Artreife dieses Mannes nicht genüge.

Lienhard malte die schöne Kathrein vom Oberträntor. Eine Altartafel, der heiligen Cäcilia zu Ehren, war ihm aufgetragen worden. Und als er der Kopfstudie nicht mehr bedurfte, brachte er das bemalte Tüchlein. Erfreut hing Hohen-

heim das Bild nahe zu seinem Fenster und betrachtete es lange.

«Das ist Üer Sprach, lieber Meister, und die stoht Üch an. Was vor ein Seligkeit hänt Ihr darein gelegt, dann ich kenn das lässig Mensch wohl. Was suochet Ihr ein ander Sprach und die Gschrift!»

«Saget mir, Herr Doktor, warumb es mich nach der andern drängt?»

«Es möchti des Samenkorns Drang sin, lieber Meister. Jedannocht das Korn muoß in der Erd fäulen, als wachset der Halm us ihme, und der ist das Korn nit meh.»

«Das ist kein Trost nit. Ihr gebt mir kein Frieden damit. Jedoch Ihr bewegt die Menschen, mich und die andern!»

«Ihr wöllen Trost und Frieden, Meister Lienhard? Fröiet Üch, daß Ihr kein Trost nit hänt und den Frieden nicht. So seid Ihr lebendig. — Ich hab min Frieden nimmer gsehn uf minen Wegen und in denen Muren. Suochet die Nature, dann Ihr des Trosts nit bedürft, oder sterbet, als das Saatkorn stirbet, uf daß der Keimling lebe.»

Der Maler schwieg. Er stand aufgereckt beim Fenster unter seinem Bilde und schloß für eine Weile die Augen, als wolle er der Rede des Paracelsus nachlauschen. Paracelsus, inmitten der Stube, ließ seine Blicke suchend über all dem Gerät schweifen, als müsse er eilig das Nötigste zusammenraffen.

«Es ist der Lenz ankummen, Meister Lienhard, do brichet uf, was bschlossen war im Grund, der Grund stößet es us. Mir ist an keim Ort so lieblich ton worden, danne hie ze Salzburg von denen Bürgern ... allein sie habens wohl gemerkt, daß ich anders sije. Es ist kum das erst Füer dahin, und schon leit die Matrix in Äschen. Sie tund fürsichtig unde bedacht in ihrer Red, sie flusteren uf der Gassen und weisen uf mich. Geschicht umb keiner Untrü willen, dann sie suochen mine Kunst und Arzenei. Wär ich ein Klusener oder Eremita, vielleicht so möchtind sie zuo mir wallen. Allein ich bin ein Arzet und muoß unter die Lüt. — Nun ist der Lenz ankummen, do stößet der Grund us, was in ihm beschlossen war samenweis.»

Lienhard folgte ihm mit ernstem Blicke auf und nieder. Er wußte nichts gegen diese Rede. Längst mußte der Arzt den Erbauungsstunden in des Gerichtsschreibers Hause ferne bleiben, es wären sonst alle unfrei geworden und verstummt.

Am Brunnen des Gemeinmarktes war die Fahne erst aufgesteckt worden, die den Fürkauf verbot, solange sie hing. Die Bauern stellten sich mit Korb und Schiebtruhen in Reihen an, um ihren Pfennwert loszuschlagen. Da kamen sie den Schloßberg herab, je länger, je dichter war der Zug umdrängt. Sie kamen über den Markt: zehn bewaffnete Knechte und in ihrer Mitte, auf einen Klepper gebunden, der Bruder Matthäus von Heiterwang, der im Inntale lutherisch gepredigt hatte.

Die beiden Knechte, die den Zug führten, hoben die Hellebarden, mit dem Eisenschuh eine Gasse zu stoßen. Wagte auch niemand Geschrei, der Zorn zitterte durch das Gemurmel der drängenden Leute. Die Knechte bissen die Zähne zusammen, sie fühlten es ärger als Hiebe. Inmitten des Platzes streckte sich der Bruder Matthäus und rief:

«Lasset gahn, liebe Leut, da Gott es durch seinen Schergen, den Erzschelm Lang, bschlossen hat. Sie führen mich uf Mittersill in Turm, da soll ich schmachtin umb Jesu Christi willn und seines .....»

Der Schaft eines Spießes traf seinen Mund, und das Blut tropfte ihm in den Bart. Zugleich aber hieben die Knechte nach allen Seiten ein, und die Leute wichen. Eine Rotte Trabanten rannte von der Residenz her zu Hilfe und verstärkte das Geleit durch die Stadt hin bis ans Mühltor.

Dann sah man den Stadtrichter Hans Gold gewappnet durch die Straßen reiten. Der Bürgermeister hatte die Ratsglocke ziehen lassen. Unterkäufel, Zugwerker, Faßzieher, Sackträger wurden in eilender Notdurft unter die Waffen getrommelt. Es geschah mehr, um seiner fürstlichen Gnaden die Bereitschaft zu erweisen, denn die Bürger blieben am Tag-

werk, Tavernen und Sudelküchen wurden nur vom Landvolk besucht.

Zu Mittag kam wieder Bewegung unter die Leute. Einer der Geleitknechte war mit verbundenem Kopfe auf die Burg gelaufen und bald darnach ein Zug Reisige von der Festung nieder und durch das Mühltor gekleppert.

Am Fuße des Unterbergers, nicht weit von der Sankt Leonhardskirche, hatten Bauern dem Geleite aufgelauert, den Bruder Mattheis befreit, sechs des Geleites erschlagen. Und gegen Abend brachten sie zwei Bauernburschen. Die Arme waren ihnen auf dem Rücken festgeschnürt, mit zweifachen Schlingen um ihre Hälse je an zwei Sättel gebunden, wurden sie eingetrieben.

Der Erzbischof ließ die Tore doppelt besetzen, untersagte den Marktzuzug vom Lande und stellte Wachen vor seine Residenz. Dem Einspruche des Bürgermeisters Waginger gegenüber zeigte er den Mann der starken Hand. Zwei Tage nach dem Überfall saß der Fürst auf Hohensalzburg über die beiden Bauern zu Gericht, er allein mit seinen Räten. Vor die offene Schranne gehörten die beiden Bauern. Nur dem Volke stand das Urteil zu. Beschworenes Recht.

Und gegen beschworenes Recht rückte am Morgen Floriani die Besatzung der Feste, voll gerüstet zu Roß und zu Fuß, durch die lauernde Stadt, acht Doppelhaken rasselten mit. Im Kern des Zuges, von dreifachen Reihen flankiert, fuhren auf einem Brotkarren die beiden Bauern in Armensünderhemden mit dem Pfaffen. Ihnen folgte der Scharfrichter, der noch am Gerichtstage von Hallein geholt worden war. Ohne Spiel, nur das Geklapper der Waffen begleitete sie, zogen sie über die Brücke, durch die linzer Straße, vor das Tor, zum Galgen. Sie stellten ein Karree, die Doppelhaken gegen die Stadt und die Straße auf und nieder gerichtet. Da köpften sie die beiden Bauern, pflanzten ihre Häupter auf lange Spieße, die Leiber lagen unter dem Galgen. Von den Spießen herab sollten die beiden Köpfe Land und Stadt warnen. Über Nacht verschwanden sie und die Leiber. Ein Spieß lag zer-

brochen, mit Unflat überhäuft, und auf dem andern steckte statt des Totenkopfes ein Bauernschuh.

In derselben Woche noch wußte man in Salzburg, daß die Brüder des einen Hingerichteten, es war ein Stöckel aus Bramberg gewesen, den Pinzgau und Pongau aufriefen, daß in der Gastein und Rauris Bauern und Knappen zusammenliefen und etliche Zechen nur halb beschickt wurden. Über Pässe und Straßen spielte ein Botenlaufen hin und wider.

Da tastete die starke Hand des Erzbischofs und einstigen Höflings nach der gewohnteren Feder. Er richtete sorgenschwere Zeilen an den Hof nach München, sich eine Gesandtschaft herzoglicher Räte zu verschreiben, die vor den Bürgern der festen Stadt Salzburg alle Register des nachbarlichen Rates und der Warnung ziehen sollten, um gutes Wetter für den Landesfürsten und Kardinal zu machen, gemeinsamer Heeressache wegen.

Dringlich gerufen, ritt Paracelsus in diesen Tagen nach Schloß Stauffeneck. Die Besatzung war von einer Seuche befallen. Elf Leute waren gestorben und damit die Verstärkung wett gemacht, die der Erzbischof in die Feste gelegt hatte. Er war mit Torauf in den sonnigen Maientag ausgeritten. Und da er das Tier munter traben ließ, kam ihm die Burg zu Gesicht, als noch der Tau im Grase der Waldbuchten schimmerte.

Dreimal war er angehalten worden, zuletzt unweit des Aufstieges von einem Bauern. Und als er Ziel und Anlaß des Weges einbekannt hatte, griff der Bauer ruhig nach der Trense des Pferdes, warnte nicht erst vor Widerstand und leitete das Tier mit seinem Reiter ins Dorf. Er war ein weitläufiger, derbfäustiger Kerl, eine Sense trug er geschultert. Hohenheim hatte klug sein Schwert zuhause gelassen, gegen eine Sense in solchen Fäusten durfte er das kurze Dolchmesser, das an seinem Gürtel hing, vergessen, er hätte auch den langen Hieber mit dem vergoldeten Pillenknauf in der Scheide gelassen. Verdrießlich und doch begierig, fügte er sich, ohne viel zu fragen.

Vor einem Gehöfte hielten sie. In der Stube saßen vier Männer in der Tischecke. Einer stand schwerfällig auf und stellte sich, ohne ein Wort zu sagen, in aller Breite vor den Arzt, der stehen geblieben war, verdeckte die Tischecke mit seiner Gestalt und hielt seine Hand auf dem Riemen der Arzneitasche, die Hohenheim geschultert trug. Der Begleiter flüsterte mit den Sitzenden und rief dann einen Namen. Aus der Kammer, die offen stand, tastete sich ein Bursche um den Türpfosten und an der Wand weiter, sank auf das Bankende. Sein Kopf war von blutigen Tüchern umwickelt, er verzog sein weißes Gesicht, die Augensterne tauchten ihm halb unter die schlaffen Lider.

Die Bauern hätten auch den stummen Fingerzeig sparen können. Hohenheim setzte seine Tasche auf den Tisch, griff nach dem Kruge auf der Tischplatte, der aber roch nach einem saueren Biere. Und seine Miene mochte deutlich sein, denn die Bauern stießen einander an und grinsten.

«Schaffet ein Wein und leinin Züg!»

Der Puls des Verwundeten ging matt genug, die Pupillen standen weit. Bombast legte sein Werkzeug zurecht, dann setzte er sich, unterschlug die Arme und wartete.

Sie brachten, was er brauchte, und er winkte ihnen, ließ eine Tragbutte umstülpen, den Wunden daraufsetzen, einer mußte ihn unter den Achseln halten. Die andern drei umstanden ihn.

Und nun begann er mit seinen kleinen, kurzfingerigen, sicheren Händen, mit den raschen, gelinden Griffen seine meisterliche Arbeit. Er spülte die Wunde mit Wein, band eine Ader ab, entfernte Knochensplitter. Es war ein Hieb, der jedem andern das Leben gekostet hätte, die Schädeldecke war gesprungen.

Dem Verwundeten schlotterten die Zähne, er drohte ohnmächtig zu werden. Hohenheim drückte ein Fläschchen in eine der sechs schwieligen Hände und ließ es dem Versiegenden unter die Nase halten. Und als die Wunde mit Balsam geschlossen und verbunden war, mischte er in seinem Zinnbecher

einen Trunk, flößte ihn dem Kerl ein, dessen Augen in brechender Demut an ihm hingen. Er ließ ihn auf das Bett tragen, lagerte den Schädel.

«Der muoß liegen, keiner sull ihn anrührn, sunst muoß er sterben. Ich will in zween Tägen kummen und sehn.»

Dann wusch er seine Instrumente in Wein, versorgte sie und die Fläschchen und Büchsen in der Tasche. Es war weiter nichts geredet worden. Die Bauern standen dicht bei ihm, sie sahen tief befriedigt zu. Und da er die Tasche fassen wollte, griffen vier Hände darnach, um dienstlich zu sein.

Er saß dem Gaule auf und wollte weiter, da berührte der älteste Bauer die Zügelhand.

«Vergelt's Gott! Holt fein's Mäul! Hüet Enk wohl drent ze Solzburg!»

Hohenheim quittierte den Dank und die Warnung mit einem Nicken und trieb das Rößlein an.

Auf Stauffeneck war ein Tagwerk zu leisten, bis er alle Bettlägerigen untersucht und einen Raum gefunden hatte, in den sie vor seinen Augen übertragen wurden, bis der Kräuterkasten durchmustert, der Frau und der Köchin ein Heiltrank gelehrt hatte und einer angesotten war, bis er den Mägden gewiesen hatte, wie die Kranken zu pflegen seien und die Verbreitung des tödlichen Grimmens verhindert werden konnte. Als alles lag und tat, wie er wollte, hing die Sonne über dem Stauffenberge. Der Burgherr, ein Neffe noch des früheren Erzbischofes Leonhard von Keutschbach, bat ihn unter dem Vespern, daß er ein Schreiben an den Hof mitnehme, das auf des Arztes Gutachten hin dringlicher um Verstärkung bat, da der Bauer sich mächtiger rege. Hohenheim schlug ab. Er sei Arzt, kein Botenläufer.

Da war sein Dank mit einem Atemzuge dahin. Der Schloßherr würgte mühsam den Zorn nieder und begann argwöhnisch zu reden. Endlich mußte ihn Bombast mahnen, daß er zu einem von Adel, zugleich einem Doktor spreche, der ihm nach bestem Vermögen geholfen habe. Und man wurde höflich und kalt, zeigte sich sorgfältig und entschlossen, dem

Herren Doktor, da er, obwohl von Adel, waffenlos gekommen wäre, drei wohlbewehrte Knechte mitzugeben, die ihn zugleich mit dem Briefe unter sicherem Geleite nach Salzburg brächten. Einer der Knechte werde der sorgfältigen Zeitläufte wegen den Arztlohn mit sich führen und ihn dem Herren Doktor einhändigen, wenn sie in Salzburg hinter dicken Mauern wären.

Hohenheim spülte den Ärger mit einem tüchtigen Trunk hinunter und zeigte sich einverstanden, um den törichten Argwohn nicht zu steigern. So ritt er inmitten dreier Knechte, einem Gefangenen gleich, aus der Burg.

Und als sie schon gegen Abend von der Saalach hin in den Flachgau abbiegen wollten, schnellte vor den Hufen des Vorreiters quergespannt ein Seil vom Wege auf und brachte das Pferd zu Sturz, zugleich wurden die beiden Reiter, die dem Paracelsus folgten, von den Tieren gerissen, und er selbst von drei Männern, deren Gesichter geschwärzt waren, aus dem Sattel gehoben.

Sie zogen ihm den Hut über die Augen und schnürten die Krämpe unter Nase und Hinterhaupt und über Scheitel, Kinn und Hals fest. Seine geringen Versuche, sich zu befreien, wurden von kräftigen Griffen unterdrückt. Er lag, die Luft mühsam durch den Filz saugend, auf der Seite, seine Arme wurden hinter dem Rücken festgehalten.

Und daß man ihn nicht band, ließ ihn aus der dumpfen Benommenheit aufhorchen; sie mußten in Kürze etwas mit ihm wollen und fesselten ihn nicht erst. Er hörte das Gestampfe, erstickte Schmerzensschreie, Flüche, das Keuchen und dann ein Klirren seiner Arzneifläschchen, ein Klappern seiner Instrumente und der Messingbüchschen, sie durchsuchten die Tasche. Er wollte reden, aber eine feste Hand preßte den Filz an seinen Mund. Sein Hals spannte sich, die Adern schlugen, der Kopf lag wie im Schraubstocke, sein ganzer Körper rang nach Luft, er vergaß alles um sich her. Und als sich die Klemme löste, nach den ersten jappenden Atemzügen, merkte er, daß es um ihn still geworden war. Ein Geflüster nur hörte er.

Dann lockerte sich der Griff um seine Handgelenke, und ihm wurde ins Ohr geraunt: drei Vaterunser lang solle er keine Bewegung tun. Sie gingen davon.

Drei Vaterunser ... fast hätte er sie gebetet! Vater unser, der du bist ... die Scham überfiel ihn. Paracelsus, Para, du Mann des Überaus, da liegst du auf dem Rasen, blind vom eigenen Hute, und warteste deine drei Vaterunser. Wahrlich ein Bauernmaß für eines Hintersichblickens Weile! Ein Bauernmaß für einen Doktor hoch zu Roß, nunmehr im Graben, und einen Edelmann. Hatte er nicht vor einer Stunde dem Schloßherren Adel und Würde unter die Nase gerieben? Es fiel ihm der blutrünstige Bauernschädel ein, den er morgens unter den Fingern gehabt hatte. Dreimal tot wäre er und seinesgleichen gelegen unter dieser Wunde. Und der Kerl kam davon, wenn sie ihn in Ruhe ließen. Vielleicht ist er jetzt schon ohne Fieber und schäft ... sie werden ihn doch in Ruhe lassen!

Hohenheim setzte sich auf und tastete an seinen Kopf, zerrte ein wenig an den Stricken, und die Mummerei glitt ab. Sie war nicht fester gesessen. Er blinzelte geblendet, kühl wehte es ihm über die feuchte Stirn und das dunstende Gesicht, und frei schlürfte die Lunge. Gegenüber stand sein Gaul angebunden und graste. Neben ihm lag seine offene Tasche. Ein wenig ungeschlacht war alles wieder hineingestopft worden. Und auf die Straße war in hundert Fetzen der Brief des Schloßherren an den salzburger Hof gestreut, etliche Blutspuren nicht weit davon.

Er zog die Tasche aufs Knie und schlichtete seine Arzenei zurecht. Langsam entwand er sich dem Stricke, der immer noch um seinen Nacken hing, und er bog den Hut in gefälligere Falten, die Feder war und blieb geknickt. Ächzend stand er auf, schnallte die Tasche an den Sattel, ordnete die Zügel und führte das Rößlein in eine seichte Grube, um leichter aufsitzen zu können.

Hoch zu Roß sah er sich noch einmal um: etliche Papierfetzen und einiges Blut. Wer den Ausgang kennt, der kann

beherzt sein. Vielleicht kennen die Mutigen nur das Geheimnis des Ausganges. Oder fehlt ihnen die Mannigfalt der Imagination, alle möglichen Ausgänge vorstellen zu können, und sie sehen nur den einen, den besten? Klappert, alle meine Fläschchen, klappert, alle meine Büchschen und Instrumentlein — so leierte er vor sich hin, während das Roß, da es stallwärts ging, ungetrieben lostrabte.

Es sah nach Kriegszeit aus im Lande Salzburg. Werde er übermorgen unangefochten zu der Schädelwunde finden? Die Bauerntröpfe sollten sie ihm in Ruhe lassen!

Und er hätte weniger bekümmert zu sein brauchen, denn der junge Bauer lag getreu auf derselben Stelle des Bettes und hatte kein Fieber mehr. Hohenheim war der Heimlichkeit halber auf dem Umwege über Burg Glaneck, wo einer an Wassersucht litt, angeritten, denn die Stadt durchsickerten Gerüchte: der Überfall und er, der glimpflich entkommen war und weiter kein Aufhebens machte.

Der alte Bauer, sein Warner, begleitete ihn ein Wegstück zurück. Er redete weitläufig vom Wetter und der Frucht, vom Vieh und der leidigen Menschheit und fand so endlich auf die gemeine Not. Da lobte er sich den Mut des Doktors sehr, denn sie hätten nicht erwartet, daß er trotz allem käme. Er fragte nebenhin, ob der Doktor schon Kriegsläufte mitgemacht habe. Als ihn Paracelsus köderte, er wisse nach jeder Wunde genau, von welcher Waffe sie geschlagen sei, der Junge zum Exempel hätte eins mit der Partisane erhalten, blitzten des alten Bauern Augen scharf auf, und er forderte kurz zu wissen, ob der Doktor Parzelses bereit sei, dem armen Manne auf dem Lande beizustehen. In der Gastein suchten sie nach einem, der die Bader weisen und einen obristen Feldscher abgeben könne, wenn sie eines solchen bedürften.

Hohenheim hielt an, er war über das Vertrauen erschrocken, das ihm der Bauer zeigte. Redete das Landvolk so, dann war es seiner Sache sicher, und Brand und Totschlag hing über dem hellen Maienland.

«Baur, ein Treu unde Glouben ist des andern wert. Ich

hab mich brouchen lan in Kriegen in Neapolis, Niederlanden und Dänemarken, davon du mügest niemalen auch nur gehört han. Allein die Kunst ist frei, Baur. Lont mich in Frieden und begehret miner nit in diesem Aufruhr und Bruodermord. Die Großhansen und Herren haben groß Gewalt und weit, hangen einander an!»

Darauf meinte der Bauer, daß seine Frage nichts verraten könne, was nicht in dieser Woche noch offenkundig sein werde, auch wüßten sie wohl, daß der Doktor geschwiegen habe und des Überfalles wegen nicht zu Hofamt und Stadtrichter gelaufen sei. Seine Arzenei wäre im Lande weitum bekannt, so möge er fernerhin zu eigenem Nutz und Frommen schweigen. Damit wandte sich der Bauer nach einem kurzen Gruße in den Wald.

Hohenheim ritt beschwerten Herzens weiter. Er hatte nichts getan als seine Kunst geübt. Auch das spann ihn ein.

In seiner Stube fand er Meister Lienhard.

«Es ist das dritt Mal, do ich ze Euch kumm zu diesen Tag, Herr Doktor.»

«Sänt Ihr krank, lieber Meister, losset hörn!»

Hohenheim hing die Tasche auf und entledigte sich seines Wamses, denn er war vom Ritte heiß.

«Das ist es nit. Mich schickt der Setznagel. Von Stauffeneck Euer Arzetlohn liegt auf der Kanzelei bei seiner fürstlichen Gnaden, und der Setznagel sagt: Ihr sullt nit gahn unde den Lohn holn, sundern sullt darauf bleiben, daß sie ihn bringen. Der von Stauffeneck schreibt, Ihr habet es mit denen Bauren und seid ein Kundschäfter hin und wieder, do möchtin die von der Kanzlei Euch mit dem Gelde locken und fragen. Und sollichs Fragen ist nichts dann eine Schlingen, dorinne sie Euch kunnten einziehn.»

«Was schiert mich des Stauffeneckers und des Matz Lang Handel mit denen Bouren! Die sullend mir min Frieden lan! Ich gstund allzit bi denen Bürgeren.»

«Das ich wohl weiß, und der Setznagel weiß es auch. Jedoch Ihr seid den Bauren entkummen und die drei Knecht

sein schandlich zugericht, aufbunden und die Pferd auf Stauffeneck gehetzt worn. Und Ihr habet geschwiegen.»

Paracelsus stand beim Fenster, ein Schatten, dessen Umrisse dem Maler alle Ratlosigkeit verrieten.

«Was sollet ich bi all dem tuon, lieber Meister? Der von Stauffeneck ist ein Dippel. Was soll ich tuon? Muoß ich nit jedermann helfen, Bürgern, Bouren und Herren? Ich bin ein Arzet. Gotts Bluet, in was vor ein Umtrieb satzet Ihr mich, lieber Meister!»

«Zum Setznagel sullt Ihr. Der ist Euch wohlgeneigt.»

Und Hohenheim fuhr hastig in seinen Wams, riß ihn wieder vom Leib, nahm den Mantel und das verstaubte Barett, er streifte die Handschuhe an, als müsse er die Zeichen seiner Würde an sich sammeln. Seine Stirn blieb bekümmert, und seine Augen flackerten vor Unruhe.

«Kummt nur, Herr Doktor. Es sein sorgliche Täg vor uns allenthalben. Der Pofel ist laut auf den Gassen.»

Mit kleinen Schritten lief Hohenheim neben dem Maler her, zerrte am Mantel, rückte am Barett, streifte die Handschuhe zurecht.

Dem Hofgerichtsschreiber erzählte er mit einer ärgerlich wimmernden Stimme die Begebenheiten seiner letzten Tage, und Setznagel hätte lächeln mögen, denn er dachte der scharfen, fistelnden Tonart, damit der Doktor in derselben Stube bedenklich kühne Anschauungen frommen Leuten zugemutet hatte. Ein wenig gönnte er dem eigensinnigen Männlein die Kläglichkeit, dann aber rührte ihn das Hilflose. Er war kindhaft unschuldig, der ehrwürdige, hochgelehrte Doktor Theophrastus, allein der sonderbare Mann mußte in sonderbare Mißgeschicke fallen, wenn die Zeitläufe in Sturm und Wirbel gerieten. Er ließ ihn reden und leichter werden.

Dann wiederholte er seinen Rat, der Residenz und Hofkanzlei auszuweichen. Er bestünde so auf gutem Recht und Sitte, wenn er sich weigere, seinen Lohn selber zu holen. Doch auch die üblen Deutungen der Kanzlei wären verständlich, da er von dem Überfalle nichts geredet habe. Er werde bei

dem Hofe beargwöhnt, dafür hätte schon anfänglich sein Kollege gesorgt.

Hohenheim sprang verzweifelt auf. Er achtete der fremden Stube nicht, lief polternd hin und wider, beschimpfte den hofgesinnten Arzt und erhob gegen den Gerichtsschreiber heftige Vorwürfe, weil auch er ihn beargwöhne. Sein Mantel wehte, sein Barett saß schief, er riß die Handschuhe ab und wand sie in den Händen.

Setznagel vermochte ihn kaum zum Schweigen zu bringen, er mußte laut und bestimmt werden und erreichte schließlich, daß Hohenheim sich setzte und arm und klein in sich zusammensank. Wie er das Barett abnahm und mit den Handschuhen die feuchte Stirn wischte, trostlos und erbittert, hätte er auch einen härteren Mann erbarmen müssen. Aber der Hofgerichtsschreiber wußte, daß er den Verehrlichen nicht allzuhoch ermutigen dürfe, wenn er dessen Lebensgefühl nicht wieder in das flackernde Gegenteil umschlagen lassen wollte.

«... will ich Euch sagen, Herr Doktor, der Rat und behäbig Bürger stohn zu der Zeit mit seiner fürstlichen Gnaden in Concordanz. Zu denen Bauren halt alleinig die Armetei und das gehrend Volk, so kaum ein Pfennwert sein eigen weiß.»

«Ich bin ein Arzet, was schiert mich Bour, Hof, Bürger! Mich bekümmeret die Krankhet, davor sänd all glich.»

«Das ist es, Doktor Theophrastus, Ihr seid gesuecht und hoch gelobet umb Eurer Kunst und Arzenei willen, doch gehabet Ihr Euch sunderlich. Do sehend sie Euch dorume an, daß Ihr Euch nit zu ihnen bekennt in diesen merklichen Zeiten. So acht' Euch mannigein frumms und treu Gemüet vor stolz, daß Ihr nit wöllt Bürger werdin zue Salzburg, dann sie haben Euch mit Gunst entfahen.»

«Die Kunst ist ihnen nit gnug und mine Hilf!»

«Ei, so wollet mich doch recht verstohn, Herr Doktor, dann ich bin Euch so wohl gesinnt als einer ...»

Und er redete ihm freundlich zu, riet ihm, eine Weile zu warten, daß böse Zungen nicht von schlechtem Gewissen

sprächen, und dann um das Bürgerrecht einzukommen. Er wolle inzwischen auf der Hofkanzlei wirken.

Aber Paracelsus fand keinen Frieden. Seine sonst so fernen Augen huschten befangen jedes Gesicht ab. In der Unbeholfenheit seines Herzens bot er jedermann, der ihn neugierig darum anblinzelte, ebenso voreilig Gruß und Tageszeit, als er früher alle, auch Wohlgesinnte, übersehen hatte.

Von Sankt Johann hernieder wälzte sich der Bauernhaufe, der ständig anschwoll. Sie nahmen Schlösser, schatzten Stadt und Markt, hielten Pässe besetzt. In der Gastein saßen Knappen, Bauern und Bürger versammelt, und man wußte, daß sie einen umfänglichen Beschwer- und Artikelbrief berieten, auf dessen Erfüllung sie äußerste Gewalt zu setzen entschlossen waren. Der Maizehent wurde allenthalben verweigert, Ortspfaffen und Amtleute mußten schwer steuern, oder sie wurden verjagt, wo sie sich wehrten, umgebracht. Und jede neue Kundschaft traf Hohenheim peinigend, als sei er mitschuldig an dem Aufruhr, der nah und näher drang.

Die Einsamkeit seines Wesens wurde Gewissenslast, da die Zeit ins Gemeine rief. Daß er beargwöhnt worden war, genügte, ihm alle innere Sicherheit zu nehmen, denn er mußte glauben, daß jene fremde Macht, die ihn umgab und Teil an ihren Sorgen und Glauben von ihm forderte, auch Gründe des Argwohns gegen ihn hatte. Und er bemerkte nicht, daß man unter der Last gemeinsamer Sorge sein kleines Abenteuer und dessen Mißdeutung vergaß. Auch seine dringliche Höflichkeit befremdete nicht lange, da man hörte, der vortreffliche Arzt wolle Bürger werden. In seine schlaflosen Nächte pochte die Kumpfmühle, mahnte und warnte.

Er war aufgefordert worden, den Lidlohn zu holen, und hatte den Boten heftig angeblasen. Nun ließen sie ihn rösten, langsam, langsam rösten, regten sich nicht wie die Katze vor dem Mausloche. Daß die Hofkanzlei und selbst Setznagel sich der ganzen Angelegenheit nicht mehr erinnern mochten, fiel ihm nicht ein.

In einem Hause der Tragasse, es stand schmal und an-

gewittert unter der Stattlichkeit der andern, hatte man seiner um so öfter gedacht, je sorglicher die Zeit wurde, je ungewisser man über ihn sprach — und als es hieß, er wolle Bürger werden, besonders. Am Abend eines dieser ruhelosen Tage, als Hohenheim von seinen Kranken zurückkam, wartete die Magd vor seiner Tür. Er möge eilends kommen und nicht verweilen, denn die Jungfrau Puechfeldnerin läge. Hohenheim schloß nicht erst auf und ging mit. Er hatte sich nach dem Schutze seiner Wände gesehnt und wollte dieses Besuches rasch ledig sein.

Die Marstallerin erwartete ihn auf dem Söller mit bekümmertem Geflüster, flehentlichen Mienen, und als Hohenheim, während sie die dunkle Treppe weiterstiegen, eine sachliche Frage stellte, blieb die Frau mit gerungenen Händen stehen und floß von Beteuerungen über, die Tochter lasse niemand an ihr Bett, er, der vertraute Arzt, habe denn vorerst gesprochen. Ihre gläserne Stimme zitterte befangen.

Die Kammer der Jungfrau Veronika roch trocken wie dürres Seegras. Eine versagende Stimme seufzte ihm entgegen:

«Kummet Ihr, Herr Doktor ...»

Hohenheim schob die Gardinen weit auseinander. Die Kranke lag von dem leichten Kolter züchtig bis an den Mund bedeckt, und ihr Haar war in eine breite hellrote Nachthaube eingefangen. Sie hob langsam die Lider und sah ihn an. Seine Fragen klangen zu kurz und zu bestimmt, matt und vorwurfsvoll ihre Antworten. Übligkeiten, Kopfschmerzen und Schmerzen im Rücken.

«Üer Hand, Jungfrou Puechfeldnerin.»

Sie wagte kaum, die schmale Hand hervorzustrecken, denn der Kolter mußte gerafft werden. Die Hand war etwas feucht, sie duftete nach der Moschuskapsel, die sie an einem Silberkettlein um das Gelenk trug. Er mußte das Kettlein ein wenig zurückstreifen. Die Hand war nicht heiß, sie zitterte, und der Puls jagte.

Sein Auge hatte sich an das Dämmerlicht gewöhnt. Er sah, daß sie nur mühevoll den Atem bezwang.

«Ihr ängstiget Üch, Jungfrou. Ohnbesorgt, dies ist kein Fieber.»

Sie brach in Klagen aus, ihre Augen schlossen sich, eine Träne hing an den langen dunklen Wimpern.

Hohenheim fragte eindringlicher, und als er aus all den flehenden Beschwerden kein Krankheitsbild erhielt, verlangte er Licht und ein ungefärbtes Glas.

Die Marstallerin huschte eilends hinaus, auch er wollte auf den Gang treten.

«Doktor Theophrastes ... ich will Euch sagen ... kummet schnell ...»

Sie hatte sich leicht auf die Hand gestützt, dabei glitt ihr die Decke von den Schultern in den Schoß. Ihre Haut schimmerte aus dem dunklen Zeug des Kissens und der Decke. Sie preßte die schlanken gespreizten Finger um eine Brust.

Hohenheims Lippen wurden breit, er trat einen Schritt zurück, fühlte, daß er erröte.

«Was habt Ihr, Jungfrou Puechfeldnerin ...?»

Seine Stimme bröckelte von den Lippen. Ihre Nase, ihr Mund, ihre Augen und wie sie sich ihm entgegendehnte und leise das Knie aus den Falten schob, hätte ihm auch diese Frage sparen können. Und sie nahm seine Haltung für Blödigkeit.

«Kummet ... kummet schnell, Theophrastes ... kummet nahe ... fühlet mich ...»

Paracelsus ballte die Faust, er hätte zuschlagen können. War er so weit, daß man ihm wie einem verlorenen Gauchen den Bissen zuwarf, den keiner schluckte?

«Ruofet ein Roßknecht us Üres Vaters Stall ... der hat Arzenei vor Üch!»

Sie erstarrte und vergaß den Hilferuf. Da er die Tür aufstieß, rannte er die Marstallerin an, die hielt sich blaß und zitternd am Geländer, fast fiel ihr das Licht aus der Hand. Er rief, seiner kaum mächtig:

«Gefehlt, weit gefehlet! Do hats Üch ins Zündkrout geregnet, Puechfeldnerin! Pfui dich, der Schand!»

Er stampfte über die Stiege hinunter. Das Tor war verriegelt, fluchend tastete er es ab, fand und warf den Riegel zurück, schlug das Tor hinter sich zu.

Die Leute sahen ihm lächelnd nach. Was für lange Schritte konnte der kleine Doktor Thephrastes tun, wenn ihn der Zorn ritt!

Ihm war, als lösten sich die lauernden Augen, die höhnischen Lippen, die gierigen Nasen, die gespitzten Ohren, die tastenden Finger von den Menschenleibern der Stadt und folgten ihm auf dünnen, knickenden Spinnenbeinen windschnell, ein Heer huschenden Ungeziefers. Keuchend, mit brausenden Ohren und einem vor Zorn bewölkten Blick kam er an seine Tür. Sie war verschlossen. Er brauchte nicht wieder zwei keifende Weiber zu jagen.

Er sperrte sich ein. Vor seine Stubentür schob er eine Bank. Erschöpft und bebend setzte er sich auf sein Bett, grub seine Stirn in die Handflächen.

Es wurde Nacht. Ihn fröstelte unter dem erkaltenden Schweiß. Er fühlte den Gang der Kumpfmühl, pulsend, als schlüge das Herz der Erde unter ihm. So saß er Stunden regungslos. Ließ das Unheimliche, das ihn die letzten Tage gejagt und gemartert hatte, ausbluten.

Und dann wußte er, daß es ihn nicht mehr in diesen Mauern litt. Es überkam ihn ohne Bitterkeit und Reue ein beruhigendes Erkennen. Er meinte den Gerichtsschreiber zu hören, die redliche, wohlgesinnte Stimme — den Maler zu sehen, die treuen, suchenden Augen — das ehrfürchtige, dankbare Geschwätz des Oberfuriers — die eifersüchtige Besorgtheit der Weiber — fast hätte er das dreiste Spiel in dem Hause des Marstallers mehr töricht und plump als entwürdigend empfunden.

Es litt ihn nicht mehr. Er und die andern mußten nach jenem Willen an ihm handeln, der ihn trieb. Wohin? Der Meister wußte es allein, der in ihm lebte und aus ihm wirkte, der Uranfängliche, sein innerstes Leben, das den kurzen Griffen des Verstandes entrückt war. Er, sein Archäus. Der Archäus

wollte, der Doktor Theophrastus Bombastus Paracelsus handelte und sprach, und die Menschen achteten ihn sonderbar, vielleicht für einen Narren, sie sprachen und handelten mit ihm, kurzgriffig, widersetzlich — er und sie, einander treibend und drängend, und doch im Einklang mit dem Archäus, dem Ens Primum, das aus Kraft der lebendigen Feuer die Matrix nach dem Gesetze der Reifung und Scheidung bewegt.

Er hatte hier an seinem Werke nicht schaffen können. Der Archäus drängte nach einer anderen Welt. Und der Lenz neigte dem Sommer zu, offen waren alle Wege.

Er stand auf, tastete nach dem Feuerzeug.

Tief in die Nacht hinein rumorte der Doktor Paracelsus. Inmitten der Stube stand sein Koffer, über den Rand hinaus angestopft. Mit Mühe zwängte er den Bügel in die Schloßöse. Er sah, daß seine Leibzeugtasche nicht mehr das übrige an Kleidung und Gerät fassen konnte. So überschlug er, was er dem Riesenwirte an Zehrung schuldig war, und fand ihn leicht entschädigt durch das, was bleiben mußte.

Salzburg befand sich in ähnlicher Lage wie Villach, als er von dort zuerst ausgezogen war. Die Kaufleute drängten mit ihren Gütern aus der Stadt, ehe der Bauer kam. Er wußte, daß er für seinen Koffer unschwer die Achsen finden werde, die ihn nach München und von dort weiter trügen.

Am andern Tag stand er von seiner Herbergsmiete bei Wolfgang Buchler gegen den Hof über ab. Den Schlüssel gab er der alten Risin, der Mutter des Gastwirtes, zur Verwahrung, und Setznagel versprach, die hinterlassene Fahrnis zu ordnen.

Sie erwiesen sich alle freundlich und hilfbereit. Er versicherte, nur eine Weile fortzuziehen und wiederzukommen, wenn die Zeiten ruhiger wären. Er glaubte endlich selbst an diese oft wiederholte Rede.

Heimverlangen

Eine Glocke durchschütterte hell, blank und kurzatmig den gelockerten Schleier seines Morgenschlafes. Durch die beiden quadratischen Fenster, die von pergamentbezogenen Rahmen geschlossen waren, schimmerte grüngolden die Morgensonne, von leichtbewegtem Blätterschatten abgefangen und freigegeben. Er hatte vergessen, die Bettgardinen zusammenzuziehen. Alles um ihn her war licht, sauber und kühl.

Ein aufkeimendes Behagen ließ ihn den Körper, der noch ein wenig den Sattel fühlte, in dem blauen Bettzeuge regen; es duftete nach Wiesenbleiche. Leise knisterte das lockere, durchwärmte Stroh. Sanft fühlte er sich erquickt, wie in einem klaren, lauen Bade. Und er kniff die Augen zusammen, obwohl sie schon an die Helle des Zimmers gewöhnt waren, schnitt eine Grimasse, schlau, befriedigt.

Entronnen! Nachtschlafender Weile und in den buchengrünen Mai! Dem Geschwätz und Gegeifer, all der pultdreschenden oder spitzmäuligen Silbenstecherei und auch der Gier des Rudels, das ihn seiner Heilpraktiken wegen umstrich.

Der Hauswirt in Freiburg blieb verläßlich, das Weib war ihm geheilt worden. Unbesorgt, in acht oder vierzehn Tagen mußte der Koffer nachkommen! Und weggeblasen war der suspekte, hochberühmte Doktor Paracelsus über Nacht. Keiner wußte, wohin, nicht einmal der fromme, willige Friedlin, der ihm von Tübingen nach Freiburg gefolgt war.

Sie hätten ihn wieder soweit umstellt gehabt, die scharlachenen Gugelanten und Barettleinträger. Den Winter über war sein Zulauf gewachsen und die galenische Weisheit zu Freiburg miselsüchtig geworden. Daß ihm Badergesellen an-

hingen, hätten sie verschmerzt, daß aber ihre Studiosen in seinem Quartier aus und ein gingen, daß er ihnen Privatissima hielt, die in den Disputationen der Fakultät widerklangen, fremd wie Orgelpfeifen im Säustalle, und daß er obendrein die Kranken heilte, die ihnen unter den Händen verkamen, das konnten sie nicht verdauen.

Talfrische, leichte, strahlende Frühe! Fünf Tage weit von den Ringmauern der Freiburger Spiegelfechter und Clamanten. Geborgen von der waldumhegten Freiheit des Zellerbades, in das er nächtens, die Laterne in der Linken, eingeritten war.

Hätte er sich wieder stellen sollen von Pult zu Pult: Neid, Galle und Aufgeblasenheit aus hundert Folianten und Libellen griechischer und arabischer Steckenreiterei gleich herdenweis gegenüber? Er hatte das erprobt und nicht einmal nur: Danzig, Wilna, Paris. Stets dieselbe Gugelfuhre. Er kannte ihre Argumente und die papierenen Deklamationen in- und auswendig, wußte, daß er ewig vor tauben Ohren sprach, und hätte ihm Gott die Zunge eines Apostels verliehen. Sie hörten ihn nicht, und er besaß die Zunge eines Apostels nicht. Es lief kein Weg von ihm zu ihnen. Dasselbe in Tübingen, dasselbe in Freiburg. Sie sollten ihre Thesen wider seine Kunst allein ausbrüten, kroch stets der gleiche Basilisk aus dem Ei, der Basilisk, der die Kranken würgte und die Friedhöfe füllte. Sie mochten ihm nachbellen: Sehet, er fürcht' unser benedeite Weisheit! Indes sie angestopft bis an den Hals mit ihren Sprüchlein und Fündlein seiner warten, reitet Theophrastus durch den Schwarzwald gen Zellerbad und läßt sich die Maienvöglein in die Ohren singen. Sei euch vergunnt der billige Sieg vor dem leeren Pulte des Paracelsus! Lasset laufen euern Spott und speiet euch aus über ihn, der fröhlich ist entronnen! Die kranken Leut in Freiburg werden ihm anders nachseufzen, und die seinen Stapfen gefolgt sind von Tübingen, werden ihnen auch von Freiburg folgen.

Und er kannte ihrer, die eines bereiten Willens waren. Es sollte um dieser wenigen willen nicht mehr beim Gesagten und

Getanen bleiben. Die sollten sehen und lesen können. Das ist der Sinn des geschriebenen Worts, daß du allein sein kannst mit ihm. Und nur, was der Schrift aus deiner alleinigen Tiefe entgegenquillt, bringt dich zu ihr. Das gesprochene Wort gleichet der Mucken ganz, die über dem Spiegel des Wassers huscht. Was weiß die vom Leben in der andern Tiefe, bis der Fisch kommt und sie schluckt.

Theophrastus Paracelsus tröstete sich. Er lag, sanft durchwärmt, in einem reinen Bette, und der Goldschein des Maientages ließ die weiße Tünche strahlen.

Inzwischen rollte sein Koffer nach, der Manuskripte eigener Hand und Diktate enthielt: Über Urin und Puls, über die Grade und Komposition der Arzneien, über Sand- und Steinleiden, Chirurgie — alles noch im Chaos, in der ersten Materie. Er wollte hier im Zellerbade die Matrix seiner Schriften koagulieren, kalzinieren, wollte unter den vermöglichen Badenfahrern einen und den andern Gönner finden, der ihm den Druck gewährte. Und versagte das Glück im Zellerbade, so konnte er weiter nach Wildbad und vielleicht noch einmal nach Markgrafbaden. Er war gutes Muts an diesem Morgen, denn es war ein Morgen neuen Beginnens, deren sein unvertilgtes Herz von Land zu Land, von Stadt zu Stadt hunderte erlebt hatte. Er dachte der unerbittlich steilen Strahlen seiner Mittagssonnen nicht und nicht der hundert müden Abende, denen kein anderer Ausweg geblieben war als der Ritt in die Nacht.

Die Hauswirtin betrachtete neugierig den Zettel, den der kleine Gast an die Tür geheftet hatte, der gestern mit seinem langen Schwerte und dem klirrenden Kästchen, als alles schon im Schlafe lag, von dem Knechte aus dem Hirschen gebracht worden war. Da sie nicht lesen konnte, fragte sie demütig den hochwürdigen Prior Sebastian von Rottenburg, der mit einem jungen Kleriker und zwei Dienern die übrigen Gastzimmer ihres Hauses besetzt hielt und gerade das Logiment verließ. Der Prior hatte irgendwo den Namen des Arztes gehört, er

wechselte einige Worte mit dem Kleriker und ließ der Hausfrau den Zettel vorlesen. Beider Arzeneien Doktor stand auf dem Zettel. Das Schwert schien der Frau noch einmal so lang und das klirrende Kästlein doppelt geheimnisvoll.

Es war Christi Himmelfahrt. Paracelsus schlug einen gleichen Zettel an das Tor des Kirchleins an und ging dann auf die Wiese, die zwischen den beiden Bädern lag. Eine Zeile von Krambuden lärmte von Badhaus zu Badhaus in allen lauten Farben: Spieltrödel, Bänder, Blumen, Südfrüchte, Tücher, Leckereien, Süßwein- und Metkannen. Er dachte an das Engelweihfest seiner Kindheit. Und vor den Buden stelzten die Badegäste auf und nieder, trippelten die Frauen, hoch und festlich geputzt. Sie knisterten und rauschten von Karmesinatlas und buntesten Taffeten, sie wogten in Sammet und schwergebauschtem Tuch. Nestel, Stiften, Stepp- und Schnürwerk blitzten von Gold und Stein. Sie verneigten sich tief voreinander, wenn sie grüßten, und fächelten mit Hut und Barett das Gras. Sie lachten und schrien, tänzelten und schleiften, musterten die Buden, kredenzten den Frauen ein Glas oder überreichten ein Band, einen Honigkuchen, eine Pomeranze. Graubärte schnurrten wie junge Kater, und junge Männer karessierten die Frauen unter den Augen der Gatten, daß es nur mehr an den letzten Handgreiflichkeiten fehlte. Die Sonne stand hoch, sie füllte das Tal mit einem lauen Dunste. Es roch nach den Thermen, die ihren Hauch aus den Badehäusern in den Atem der Wälder und Wiesen mengten.

Da zappelten vier junge, üppige Weiblein über den Rasen. Sie waren nur in Badehemden gekleidet und trugen gestickte Schuhe aus rotem und gelbem Sämischleder. Zwei Männer liefen nackt neben ihnen her, etliche Herren von der Wiese schlossen sich unter Reverenzen, die bald in Neckereien umschlugen, an. Das Gelächter und Kreischen der Badegesellschaft lenkte die Augen, und die geputzten Frauen spannten eifersüchtig den Busen unter dem Tüll. Die Gesellschaft verschwand im Badehause.

Und dann sah man den kleinen, unscheinbar und dunkel

gekleideten Mann die Wiese heraufkommen. Er stemmte sein Schwert mit dem großen Goldknauf im Gehänge quer, so daß sich sein Mantel wie ein Hahnenwedel sträubte. Man hatte ihn noch nie gesehen, ein neuer Gast, so fand er Beachtung. Gravitätisch ging er einmal auf und nieder, grüßte nach allen Seiten mit großer Höflichkeit und verschwand dann im Badehause.

Dort sah er von dem Holzstege aus eine Weile zu. Das laue Heilwasser in dem weiten Kasten reichte den Badenden fast an die Brust, es klatschte und flimmerte, von ihrer Ausgelassenheit durchwirbelt. Etliche Frauen und Männer standen an zwei Tischen, die auf Böcken über dem Wasser lagen, sie schmausten und tranken, sangen Lieder, die ein Lautenist vom Steg herab begleitete. Daneben spielten einige Tricktrack und Würfel. Paracelsus erkundigte sich bei dem Scherer nach den ärztlichen Gelegenheiten und der Gesellschaft. Die Auskünfte befriedigten ihn nur wenig.

Allein er wurde bald gesucht. Auch die Benediktiner des berühmten hirsauer Klosters, das eine Wegstunde talaufwärts lag, hatten ihre Leiden. Als sie erfuhren, daß er dem Hochstifte Einsiedeln angehöre, eröffneten sie ihm ihre Bibliothek.

Ungeduldig wartete er auf seine Schriften. Der Frieden des Waldwinkels und seine eigene Einsamkeit sammelten ihn zu fast unerträglicher Spannung.

Die Hausfrau hatte ihn mit etlichen Töpfen neugierig an den Herd gelassen. Er dunstete das Heilwasser ein und ließ dabei dunkle Worte fallen, die unheimlich genug klangen, aber dann mischte er den weißen Satz etliche Male mit Wässern, die in Augen und Nasen bissen oder so gewaltig stanken, daß der Frau alle regsame Dienstwilligkeit zu Ärger eindickte. An ihrem Feuer, neben dem brodelnden Essen tat er das! Dazu kamen Salben und ein Gesudel, vor dem der Doktor selber warnte. Und er blieb kurz angebunden, wollte durchaus nicht sanft und verständig sein für alle Duldsamkeit, für die guten, freundlichen Worte, die man ihm gab. Der eigene

Mann sollte den Unrat schmecken, wenn er zum Essen kam. Der murrte und drohte längst, war kaum zu beschwichtigen, denn das Essen zog den Gestank und das Gift an, mußte anziehen. War das die Art eines Doktors zweier Arzneien, eines von Adel? Man wollte doch Herr am eigenen Herde bleiben, wennschon das ganze Haus den Fremden zu Gefallen stand, die taten, als seien sie selber die Himmelsgnade, und nicht die Zeller Quellen. Doch die anderen Gäste gingen einher, daß es eine Freude war. Der Doktor aber sah täglich schmieriger aus. Mit der bloßen Hand fuhr er in das Feuer, als sei er ein Salamander, und wischte allen Ruß und Dreck an sein gutes Wams, daß es eine Sünde und Schmach war vor Gott und den Menschen. — Allein sie hörte ihn auch preisen. Es gelangen etliche Kuren, um die es verzweifelt gestanden hatte. Und wenn schon zu behaupten war, daß alles an dem berühmten Wasser läge, er half den Gottessegen ins rechte Licht stellen durch seine Kunst. Und sonst auch hörte sie etliches über ihn, was sie dem kleinen Manne wohl zutraute, wenn er selbstvergessen vor sich hinmurrte oder sie aus seinen tiefliegenden Augen durch und durch blickte, als wäre sie Luft und stünde stundenweit von ihm. Manche und vornehme Herren redeten sie des sonderbaren Gastes wegen an. Und auf den Pfennig sah er durchaus nicht, sie konnte ihn steigern wie keinen noch.

So umzitterte den Ahnungslosen erstickter Groll und verhehlte Ehrfurcht. Er nahm die reinliche Fürsorge und den Frieden dieses Hauses unbekümmert, wie ein Wanderer den Schatten eines Baumes, erfüllt von seinem Ziele.

Es floß ihm leichter aus der Feder, und seine Hand vermochte zuweilen kaum dem Drange der Gedanken zu folgen. Er blieb, so schwer es fiel, bei deutscher Sprache und Schrift wie der Doktor Martinus. Auch er wollte weithin vernommen sein und vorerst von jenen Heilgehilfen, bei denen das Volk Rat und Rettung suchte, ehe es sich an die graduierten Pfennigschinder und Batzenritter wandte oder sein bitterschweres Geld an den Suppenwust der Apotheken verschleuderte. Wer dem Volke helfen wollte, mußte die Bader lehren, die Stu-

diesen kamen von selbst, wenn sie den frischen Braten rochen und sich an dem alten Leder die Zähne locker gebissen hatten.

Unversehens verstrichen Wochen. Drei Schriften glaubte er beendet, aber er fand den Gönner nicht, der ihren Druck ermöglichen sollte. Die Vornehmen und Reichen suchten das Bad des ungebundenen Verkehres, des gesunden Dunstes und der anregenden Quellen wegen. Wer da mit schwerem Siechtume kam und nach der Hilfe des Paracelsus verlangte, mußte meist den Heller zählen und hatte keinen Einfluß auf Zensoren und Druckeroffizinen der Städte.

Ein Teil der Kranken, denen er geholfen hatte, war nach Hause gereist, froh der abgekürzten Unbequemlichkeit, und neuer Zuzug wurde kaum mehr erwartet. Auch von Freiburg her blieb es still. Er redete seit Wochen zu den Menschen nur, was ihm von Zunge und Lippen fiel, und hatte keinen, zu dem er aus dem Herzen und Geiste sprechen konnte. So lockerte die ewige Sehnsucht, die ihn von Salzburg nach Tübingen und Freiburg, in die Heimat seines Blutes, getrieben hatte, leise ihre Flügel.

An einem Sommertage saß er auf einem Steine zu Füßen der Burg, darin vor mehr als hundert Jahren der Riese Erkinger grausam gehaust hatte. In der Riesenkapelle des hirsauer Klosters war das zwölf Schuh lange Ledergewand des Erkinger zu sehen. Es trug schwere Eisenringe anstatt der Nesteln. Und an die Eisenringe band der Erkinger die Bauernbräute, die er sich von den Hochzeitstischen holte und dann mit Haut und Haar ungebraten fraß.

Neben dem kleinen Doktor lagen der Hut und ein Bündel Heilkräuter im Moose. Sonnenringe glitten über seine feuchte Glatze. Er hatte die Hände gefaltet, die Arme auf die Beine gestützt und genoß den schattenkühlen Frieden. Nicht weit von ihm quirlte ein Wässerlein zwischen Wurzeln und sattgrünen Polstern. Die Vögel regten sich wieder, da Theophrastus ganz still saß, mit Huschen her und hin und ihren kurzen, winkenden Rufen. Sie hatten den Überschwang des Lenzes gelassen, suchten von Ast zu Ast Verständigung. Ein

Wiesel witterte unter einem tiefhängenden Buchenzweige hervor, stutzte über die Tollheit zweier Eichhorne, die einander einen graugrünen Stamm hinanhetzten und dann über die Äste fortschnellten. Das Wiesel vergaß seinen Schrecken wieder, schlich langsam, suchend näher. Da roch es den Menschen, fuhr zusammen, war wie eine braune, springende Welle im Nu entglitten. Weit unten, wo Bäume und Unterholz dichter verwuchsen, zogen drei naschende Rehe vorüber.

Die Blätter regten sich kaum, doch schien es, als eratme der Wald selbstselig von des Menschen Nähe.

Da — unweit, wo das Wasser über etliches Geröll gurgelte, sah er ein Weiblein liegen, zart und scheinend wie Schleierhauch. Ein sonnenbestrahlter Farrenwedel leuchtete durch ihren Körper hindurch. Sie griff mit der einen Hand in das Geriesel und warf Wassertropfen nach den spielenden Mücken. Die Tropfen blitzten wie Edelstein, wenn sie einen Sonnenblick durchflogen.

Der Doktor Paracelsus wagte kaum zu atmen. Er vergaß anmutbefangen alles um sich her und hätte ein halbes Leben regungslos gesessen, um dieses Spiel nicht zu stören.

Aber es blieb nicht lange bei dem Getröpfel. Die nächsten Zweige teilten sich, von zwei haarigen Händen niedergebogen. Eine kurzgehörnte Stirn und große, dunkelleuchtende Augen lauerten auf die Nymphe hin, die ihr Gesicht abwandte und silbern lachte. Mit einem Sprunge war der Sylvan bei ihr. Er hockte sich dicht an sie. Sein Buschschwänzlein zitterte, die beiden Hautlappen, die ihm neben dem Bocksbarte vom Kinne hingen, schlenkerten, während er durch die geblähten Nüstern seiner Schafsnase leise meckernd in ihr Lachen einstimmte. Dann verstummte er plötzlich, hob schnüffelnd den Kopf.

«Es menschet . . .»

Die Nymphe lauschte erschrocken, dann meinte sie lässiger:

«Es menschet nit, allein der Sterbenshouch von Agelei, Nießwurz und Louch weht herbei und süfzt: gebrochen von Menschenhand. Unrein schmecket der Sterbenshouch von dem Moder der Menschenfinger.»

Der Sylvan war's zufrieden und graulte sich nachdenklich in den Haarzotten seiner Brust.

«Einer ist über min Wasser geschritten, do die Spinn Tirill ihr fettist Mucken gefangen hät vor diesen Tag.»

Sie wies auf ein Netz, in dem eingesponnen der dicke Brummer hing. Die Spinne Tirill sog ihn aus. Da wußte der Sylvan genau, wie lange es war, seit der Mensch das Wasser überschritten hatte.

«Einer alleinig?» fragte er.

Sie nickte.

«Die sänt die Bösisten. Die lachen nit, die schreien nit, hänt ein hungriges Oug une ein gehrend Herz.»

Er riß ein Kressenblatt ab und kaute es. Die Nymphe summte leise und warf ihm einen Tropfen an die Lippen. Er leckte ihn blitzschnell mit seiner spitzen Zunge ab.

Sie fragte: «Warzu vermügend die dörpischen Stelzbein nit alleinig ze sin, ohn daß sie bös werdin?»

Der Sylvan sah weit vor sich hin und faltete in großem Ernst seine schräge Stirne.

«Sie hänt all ihr Brüeder und Schwesteren in der großen Welt verraten und verkouft. Der Bruoder Berg und Stein schließt sich vor ihrem giftigen Blick zuo und wird hart vor ihrer Hand. Das schwesterlich Gemüet in Boum, Strouch unde Krout zitteret vor denen Leichenfingern. Was brüetet und söuget, schwirret und schwimmt, ist ihnen ein Roub, ist ihnen keins fröind und heilig. Sie verachtin die Notdurft, um derentwillen ein Wesen dem andern sich willig gibet in der großen Welt, daß es ingehe in den Leib des andern und ganz verbunden sije. Sie verachtin die Notdurft und lurend alls umb Lust und Gewinn an. So sänt sie in ihrem übermüetigen Sinn gescheiden von der großen Welt. Doch kunnten ouch sie nümen alleinig sin in ihr, dann jedlichs Geschöpf suochet sin Frieden ußer ihme. Darumb so muessend sie einander anhangen in ihrer kleinen, in der Menschenwelt, ob sie einander ouch nit das Leben gunnen, und müessen der ein vom andern den Frieden stehln in deme Leben us Roub unde Gier.

So aber einer eremitisch goht — dies sänt die Bösisten, dann die hänt als ouch die Menschenwelt verraten.»

Während der Rede des Sylvan lächelte die Nymphe weibtöricht, denn ihr gefiel der warme Tonfall der Stimme, verstand sie auch nicht, was er meinte, und sie spielte dabei mit einem langen Regenwurm, den sie um ihren Finger wand. Der Sylvan aber hatte unterdes ihr grünliches Haar aufgerafft und strählte es zärtlich mit den fünf Zinken seiner Rechten, hob es hoch und ließ es in der Sonne schimmern wie gesponnenes Glas.

Da faßte Paracelsus leise sein Schwert und drehte es behutsam, so daß der Goldknopf gegen die beiden gerichtet war. Auf dem Knaufe hatte er das Wort AZOT durch die Vergoldung tief in das Metall eingeritzt. Im Worte AZOT lagen die Zeichen der drei Urkräfte vereint: Sulfur, Mercurius, Sal. Aus ihnen besteht die Menschenwelt und die große Welt, in ihnen sind beide geeint, trotz aller Scheidung.

Der Sylvan war in die Höhe gefahren, kauerte auf den Hufspitzen und stützte sich auf die langen Zottelarme. Auch die Nymphe saß aufgereckt. Beide Waldwesen erstarrten unter dem Zeichen, sie stierten den Menschen an, der ihnen ein unerhörtes Lied sang:

«Seht das Ein und All.
Keines kummt ze Fall.
Alles gleitet durch sin Sternenhus.
Keines lebt allein.
Alles loutet ein.
Anbeginnen ist ein jedlichs Us.»

Da schnellte der Sylvan mit einem gewaltigen Satze über die Nymphe hinweg gegen den Menschen an, die gehörnte Stirn gesenkt, die Fäuste gegen die Brust gestemmt. Paracelsus wäre fast von dem Steine gefallen, wenn er sich nicht mit einem Rucke erhalten hätte.

Er sah um sich. Der Wald war wieder lautlos und schreckensstarr geworden vor dem Menschen. Paracelsus raffte Hut und

Kräuter auf und stieg den Holzsteig ins Tal hinab. Er wußte nun, daß seines Bleibens nicht länger war, denn die Einsamkeit drückte sein Herz nieder.

Am zweiten Morgen ritt er neben dem Ochsenwagen, auf dem sein Koffer lag, gegen Wildbad. Aber auch dort sah er die Gelegenheit nicht, die er für seine Schriften suchte. Er blieb so lange, bis die Salze dieser Quellen mit denen des Zellerbades verglichen und ihre Wirkungen festgestellt waren. Schon deshalb drängte er weiter nach Markgrafbaden: er hatte die chemische Verwandtschaft der beiden Quellenorte entdeckt.

Im Spätherbst des vergangenen Jahres waren die badener Thermen zornig von ihm zurückgelassen worden. Nach Freiburg eiligst berufen, da der Markgraf Philipp an blutigen Bauchflüssen zu versiegen drohte, sodann nach einer raschen, glücklichen Kur von kaum drei Tagen, verhöhnt und mit einem Bettel entlohnt, war er wie ein Landstreicher von dem badener Schlosse niedergeritten. Jetzt summte die kleine Stadt, von schwatzhaften Gästen überfüllt, als hinge ihr noch vom Mai her, da der zungenfertige Doktor Eck gegen Oecolampadius disputiert hatte, ein Schwarm der redelustigen, rechthaberischen Herren an. Er hausierte vom Salmen zur Sonne und weiter zum Baldrich, zum Vogel Greif und Spieß, bis er endlich im roten Löwen eine Kammer fand, darin ein knickriger freiburger Kaufmann wohnte, der sich gegen zwei Drittteile seiner Miete dazu verstand, daß der Strohsack für den Doktor eingelegt werde.

Auch andere Freiburger traf Paracelsus, die ihn erkannten und ein geheimnisvolles Wesen um ihn erhoben. Und die badener Bürger erinnerten sich seiner Kur an dem Markgrafen. So merkte der Leibmedikus seiner Gnaden auf dem Schlosse, dem es im Verein mit einem freiburger Professor vor etlichen Monaten leicht gelungen war, einen Empiriker und Landfahrer, dessen man sich in äußerster Not bedient hatte, zu prellen, daß er nun an Patienten einbüßte, und auch der Apotheker hatte zu klagen.

Man zog den Doktor Theophrastus Gelagen bei, da er die gewichtigen Diätverhaltungen der meisten Badegäste verlachte und damit die Vergnügten einer Gewissenslast entband. Seine trotzigen Reden, wenn er dann, leicht bezecht und bald gestimmt, von seinen Fahrten und den Erlebnissen an Ärzten und hohen Schulen übersprudelte, belustigten sie alle. Manchem, der es schlau angriff, indem er kläglich die Kuren und Mittel aufzählte, die er hatte brauchen müssen, gelang es, eine spottgewürzte, treffsichere Diagnose seines Zustandes zu erschleichen. Nie war Theophrastus seines Urteils sicherer und mächtiger seiner Kunst, als wenn er, leicht vom Weine beseligt, erglühte.

Auch den baseler Schiffsherren Simon Zwilhenbart vom Rate der Zünfte und dessen Ratsfreund Jakob Lutenbach, Zunftmeister der Kürschner, die gegen Podagra und Leberkolik für dieses Jahr ins Badnische gefahren waren, wußte er so unerwartet wirksam und kühn zu helfen, daß sie ihn drängten, in dem verseuchten Basel sein Glück zu versuchen. Dort wünsche man längst einen Physikus, der sich weniger mit den Predigern, aber mehr mit der Pest und den Franzosenblattern herumschlüge. Aber Paracelsus meinte, er habe nun für eine Zeit der Universitäten genug erfahren.

Doch nicht nur dem Leibarzt seiner markgräflichen Gnaden und dem Apotheker mißfiel der kleine Doktor mit dem großen Schwerte, den kurzen Rezepten und der lockeren Diät. Es gab Kranke, denen er das Bad widerriet und eine Lebenshaltung vorschrieb, die sie der kostspieligen Zehrung überhob, so daß sie abreisten. Auch hatte Paracelsus erstaunlich schnell Kundschaft mit dem Goldschmiede Meister Marx gemacht, hinter dessen Werkgadem eine Küche lag, darin es nicht mit rechten Dingen zuging. Dort, so hörte man, sott der Doktor die badener Wässer ein von den Fettquellen, vom Ungemach, vom Balderich, von der Höllen und vom Greif. Darüber habe er etliche Worte fallen lassen: tief verborgen stünden die badener Wässer mit denen vom Wild- und Zellerbade in Zusammenhang. Und das war keinesfalls unbedenklich. Suchten

doch die beiden Nachbarbäder mit allen Kräften Gäste zu zügeln, indem sie die Kosten für Miete und Küche drückten. Zudem hatte der Löwenwirt keine sonderliche Freude an diesem Gaste, der meist wo anders zechte, in später Stunde das Haus aufpolterte, halbe Nächte unruhevoll in der engen Kammer rumorte und Reden hielt, die kein Vernünftiger verstand, besonders seit von dem freiburger Knicker das Feld geräumt war — bälder als nötig war der abgefahren, und der Löwenwirt hatte das Nachsehen. Alles in allem, die raschen Kuren und die Diätvorschriften waren verdächtig, verdächtig die schlichten Mittel, die der kleine Arzt meist aus eigener Tasche reichte, verdächtig das heimliche Getriebe beim Meister Marx. Gefährlich konnte er werden. In Unfrieden war er damals von Baden geschieden, vielleicht bezauberte er die Quellen und suchte Rache.

Als nun zu Mariä Heimsuchung jener tübinger Student Friedlin und zwei andere freiburger Schüler kamen, um den geheimnisvoll verschwundenen Meister wiederzufinden — man hatte in Freiburg schon von einer Luftfahrt auf dem Buckel des Leibhaftigen gesprochen — fanden sie zugleich einen Bedrängten, der auf den andern Tag durch den Büttel vor Stadtschultheiß und Bürgermeister gefordert war. Der Leibarzt seiner gräflichen Gnaden und der Apotheker hatten dringliche Beschwerden, die das Heil der Kranken und gemeines Wohl betrafen. Der Fremde sollte sich defendieren. Paracelsus kannte den tiefsten Grund der Behelligung und hielt auch nicht zurück mit Pochen und Poltern, allein er kannte Punkte und Titel der Beschwerde nicht.

Die drei Studenten gingen auf Kundschaft durch die Stadt, vermehrten in ihrem Eifer das Gemunkel, aber sie brachten doch das Rechtswirksame aller Bedenklichkeit wider den Meister auf: es lag in etlichen Äußerungen über die badener Wässer. Theophrastus lachte, er wußte nun, wie weit es mit ihm und Baden stand. Was er an den Quellen erfahren wollte, war längst sein eigen, die Kranken und ein nicht unbeträchtlicher Verdienst hatten ihn zögern lassen. Er war wie immer

entschlossen. Ihn lockte Straßburg längst, das keine Universität, aber geachtete Chirurgen und zwanzig Druckeroffizinen besaß, die Stadt an der Rheinstraße, deren Reichtum und Freizügigkeit gepriesen und verdächtigt wurden, da ihr Rat auch Geistern Duldung gewährte, die nicht wie er in stillem Wirken der Kunst ein neues Leben schufen, sondern öffentlich für eine Überzeugung stritten, lauten und leisen Anhang um sich sammelten.

Da er sich keiner anderen Beschuldigung gegenüber sah, als daß er geforscht und freimütig ausgesprochen hatte, was in der Natur der Thermen zu finden war, trat er am andern Tage heiter den angestrengten Mienen und aufgeplusterten Besorgnissen entgegen. Und Schultheiß und Bürgermeister sahen bald, daß der kleine Doktor nichts im Schilde führe, was dem Ruhme ihrer guten Stadt gefährlich werden könnte. Sie fragten ihn endlich mit einer kümmerlichen Neugier nach den Heimlichkeiten, die er aus ihren Quellen gezogen habe; gutmütig klärte er sie auf.

Alle drei Bäder, so Zeller-, Wildbad als auch Markgrafbaden, entsprängen derselben Urquelle tief im Erdenschoße.

«Sie hänt ein Ursprung», versicherte er, «werden geteilt den Katarakten nach an die drei Örter. Sie loufen us eim Kalkstein, dardurch sie Wärm empfahen. Der Gang, so hierher goht, do er am heißisten fürbricht, der bleibt ohnzerbrochen bis in den Usgang.»

Sie nickten alle zufrieden.

«Er louft durch den harten Stein und Gebirg.»

Auch das gefiel ihnen, denn es mochte schon ein Kerl werden, der so durch harten Stein und Gebirg lief.

«Er empfahet unterwegen aber kein zuofallinden Tuegenden nit.»

Da stutzten sie, winkten ab, schlugen auf den Tisch und riefen:

«Warum nit? Us welichem Grund? Kein Tuegend nit? Die größist Tuegend!»

«Er broucht kein ander zuofallind Tuegend nit, dann er bringt eine große us dem Herzen des Urgrunds mit ihme.»

Und sie schwollen ab, wurden alle wieder zufrieden und meinten:

«Us deme Herzen des Urgrunds! Das ist wohl gesprochen, Herr Doktor.»

Als er gar eröffnete, daß der Katarakt des nachbarlichen Wildbades durch ein grobes Gebirge fließe, deshalb vermischte Adern enthalte, wodurch er gebrochen werde, kühler sei, und vollends der des Zellerbades auf seinem Wege fast gänzlich abgekühlt werde, wurden sie einer Meinung, daß der Herr Doktor Hochgelahrt das überall verlauten und im Druck ausgehen lassen solle, und wünschten ihm die beste Zeit. Er aber kündigte dem Schultheißen seinen Aufenthalt, denn er wolle nach Straßburg. Damit waren sie noch mehr einverstanden als mit seinen tiefsinnigen Erkenntnissen von der Natur ihrer Quellen.

Die drei Studenten zogen mit seinem Reisegut voraus, er mußte noch einen Tag zugeben, da er die Wirkung eines Arcanum, das er aus den Quellsalzen bereitet hatte, für diesen Tag erwartete. Gegenüber den Toren am diesseitigen Ufer wollte er wieder zu ihnen stoßen. Bis dahin hatte die markgräfliche Kanzlei einen Zoll- und Förderbrief für sein Gut bewilligt. Er ritt gerne allein.

Im weiten, sonnenträchtigen Tale des Stromes blitzten die Sensen schon, ein frühzeitiges Jahr. An einem Kloster ritt er vorbei, dessen verkohlte Dachsparren noch an Bauernzorn erinnerten, aber der Bauer ging mit arbeitskrummem Nacken und schleppendem Fronschritte wie ehedem, grüßte den kleinen Herrn zu Roß, dem ein Schwert an den Bügel schlug, demütig wie je. Niedergetreten war der dunkelrote, schwerqualmende Brand ihres Herzens. Von Lothringen bis in die österreichischen Lande hinein muckte kein Bauer mehr auf, und die Herren frohlockten über den unmündigen gemeinen Mann. Hatte nicht Doktor Martinus wider ihn geschrieben: «Der Esel will Schläg haben, und der Pofel will mit Gewalt regiert sein.»

*

Die Fensterläden des Schneidermeisters Jörg Ziegler an der Steinstraß waren geschlossen, obwohl der Abend noch herbsthell durch den schmalen Spalt der Überhänge und spitzen Dachfirste niederebbte. Jedermann wußte, weshalb Jörg Ziegler sein Fenster geschlossen hielt.

Auf dem kurzbeinigen Werktische, der in die Mitte des Gadems gerückt war, stand ein Schaff, daneben die Holzkanne, und Strahlen einer übertrieften Talgkerze behauchten die Menschen vom ernstgeneigten Scheitel bis ans Knie mit rötlichem Scheine. Sie standen dicht um den Tisch, die Hände über dem Gürtel gefaltet. Ihre Augen waren, gläubig und weit aufgetan, dem waldhuter Kürschnermeister Jakob Groß zugewandt, der die Holzkanne ergriff und seinen Handwerksgenossen, den Matthis Hiller aus Sankt Gallen, aufforderte, sich zu bereiten.

«Lieben Brüder, wir hänt inbrünstiglich gebet' und sänd also versammlet in des heiligen Gottes Namen. Zeuch us din Wammes unde Hembt, Matthis, dann du bist der wahren Touf, dorinnen üns Jesus Christ ist fürgangen, zur Stund noch nit teilhaftig.»

Und während Matthis Hiller mit andächtigen, langsamen Bewegungen dem Gebote nachkam, zitterten die Lippen der meisten Brüder vor gläubiger Erregung.

Jakob Groß sagte schlicht:

«Dies ist ein Zeichen und nützit meh dann ein Zeichen. Matthis, du sollt es wissen, din Fleisch wird nümmen geheiliget darvon, und das Wasser tuet den Unflat nit ab. Dannocht ist es ein Zeichen, gegeben von dem Propheten in der Wüsten, dem Tüfer, als ein geoffenbaret Wort des höchsten Gotts. Der liebe Herr hat sich ihme unterton, ist in den Fluoß ingestiegen und hat das Zeichen genommen an. Willig ist er gestiegen in den Fluoß. Dann also ist der Touf Kraft und Wirkung, daß du willig bist unde bereit, den Bund zu schließen mit dem heiligen Gott us des Gewissens Grund. Darumb so muoßt du ehebevor ein Mensch sin, erwachsen in Macht dines Willens, in Reu und Erkanntnus der Sünd, reif wie der

Halm, den der Schnitter ansiehet. Du muoßt absterbin dinem Sündenleben und dinem wollüstigen Fleische. Das hät die Kindstouf nit vermocht an dir, dann du warst der Sünd und des Fleisches noch nit erwachsen und des Gewissens gar frembt und ohnerfahrn.»

Er faßte den Matthis Hiller mit starkem Griff an der Schulter und bog ihn über das Schaff nieder. Eine Welle tiefster Ergriffenheit schwellte die Herzen des Bruderkreises und befreite sich in seufzenden Atemzügen.

«Ich toufe dich, Matthis Hiller, im Namen des höchsten Gotts, der Himmel und Irden gschaffen hot, und in der Nachfolge des Heilands, daß du fürder Christ und ein nüer Adam sigest, wiedergeborn im Geiste!»

Damit goß er ihm die Holzkanne über Kopf und Schultern aus. Und Matthis Hiller sank, von funkelnden Tropfen überronnen, in die Knie, breitete die Arme und rief:

«Gott, lieber Gotte, ich danke dir, du host mich zu einem reinen Menschen gemacht und mir den Himmel ufton. All diner Genaden Herrlichkeit harrend miner Seel. Ich seh dich sitzen uf denen Wolkin, din Angesicht machet mich blind ... es stürmet in minem Houpte ... mir will der Houch us ... minem Moul ... vergahn ...»

Er rang nach Worten, sein Gesicht war verzückt. Alle neigten sich, freudvoll gehoben, zu ihm nieder, etliche waren mit ihm auf die Knie gesunken, und einigen rannen die Tränen über die Wangen. Der Täufer aber kniete auf dem Tische und betete mit geschlossenen Augen.

Sie lagen noch in ihrer kindlichen Frömmigkeit versunken. Da pochte es an Tor und Fensterladen, wie sie erwartet hatten. Der Täufer Jakob Groß blieb im Gebete, während die andern, ihrer Gottestrunkenheit entrissen, fragend und erblassend auf den kleinen Schneidermeister Jörg Ziegler sahen. Die ihm zunächst standen, flüsterten:

«Der Tüfer hat wahr gsät. Nu seind sie ankummen.»

Meister Jörg, der Schneider, wurde rot vor Zorn.

«Das sänd die Knecht des Capito, des Predigerluogen-

volks, so den Heiland im Moul und die Schlang im Herzen führet!»

Draußen pochten sie härter und riefen, man solle auftun. Allein der Täufer Jakob kniete noch über dem Schaffe auf dem Tische. Sein Gesicht war ruhig, seine Augen blieben geschlossen, nur die Lippen bewegten sich im Gebete. Die andern waren weggetreten und standen flüsternd in dem Winkel beim Herde.

Jörg, der Schneider, rief gegen das Fenster:

«Was Tüfels, der do willt in?»

«Tu uf, Jörg Ziegler, uf Gheiß der Stadt Herren!»

«Ich hab alleinig ein Herren, der heißt Jesus Christ!»

«Tu uf mit guetem Willen, bi dinem Eide!»

«Tu uf, Bruoder», sagte der Täufer, «dann es ist die Oberkeit, die Gewalt hat ober dich und mich.»

So öffnete der Schneidermeister. Es waren vier Stadtknechte und ein Schreibergeselle.

«Wo ist der gottlos und ufrührisch Jakob Groß von Waldshuet, der will keiner Mahnung nit folgin und getrüem, fründlichem Rat und Spruoch, sundern hät ihn selbsten wider die Oberkeit geworfen und den Bürgern gehießen in siebzehn Artikuln wider das Schwörn, uf kein Eid nünt nit ze trauen, noch ein Eid zu geben furthin ...»

In einem Atemzuge sagte das der Schreibergeselle und jappte hoch auf, als er beendet hatte. Er zitterte unter dem ruhigen Blicke des Täufers.

«Den du suecheſt, der bin ich.»

«Und den du nit suecheſt, in dessen Hus und Werkgadem ihr dringet wie des Lucifer Rott, grob und säuisch, der bin ich, der Schneider Jörg Ziegler. Hebet üch hinweg, ihr Ottern und skorpionisch Wüst und Greuel us diesem Gadem, dorinnen Gott meh lebet, dann in ürem türmindem Gstein und münsterischen Gebäu, us eitel Hoffart und babylonisch Werkheiligkeit ufgericht unde mit steinin Göttern überhöufet zu Schmach des alleinigen Gotts! Ich will üch wohl ratin, losset üre ohnflätigen Händ von diesem Mann des Heiligen, dann üer

Capito und Buzer und die Prediger all mügend ihme nit uflösen die Schuhriem! Wisset ihr nit, daß ich dem Capito hab widerlegt all sin Gottlosigkeit, ihr ...»

«Du halt din Moul», schrie der Schreibergeselle, der sich einen Zorn geholt hatte.

«Loß gahn», mahnte auch der Täufer und fügte ruhig hinzu: «Lieben Brüder, es hat ünser Meister und Heiland dem Kriegsknechte das Ohr gearzet, so ihme das fürwitzig Schwert des Apostels hat gehouen ab. Ich hab us Waldshuet müessen abscheiden, indem sie mich gehießen hänt mit Spieß und Harnist gen den Bouren zu ziehen uf Zell und zu erwürgen den Bouren. Do hab ich gesaget: Lont mich in Harnist unde Gewehr wachen und die Stadt hueten, allein ihr sullt nimme begehrn, daß ich minen Bruoder und Nächsten mit Händen erwürg, dann es stoht: du sollt nit töten. Dies aber ist die Oberkeit in Gestalt und Zeichen eines Schreibergsellens unde vier Knechten, und ich bin untertan der Oberkeit. So sie mich nüt dann tastin will und werfen in den Turm, lont ihr. Ouch du, min Bruoder Jörg Ziegler, lont gahn! Dann der Turm ist als ouch in Gottes Hand erbouet und als weit und fri, als min Gebet und Glouben. Und glichermaßen die Oberkeit ze Waldshuet nit Macht unde Gewalt hät über min Hand, daß sie sollet töten den Bouren und Brueder, als hab ich und ihr nit Macht, die Hand der Oberkeit ze halten, so sie mich will tasten und werfen in Turm. Ihr sullt nit bellen unde pochen, sundern beten, daß Gott die Herzen erlücht.»

Er stieg von dem Tische und streckte ihnen die Hände entgegen, daß sie ihm die Eisen anlegen konnten. Da folgten die taufgesinnten Brüder bis zum Turm. Er betete laut vor, und sie sprachen ihm nach. Die Leute auf den Gassen gingen mit und vergaßen den Spott über den Mann, der schandbar zwischen den vier Stadtknechten ging.

Auch Paracelsus begegnete dem Geleite der Taufgesinnten, und da er den Schneider Jörg von dessen Bruder Clemens her, der Gärtner in der Rupprechtsau war, kannte, wußte er, was dieser fromme Zug mit dem Manne zwischen den Knech-

ten zu bedeuten habe. Er blieb eine Weile stehen und sah der aufgerichteten Gestalt des Gefangenen nach. Eine Bitterkeit ließ ihm die Zunge an der Wurzel quellen, und es kam ihm unversehens über die kaum geöffneten Lippen: «Du Bruoder in Kettin.» An diesen leisen Worten fand er sich wieder.

Das Menschenrudel war vorübergeglitten. Er stand vor dem Münster.

Zum ersten Male in diesen Wochen sah er die riesenhafte Quaderbrust mit offenem Blicke. Ein Herz, das vor Ewigkeit glüht, schimmerte das Rosenfenster aus der Steinwebe nieder. Ein letztes Tageslicht löste das zarte Netz des Stab- und Maßwerks und den heiteren Chor der Fialen und Wimberge in Schimmer auf. Der Leib des Münsters brach wie ein felsgewordener Wille hervor. Die Steinstäbe wurden Harfensaiten, Wimperge und Fialen blühten aus, umsangen und umdufteten — ein Glaubenslied, ein Gotteserjauchzen — den Felsenwillen, der die Menschenwelt gegründet hat. Und sie begannen die heilige Unterredung im Schutze des Felsens: Märtyrer, Evangelisten, Kirchenväter und Propheten, die Könige des alten Testaments. Es frohlockten die klugen, es schluchzten die törichten Jungfrauen. Und was sie flüsternd sprachen, wurde zum Schattenspiele in der Tiefe der gespitzten Bogenfelder ober den Torflügeln. Das lockte und rief hinein aus dem Garten des Menschenglaubens, in dem sich die heiligen Erzähler und Bekenner unter den Klängen der Steinharfen und im Geranke der Blüten und Blätter ergingen. Es lockte hinein durch die Mauer des Felsenwillens, aus dem das Rosenfenster schimmerte wie ein Herz, hinein in das unermeßliche Rätsel der Rechtfertigung Gottes durch den Sohn. Und einer Gnade gleich, die sich dem Volke zeigt, thronte die Mutter mit dem Kinde über der Unterredung der Heiligen.

Du steingeborene Bibel der Armen, der seliggepriesenen Armen, die nicht den toten Buchstaben auf dem Papiere vernehmen, aber aus der Inbrunst des Herzens lesen können! Du sprudelnde Glaubensquelle des Gottestriebes! Du lässest den starren Fels knospen und blühen, harfen, reden und

singen. Deutsche Sehnsucht, in der das Maß ein Mittel wird, die Form ein Becher wird für das erschauende Gemüt. Dich, dich verleugnen sie und holen aus dem Wällischen, was sie entzückt: so Rede und Schrift, so Bildwerk und Bau. Sie greifen nach der Schale, verschütten den heiligen Wein. Und sie bespeien die alte Kunst. Da ihre Herzen ausgebrannt sind, wird ihr Auge irr an dem Reichtume des offenbarten Triebes. Da ihre Augen nur messen können und ihre Hände nur wägen, haben sie das Gesicht und Gefühl für die Ewigkeit verloren und für die eigenste Gestalt der Sehnsucht aus des Menschen Tiefe. Das hat den Bogen knicken müssen, denn die Last war übergroß geworden im Herzen, das hat die flache Stirn furchen müssen und der Gedanken Ernst und Freude leibhaftig aus des Schädels glatter Wölbung gelockt. Da leg deine Ellen an und zieh deine Wagschalen hervor: du ertastest es nicht, du ermissest es nicht, du kannst es nicht wägen, du kannst es nur beflecken. Und deine wällschen Meister werden deiner lachen, der du die alte Kunst verraten hast, vor der sie in Schrecken schaudern.

Paracelsus hatte am Morgen den reichen Rheinreeder Ueberlin besucht, einen vom Rate der Dreizehn und ein Konstofler, dessen Haus von der Flur bis unter das Dach angestopft war mit der neuen Kunst, die über die Alpen kam.

Und nun ging Paracelsus aus dem Mehrern-Spital heim. Man hatte ihn zu einer Amputation gerufen, denn das Haupt der Straßburger Chirurgen, Hans von Gersdorff, der Schielhans, war alt und griesgrämig, baderte nirgends anders als in seinem Sankt-Antonienhof.

Doktor Theophrastus war «zur Luzernen» bei den Fruchthändlern zünftig geworden, wohin die Chirurgen gehörten, und Hans Ueberlin, der Konstofler, hatte als Arztlohn verheißen, eine mäßige Taxe für das Bürgerrecht zu erwirken. Das freimütige, leichtbewegte Straßburg behagte dem Fahrenden. Aller Scheelsucht der Ärzte und Chirurgenmeister, die sich auch hier nach etlichem Lauern und Tasten rührte, da Paracelsus mit seinen ersten kühnen Kuren und durch den

Schwarm von jungen Gesellen, der ihm an Krankenbett und Baderstuhl folgte, nicht geringes Aufsehen erregte, all dieser längst gewohnten Mißgunst dachte er dadurch zu begegnen, daß er sich neben die einen an den Zunfttisch setzte und Mitbürger der andern wurde. Die Physici, Licentiaten und Doktoren, konnten ihm nicht recht beikommen, denn er war von der Gilde angenommen und anerkannt, auch trug er das Doktorbarett mit gleichem Rechte wie sie, und den Chirurgen mußte es endlich gefallen, daß sich der Doktor zu ihnen schlug und seinen Gesellen nicht nur mit Lanzett, Zange, Laßbinde und Trepan meisterlich vorantat, sondern ihnen auch manch ein erprobtes Arcanum, Magisterium und Quintum Esse wies, um das die gelehrten Galenisten sie eifersüchtig umschnüffelten. Sie sahen es gleichermaßen gern, daß er in manchen Praktiken von dem alten Polterer im Sankt-Antonienhofe abwich und sie durch seine Wundtränke in die Nähe der stelzenden Barettleinträger und Graduierten führte. Er kämpfte auch hier gegen das Brennen und Wühlen in den Wunden, seine Lehre von der Heilkraft der Natur, die nur geschützt und geschont, nicht aber durch Schmieren und Instrument gestört werden dürfe, leuchteten ihrem tatsächlichen Sinne um so mehr ein, als seine Kranken rascher heilten. Rühmte sich der alte Schielhans auch aller Burgunderschlachten, der Doktor Paracelsus hatte im Norden und Süden nicht weniger Kriege erfahren.

Als Theophrastus, noch erfüllt von der geheimnisvollen Erschlossenheit des Münsters, in seine dunkelnde Behausung trat, überfiel ihn der sonst fast schüchterne Friedlin mit dem Berichte, daß ein Eilbote aus Basel gekommen sei, der aber am Frauenbrudertor aufgehalten und nicht eingelassen werde. Er warte mit zwei Pferden in dem Wirtshause an der Spitalgrube. Man habe nicht gestattet, daß er lange mit ihm verhandle oder den Brief in die Stadt nehme, um eine Kontagion zu verhindern. Der Bote selber habe zugegeben, daß die Pest in Basel eher ärger werde als nachgelassen habe.

«Von wem ist der Bot und sin Zettel usgangen?»

«Es soll ein Druckherr sin ze Basel, heißt Froben.»

Mehr wußte der Famulus nicht. Und er trat, um seinen Auftrag erleichtert, an den Ofen, blies ein Häuflein Kohle, das neben einem breiten Hafen glomm, mit dem Blasebalg an, stach einen Spahn in die Glut und entzündete die Zinnlampe. Paracelsus beleuchtete das Zirkuliergefäß, dessen Hals aus dem Hafen hervorragte, er besah dessen Verschluß und steckte den Finger in das Wasserbad, um zu prüfen, ob es den richtigen Grad habe.

«Acht uf das Lutum, du hast des Eiklar ze gering und des Boli ze viel an ihn ton, und der Pellikan gestund allbereits in dem Marienbad, do ich es gsehn. Du muoßt achtin, daß es nit rissig werd, dann die Spiritus sänd je länger je mehr volatile. Künntest das Lutum etwan mit eim lützel abgetrieben Käs bedüpfen, doch nit ze viel. — Er zirkuliert uf die letzte Nacht, darnach ist der Liquor Alcahest reif, das Menstruum Universale. Sieh, der Spiritus hat allbereits ein solarisch Farb us der Ammoniakblüeten zogen.»

Der Famulus neigte sich zu dem einen Glasarm des Pellikan und betrachtete die schimmernden Tautropfen.

«Es wird ein trefflicher Liquor und soll üns vor ein Tincturam Antimonii guet sin, dann ich hab nindert solich ein Alcohol Vini getroffen an in dütschen Ländern, dann hie ze Straßburg.»

Zwei junge Leute kamen und stellten je eine Tasche an die Wand.

«Ist er ohn vomitus erwacht», fragte Paracelsus.

«Er ist, Meister. Daruf so ist er entschlaffin und hat ein steten Puls. Der Magister Sebaldus wöllets nüt glouben, daß Ihr hänt das Bluot ohn Kauter und Stellpflaster, alleinig durch ligatura gstellt. Do ihm der Magister Sigismund Rot es zuosaget, mürmlet er, dies sije kein Kunst nit, sundern des Tüfels. So sät ouch der Doktor Vendelinus. Die sänd all kummen und hänt das Bein besehen.»

Und der andere fügte hinzu:

«Sie hänt ouch den Wundtrank geschmecket und von ihm

genippt. Do hät der Doktor Vendelinus das Moul verzogen und gsät: aliquid stiptici — und die andern hänt genickt.»

Paracelsus lachte.

«Aliquid stiptici! Wohl geredt, Doktor Wendlein Hock, das hast du usgeeckt! Bleibet alleinig ein Frag, was dasselb aliquid sije. Ist das Instrument gebrüht und uf dem Füer getrücknet?»

Sie versicherten, daß alles gereinigt in der Tasche läge.

«Als gang, Gunthere, und hol aliquid vini, dasselb wird üns wohl schmacken.»

Ein junger Mann nahm hellen Blickes das Geld und sprang mit der Kanne fort.

Als sie dann aßen und tranken, erwähnte Hohenheim den baseler Boten und meinte, da ein Handpferd mitgekommen sei, daß er wohl bald reiten werde. Wer wolle ihn nach Basel begleiten? Da stand der stille Friedlin befangen auf und raschelte in den Kohlen, der junge Gunther wetzte sein Messer eifrig an der Stiefelsohle, und der dritte meinte, er sei von Basel entwichen, habe Kolleg und Kostgeld im Stiche gelassen, und es sei ein Sterben, ärger als vor zwei Jahren. Theophrastus peitschte sie mit seinem Hohne, daß ihnen die Köpfe vor Zorn und Scham rot wurden, aber sie blieben in ihren Furchtwinkeln. Keiner wollte mit in die Peststadt.

Und bald saß er allein bei dem Kruge und dem Lichte. Der Ärger über die drei Gesellen verlor sich mit ihnen, und eine leise Müdigkeit besänftigte ihn ganz. Aus der dunklen Wand schimmerten die drei Münsterportale, die heiligen Erzähler und Bekenner stiegen von ihren Postamenten herab und gingen paarweise durch die dunklen Pforten.

*

Der Knecht des baseler Druckherren Froben war nicht mehr jung, ein Kerl mit endlosen Gliedern und mürrisch, wie es schien. Zwei Tage hatte er, schlecht untergebracht und beargwöhnt, als sei er der giftige Aussatz selbst, in der verrufenen

Herberge liegen müssen, bis der kleine Doktor, bei dem es wunderlich zugehen mußte, wenn er sich all der Unbill wert erweisen sollte, von seinen Kranken loskam. Er ließ ihn nun drei, vier Längen vorausreiten und beachtete Zuruf und Fragen kaum.

Hinter Mühlhausen auf der sonnigen Straße des Sundgaues kam der Knecht jäh zu Leben. Er prellte, durch die glitzernden Lachen spritzend, vor und schwang zornig seine Faust gegen einen dunklen Menschenhaufen, der schleppend, unter leiernden Gesängen eine Weile schon näher kroch, voran ein Kreuz und eine Fahne, inmitten des Haufens ein Marienbild, das farbig flimmernd auf einer Tragbahre haftete und steif im Schritte seiner Träger auf- und niederschwankte.

Mit flatternden Zügeln, den Kopf des gespornten Gaules hoch aufgeworfen, fluchend, sprengte der Knecht die Abgötterei an. Und das Rößlein des Doktor Theophrastus, vom Feuer seines Stallgenossen hingerissen, war weder durch Zaum noch Zuruf zu halten. Nach etlichen bockenden Sätzen, die seinem leichten Reiter einen Bügel kosteten, behielt es den Willen und jagte hinter dem zornmütigen Vorreiter her.

Der Wallfahrtsleis war in Geschrei umgeschlagen, der Pfaffe lag keifend im Schmutz, die Prozession zerstob in ein Kornfeld, die Tragbahre mit der bunten Maria schleifte an den Schultern eines einzigen, der treu geblieben war, über Loch und Stein, die Blechkrone baumelte im Nacken unter dem kahlen Holzschädel.

Als Paracelsus vorüberflog, erhielt sein Pferd einen Hieb mit dem Kreuzschaft. Der Kreuzträger, ein junger kräftiger Bursche, war allein auf der Straße geblieben. Der getroffene Klepper stieg, hetzte an dem galoppierenden Knechte vorüber, der schon seine Zügel zu sammeln begann. Da ging auch des Knechtes Pferd durch.

Die Stegreifen flatterten, die Schwerter taumelten, die Mäntel flügelten, und die Reiter hingen mit beiden Händen am Sattelbuge. Früh war es am Tage, bei einer guten Krippe in Ensisheim hatten die Gäule genächtigt, längst witterten

sie die Heimat. In vollem Rennen durchsetzten sie noch eine Ortschaft. Erst angesichts des Kirchturmes von Sierenz blieben sie schwerschnaufend und zitternd stehen und ließen die dampfenden Reiter Mantel, Pack, Wehrgehäng, Bügel, Zügel und sich selber finden.

Die erste Befreiung des kleinen erhitzten Heilmeisters prasselte nicht allzu gemessen über den Knecht nieder, der den Nacken krümmte und ohne Murren dem Hagel standhielt. Als aber alles sorgsam besehen, zurechtgerückt, festgeschnallt und verschnürt war und Doktor Paracelsus, seines Sattels mächtig, losstrebte, während der Knecht dem tanzenden Pferde mühsam aufsaß, fand sich auch der zu etlichen Flüchen, die kräftig genug waren, das Gleichgewicht wieder herzustellen. Der Knecht kleschte nach und hielt sich fortan neben ihm.

«Sumer Potz Gäuch und fallend Sucht uf min Seel, die treibend ein Speiwerk mit Gott durch ihren Götzen, schänden Christ unsern Herrn und sin Evangeli!»

Paracelsus schwieg; der Knecht mußte weiter.

«Die wöllend üns ze Basel nit mehr in der Kirch singend lon uf ünser Weis und Muottersprach. Kunnt keiner das papistisch und wallsch Geplärr verstohn. Darumb hat üns guet evangelisch Lüt etwas Zorn überkummen, und wir wellend es nimme leiden.»

Paracelsus nickte, das gefiel ihm. Und der Knecht hob seine Stimme:

«Sie sehend den Finger Gottes nit. Es stirbet in ünserer Stadt grousamentlich, und sie sehend den Finger Gottes nit! Jedannocht es stohn deren viel und mügend meh sin dann die halbet Stadt, rich und arm, die wellend nimmer schweigen und in der Kirchen singen, als üns der fründlich Doktor Husschin, den sie Oekolampad nennen, zu Sankt Martin gelernt, und der Magister Wissenburger im Spitäli und der Doktor Kürsner zun Barfüeßeren — das sänd alls Fründ von ünserm Druckherren und kummen in die Druckeri «Zum Sessel», do ünsers Herren ander Druckeri ist ...»

Seine Zunge war gelöst, die Herberge in der Spitalsgrube überwunden. Er berichtete von dem Hausstande seines Herren, des weitberühmten Johannes Frobenius, der den Doktor Theophrastus in äußerster Not zu Hilfe rief.

In das Haus «Zum Lufft», auch dort werde gedruckt, kämen die evangelischen Prediger nicht. Dort sitze der hochgelehrt Doktor Desiderius Erasmus einen Stock ober dem Druckherren, der lasse keinen Evangelischen zu. Ein kleins Männli auch, der hochgelehrt Doktor Erasmus, aber alle Welt täte ihm tiefe Ehrfurcht, als sei er der leibhaftige Papst; nicht einmal Doktor Oekolampad, der ein ordinierter Professor sei auf dem Kollejo, traue sich hinzu. Ein einziger wäre in Basel gewesen, ein Franzos, und nannte sich Farel, von dem sei der Doktor Erasmus öffentlich ein Bileam genannt worden, darauf habe ihn der Doktor Erasmus auf dem Fischmarkt, da er aus dem Garten heimging, vor allem Volke beschimpft, und der Franzos sei ihm nichts schuldig geblieben, und da der Franzos auch sonst sein Maul aufgetan und nichts verhehlt, sei es dem Doktor Erasmus nicht schwer geworden, denn der wisse überall willige Freunde, auch im Rate. Auf Pfingsten habe der Franzos die Stadt verlassen müssen, und Doktor Erasmus sei Sieger geblieben. Aber der Doktor bleibe Papist, wenn auch die Päpstischen keine sonderliche Freude an ihm hätten, denn er sei ein großer Speivogel und täte aller Welt Schimpf an. Und auch im Rate gäbe es noch zu viel Papisten. Darum müsse der gemeine Mann des Evangeli Sach in die Hand nehmen und für das Evangeli kämpfen, es sei in den Mauern oder auf der Straß. So erfuhr Paracelsus noch mancherlei von Rat und Volk zu Basel.

Von fern schon blinkerten ihn die buntglasierten, spitzen Ziegeldächer in blitzender Mittagssonne an. Und als sie unter das Spalentor kamen, das seine stolze Brust der Reichsstraße hoch und wehrhaft entgegenstreckt, lächelte die schnörkelfaltige Muttergottes von der Brust des Spalentores vertrauter auf Paracelsus herab.

Sie ritten den Spalenberg nieder. Die Stadt war still, sie

ließ ihre bunten Dächer vergessen. Es duftete nach Räucherwerk aus den Häusern. Der Knecht merkte die ernsten Falten um Mund und Brauen des kleinen Arztes, da vermied er etliche Gäßlein und lenkte auf den Kornmarkt, wo sie das stolzbezinnte Haus mit den drei großen Hallentoren und den bunten Malereien in hellem Lichte sehen konnten. Das Auge des Paracelsus wurde freier.

«Hie sitzend ünser Herren ze Rat.»

Sie ritten weiter, den Birseckbach aufwärts bei den Gerbern, und gegenüber dem Kaufhause hielt der Knecht am Tore der Wirtschaft «Zum Schnabel».

«Dies ist Ür Herberg und ist ein Herrenwirt, do sollt Ihr fründlich behalten sin.» Er wies weiter. «Ihr ganget den Birseck lang ze denen Barfüeßeren, do kunnt Üch ein jedlichs mit Finger weisen ünser Druckeri ‚Zum Lufft'.»

Paracelsus wurde ehrerbietig empfangen. Er gab dem Knechte sein Instrument und die Medikamententasche mit und ließ sich ein Herreneſſen für neun Rappen auftragen, es wurde ein mildfeuriger Wein zu offenem Zapfen gereicht.

Als er dann gestiefelt und gespornt und noch von jenem Rennen durch den Sundgau bis an die Brust mit Kot bespritzt, sein Schwert an der Seite hochhaltend, um es nicht poltern zu lassen, und eine landsknechtische Barettfeder über dem Nacken wiegend, auf dem Söller des Hauses «Zum Lufft» von der halbdunklen Treppe emportauchte, wurde er von zwei Frauen empfangen, die erschrocken ihre Nadelarbeit sinken ließen. Die eine fragte bestürzt, was er begehre und wer ihn eingelassen habe, der Druckherr Frobenius sei krank.

«Dasselb ist mir wohl bekennt, Jungfrou, sunst möchte ich zur Stund bi denen Kranken ze Straßburg sin.»

«Da seid Ihr ...»

Paracelsus zog sein Barett, drückte es ans Herz, spreizte seine Wehr, stellte den rechten Fuß vor und zeigte, daß er auch vor Fürsten und Herren Reverenzen gemacht hatte.

Die ältere Frauensperson versteckte ein Gelächter, indem

sie die Nähterei umständlich in einem Korbe versorgte, und auch die junge legte eine Hand zierlich vor den kaum bemeisterten Mund, sie brachte gerade noch hervor, daß sie den Vater benachrichtigen wolle.

Theophrast sah, ein wenig betreten, an sich nieder und bemerkte die weißgetrockneten Kotklexe, er war gesprenkelt wie ein Kiebitzei. Aber man ließ ihm nicht lange Zeit zu Betrachtungen. Ein junger Mann, er mochte um acht Jahre nachstehen, kam lebhaft auf ihn zu.

«Wir hänt Üch erwart', Herr Doktor. Min Vater verlanget mit Schmerzen Rat und Hilf.»

Er schüttelte die vorsichtig gereichte Hand.

«Do hänt Ihr ein scharfen Ritt ton von Mülhusen, der Knecht hat uns bericht'.»

Theophrastus murmelte etwas von Bereitwilligkeit. Dr Sohn des Hauses, Hieronymus, ließ ihn eintreten.

Froben saß in einen hochlehnigen Stuhl gebettet, sein rechter Fuß lag auf einem Schemel. Er begrüßte den berühmten Arzt mit gespannter Aufmerksamkeit, die eine gewisse Enttäuschung nicht verhehlte. Neben ihm stand ein Mann von schlankem Wuchse und edlen Zügen, auch er zog die Brauen hoch und kräuselte die Lippen.

«Dies ist Bonifacius Amorbachus, Doktor Professor juris et Ordinarius, ein Fründ. Und hier, die Üch allbereits begrueßet, ist Justina, min Tochter, des Druckherrn Episcopii Husfrou.»

Justina brachte die sorgfältig gereinigten Taschen des Paracelsus, sie wünschte offenbar etwas zu tun, um nicht wie die andern den gefleckten Heilmeister zu bestaunen. Der kleine Mann tat ihr fast leid.

Allein Theophrastus beachtete nach einem flüchtigen Gruße die andern nicht mehr. Er sah den Kranken: das gerötete Gesicht, abgefallen aus früherer Feiste, schmerzensschlaffe Züge, übermüdete Lider. Froben mochte im siebenten Jahrzehnte stehen. Auch sein Wams schlotterte, er war am Leibe tief heruntergekommen.

Theophrast hatte noch nichts gesprochen.

«Seid Ihr mit Ürem Logiment «Zem Schnabel» zefrieden, Herr Doktor? Min Hus ist voll, ich kunnt Üch nimmer ...»

«Des ist gnug ton. Die Herberg ist guet. Ich bin nit Gastierens halber ankummen. Ehrenhaft, wollet Üer Wams und Hembt usziehn.»

«... der Fuoß ... im rechten Fuoß ...»

«Wohl, ich seh. Tuet fürderst, dorum ich gebeten.»

Hieronymus Froben und Justina, des Episcopius Hausfrau, beeilten sich dem Vater zu helfen. Bonifacius Amerbach wechselte rasche Blicke mit ihnen. Und er redete Theophrastus in einem Latein an, dessen geschmeidiger Fluß dem kleinen Heilmeister mehr sagte, als seine Augen hätten ergründen können, deshalb untersuchte Paracelsus auch, ohne den Sprecher anzusehen, die Fläschchen und Näpflein, die auf einer Bank neben dem Kranken standen.

«Schon im Sommer haben wir von Euch Rühmliches gehört, Doktor. Euer ärztlicher Ruf strahlte damals von den warmen Quellen des markgräflichen Baden bis nach Basel. Man sagt, Ihr habet der Natur manches Geheimnis auf empirischem Wege abgelauscht. Wir sind voll Erwartung und voll der schönsten Hoffnungen unseres geliebten Froben wegen, dem die Ärzte den Fuß amputieren wollen.»

Paracelsus tropfte aus einem Fläschchen, das er von der Bank genommen hatte, in seine Linke, zerrieb das Heilmittel zwischen den Handflächen und roch aufmerksam daran. Er entgegnete auf den Vorhalt, daß er ein Empiriker und vielleicht kein gelehrter Arzt sei:

«Der Ruf eins Arzet sänd die genesen Kranken. Die Kranken hinwieder ein Teil der Nature. Die Nature antwort' nit us denen Büecheren. Do ist kein andrer Weg nit, dann der empirisch.» Er ergriff einen Salbentiegel. «So Menschen Büecher wärind und nit Menschen, brouchten sie der Erfahrung oder Empirik nit, sundern möchtind am Buochstabiern und Silbendreschen genesen. Was aber Üer Hoffnung anlanget, Doktor und Professor, so will ich die uf mine Kunst stellen.»

So also sah es hinter dem beklexten Gewande, an dem ein Henkerschwert mit Goldknauf hing, aus. Er verstand Latein, das war entgegen allem warnenden Gemunkel erwiesen. Er antwortete deutsch, und es klang nicht, als ob es aus Bescheidenheit geschähe. Er war empfindlich, wies sofort zurecht, lehnte aber Schmeichelei ab, vielleicht aus Empfindlichkeit. Die vier aufs neue verblüfften Menschen schwiegen, als sei ihnen die Rede untersagt, aber die Augen des Kranken suchten den Freund und die Kinder nicht mehr, ein mattes Licht belebte sie, und seine Brust hob sich.

Paracelsus war noch immer mit den Näpfchen und Schachteln beschäftigt, als sei er allein im Zimmer. Froben wartete entkleidet, Justina wärmte ihm die Brust mit dem Wams. Theophrast prüfte noch ein Pulver, indem er an seiner benetzten Fingerspitze eine Spur aus dem Büchslein hob. Er leckte, kostete, spie aus. Und dann untersuchte er den Kranken, der leise erzitterte. Er untersuchte ihn nicht anders, als sei auch Froben eines der bereitgestellten Dinge. Seine kurzen Fragen zielten stets auf ein Symptom, unter dem Froben litt. Er fragte nicht nach der Art des Leidens, er wußte es. Er wollte nur hören, wann dieser oder jener Schmerz eingetreten wäre, ob er gewachsen sei, oder nachgelassen habe, wie lange Froben des Schlafes und der Eßlust ermangle. Und dabei konnte man sehen, wie Auge, Ohr und Hand des Arztes sich zielsicher an — man fühlte: in dem Körper des Kranken ergingen, als sei dieser den erkennenden Sinnen ein Haus, von Kindheit vertraut. Sie sahen ihm stets gespannter zu. Sie witterten den Meister.

Er ließ den Oberkörper bekleiden und wickelte das quälende Bein auf. Binden und Pflaster warf er mit einer Bewegung zur Seite, daß selbst der Kranke aus Bangen und Schmerzen ein befreites Lächeln fand, denn allen schien es gewiß, daß der Paracelsus eigener und anderer Meinung geworden war. Er kniff in die gefühllosen Zehen, dann betupfte er zart bestimmte Stellen des Fußes und Beines, und der Kranke stöhnte laut auf.

Er wandte sich endlich an Justina.

«Ihr sullt Üerm Vater das Bein in warmem Wasser wäschen, darnach in ein wollin Strumpf ton, der nit zu lind sije.»

«Sie wöllend mir min Bein nehmen bis an das Knie», klagte Froben.

«Ich will Üch dasselb Bein heilen bis an die Zechen, jedannocht die werdin toub bleiben Üer Leben lang.»

«Sie sagend, es sige Gangrän unde der kalt Brand falle hinzuo, als müesset ich sterben.»

«So die Üch schneiden und sägen ab das Bein, kunnt wohl alls verschweinen und ein Erysipel oder Sankt Antonifüer zuostoßen. Do ist kein Messer nütz. Üer Krankheit ist gutta. Sie hänt Üch schier ze Tode purgiert und vomiert und das Bluot wahrlich nit gespart. Gnug des Leerens und Lassens. Ihr sollt schlafen und essen. Die Schmerzen sänd mit deme Eisen nit gstellt. Es soll Üch geholfen sin.»

Er fragte noch nach der letzten Mahlzeit und der letzten Entleerung, dann trat er an den Tisch, auf dem seine Medikamententasche stand. Über die Schulter hin meinte er:

«Ich will Üch ein Trunk geben, davon müget Ihr ruhig schlafen. Lont Üch in das Bett legen.»

Während die Geschwister den Vater entkleideten und betteten, näherte sich Bonifacius Amerbach.

«Ihr habt uns Trost und Hoffnung gegeben. Das gelehrte Basel wird euch danken, wenn Ihr diesen Mann rettet.»

Paracelsus hatte aus der Instrumententasche ein Feuerzeug gezogen und angeschlagen, er entzündete den Schwefelfaden und dann eine Kerze. Über der Kerze wärmte er in einem Zinnbecher Wein. Indem er den Becher langsam über der Flamme bewegte, meinte er:

«Der Krank kunnt in drei oder fünf Wochen genesen.»

«Ihr sagtet vorhin: gutta, eine tropfende Flüssigkeit also — was meint Ihr damit, Doktor?»

«Die Krankheit des Frobenii.»

«Wohl, wohl, allein ich habe noch nie ...»

«Was ist ein Nam, Doktor und Professor? Nichts ist ein Nam, und alls ist das Wesen. Ich will guttam heilen am Frobenio und, als Ihr saget, das ganz gelahrt Basel sull mir Dank wissen.»

«Ich frage nicht, um Euch zu versuchen, vergebt. Wir sind in schwerer Sorge um Froben.»

Da sah der kleine Meister mit einem scharfen, prüfenden Blicke in die großen dunkelbraunen Augen des schönen Mannes, der in allem sein Gegenspiel schien, ganz leise antwortete er:

«Apoplexia. Schweigt daran, der leicht Fall. Paralysis inferior.»

Er blies die Kerze aus und warf sie in die Tasche zurück. An einem Ärmel wischte er den Ruß vom Boden des Zinnbechers ab. Dann ließ er aus drei Fläschchen etliche Tropfen in den Wein fallen und schwenkte den Trunk.

Froben lag im Bette und wimmerte vor Schmerz. Er schlürfte begierig und flüsterte zwischen den Schlucken:

«Ich dank Üch ... dank ... es ist ohnlidig ... ein Marter unde Pein. Kummer und Sorg darzuo ... ich sull nach Frankfurt uf die Meß ... helfet mir, lieber Doktor!»

Er gab zitternd den Becher zurück, sank in die Kissen und schloß die Augen. Paracelsus behielt seine Hand und fühlte den Puls. Die drei andern standen am Fußende und warteten. Der Arzt hatte ihnen den Rücken zugekehrt. Nach einer geraumen Weile sagte er:

«Gring war die Dosis, dannocht loßt der Schmerz nach, balde so ist der Schlaf stärker dann der Schmerz.»

«Ich bin ...

Paracelsus legte langsam den Arm des Entschlummernden auf dem Bettkolter zurecht.

Er ordnete an, daß Brustfleisch von vier Tauben geschabt und mit einer gerösteten Zwiebel dick eingekocht werde, Salz und Würze wolle er selber geben. Die Speise müsse in drei Stunden bereit stehen, inzwischen sei auch der Strumpf zu besorgen.

Sie begleiteten ihn auf den Söller. Alle gastfreundlichen Fragen und Besorgnisse, womit die beiden Kinder Frobens ihn überhäuften, lehnte er heiter ab. Nach der Wohnung des Oekolampadius erkundigte er sich, da er einen Brief des straßburger Predigers Capito überbringen wolle. Man hatte dem Knechte nicht gestattet, die Fahnen eines griechischen Druckes, den Capito für die frobensche Offizin korrigierte, in die Stadt zu bringen, und Theophrastus hatte vermittelt.

Seine und Frau Justinas Schritte hallten noch auf der Flur, Bonifacius Amerbach und Hieronymus Froben klopften im Oberstocke, der Sphäre reinster Klassizität des Hauses «Zum Lufft», an die Vorzimmertür des Desiderius Erasmus. Ein Famulus öffnete ihnen mit der bekümmerten Miene eines Menschen, der ein Heiligtum mit seinem Leibe zu schützen bereit ist. Beide Hände flehend vor der Brust erhoben, wehrte er:

«Er wünscht allein zu sein.»

«Er wünscht, daß wir ihn benachrichtigen.»

«So war er schon hier?»

«Er war hier.»

Der Famulus kam sofort zurück, er ließ die Tür offen.

Die kleine, zierliche Gestalt des Weltweisen saß in der etwas steifen Haltung eines Weitsichtigen vor dem Schreibpulte. Er unterbrach, winkte freundlich, ohne die Feder abzulegen, und schrieb nach einigem Besinnen den Satz zu Ende, las ihn, spitzte den feingeschnittenen Mund, strich ein Wort, setzte ein anderes darüber, ohne aufzublicken flüsterte er zärtlich:

«Ich schreibe gerade das Gutachten, das der Rat über die Abendmahlschrift des vortrefflichen Oekolampad abverlangt hat. Ich will euch, meine Lieben, diesen Satz vorlesen. Helft mir, wenn euch meine arme Feder allzu stümperhaft erscheint.»

Er hob das Blatt auf und neigte sich leicht gegen die beiden hin, während er las:

«Die Arbeit ist durchaus gelehrt, vortrefflich geschrieben, sie zeugt von Fleiß, ich würde beifügen, daß sie fromm sei, könnte ich fromm und gottesfürchtig nennen, was den Dog-

men der Kirche zuwiderläuft, von denen abzuirren, meiner Überzeugung nach, gefährlich ist.»

Er legte den Kopf lächelnd zurück, und seine stahlgrauen Augen trafen Bonifacius Amerbach, dessen Züge die freudige Verklärtheit des unbedingten Bewunderers erhellte.

«Ein Desiderius Erasmus in jedem Worte. Unübertrefflich! Die Arbeit des guten Oekolampad ist allein dadurch gerechtfertigt, daß sie deiner Feder zu diesem Meistersatze Anlaß gibt. Die biederen Zünftler werden alle Feinheiten deines Urteils und deiner Vorbehalte gar nicht zu genießen imstande sein. Uns aber hast du wieder ein Licht aufgesteckt, wie wir religiösen Fragen, da sie einmal auf die Gasse geraten sind und barfuß einhertölpeln, begegnen sollen.»

Erasmus lächelte. Er überschätzte die Schmeichelei des jüngeren Freundes durchaus nicht: die übliche Umgangsform eines von ihm anerkannten Liebhabers der Wissenschaft. Er wäre gekränkt gewesen, wenn sie weniger getrieft hätte. Da ihre Feiste entsprach, vermochte er sich über sie hinwegzusetzen.

«Du bist also einverstanden. Aber Ihr bringt mir Nachricht von meinem andern Ich, von meinem geliebten Gönner. Was ist mit Froben? War er da, dieser straßburger Medicus, dieser — nun, wie nennt er sich? Wie hat er sich geäußert?»

«Er wird den Vater heilen.»

«Wird er? Er hat es also versichert. Hoffen wir, daß er auch hält, was er verspricht. Ich würde ihn segnen.»

«Er verwirft die frühere Behandlung.»

«Das tut jeder neue Arzt.»

«Er verhöhnt sie, die amputieren wollen.»

«Ah, er scheint also seiner Sache sicher. Ihr gebt mir Hoffnung, ich werde heute sorgloser schlafen.»

«Auch Froben schläft.»

«Das ist schon etwas. Das ist viel. Kein Mittel wollte helfen.»

«Er hat ihm nur eine geringe Dosis seines Mittels zu geben brauchen.»

«Das wäre gut. Was sagt er sonst?»

«Er redet nicht viel.»

Bonifacius Amerbach beschrieb das Auftreten und Verhalten des Paracelsus. Unter dem ermunternden Blinzeln des großen Spötters verlor sich bald jene erkennende Scheu, zu der Theophrastus sie alle gezwungen hatte. Und endlich wedelte der wullin Strumpf, der nit zu lind sije, wie ein Zeichen harmloser Quacksalberei, an die man noch ein letztes Vertrauen wagen wollte, über der Unterhaltung der drei Männer.

Als aber Johannes Froben nach vierzehn Tagen ohne Stütze, wiewohl ein wenig lahmend, über den Kornmarkt ging, um seine andere Druckerei «Zum Sessel» zu besuchen, wurde er wie ein triumphierender Dichter nach der Krönung von einem Schwarme gerade jener Männer begleitet, die Bonifacius Amerbach mit dem gelehrten Basel bezeichnet hatte. Nicht die Universität war darunter verstanden, sondern der zahlreiche Kreis von Humanisten, die gleich Erasmus, angelockt von den Druckereien Basels, die Stadt zu einer Wiege des wiedergeborenen Altertums machten. Und da die Blüte des Latein unter der Sonne eines hymnischen Lobes am üppigsten Farbe und Duft entfaltet, fiel nicht geringer Preis auf den schütteren Scheitel des Paracelsus. Erasmus hatte es ausgesprochen: Froben war ihnen allen durch Theophrastus von den Schatten der Unterwelt zurückgerufen worden. Man wäre beglückt gewesen, wenn dieser kleine, merkwürdige Mann ein flüssiges Latein gesprochen hätte, wenn nur einigermaßen zu behaupten gewesen wäre: er ist einer von den Unsern. Aber er unterschied nicht, fast schien es, als wolle er nicht unterscheiden. Auf das zierlichste gefragt, widerbellte er in einem Deutsch, das besser sein mochte, als man es selbst gesprochen hätte, aber jeden zarteren Geisteshauch vertilgte. Er verkehrte mit Oekolampad und den anderen Predigern, die trotz ihren Talenten an die lutherische Demagogie verloren gegangen waren und gegenwärtig einen bedenklichen Kampf gegen den lateinischen Gesang angezettelt hatten, einen Kampf,

der das Basel der erblühenden Musen neu beunruhigte. Und dieser geschickte Medicus schien noch am meisten zu jener neuerungslustigen Art zu neigen, deren Ehrgeiz die Menge fesselte. Es war bedauerlich, man mußte ihn preisen, ohne ihn empfangen zu können.

Ein Auftritt, den Paracelsus in der Apotheke des Doktor Oswald Berus hatte, des einzigen Professors der medizinischen Fakultät, belustigte aber auch die Humanisten.

Längst waren die teueren Gemengsel dieser Arzneiküche verdächtig, und man schlich lieber zum Krämer, um fertige venetianische Medizin unter unverfänglichen Namen einzukaufen. Paracelsus fahndete nach lemnischer Terra Sigillata, derentwegen er in Straßburg alle Apotheken vergeblich durchstöbert hatte. Er war kein Freund von überseeischen Mitteln, allein die besondere Wirkung dieser Erdart hatte er erprobt. Der Laborant der Berischen Apotheke brachte ihm etliche der nußgroßen Erdkugeln, denen das Siegel eingeprägt war. Doktor Theophrastus prüfte und begehrte den ganzen Vorrat zu sehen. Da trat der Professor aus der Offizin und erkannte den Heilmeister, der Froben entgegen seiner, des einzigen Professors und Ordinarius, und aller anderen Ärzte Überzeugung und Kunst auf die Beine gebracht hatte. Professor Berus herrschte den Laboranten an, weil er den Vorrat auslege, obwohl der Käufer keinesfalls mehr als ein oder das andere Klümpchen kaufen werde. Indes Theophrastus ließ sich nicht stören, schob sodann die Holzschachtel zurück und meinte:

«Ist dies Üer lemnisch Terra?»

Der Laborant beteuerte es.

«Do hänt Üch die italischen Kouflüt nit übel bschisse. Etliche Stuck sänd wohl strigenses, us denen schweidnitzer Goldgrueben, etlich als ouch lignicenses, us Lignitz, jedoch was das lemnisch Sigil führt, ist alls falsum, das sullt Ihr ehrlich uf den Mist schmeißen.»

Berus schäumte prächtig auf, und Theophrast stand mit gespreizten Beinen, stützte sich auf sein Schwert und sah zu, wie der Professor in der Schachtel wühlte und fluchend die

Erdklößchen durcheinander warf. Endlich schien eines gefunden. Es wurde dem fremden Arzte bedrohlich unter die Nase gehalten.

«Hie! Lueg, du ohnwissender Schererknecht! Dies ist Sigillum lemnicum.»

Paracelsus antwortete, ohne die Stimme zu heben:

«Das Sigil ist falsch, du galenischer Sudelkoch, die echt Terra lemnica ist rosenrot und nit geel. Gang, lern fürderst Simplicia kennen. Es sije dine geringst Schmach, so du von Theophrasto lernst — anderst solltu dine Apotheken eine Beschißgrueben heißen.»

Berus rang nach Atem und rang nach Würde. Er hatte sich hinreißen lassen vor diesem Landfahrer. Indes verließ Paracelsus lachend die Apotheke.

Die Humanisten übersetzten den Titel, den Theophrastus der Berischen Apotheke angeraten hatte, ins Latein, Griechisch und Hebräisch.

Auch andere Kuren waren ihm geglückt. Seine beiden badener Patienten, der Ratsherr Zwilhenbart und der Zunftmeister Lutenbach, begünstigten ihn allerorten. Da er jedoch Frobens wegen Pestkranke nicht besuchen konnte, Oekolampadius aber mehr als alle zungenfertigen Ruhmredner und gönnerhaften Förderer die triebhafte Hilfsbereitschaft des kleinen Meisters erkannte, bestimmte auf Betreiben des Reformators der evangelisch gesinnte Oberzunftmeister Jakob Meiger zum Hirzen die drei Scherermeister, Dietherich, Tiebold Wernher und Holzrütter samt ihren Gesellen, eine Abendschule mit dem Doktor Theophrastus über die Seuche zu halten. Sie versammelten sich zu Sankt Martin, der Kirche Oekolampads. Und sie hörten ihn, der nicht mit Griechen und Arabern aufzog, sondern seine weite Pesterfahrung aus allen Ländern in einem schlichten Deutsch vortrug, das da und dort ein kraftgewürztes Wörtlein führte, unter wachsendem Vertrauen. Neu war die Behandlung und Arznei, neu die Anschauung des kleinen Doktors vom Wesen der Pest, und nur zögernd entschlossen sich die Scherer zur Folgschaft. Aber die

ersten Heilerfolge brachten ihm immer neue Hörer zu, unter denen gelehrte und ungelehrte Laien saßen.

Die Ärzte wurden unruhig, die Fakultät äußerte Bedenken. Doch tröstete man sich mit der Erwartung, daß die Heilung Frobens bald beendet sein werde. Für alle Fälle nahm man Fühlung mit den straßburger Kollegen. Bald war bekannt, daß Paracelsus auch unter der dortigen Medizin mißliebiges Aufsehen erregte: ein Unruhgeist, ein Neuerer, es wäre behaglicher zu heilen und zu leben, seit er in Basel weile, doch sei bekannt, daß er wiederkehren werde. Der hochgelehrte Doktor Vendelinus erwarte ihn und wolle ihn bei guter Gelegenheit herausfordern.

Nicht zum ersten Male gingen Meinungen über Paracelsus zwischen Straßburg und Basel. Schon Capito, der straßburger Prediger und Humanist, hatte Froben auf ein Gerücht hin vor Paracelsus gewarnt, als er aber Günstiges erfuhr, den Ahnungslosen begütigend an Oekolampadius empfohlen.

Von Haus zu Haus war durch die Ratsknechte der deutsche Kirchengesang verboten worden, eine Bittschrift blieb ohne Antwort. Von Mund zu Mund trug es sich durch die Stadt: Sonntag nach Mariä Geburt soll niemand in den drei Predigerkirchen fehlen um des Evangelii willen.

Auch Theophrast ging in die Kirche zu Sankt Martin. Und bis an den Hochaltar standen Männer und Frauen dicht gereiht, Kranke waren auf Stühlen und Matratzen unter die Kanzel getragen worden.

Die Orgel blieb stumm. Die Glocken aber sangen lauter als je und sie schwiegen nicht, als längst schon alle versammelt waren. Eine bebende, wortlose Stille schwellte ihre Seelen wie eine Föhnerwartung. Sie wußten, daß sie Aufruhr wider das Gebot der Weltherren in ihren Herzen trugen, und harrten unter den Glocken, die nicht enden wollten, auf die erlösende Predigerstimme. Etliche versuchten sich zu helfen, sie falteten die Hände über der pochenden Brust und sprachen lautlos zu Gott.

Oekolampadius, der zurückhaltende, redescheue, erstieg, blasser als sonst, die Kanzel — aber seine Augen leuchteten. Das gab ihnen eine erste Hoffnung. Noch in die verklingenden Glocken hinein rief er das Wort des königlichen Propheten David: «Singe Gott, alles, alles Erdreich!»

Viele vermochten seinen ersten Gedanken nicht zu folgen. Sie fühlten nur, daß eine namenlose Kraft von dem Worte: Singe Gott, alles Erdreich — über sie ausging. Wie das Geläute dieses Tages schwebte es über ihnen und überdeckte die Rede des Predigers. Dann aber hörten sie alle, und alle erkannten sich und den Nächsten rein im Aufruhr, geheiligt im Widerstande. Theophrastus war nie noch seines Bekenntnisses zur Muttersprache so freudig bewußt geworden. In allen erblühte es, als müßte nun das deutscheigene Wesen dem Heilande gleich auferstehen aus seinem Steingrabe, das von der fremden Kirche mit dem Fels fremder Dogmen bedeckt worden war.

Der Prediger blieb auf der Kanzel, als er geendet hatte. Er sah erwartungsvoll zum Orgelchore auf, und eine neue beklemmende Stille überwältigte die Gemeinde. Dann fiel ohne Vorspiel aus allen Registern die Orgel mit dem Liede ein. Und es brach aus ihnen, als seien sie ein Leben lang stumm und im Elend gewesen:

«Lob sei Gott, die Zit ist kummen,
Er will selber sin der Hirt.
Ihr, Papisten, müeßt verstummen,
Die ihr habt die Welt verführt.
Gott hat unser Bitt vernummen,
Sin Urtl üch scheiden wird.»

Es rannen ihnen die Tränen über die strahlenden Gesichter; sie ergriffen einander bei den Händen und sie waren einig.

Der Rat erkannte die Macht, die seiner Macht überlegen war.

Nicht der evangelische Mut dieses Gottesdienstes wirkte in Paracelsus fort, der Glaubensstreit befremdete ihn mehr und

mehr, je zäher und erbitterter er ihn werden sah. Was ihn erfaßte und ihm zugleich Basel über die Weltläufigkeit Straßburgs zu erheben schien, war das ergreifende Bekenntnis zur Eigenart, zum deutscheigenen Wesen. Nur wer zu seiner Art fand, konnte zur Wahrheit und zu Gott finden, denn beide, Wahrheit und Gott, können nicht aus andrer Art empfangen werden, sie müssen entwachsen und erfahren sein in der lebendigen Tiefe. Was Streit um Evangelium und Paulus, was um Messe und Liturgia, was um Galenus, Avicenna — alles ein Würfeln um den Rock! Das, über allem Würfelspiele: der Drang und Trieb, der sie bewegte und ihn, war ihr erwachendes Wesen, und das vermochte Gott und Natur, Evangelium und Arzenei nur mit den arteigenen Augen zu schauen. Dessen war er an dem Sonntage in des Oekolampadius Kirche zu Sankt Martin hoch und freudig bewußt geworden. Unter dem rauhen Gesange schien ihm der Spruch seines Lebens neu und geheiligt verliehen:

Alterius non sit, qui suus esse potest!
Du sollt keins andern sin, so du bstohn kannst in dir!

Noch in derselben Woche ritt Theophrastus an einem Nachmittage, der fremd und sommerschwül unter einem bangen Himmel dunstete, durch das Spalentor zurück. Froben bedurfte seiner nicht mehr.

Er wollte gegen Abend Mülhausen erreichen und hatte mit dem Aufbruche vielleicht zu lange verzogen. Sein Weggut mochte schon in Straßburg liegen, es war auf einem Schiffe vorausgesandt. Er ritt leicht, nur die Arzneitasche und das Instrument am Sattel, er ritt froh des Andenkens wohlgesinnter Menschen und trieb sein Tier zu munterer Gangart an. Über das Staket des Frobenschen Gartens hinweg grüßte er den weltweisen Erasmus, der sich, gewiß aufs eleganteste, mit etlichen Bewunderern im Schatten der formlosgetreuen, schwerfruchtenden Apfel- und Birnbäume unterhielt. Man rief ihm nach, er verstand nicht, aber er glaubte, zu allem

Günstigen geneigt, daß es ein köstlicher Geistesblitz gewesen sein mochte.

Auch Erasmus hatte ihn einmal gebeten, und Theophrast war statt zur vorbestimmten Stunde am andern Tage zu einer ihm genehmeren Zeit in der Sphäre reinster Klassizität des Hauses «Zum Lufft» erschienen. Eine Begegnung mit Erasmus hätten die berühmtesten Männer nicht zu verfehlen gewagt. So war er von dem Gefeierten mit einer Laune empfangen worden, die zwischen Gereiztheit schwankte und der gewichtigsten Besorgnis über ein körperliches Unbehagen, das ihn schon lange bedrängte. Theophrastus hatte, und diesmal mit Vergnügen, die seelischen Zärtlichkeiten übergangen und bald erkannt, daß der zierliche Körper des Weltweisen vor allem unter allzu häufigen Koloquintenpurganzen litt, sonst aber durch eine leichte Kur gegen Sand und Stein von den Beschwerden befreit werden konnte. Die dürren, kaum gewählten Worte des Arztes waren der Feinnervigkeit des Patienten stets peinlicher gefallen. Und als Erasmus endlich von etlichen Versuchen hatte abstehen müssen, die Natur seines Leidens in Ausdrücken der galenischen Medizin zu erfahren und alle förderlichen Verhaltungen und Mittel obendrein, weil Theophrast auf einer angemessenen Kur unter seinen Augen bestanden war, hatte sich Erasmus zu einigen unhöflichen, zweiflerischen Bissigkeiten hinreißen lassen. Theophrast war gleichwohl mit lachendem Munde geschieden.

Auch jetzt, da er der Unterredung gedachte, lachte er in sich hinein. Er wußte: Erasmus werde kommen und höflicher kommen, wenn er nicht mehr der Unbefangenheit des Arztes, sondern der Schmeichelei eines leeren Papierzettels gegenübersaß, der jedes Schreibers Eitelkeit wohliger zu kitzeln versteht als der glatteste Metallspiegel. Er wußte, daß Erasmus an ihn schreiben werde.

Heiteren Geistes beachtete der Reiter nicht, daß vom beflorten Himmelsrande zwei riesenhafte Turmwolken schnell und wuchtig zur Mittagshöhe aufwucherten. Erst an der Unruhe des Tieres, und als bereits die niedergepreßte Luft stäu-

bende Windwirbel über die Straße trieb, erkannte er das drohende Unwetter. Unwillkürlich sah er, vor einem Walde bangend, in den er einritt, nach der Stadt zurück, die hinter einer Bodenwelle versunken war. In diesem Augenblick blendete ihn ein Lichtstrahl. Das Pferd stieg, er vermochte sich kaum zu halten. Dem Getöse des Donners folgte unmittelbar eine dröhnende Erschütterung des Erdbodens. Mit Mühe gelang es ihm, sein Pferd so weit zu beruhigen, daß es stand. Aus der Talsenkung, in der Basel lag, schoß eine dunkelquirlende Rauchwolke in den Himmel, und Paracelsus sah, wie sich die Wetterwolken über der Säule teilten. Das schien kein Brand. Der Stadt war ein Unheil widerfahren. Menschen mochten nach Rettung schreien. Als hätte das Pferd diesen ersten Gedanken des Helfers erfaßt, jagte es zurück. Und bald war er so weit, daß er aus der westlichen Stadt, wo auch das Haus «Zum Lufft» lag, die trägeren Brandwolken aufquellen sah.

Die Straßen liefen von bestürzten Leuten laut und voll. Je näher er den Heuberg niederkam, desto schwerer war über Ziegelscherben und Trümmer hin und durch das Gedränge weiter zu dringen. Sein Gaul fand irgendwo unter ein Flurgewölb, dessen Tor geborsten war, er dachte nicht mehr daran, ihn zum «Schnabel» zurückzuführen, in der Flur lag einer mit offenem Schädel. Und kaum wußte man, daß ein Arzt zugegen sei, wurden ihm die blutenden Menschen zugeschleppt. Ein Schererknecht erkannte ihn und half. Unterdes erfuhr Paracelsus das Unglück. Der Schneiderturm beim Eschamartor war mit fünfzig Tonnen Pulver in die Luft geflogen, kein Stein stand mehr auf dem andern, die Malzgasse war ein Schutthaufen.

Bei drängender Arbeit wurde es Nacht. Sie leuchteten ihm mit Fackeln. Allmählich hatte er die breite Flur in eine Feldscherei umgewandelt, andere Baderknechte waren hinzugekommen, zuletzt der Meister Tiebold Wernher. Ein Dutzend Menschen warteten ungeduldig, um den Doktor Paracelsus in ihre Häuser zu holen, wo Leute an schweren Wunden, not-

dürftig gestillt, lagen. Erst als er um die elfte Stunde im «Schnabel» einkehrte, konnte er hören, daß im Hause «Zum Lufft» alles wohlbehalten sei.

Am anderen Morgen mit Torauf ritt er unbemerkt und leichten Herzens davon.

Paracelsus fühlte bald, daß die Ärzte in Straßburg während seiner baseler Wochen nicht stillgelegen hatten. Allein Frobens wundersame Heilung war weitum bekannt geworden. Auch den straßburger Predigerhumanisten floß die Milch wohlklingender Ruhmredigkeit leichter von den Lippen. Die Druckereien der eidgenössischen Stadt, allen voran die Frobenschen Offizinen, waren in Straßburg eifersüchtig beachtet, denn die Buchdruckerkunst Basels hatte der Wiegenstätte den Rang abgelaufen.

Wiewohl sein Ansehen gewachsen war und neue Schüler, zum Teile Nachzügler aus Freiburg, sich zu ihm hielten, hatte er Mühe, an die Drucker heranzukommen. Drei Manuskripte lagen bereit.

Man wußte gut, daß Froben unter des Erasmus Einfluß nur klassisches Sprachgut verlege, und doch wies man ihn immer auf Froben und Basel hin und stellte sich wunderlich. Als die Knoblochsche Offizin endlich geneigt schien, wußten sie die Ärzte dahin umzustimmen, daß sie den Druck seiner Wundarznei vom Gutachten eines Kollegiums abhängig machte, welches aus heimischen Physikern und Chirurgen bestehen sollte. Gewarnt zog er die Schrift zurück. Er wollte warten, bis er Bürger wäre.

Am Mittwoch nach Andrä Apostoli erbrachte er auf der Ratsschreiberei an sonstiger Urkund Statt das Diplom von Ferrara. Zerknittert war es, das Siegel zersprungen, bröckelicht, kaum zu erkennen. Wenig Schriften mochte der Ratsschreiber prüfend unter die Augen gehoben haben, die so weite Wege im ganzen Abendlande herumgekommen waren. Er hörte es mit Staunen.

Paracelsus zählte dreißig Gulden und sechs Schilling auf den Tisch und schwor sodann: Bürgermeistern und Räten,

so jetzt sind und hernach gesetzet werden, gehorsam zu sein, der Räte und Stadt Mandate getreulich zu halten, Steuer und Umgelds zu geben nach jeder Zeit Gesatz, mit der Stadt Lieb und Leid zu leiden, Bündnisse und Einungen zu wahren und mit Vestinnen und Leuten, so er etlich hätte, der Stadt treulich beholfen zu sein. — Die Feste, die er hatte, war die Kunst und seine Leute waren Helfertrieb und Sorgfalt um der Kunst, nicht um des Lohnes willen.

Und des Abends füllte «Zur Luzernen» ein Saum tiefgoldenen Pfälzers die Zunft- und Handbecher der Scherer, Müller, Kornhändler, die alle zur Luzernen dienten. Froh, Mauern und Seßhaftigkeit erworben zu haben, hatte er ein Pfund Pfennig und vierzehn Schilling drangesprengt. Sie ließen ihn freundlich leben, sonderlich die Müller und Kornhändler, denen er nicht ins Gehege gestiegen war.

Schon im Sommer hatten Ärzte, Chirurgen und Spitalsleute den Rat darum angegangen, einen Mann aufschneiden zu dürfen. Das war seit zehn Jahren nicht mehr geschehen, damals hatten es die Hebammen an einer Frau durchgesetzt.

Sie wollten wieder sehen, wie es inwendig aussah. Und bei dem Schweineanatomieren wollten sie nicht mehr zufrieden bleiben, es regte mehr Appetit als Wissenschaft an.

Der Rat war immerhin unbefangen und setzte sich über den Gedanken hinweg, daß irgendein Laur, der wegen Straßenraub, Mord oder Diebstahl seines Daseins enteignet worden wäre, am jüngsten Tage mit zerlegtem Eingeweide aufstehen müsse, obwohl — und darin lag der bedrohliche Rest von Bedenklichkeit — die Untat durch die Pön verbüßt war und der arme Sünder aus Henkershand ehrlich hervorging. Und auch wenn die Raben, Hunde, Füchse, ab und zu ein Wolf vom Schindanger das Ihre holten, was immer noch vorkam, obwohl man schon seit hundert Jahren eine Mauer um den Galgen erhielt, dies konnte nur als natürliches Begräbnis gelten. An Würmer aber mußte doch endlich auch der Frömmste glauben. Immerhin, ein Bedenken gegen die Anatomie blieb.

Allein Freisinn ohne Bedenken ist kein Freisinn, sondern Gleichgültigkeit. Und wann wurde durch Gleichgültigkeit etwas zuwege gebracht?

Der Rat wäre einverstanden gewesen, es fehlte lange die Leiche. Was an Rad und Galgen hing, war ungeeignet. Bei dem Gliederbrei der Geräderten verstand sich das von selbst, die Gehängten aber mußten am Galgen verwesen, das war Buße. Auch ein lebendig Begrabener gehörte unter die Erde. Und von den Geköpften, die besonderer Gnade oder ihres Standes wegen zu dem leichten Tode kamen, sah man vorsichtshalber ab, zudem war der Wunsch begreiflich, einen ganzen Menschen aufzuschneiden. Und endlich — die heilige Adventzeit sollte doch verstreichen.

So kam es, daß der Nikolaus Milutz, ein fremder Schüler aus Franken, der auch eine Zeitlang des Doktor Paracelsus Knecht gewesen war, noch über Drei König hinaus das Leben behielt, obgleich er schon vor Advent mit dem Sack hätte gerichtet werden sollen. Er war dem Goldschmied Kunrad Dunne über den Zaun des Obstgartens in der Marx-Aue gestiegen, hatte die Äpfel scheffelweis davongeschleppt, frech verhandelt, das Geld verlottert und nicht lange nachher der Frau Agnese Saspachin unter der Steigen eine Truhe erbrochen und drei Weben Leinwand gestohlen. Er gehörte an den Galgen. Allein er verteidigte sich so artig und geschickt in trefflichem Latein, daß die Richter sich scheuten, ihn wie einen gemeinen Dieb zu hängen. Nur die rechte Hand sollte ihm vor dem Sacken abgehauen sein. Und auch darüber wußte Nikolaus Milutz hinwegzukommen. Er bot sich selber der Anatomie an und verstand es, glaubhaft zu machen, daß seine Rechte inwendig nicht weniger sehenswert sei als seine Linke.

Vielleicht waren die Ärzte gerade deshalb auf den Gedanken gekommen, dem unbequemen Kollegen bei der Leichenöffnung ein Bein zu stellen, weil Nikolaus Milutz eine Weile Knecht bei Doktor Theophrastus gewesen war. Sie wußten, daß der kleine Heilmeister nichts von ihrer Anatomie hielt, und verbreiteten, daß er kein Herz von einer Leber unter-

scheiden könne und darum schon bedacht sein werde, von der Anatomie fern zu bleiben, während Doktor Vendelinus Hokkius einen jeden Nerv des Milutz aus dem Galenus und Mundinus verlesen und erklären wolle.

Paracelsus erinnerte sich des verlausten Bacchanten wohl, den er aus Mitleid für etliche Wochen bei sich behalten hatte, bis sein Famulus Friedlin auf Diebereien gekommen war. Längst hatte er beschlossen, mit seinen Schülern diese Anatomie zu besuchen, um sie von der Torheit zu überzeugen, mit der man den Frieden eines Toten störte, auch wollte er einem Steinleiden nachgehen, das er bei dem verlotterten Studenten vermutete.

Vor Advent war die Ill unter der Schindbrucken zugefroren gewesen, um den heiligen Abend aber taute es, und Nikolaus Milutz, der im Kathrinenturm lag und die Wasser rauschen hörte, hätte lieber erbärmlich gefroren, als den fast lenzigen West durch die Fugen der Fensterscharte gewittert. Der Tag seiner Anatomie stand fest. Es kam nur darauf an, daß er herzhaft Einsacken und Wurf von der Brücke überstand. Die Ill war eiskalt, da mußten ihm bald die Sinne schwinden.

Und die Torhüter und Ratsboten, die bei ihm gingen, hatten zu tun, um Platz für das kurze Wegstück zu schaffen. Unterschultheiß und der Fürsprech am Stadtgericht ritten hinter ihm. Er biß die Zähne zusammen und wollte aufrecht bleiben, daß alle die Leute ein Beispiel nähmen, andächtig für ihn beteten und ihn mitleidigen und versöhnten Blickes betrachteten. Oft hatte er die gemeine Kraft gefühlt und wirksam gesehen, wenn er unter dem Volke gestanden war, da man einen armen Sünder zur Richtstatt führte, manch ein Schelm hatte einen letzten Trost und freudige Zuversicht für das frühe Sterben aus der Andacht gewonnen, die ihn aus allem Volk umgab. Allein, je weiter sie durch die Menschen drangen, desto hastiger und banger wurde sein bettelnder Blick. Und zogen sie auch die Hüte, und falteten sie auch die Hände, Neugier bleckte aus ihren Augen, Neugier verzerrte ihre Lip-

pen zu einem halben Grinsen. Das Blut erstarrte ihm, die Knie wurden ihm weich, zwei Torknechte faßten ihn unter den Armen. Er stierte vor sich nieder, ein Grauen vor den Begierigen schüttelte ihn, ein Grauen vor dem eigenen zerstückelten Leichnam. Er hatte sich verkauft. Er taumelte vorwärts. Jeder Schritt war eine Ewigkeit.

Stadt- und Ammeister erwarteten ihn auf dem kleinen Raume inmitten der Schindbrucken, der von zwei Reitern freigehalten wurde. Als ihn die beiden Turmknechte losließen, streckte er die Hände nach dem Sacke aus, den der Henker hielt. Und der Henker erbarmte sich seiner.

Vendelinus Hock faßte diesmal die Anatomie weit prächtiger an als vor zehn Jahren, da er, ein junger Doktor, nach Straßburg gekommen war und sein kaum entkeimtes Ansehen nicht überfrachten wollte. Doktor Vendelinus war in Padua gewesen und hatte den Professor Benedetti in seinem Theatro Anatomico gehört. Er baute den Straßburgern im großen Refektorium des Mehrern-Spitals aus Tischen, Brettern und Bänken, die hoch unter die Decke gestaffelt wurden, ein richtiges Anatomietheater auf. Sein Pult war mit einem Turm von Schriften beladen: Galenus und Mundinus und deren Kommentatore. Zuunterst in dem engen Raume, dicht bei dem Tische, saßen die Doktoren, Lizentiaten, die Scherermeister und der Spitalschaffner, unter ihnen auch Theophrastus. Und rings bis an die Dübelbäume zwängten sich die Leute dicht an- und übereinander, so daß das Theatrum knarrte und knackte, hie und da ein ängstlicher Frauenschrei aus der Dunkelheit vorschlug und mit Gekicher und Gröhlen beantwortet wurde. Auf dem Pulte und an den Ecken des Tisches rußten dicke Talgkerzen. Der Raum war bald von heißem Menschendunste voll, und man roch die Nässe der Kleider. Während der Hinrichtung war ein Sprühregen gefallen.

Vendelinus zog im roten Talare auf. Hinter ihm brachten zwei Scherknechte den toten Milutz, und diesem folgte der Scherermeister Andreas Stößer mit einem Gesellen, der das Instrument trug, es fehlten nur Trommeln und Pfeifen.

Vendelinus begann mit Donnerstimme, die alle aufschreckte eine Drohrede gegen die Verächter der Anatomie und rannte gewisse Ärzte an, die sich nicht scheuten, gleich marktfahrenden Salbadern für alles Eingeweid ihr Arcanum magistrale oder Elixir de Quinta Essentia auszuschreien, ohne auch nur von den Heimlichkeiten der Leber und Milz eine Ahnung zu haben. Kein Wunder, daß sie auch den ehrsamen Meistern von der Luzerne das Lanzett aus der Hand nähmen, kecklich ins unbekannte Fleisch und in des Leibes Tiefe einstießen, aber das heilsame Brennen und Ätzen verachteten und Nadel und Sonde verwürfen. Wie sie die Heilung bewirkten, darüber müsse er schweigen, denn ein tiefes schauderndes Grauen versiegle ihm den Mund, und er werde den nicht bei Namen nennen, sonderlich angesichts der Leiche eines gerichteten Lotterbuben, der solchen Ärzten beistünde.

Nicht wenigen standen die Haare zu Berge und lief die Katz den Buckel hinunter. Denn während der letzten hohlen Worte des Doktors in dem scharlachenen Talare hatte Meister Stößer den Milutz geöffnet, und der aufgetriebene Magen stieg aus dem Bauche des armen Sünders, als blähe sich sein Inneres in einem grauenvollen Atemzuge. Scheue Blicke zuckten hin, wo der Doktor Paracelsus saß. Eine Frau, von dem heißen Dunste und aller Unheimlichkeit überwältigt, wurde ohnmächtig und konnte nur mühsam aus dem Gedränge hervorgezerrt werden. Die meisten erblichen. Auch Doktor Vendelinus starrte erschrocken auf den offenen Bauch nieder, in dem sich das Eingeweide regte. Ein Rucken, Flüstern, Stoßen. Einzelne warnende Rufe. Das ganze Theater knackte in allen Fugen und bebte. Der angestrengten Stimme des Doktor Vendelinus gelang es nach gefährlichen Augenblicken, die Ruhe und sein Unternehmen zu retten; er selbst sah mitgenommen aus.

In Paracelsus kämpften Zorn und jene kaum erträgliche Scheu, die er vor angestauten Menschen hatte, deren Augen auf ihn gelenkt waren. Seine stammelnde Zunge, die nur gelöst werden konnte, wenn er geneigte Herzen um sich wußte,

quälte ihn fast körperlich im Munde. Hundert Argumente gegen die schwülstige Herausforderung durchrannten seinen Geist wie ein zügelloses Kriegsvolk, das eine Stadt plündernder Hand durchläuft. Als man das ohnmächtige Weib hinaustrug, war sein Zorn Herr geworden. Er sprang auf und rief den jungen Günther an, der hinter ihm, stand viele hörten ihn.

«Gang, Gunthere, lueg, was dem Weibe ist zuogstoßen, ob sie eines bedürftig sije. Ich will bleiben und hörn, was der scharlachin Gugelant uf dem Katheder meh will.»

Doktor Vendelinus ermannte sich an seinem Siege über die Unruhe und rief mit erholtem Schwunge, streckte dabei drohend die Faust gegen Paracelsus:

«Potz Taubenast und Fickerment, so will ich ein ehrlich Anatomiam lehren, und wenn der Tüfel und sin Hexenmeister alle toten Lichnam Luft schnappen loßt, daß die Därm ufquellend. Das solltu wissen!»

Da antwortete der kleine Meister:

«So heb an und forcht nit, Doktor Wendlein, in diner scharlachen Livrei! Und solltu dich nit verblätteren, so du us dem Galen die Heimelichkeit der Leber und Milz herusserbuochstabierst. Doch solltu allen ze wissen ton, daß der Galen sine Heimelichkeiten nit us der Menschen Leib und Wesen hat, sundern von Affen unde Hunden!»

Darauf zitierte Doktor Vendelinus, fröhlich, sein Fahrwasser gewonnen zu haben, aus dem Kompendium des Mondino, aus dem Galeatus de St. Sophia, dem Benedetti, Jacobus Silvius und Matthäus de Gradibus, die alle dem großen Erzvater der gelehrten Medizin, Galen, gefolgt seien und ihn hoch gepriesen hätten, während der Meister Stößer kundiger Hand den toten Milutz zerwirkte, Leber, Milz, Nieren, Pankreas, Herz und Lunge säuberlich auslegte und schon daranging, die Arme und Beine zu öffnen.

Die Scherermeister, von dem Redeschwall des zitatetrunkenen Doktors belustigt, zwinkerten einander zu, doch sie wurden bald satt und hielten sich an den arbeitenden Zunftge-

nossen, sie besprachen halblaut das Eingeweide des Milutz. Paracelsus winkte dem Redner mehrmals beschwichtigend ab. Dann zeigte ihm ein Scherer die vergrößerte Milz, und er äußerte flüsternd seine Meinung. Endlich ließ er für sich und seine Schüler die Blase öffnen.

Aber die anderen Doktoren und Licentiaten genossen ertatmend den Triumph der Zitate, bis es dem ernüchterten und gelangweilten Volke zu dumm wurde und einer aus den letzten Reihen rief:

«Hilf Gott, Meister Wendlein, was vertunt Ihr Zit! Wir wellend dolme dem Milutzen sin Gelungel sehn!»

Und von allen Seiten erhob sich ein befreiendes Gelächter. Doktor Vendelinus steuerte behend aus der Flut seiner Literatur, nicht ohne Beteuerung, daß er jede andere Opposition gegen seine Anatomie gleich siegreich niederschlagen werde, wie die seines wertgeschätzten Kollegen Doktor Theophrastus. Und alle Ärzte applaudierten ihm so stark, daß die Leute ruhig wurden, denn sie glaubten, daß nun das Theatrum beginnen werde.

Indes stand Theophrastus mit etlichen Schülern und Scherern am unteren Ende des Tisches und erklärte ihnen an dem Sande, den man in der Blase des Milutz gefunden hatte, seine Theorie der Steinleiden, die er die Lehre vom Tartarus nannte. Die letzten Worte des Vendelinus überhörten er und sie alle, die ihn eifrig umgaben.

Vendelinus las über jedes Organ aus dem Galen, dem Mundinus und den Kommentatoren vor, und ein Scherknecht hielt jeweils Leber oder Milz oder Nieren, an einer langen Sonde aufgespießt, hoch empor, ein anderer beleuchtete das Schaustück.

Als Paracelsus geendet hatte, ging er mit den Schülern fort. Doktor Vendelinus unterbrach, um seinen Sieg voll zu machen, und rief ihm lateinisch nach:

«Seht, so schimpflich muß der Verächter vor dem Lichte der Gelehrsamkeit entfliehen!»

Die Doktoren applaudierten wieder.

Des andern Tages hörten alle, die zugegen gewesen waren, daß Theophrastus von Vendelinus bei der Anatomie glänzend überwunden worden sei, und sie mußten zugeben, daß der kleine Heilmeister nicht viel gesprochen und nur den Doktor Vendelinus und einen gänzlich unbekannten Galenius Hund und Affen geheißen habe. Vielleicht sei der scharlachene Habit damit gemeint gewesen.

So lächerlich das Gerede war, und ob es gleich von etlichen bestritten wurde, die Druckereien hielten sich daran und machten einen Einwand mehr gegen die Hohenheimischen Manuskripte daraus. Dazu kam eine Klage, die der Seilermeister Vix Klaus gegen den Apotheker «Zum Einhorn» erhob. Paracelsus hatte ihm dazu geraten, denn die Arzneien der Einhornapotheke waren, trotz genauer Weisung, des Quid-pro-quo verdächtig und die Preisforderungen unverschämt gewesen. Der Apotheker wußte den Prozeß zu strecken, andere Ärzte — sie zehrten ja alle aus einem Beutel — kamen ihm zu Hilfe, hingegen der Seilermeister, auf seinen Arzt gestützt, blieb hartnäckig. Da langten mitten im Eifer des Streites der baseler Kaufherr Wolfgang Hutschy und Meister Simon Zwilhenbart, beide des Rats, einer Handelssache wegen in Straßburg ein. Zugleich trugen sie ein Ratsschreiben an den Doktor Theophrastus von Hohenheim mit sich.

An Gesicht und Händen rußig, mit versengten Ärmeln, in einem schmutzbedeckten Wamse, vor dem ein Lederschurz hing, fanden sie ihn bei seinem Ofen. Der gepflegte Kaufherr mußte an dem vertrauten Wesen, das der Zunftmeister Zwilhenbart dem schmierigen Männlein gegenüber zur Schau trug, einiger plötzlicher Bedenken Herr werden. Daß sie nicht allzu dienstbereit empfangen wurden, sondern erst hören mußten, wie der kleine Meister zwei jungen Gesellen kurzgeschürzte, fast scheltende Weisungen gab, bevor er sich ihnen zuwandte, ließ ihn der Person des berühmten Paracelsus gewisser werden. Die beiden Herren faßten sich in Geduld und brachten einige Höflichkeit an, die offenbare Störung zu entschuldigen.

Theophrastus fragte den Kaufherren unvermittelt nach seinem Leiden, den Gesundheitszustand des Meister Zwilhenbart kannte er. Allein Wolfgang Hutschy setzte zu einer flüssigen Rede an, indem er das Schreiben aus dem Busen zog. Nicht einer Krankheit wegen kämen sie, sondern von wegen des Rats und der Stadt Basel, gleichsam als Boten. Seit dem Herbste des vergangenen Jahres suche man nach einem Stadtarzte, der auch geneigt wäre, die andere Professur, die von der Stadt an der Ärztefakultät der hohen Schule erhalten werde, würdig zu besetzen. Merkliche Heilerfolge und probate Weisungen, die Doktor Theophrastus von Hohenheim in Zeiten nunmehr verwichener Pestseuche denen Scherern erteilt, hätten die Augen des Rates auf ihn gelenkt, und auch der werte Mann und Prediger Husschin oder Oekolampad habe auf ihn gewiesen, als einen Mann von Gewissen, der nicht in Eigennutz und fremdgesinnter Gelehrsamkeit befangen sei, und einen Mann von evangelischer Art. Man glaube, er werde nicht nur manchem Übel im Heilwesen der Stadt steuern, sondern auch der Schul zu Nutz kommen, denn es sei wohlbekannt, daß ihm von anderen hohen Schulen etlich nachfolgten. Darum setze man ihm ein reichlich Stipendium aus, fünfundsiebenzig Pfund, wofür er aber mit der Lektur sich unentgeltlich zu verhalten habe. Dieses Wunsches und Willens sei das anwesend Ratsschreiben Urkund, das sie hiemit wohlmeinend übergäben. Sie wollten aber nicht seinen eigenen Schluß und Meinung überlaufen, sondern seiner morgenden Tages getreulich bei denen Schiffsleuten «Zum Rappen» warten. Doch möge er bedacht sein, daß Rat und Stadt Basel sich ihm großgünstig erwiesen, indem der höchst Sold, der des Ratsschreibers, fünfundneunzig Pfund betrage und auch der werte Doktor Oekolampad nicht mehr als sechzig erhalte. Der Ratsherr fügte mit einem unmerklichen Lächeln hinzu, daß der Professor und Ordinarius Oswald Ber nur fünfzig Pfund genieße, obwohl auch das keineswegs gering sei.

Paracelsus war tief erblaßt. Seine Stirn sammelte sich über der Nasenwurzel und den gesenkten Brauen in scharfen

Falten, und der trotzig gekniffene Mund verzog sich hoch unter die Nase, das Gesicht wurde eng und spitz. Die aufgetanen, niedergewandten Augen blickten in sich hinein. Seine Arme hingen schlaff, und die Finger waren halb geöffnet. Er hatte die Hand nicht nach dem Schreiben ausgestreckt. Der Kaufherr Hutschy wandte sich, von der sonderbaren Grimasse befremdet, dem Zunftmeister zu, doch dieser schüttelte leicht den Kopf und blinzelte begütigend. Die beiden jungen Leute beim Ofen stießen einander und schielten hinüber, ein dritter hatte den Schlegel, mit dem er irgend etwas im Steinmörser zerrieb, sinken lassen und starrte den Meister aus klaffendem Gesichte an.

Vor den Augen Theophrasts huschte traumschnell der Marterweg seines Lebens vorüber. Sein verhehlter Schmerz, sein bitterer Trotz loderten auf, ein kaum bezwingbares Schamgefühl überkam ihn: Montpellier, Paris, Danzig, Wilna, Wien, Tübingen, Freiburg — überall hochmütige, höhnische Gesichter unter den Baretten und überall neiderfüllte, haßkalte Blicke. Und sein Herz, vor Verlangen berstend, ihnen auszuteilen, was den Geist in Überlast der Erkenntnisse, Gesichte und Erfahrung bedrängte! Nun öffnete sich die Pforte von selbst. Er war bettelnd von Stadt zu Stadt gewandert, daß sie ihn hörten und in der Kunst vom alten Wahne ließen. Er war überall geächtet worden und stets im Wettlaufe der Zungen unterlegen. Nichts galt der Ruhm, den er von Krankenbetten holte, sie glaubten ihm nicht, hätte er Tote erweckt, sie glaubten ihm nicht, weil sie nicht sehen wollten. Und was sich zu ihm hielt, das suchte ihn um Handgriffe zu belauern. Auch die verachteten sein Licht, denn seinem Lichte fehlte der Kandelaber, vor dem sie in die Knie gesunken wären. Arm ist die Kunst und ein Bettel vor aller Augen, die nur den Altar sehen und nicht den Gott. Alle, alle sehen nur den Altar. Wer sie zur Ehrfurcht zwingen will, der muß vor dem Altare stehen. Nun öffnete sich die Pforte, und er wußte, daß er je und je bittend und unerhört vor ihr gestanden war. Er sollte Schüler haben, die ihn nicht belauerten, Gläubige, die ihn hörten und seinem Wege folgten!

Langsam tastete er über Stirn und Glatze, dann richtete er den schimmernden Blick auf die Ratsherren und griff behutsam nach dem Ratsschreiben.

«Üch lohne Gott, Ihr Herren, daß Ihr hänt der Kunst gedacht. Der sullt Ihr wohl bedienet sin.»

Zunftmeister Zwilhenbart war bang geworden, er hatte geprahlt. Da er nun den Doktor Paracelsus willig sah, faßte er ihn lebhaft bei der rußigen Hand und überstrudelte ihn mit fröhlichen Worten. Und auch der Kaufherr zeigte sich zufrieden.

In dieser schlaflosen Nacht fand sein Herz kaum Halt vor Jubel und Ersättigung. Zu seinen Füßen lagen hingekrümmt die vier Elementstiere der Alten, er aber türmte den Altar der neuen Kunst, seiner eigenen deutschen Kunst auf vier Steinsäulen aus dem Feuergrunde. Und die Säulen trugen ihre Namen: Philosophei, Astronomei, Alchymei und die Tugend des kunstlauteren Gemüts. Er flüsterte in den Rausch seines Wesens, das von geheiligtem Zorne brannte:

«Ihr müessen offenbar werden denen Bouren uf den Dörfern, daß ihr der Kunst weder Wissens noch Wahrheit hänt. Dann üer Kunst ist der Narren und Gleißner Kunst, do ihr arzneiet Fürsten und Herren, Städten und Länderen allein durch Bscheißerei. Wie ich also nehme die vier Säulen für mich, so müesset ihrs ouch nehmen und müesset mir nach. Ich nit üch nach, ihr mir nach! Mir nach! Avicenna, Galene, Rhasis, Montagnana, Mesue! Mir nach ihr von Paris, ihr von Montpellier, ihr von Schwoben, ihr von Wien und was an der Donau und Rheinstrom liegt! Ihr Insuln im Meer: du Italia, du Dalmatia, du Sarmatia, du Athenis, du Griech, du Arabs, du Israelita! Mir nach, und ich nicht üch nach! Ich wird Monarcha, und min wird die Monarchei sin, und ich führ die Monarchei und gürt üch die Lenden!»

Er sank in die Knie, betete von dem Gipfel seines Wesens zu Gott und dankte, daß er die Kunst erheben wolle in ihm:

«Du hast mir den Lout geben, und min Lout beruehet in dir. Dann du hast mich bstellt wie ein Ackerland. Als bin ich

gewandlet durch die Länder und ich ein Peregrinus gsi mine Zit, alleinig und frömd und anders. Do hast du wachsen lon dine Kunst unter dem Houche des fruchtbaren Windes mit Schmerzen in mir. Du hast ein Ziel gsatzt, weil dine Kunst us Not ist zitig worden und reif, und hast ihr geben den Ort und Statt, do ich sull dienen.»

Und ihn überkam die geborgene Müdigkeit des Heimgekehrten. Sein alter Vater in Villach lebte in ihm auf, seine Kindheit mit dem. An der Hand des Vaters zog er in das wetterschwarze Ochsnerhüsli an der Tüfelsbruck zurück. Das Land seiner Geburt begehrte ihn. Und wie Gestalten einer verklungenen Sage erstanden: der Mann mit dem suchenden Blicke, sein Ahn der Ochsnerwirt, er trug ein Holzbeil auf der Schulter, der riesenhafte Recke und Mannesschwinger, sein Ohm Hanns, er trug an der Seite ein breites Schweizerschwert mit einem Goldknauf, und mächtige Federn wedelten ihm vom Barett, eine Frau saß auf hohem Throne, ihre weiten Augensterne schauten in die Ewigkeit, ein Strohkranz lag auf ihrem Haupte, und sie sang:

«Ich willt heint schlaffengahn,
Zwölf Engli bi mir stan ...»

Da wurde Theophrastus mild und milder, er vergaß den Kampf, der sein Leben geworden war, und er wäre entschlafen.

Aber seine hoffenstrunkenen Pulse schlugen wieder jäh, und wilder jauchzte sein Wesen in Zorn und Siegestaumel. Erst als ihm das ruhige Antlitz seines Vaters abermals zurückkehrte, verebbte die Sturmeswelle.

Er wollte ihm schreiben, dann von Basel aus, Professor et Ordinarius sollte unter seinem Namen stehen, und er wußte, daß seines Vaters Blick leuchten werde. Der letzte Brief war vor zwei Jahren mit venetianischer Post über die Tauern nach Villach gegangen. Er erinnerte sich der bedächtigen Griffe des Postmeisters Michael Taler im salzburger Rathause, als der den Brief in den «Maz», den ledernen Postsack, tat und sorgsam zuschnürte. Paracelsus war gerade recht gekommen.

Der Knecht wartete bereits, und der uralte Postmeister machte ihm bekümmert Vorwürfe über die Gelassenheit, mit einem Briefe bis zum letzten Augenblicke anzustehen.

Das Gesicht seines Vaters lächelte, und schon reichte ihm der ernste Mann die frauenhaft milde Hand, um ihn auf die weiche Wolke des Schlafes zu heben, da jagte ein zorniger Mann mit breiten, geifernden Lippen auf, und ringsum glitzerten Tiegeln und Flaschen höhnisch von den Wänden.

Kollega! Kollega, hie stoht der Schererknecht! Fünfundsiebzig Pfund, Kollega! Fünfundsiebenzig! Fünfzig sänd minder, minder umb meh dann zween Dutzend, zween Pfund pro mense! Das soll dir im Herzen brinnen, du Sudelkoch! Do solltu wohl zapplen, Ber, Berus, Berulus ...

Der Pelzausschlag des schäumenden Ordinarius der Medizin wuchs über die Schaube hinab, über die Beine und Arme hinaus, wucherte über Gesicht und Barett, eine spitze Schnauze mit feuchtglänzender, schwarzer Nase und bleckendem Gebisse ... er tanzte, brummte, tanzte, die Zunge hing ihm aus, und Theophrast stampfte mit seinem Schwerte den Takt dazu.

Er hörte noch die Matutinglocke von Sankt Stephan, dann erst fand er eine kurze, tiefe Ruhe.

Orion

Die braune Erde lag samenschwer und satt vor Sehnsucht. Über dem Astgespinste der knospenden Buchenwälder flimmerte das zarte Lachsrot. Der Himmel schmiegte sich licht, lau und lächelnd an das Rheintal. In strahlend weiße Schwärme aufgelöst, langsam, ohne die Sonne zu kränken, strichen die Wolkenschwärme nach Norden hin, nur um den Zug des weichen, lungenspannenden Lenzhauches wie eine sichtbare Melodie zu begleiten.

Da sagte Paracelsus zu dem jungen Gunther von Andernach:

«Der Weg ist derselb, das End ist dasselb, dannocht: ich reis der Heimat zuo nach einer weiten Fahrt, die mich hat bestäubet, durchnässet und erkält', jedannocht meh dann alls rich gemacht und mächtig miner Kunst. Du aber, Gunthere, sollt eine Heimat nit grüeßen mit diesen minen Ougen, dann du stohst am Anbeginn. Ein Arzet solltu werdin, das ist, du muoßt die Natur erfahrn, als ich sie hab erfahrn, nit alleinig mit Oug, Ohr und Händen, sundern ouch mit Füeßen. Der Mensch hat es in ihme, und ist ein groß Erkanntnus, daß er ist getrieben, denen Gaben Gottes nachzegohn, wo sie liegen. Codex naturae leit vor dir, du muoßt ze blätteren verstohn dorinne. So oft ein Land, so oft ein Blatt. Mit Landstreichen solltu blätteren, perambulanisch, peregrinisch. Mit Füeßen solltu treten das Buoch der Nature, nit gelichen dem stuebenglahrten Theoricus und Klosterbruoder, so alleinig sine eigen Geigen kennt und nützit weiß, dann Glockenseil und Krüzgang. Wohl, die es nit tund, hänt meh, als die es tuon. Die hinterm Ofen sitzen, essend Rebhühner, die den Künsten nach-

ziehn, essen ein Milchsuppen, die Winkelblaser tragen Ketten und Siden, die do wandern, vermügend koum ein Zwilch ze zahlen, die in den Ringmuren hänt Kaltes und Warmes, wie sie wellen, die in den Künsten hättin, so der Bom nit wär, nicht einen Schatten. Allein der dem Bouch will dienen, der folget dem Paracelso nit, der Paracelsus ist dem Willen Gottes nachgefahrn in ihm, darumb so hat Gott sins Landstreichens ein Ziel gsatzt. Dort sulln die Jungen zuo ihm kummen, denen Gott hat die Kunst und Arzenei gesäet in die Wiegen, daß der Paracelsus ihnen weis' den Weg in das Buoch der Nature. Die Jungen müessend es sin. Dann es ist nit, daß us eim alten Lorbeerbom ein junger Sambucus wachs, noch viel minder, daß ein Arzet werd us eim alten Conventor in einer Logiker-Burs oder eim alten Korrektor in einer Druckerei, dann die sänd die Zitlosen, das ist die Kunstlosen, und wachsend im Herbest. Deren will der Paracelsus in Basel müßig gohn. Er will niemand änderen in sinem Wesen. Allein er will den Lenz ruofen, in den Gott hat geleget die Kunst der Arzenei samenweis. Er will an den Lenz houchen mit sinem füchten Atem, daß es wachs und im Alter groß werd in denen! Also groß, daß sie nit Menschen seien ihnen selbs, sundern ouch denen andern ...»

Es war ein Märztag, Paracelsus ritt mit dem helläugigen Gunther von Andernach schon nahe bei Basel. Ein Dutzend Schüler waren vorausgezogen und hatten seine Habe, Gerät und Werk, in einem Karren bei sich. Sie mochten schon einen Tag in der Stadt sein.

Als Bonifacius Amerbach vor nicht ganz zwei Jahren von Avignon, wo er sich sein Doktorbarettlein hatte eilig aufsetzen lassen, in Basel einritt, wurde er von den Kollegen im Habitus Scholasticus empfangen, eine Schar berühmter Schriftsteller winkte ihm zu und grüßte ihn durch eine splendide Lobrede. Lächelnde Frauen und Mädchen, köstlich geschmückt, standen dabei.

Theophrastus von Hohenheim zeppelte auf einem Maultiere unempfangen durch das Spalentor. Nur der junge Gun-

ther ritt neben ihm, glühende, wortlose Begeisterung im Herzen, voll Sehnsucht, seinem Lehrer gleich zu werden, und des ersten Winks gewärtig, da der Meister ihn heißen werde, sich von ihm zu trennen und den Codex naturae zu beschreiten.

Paracelsus hatte in dem schmalen Häuslein «Zur Gilgen», das während der Pest bis auf die alte Mergili Binzin ausgestorben war, sein Genügen gefunden.

Das Haus lag gegenüber der Wirtschaft «Zum Blumen» bei der Sankt Brandolfskapelle, unweit der Rheinbrücke, unterhalb deren der Birsik in den Strom fließt. Der Gadem neben der Treppenflur war ein niedriges Gewölbe mit einer Schmiedeesse in der Tiefe, da der Kläui Binz ein Plattner gewesen war. Die alte Binzin ließ den Mieter gewähren, sie war froh, das Haus um einen guten Zins bewohnt zu wissen, da sie nach der minderen Stadt zu einer Tochter gezogen war.

Er vermauerte das Gademfenster halb und baute unter die Esse zwei Öfen und einen Herd, deren Türme, Roste und Einsenkungen so absonderlich waren, daß der Handwerker verschwor, nie wieder derlei Arbeit einzugehen, denn der kleine Doktor fuhr ihm bei jeder Lage Mauerwerk dazwischen. Hinter der chymischen Kuchel lag ein Raum auf den Hof hinaus in der ganzen Breite des Hauses. Dort ließ er etliche Bänke in das Estrich schlagen für die kranke Armut, der er als Stadtarzt zu helfen hatte. Und in den beiden Stöcken — vier größere und zwei kleinere Kammern blieben ihm noch — siedelte er sich mit seinen Gehilfen an. Es waren drei, bald vier, sie hausten, wo sie wollten, richteten sich mit dem Geräte ein, wie sie mochten.

Der stille Friedlin war in Straßburg geblieben, denn er hatte geheiratet, der junge Gunther, Famulus an seiner Statt, hatte einigermaßen auf das unbeweibte Hauswesen und den Knecht acht. Er schlief in einer Lade gegenüber dem Bette des Paracelsus, um auch zur Nachtzeit, da die Öfen brannten, und wenn des Meisters ruheloser Geist zum Diktate trieb, des Winkes gewärtig zu bleiben. Es war kein leichtes Dienen

um die Kunst. Paracelsus schlummerte dann und wann bei Tage und bei Nacht wie ein eilender Wanderer, der sich gelegentlich Rast gönnt, um rasch gestärkt weiter zu können. Seine Famuli mußten ihre Zeit beweglich nutzen, wenn sie nicht bald schmal und übermüdet abfallen sollten, aber sie sahen und hörten mehr als alle.

Noch in den ersten Tagen, da Paracelsus seine Öfen baute, war einer vom Mörtelschaff zugestoßen. Der Doktor hatte gehört, wie der junge Mensch, der dem Maurermeister zulangte, mit einem Schüler lateinisch sprach.

«Du bist ein Schüler, als ich vernehm. Waser Nation bist du?»

«Ich bin ein Meißner. Ich hab mich zu Heidelberg in Studio verzehrt. Wollt gern dies Frühjahr, dieweil nunmals die Dienst überall versäumet, einem Bürger die Kinder lehren. Allein es seind der Lehrmeister viel zu Basel.»

«So du nicht weiter künntist, so wöllt ich dich zuo mir nehmen und dich unterhalten. Wie heißest du dann?»

«Franz.»

«Nun wohlhin, Franz us Meißen!»

Und es blieb dabei. Auch der Maurer wars zufrieden, wiewohl er den Kopf schüttelte.

In einer Woche war seiner geringen Seßhaftigkeit genug getan, das wenige Gerät, an dem es gebrach, beschafft. Da zog er seinen rauchgrauen, damastenen Wams an, ließ die fuchsgefütterte Schaube klopfen und ging aufs Rathaus, dortselbst sein Mannesrecht zu erweisen. Er legte den Bürgerbrief mit dem Straßburger Siegel und sein Diplom vor und bekannte zu Protokoll, wie er sich zu Straßburg gehalten und weshalb er geschieden war. Darnach empfing ihn anstatt des Bürgermeisters Heinrich Meltinger sein Gönner, der Oberstzunftmeister Jakob Meiger zum Hirzen, und hieß ihn in der Stadt willkommen. So hatte er sein Amt angetreten. Und er wurde in den Straßen und auf den Märkten als Stadtarzt ausgerufen. Zugleich schlug er am Dome, zu Sankt Martin und Sankt Peter, sowie an der neuen Burs in der minderen

Stadt einen Zettel an, zu welcher Zeit er die Kranken erwarte und daß er vom Rupertitag fortab täglich zwei Stunden am Rheinsprung in der Stadt und Universität Kollegio über die Natur und Grade der Heilmittel lesen werde, zudem wolle er den Schülern in seinem Logiment «Zur Gilgen», auf daß sie nicht nur hören, sondern auch sehen und greifen möchten, vor den Kunstfeuern den neuen Weg der Arznei weisen, den er mit Gottes Hilfe gegründet habe und zu Basel bekräftigen werde.

Froben ließ seinem Arzte zu Ehren ein Herrenmahl in der Krone zurichten. Oekolampadius, Bonifacius Amerbach und dessen Bruder Basil, sowie Albanus Torinus von der Artistenfakultät tranken ihm unter freundlichen Reden zu, und er ließ sichs wohl sein wie einer, der heimgefunden hat. Als aber der tieferglühende Südwein ihnen Ehrenkleid und Barettlein lüftete, gewahrten sie mit Staunen und, die ihm besonders wohlwollten, mit Besorgnis, daß des Paracelsus Herz auf ewiger Wanderschaft heiß, trotzig und bitter geworden war. Er ließ seine Zunge unbekümmert laufen. Und lachten sie auch über den polternden Witz, er klang ihnen je länger, je schärfer in die Ohren wie unzeitiger Hahnenkraht über dem Miste, den man nicht immer willens ist zu schmecken. Und sie deckten ihn freundlich mit dem Feuermantel des Weines zu, um ihn zu stillen und die Freude ihres kleinen Festes nicht zu verlieren. Am nächsten Morgen sollte er lesen, sie wollten fast alle zugegen sein. So brachten ihn, der steifschreitend und murrend in ihren Armen hing, Basilius Amerbach und Albanus Torinus nach Hause «Zur Gilgen». Dort öffnete der junge Gunther.

Und sie wollten ihn über die schmale Steige ziehen, da löste er sich los. Seine Augen verloren den Glast, blinzelten, und seine Stirn sammelte sich. Leise strich er mit der Hand über die Lippen. Dann nahm er bedachten Griffes dem jungen Manne die Lampe aus der Hand und schritt, als habe er kaum eines Bechers Grund gesehen, ohne zu schwanken, wiewohl

ein wenig behutsam, in seine chymische Küche. Die beiden, die ihn noch nicht am Werke kannten, folgten neugierig und sahen, daß der Famulus keine Spur des Staunens zeigte und beflissen zur Hand war, als wäre die Arbeit nicht unterbrochen worden.

Theophrastus stelzte auf einen Kolben zu, dessen Hutschnabel in eine gläserne Vorlage mündete, und durchleuchtete das Destillat.

«Dies ist gnug, Gunthere. Du sollt das Füer unter dem Kolben abton. Geuß das Oleum in ein andern Kolben. Dann satz in Balneo Marinae. Den Alembik drüber. Ist aber nit vonnöten, daß er so fest lutieret sije. Füer unter, daß das Wasser heftig seud! Gnug vor diese Nacht. So gibt es sin Aquositatem und bleibet das Oleum im Glas.»

Der Famulus begann die Weisungen auszuführen. Paracelsus wandte sich um, er sah die beiden Begleiter an, als müsse er sich erst erinnern. Dann lachte er kurz, ergriff eine Kerze, entzündete sie an der Lampe und leuchtete ihnen auf den Hausflur. Sie musterten ihn betroffen, fast glaubten sie sich geäfft. Aber sie wußten es, sie konnten es beschwören: er war trunken gewesen.

Der kleine Mann stand steif vor ihnen, blaß, eine unsägliche Müdigkeit lag über seinen Lidern.

«Gewaltiger ist die Kunst», flüsterte er. Und er setzte begütigend hinzu: «Ich muoß schlafen wohl ein Stund, etwan ouch drej, dann morgenden Tags ...»

Er sprach nicht weiter, ein kindliches Lächeln verschönte ihn. Und die beiden gingen bewegt und versöhnt von dem Wesen dieses sonderbaren Menschen.

Das Auditorium am Rheinsprunge war seit den ersten Tagen, da Doktor Oekolampadius gegen den Willen der Universität seine Vorlesung begann, nicht wieder so voll gewesen. Man wußte, daß der Stadtarzt gleich Oekolampad deutsch lesen wolle. Neben der ungewöhnlichen Schülerzahl füllten Gelehrte und Laien aus allen Ständen den summenden Raum

und sie erzählten einander Geschichten über den Paracelsus die Zeit zu vertreiben. Indes ging der kleine Mann langsam und tief in sich gekehrt, demütig wie ein Kind zum ersten Sakrament das kurze Wegstück an der Brücke vorbei ins Kolleg am Rheinsprung.

Er wurde erst erkannt, als er sich schon bis an den Lehrstuhl durchgedrängt hatte. Sie verstummten im Augenblicke. Kein Talar, keine rote Gugel und kein feierlich zur Brust erhobenes Buch, kein Ring, keine Handschuhe: eine dicke Schaube und eine Pelzkappe, wie sie die Bauern bis in den April hinein trugen. Das breite Schweizerschwert mit dem Goldknaufe, von dem man gehört hatte, polterte an die geschnitzten Wangen des Katheders. Er rückte sich mit etlichen kurzen Rucken in dem engen Stuhle zurecht und ließ den Blick unter sorglich gefälteter Stirn über die Gesichter huschen, dann hob er zögernd die Hand, lüftete die Glatze. Die nicht standen, erhoben sich nun. Manche konnten ein Lächeln nicht unterdrücken. Er bemerkte es, und es gab ihm die Ruhe wieder, um die er etliche stürmende Herzschläge hatte schwer ringen müssen. Sein Schwert nahm er zwischen die Knie und faltete die Hände über dem Worte AZOT. Seine Stimme klang ihm selbst fern und gellend.

«Eingeborn ist mir die Gewalt des Heilens und das Ungestüem der Kunst nur durch das Vaterland. Arabia hat gezügt Avicennam, Pergamum hat geborn Galenum, Italiae ist entsprossen Marsilius, also hat Germania fürbracht ihren Notarzet und heißt Theophrastus, ist us der Not geborn. Du bist gesunken, du Arabs, du Griech, du Italus, eingesarget in Wort, Thesis, Punkt, Libell und Commentario, zehrend die Würm houfendweis an dir. Alt ist die Kunst worden, ein Würmerfraß und ein Verderben der Kranken. Do gestund dine Art uf in dir, Germania, die do ist lebendig und über der Alten Art, und hat erweckt das Evangeli us Gott, das nit bschlossen liegt in denen Evangelisten, Aposteln und Propheten alleinig, sundern ouch in der Kunst. Dine Art ist worden fri und mündig. Ich frag: was kunnt Rhasis nützen

denen von Wien, was Savonarola denen von Friburg, was nützet Arnoldus in Schwoben, was des Gentilis, Jakobi de Partibus Commentarii üns dütschen Arzten? Die all warend us ihrer Art geborn und waren ihrer Art grecht, ihr Zit ist umb, und verwichen die Krankheit ihrer Zit. Wir aber stohnd mit beiden Füeßen in der nüen Zit, falle zuo, was do wölle, und stohn in dütscher Art und Wesen. Wohlan, so lont üns erwachsen sin, ein Arzet us dem Vaterlande, und üns die Kranken heilen nach Art und Mittel dütsch!»

Sie waren von den ersten Worten dieser grellen Stimme gleichsam in sich selber zurückgestaut worden, einige erschreckt, andere peinlich betroffen. Er hieb seine Sätze mit dem Hackmesser zu und warf sie ihnen vor. Aber er hatte kaum zwei gesprochen, da überholte sie die Inbrunst seines Wesens, und sie sahen nur mehr seinen unbegrenzten Blick, seine Stimme stand über ihnen wie der Adlerschrei des Gewissens. Alle wußten, daß in diesem Manne Kunst und Leben eins geworden waren, wie Leben und Atem eins ist. Alle fühlten, daß er ein kühnes Recht hatte, Evangelium und Kunst auf die gleiche Stufe vor Gottes Thron zu stellen. Und als er ihnen dann an etlichen Pflanzen und Mineralien erwies, daß die Heimaterde auf Flur und im Bergesschoße Heilmittel hege, von ihm nach Grad und Wirksamkeit erfahren und erprobt, die nicht nur das fremde und teure Gewächs der galenischen und arabischen Receptur ersetzten, sondern übertrafen, war kaum einer, der nicht lebensvoll empfand, daß in dem Forscherwerke dieses Mannes ein neuer Grund der Arznei gewonnen sei, kaum einer — solange der unbegrenzte Blick über sie hinwegsah, solange die aufreizende Stimme über ihnen stand. Die beiden Stunden entglitten unbewußt wie ein Atemzug. Und als er fast unvermittelt abgebrochen hatte, aus dem Lehrstuhle geschlüpft und tiefgesenkten Hauptes durch sie hindurchgegangen war, befreiten sie sich aus den Fesseln dieses Erlebnisses an einem betäubenden Applaus, den Theophrastus nicht mehr hörte.

Der Famulus und Franz von Meißen holten ihn keuchend

ein und berichteten. Er sah fast unwillig vor sich nieder und beruhigte sie:

«Wir wöllend sehn mit Gottes Hilf.»

Er loderte auf wie nie in seinem Leben. Die Neugierigen hatten sich aus dem Hörsaale verloren, aber es waren Schüler von Tübingen, Freiburg und straßburger Nachzügler zugewachsen. In das erste Lenzergrünen führte er sie aus den Mauern und wies ihnen, wie ehedem sein Vater ihm getan, an Kraut und Strauch, an Tier und Stein den Reichtum der heimatlichen Heilkräfte. Dann sammelte er sie vor den chymischen Feuern und geleitete sie in das dreigestaltete Wesen der Welt, deren Heimlichkeit von Form und Farbe bedeckt ist. Aus dem Spiele der drei Urkräfte erbaute er vor ihren bemeisterten Blicken seinen Makrokosmus. Kein Kräutlein oder Bodenkrümchen war zu gering, er fand von ihm aus über die Erdnähe hinweg in die fließende Gewalt der Gestirne und zum Urwillen des Archäus. Und drohte er schon im Unendlichen verloren zu gehen, so schwang sein Geist in kühner Bahn nieder zur nächsten und unmittelbaren Erlebniswelt ins Menschenwesen, in den Mikrokosmus. Unerhört war seine Lehre und, da er sich zuweilen eigener Wortzeichen bediente, vielen kaum verständlich. Die wenigen aber, die ihm nahe kamen, erlebten ihn mit Beben, und allen, auch solchen, die sich gegen das Neue mit selbstgefälliger Zweifelssucht wehrten, schien er gewaltig.

Mit seinen älteren Schülern ging er von Bett zu Bett. Sie sahen die Kranken an schlichten Mitteln genesen, sie konnten ihn mit Arzneien aus schwersten mineralischen Giften, die sie früher nicht zu berühren gewagt hätten, heilen sehen. Und vor ihren Augen an seinen Feuern in Kolben, Kacheln, Kesseln und Retorten ließ er seine Heilmittel bereiten. In den Laßstuben war er mit ihnen zu treffen, und sie saßen mit den Scherergesellen auf einer Bank, wenn er den Badern seine Abendschule zu Sankt Martin hielt. Auch begann er den eigenen Rezepten und solchen seiner Kollegen, deren

Kranke sich in letzter Not an ihn wandten, bis in die Apothekertiegel hinein nachzugehen. Sein alter Kampf und sein bitterster Ärger: der Suppenwust der Apotheken!

Wenige Wochen — sein Wesen prickelte durch die Stadt. Ein Neuerer und einer, der Tag und Nacht nicht Ruhe fand! In einer Zeit, da das Volk gegen den Rat zusammenlief, wenn es sein Evangeli galt, während im Rate selbst heftiger Zank tobte! In der spottlüsterne, allzu gewandte Zungen und Federn heidnisches Gift in den Offizinen der Druckherren rührten! In einer Zeit, da alles Gesetz und Privileg erzitterte! Die Klöster, von der Pest gelichtet, wurden, wo sie noch bestanden, eines nach dem andern des Besitzes entkleidet und lösten sich in einzelne, mißtrauisch und scheel beachtete Halbbürger auf, denen man Zunft und damit Erwerb verweigerte. War nicht die Universität die einzige Letzi geblieben? Sie allein konnte noch dem jungen Blute heilsam zügelnde Ehrfurcht vor der Autorität gegen alle geistspiegelnde Liebhaberei und das lutherische Ungetüm zusetzen. Aber auch sie, angetastet und wund! Der Streit, den die Artistenfakultät mit Glareanus führte, blieb unausgefochten, ein ewiges Schwären. Oekolampadius war, vom Rate der Theologenfakultät aufgedrungen, ein Schmarotzergewächs, das Pestfrucht trieb. Und nun dieser Scherergeselle, ein Landstreicher, ein Empiricus von draußen her, der prahlte, bei alten Weibern, Juden, Scharfrichtern Heilsameres gesehen zu haben, als auf den hohen Schulen, da man die tausendjährige Autorität begoß und düngte.

Sie waren zusammengetreten. In der Wohnung des Professors und Ordinarius der Medizin Doktor Oswald Berus, der im vorigen Jahre ein Präsident der badener Glaubensdisputation gewesen war, bei der Doktor Eck, beredter und prächtiger denn je, über den stammelnden Oekolampad obgesiegt hatte, bei Berus also tagten sie: der alte Doktor Wonecus — er war ja auch als Schererknecht nach Basel gekommen, aber er hatte sich bewährt, und vor fünf Jahren war ihm schmählich die Stadtarztei vom Rate entrissen worden,

weil er eine saftige These gegen den lutherischen Unrat angeschlagen hatte. Der Doktor Decretorum Johannes Argentimontanus, auch Doktor der Medizin — er weilte nur vorübergehend in der Stadt, aber er konnte billig zur Fakultät gezählt werden, hatte übrigens auch die Thesen Ecks in Baden unterschrieben. Der Doktor Leonhard Caromellis, wiewohl ein wenig anrüchig, denn er verkehrte mit den Amerbachen von Paris her, und die Amerbache waren unverläßlich — Basilius entblödete sich nicht, die Vorlesung dieses Landstreichers, dieses Empirikers nachzuschreiben — aber Caromellis war immerhin auf das Ansehen der Fakultät bedacht. Dann der Doktor Berthold Barterus, ein sicherer Mann: er war reumütig nach einem heftigen Zanke mit der Fakultät, über den man nun gerne Gras wachsen ließ, da Barter sich in allem bittflehentlich unterworfen hatte, wieder aufgenommen worden; er beschwor hinfort alles, was Berus sagte. Endlich Doktor Eucharius Holzach, des Schultheißen Sohn aus der minderen Stadt, also ein Sohn Basels, wenn auch des minderen jenseits der Brucken, er gehörte auf den Posten, den man dem alten, tapferen Wonnecus schmachvoll entrissen und dem Fremden an den Hals geworfen hatte.

«Ho! Rat und Herren! Befelch und oberkeitlich Gewalt! Wer will üns mit Oberkeit uffspieln? Ünser Privileg und Gsatz ist vom heiligen Vater! Civitas in republica. Wir hänt ünser Statuta, die hat der Rat beschworen!»

«Vom Rat fleußt das Stipendium, er kann den Mann beruofen.»

«Beruofen, ohnverwehret beruofen! So einer ist beruofen, der muoß herantreten! Wir sänd facultas medica. Der muoß bittlich werdin: Immatriculatio, den Grad erweisen, das ist, sin Diploma fürlegen, Disputatio, Promotio zuo Basel, über ein Aphorisma determiniern. Das ist Privileg, Statuta, beschworn Recht! Demnacher und ehender nit künnt er ze Basel heilen und uf der Schul lesen. Sufficiens testimonium suum gradum. Also! Anderst nit!»

«Gut, eximie», antwortete Argentimontanus, der sich

nicht zur Vulgärsprache hinreißen ließ. «Allein er wird sich nicht nach Basel begeben haben, ohne daß ihm der Rat Praxis und Professur zugesichert hätte. Mögen die Straßburger schreiben, was sie wollen, es war gar keine Disputation mit dem Doktor Vendelinus, und er hatte dort beträchtliche Einkünfte, die ihren Mann ernähren konnten.»

«Sumer Potz Schrunden und uf min Seel, er ist ein Waldesil us Einsiedeln, ein Marktschreier, ein Triakkrämper, ein Empiricus! Etwan hat er kein Grad nit! Wo ist sin Diploma? Hats einer von der Schul gsehn? Kumm einher, wer do wöll, ein Vagant, schlag ein Zettli an die Kirchtür und halt ein Lecturam de gradibus und Scholia et Observationes in Macri de virtutibus, louf durch ünserer Kranken Hüser mit siner Rott, so sich Studiosi nennen, sänd usgedinget Baderbuoben!»

«So ist! So ist! Er rennet als ouch in die Apotheken, hanget sin Nasen ein in Tiegel und matulam, stößet sin säuischen Händ in all Laden, bespeiet ünser Recepta sider fünf oder acht Wochen ohnverwehret, lachet des Galen, Avicennae — ein Lutherus medicorum, ein Ketzer der Fakultät, ein Haeresiarcha!»

«Ihr tund ihme der Ehr ze viel, Kollega Bartere, manglet noch ein Stuck bis zu des obristen Tüfels, des Lutheri, Dignität! Er ist ein Lecker, ein Mamaluk, ein Bourenschelm.»

«Item, lieben Fründ», Berus sammelte die überschäumenden Kräfte der Fakultät, «wir hänt Mittel und Weg. Zween Monat sänd umb, und er ist vor der Universität ohnbewährt blieben: kein testimonium, kein Diploma und kein Immatriculatio. Wir werdind das Kolleg sperren, ein Zettul an die Tür, zween Pedellen darfür ton. Sull nindert ad actum scholasticum glassen sin: Lecturam bschlossen, Disputaz verwehret, jus promovendi vor all Zit verweigeret, kraft des beschworenen Rechtes der Arztenfakultät ze Basel, daß siner lausigen Rott die Ougen ushangend als eim gestochen Kälbli, do sie es lesen und das Kolleg bschlossen sehn. Er sull mit ihnen gohn an die Sporengaß, ist nit gar weit von Rhinsprung, do die Metziger ihr Bänk hänt, als der

Pofel ‚Die Schoolʻ heißt, dort müge er sin Narretei usüben und sich berüehmen, er les uf der School ze Basel.»

Berus lachte am lautesten über seinen Witz, Argentimontanus wandte sich hüstelnd ab.

Wonnecus und Eucharius Holzach aber waren nicht beruhigt.

«Der Rat! Berus, der Rat hat ihn beruofen!»

«Er ist von Rats wegen Professor, der Rat . . .»

«Lont ihm gahn, lieben Fründ — es sänd guete Christen allerwegen im Rat, desglichen ünter denen Bürgeren und sänd Bichtväter und Münch, Klöster mannicherlei ze Basel in der Stadt. Als der Kollega Barterus von deme Waldesel us Einsiedlen gesaget hätt, er sige ein Lutherus medicorum, ein Haeresiarcha, dasselb ist wohl geredt und sull unter die Lüt. Ihr müget sin getröst: derselb ist alleinig, wir sänd viel. Ich han dri lupi unter sinen Schüleren, die wöllend promovirn, und ist denen wohlbekennt, daß der Vagant sie in kein Weg künnt förderen. Die schreiben flißig mit und bringen mir länost sin Narretei.»

Berus zog einen Zettel hervor, hielt eine Brille an die starke, eifergeblähte Nase, er las:

«Archäus — wisset Ihr, was Archäus sije in der Medizin? Iliadus — Iliaster — kennt Ihr den?»

Sie stutzten, ihre Brauen rutschten hoch, ihre Ohren spitzten sich, ihr Mund wurde breit, keiner hatte vom Archäus oder Iliadus je etwas gelesen und gehört.

Berus las weiter: «Essatum — Taphneus — Ares — liquor alkahest — Duelech — Azot . . .»

Berus konnte nicht weiter, er lachte dröhnend mit, auch Argentimontanus und Caromellis waren von der Heiterkeit angesteckt. Die letzten Wortzeichen des Paracelsus wurden im Chore nachgesungen: Liquor alkahest — Duelech — Azot! Sie freuten sich wie Lateinschützen. Der heilige Zorn der Fakultät geriet ins Gleiten. Da raffte Berus im richtigen Augenblicke seine Freunde noch einmal zusammen.

«Sollich ein toller Stierskopf rennet wider Galenum und

Avicennam, saget denen Schüleren, Galenum müge das Füer fressen, uf daß alles Ohnglück der Arzenei mit dem Rouch ganget in den Lufft!»

Und die Empörung kannte keine Grenzen, denn sie fühlten sich ihrer Sache weit mächtiger.

Sie hatten viele Freunde in Rat, Bürgerschaft und in den Klöstern.

Paracelsus erhielt ein Schreiben der Fakultät. Es führte seine Unterlassungen an, stellte ihm einen Termin, da er sich mit Diplom, Determination und Disputation erweisen solle. Berus hatte nicht gewagt, den Hörsaal ohne weiteres zu sperren.

Der kleine Meister ließ den Pedellen zurückrufen.

«Du hast mir diesen Zettel bracht von dinen Herrn.»

Der Pedell nickte.

«Do solltu ein rings warten, dann uf dem Zettel ist noch viel Papiers ohnbeschrieben.»

Er hatte die Feder ergriffen und glossierte den Fakultätserlaß unter dem Siegel. Er habe sich weder um Stadtphysikat noch Professur beworben, sondern sei zu beiden von den Regenten berufen worden. Vor Rat und Gemeine sei er durch Urkund und mehr noch durch Meisterschaft in der Arznei hinlänglich bewährt, die Fakultät möge ihren Bacchanten Termine vorschreiben. Er unterzeichnete Physicus et Ordinarius Basiliensis und siegelte mit dem Wappen derer von Hohenheim. Zehn Rappen gab er dem Pedellen, als sei ihm ein Ehrengeschenk übersandt worden.

«Du sollt dinen Herren sagin, daß mir die Zit sije vor ihr Begehren nit also lang.»

Dem Pedellen gefielen die zehn Rappen, und er meldete eifrig, wie der Doktor Paracelsus das Schreiben empfangen und was er sonst gesagt hätte. Das war Handhabe: die Universität konnte sich angetastet fühlen, es gehörte vor den Senat der Universität.

Inzwischen gewannen die hundert heimlichen Zungen Laut und fanden den Weg zu tausend begierigen Ohren. Seine

Schonzeit war um. Die Neugier stieß ihre Nase an Mauern. Der Doktor Paracelsus tat keine Wunder, er heilte die Kranken nicht im Handumdrehen und lag doch den heimischen Ärzten in der Krippe. Auch die Apotheker waren baseler Kinder, alteingesessen, ehrenwert, und mancher verdiente mit ihnen. War es nicht überheblich, daß der Fremde, statt Fühlung zu suchen wie jeder andere ehrliche Mann in Zunft und Gemeinwesen, gerade dort rücksichtslos bekämpfte und unbekümmert verletzte, wo er hätte nachbarliche Hände suchen sollen? Schien es nicht, als wolle der kleine Mann, der seine Kunst und Eigenart immer vor sich herschwenkte wie eine Fahne, mehr sein als ein braver Stadtarzt und Lehrer auf der Schul? Er war auch kein Bekenner, wie ihn die Zeit verlangte. Man sah ihn nicht in den Papistenkirchen und zu Sankt Martin nur, wenn er mit seinen Scherergesellen Schule hielt.

Bös und peinigend wurden die Zungen, als der Senat ihm das Kolleg am Rheinsprung sperrte. Man rannte ihn offen mit Schimpf- und Spottred an, und er hörte nicht einmal nur den Waldesel us Einsiedlen und den Lutherus hinter seinem Rücken. Aber darüber hätte er sich hinweggefunden, denn auch er sparte sich nicht, und was den in Wittenberg betraf, er murrte drohend dawider:

«Es wird noch alls darzuokummen, und weiter, dann sie meinen. Sullen mich den Lutherum schmächen, dem sänt am aller mehristen Schälk und Buoben feind!»

Allein seine Schüler wurden unsicher. Er sah wieder das scheele Licht in ihren Blicken, das Warten des Zweiflers, das Lauern des geistigen Diebes, der sich den Handgriff stehlen will, weil er meint, das Beste zu halten, da ihm Glaube und Ehrfurcht mangelt. Was ist eine neue Lehre vor ehrfurchtslosen Herzen! Ein Raub des Windes, der dürres Laub wirbelt.

Und er wurde wieder scheu vor den andern. Er vermied die beiden Amerbache, denn er fürchtete, daß Bonifacius vor einem Ausgeschlossenen und offen Beschimpften zurückweichen werde. Insgeheim erwartete er, daß seine Freunde

sich äußern würden. Froben war gegen seinen Rat nach Frankfurt gereist, bald mußte er zurückkommen. Oekolampadius, dem Manne des Evangeliums, der sich für seine Berufung eingesetzt hatte, ging er aus dem Wege. Und auch sie warteten, die ihm wohlgesinnt waren.

In der ersten Bitterkeit hatte er den jungen Gunther von Andernach fortgeschickt.

«Es ist Mai, Gunthere, und es ist Zit. Du siehest, sie verwehren mir den Actum uf der Schul. Du sollt uf Mompelir, Paris. Du muoßt die andern hörn mit uftanen Ohren, die von mir sänd ufton. Din Glouben hast du in mich und mine Lehr gesatzt, allein des Gloubens wird kein Arzet nit selig. So solltu selber hörn und sechen und miner Lehr allen Widerpart erfahrn von denen anderen und merken, was in dir lebendig ist us mir erwachsen, dann ein jedlich Saatkorn muoß in Wind und Wetter bewähret sin.»

Und Paracelsus beharrte auf seinem Willen. Was im Hause «Zur Gilgen» bei ihm blieb, waren wenig geschickte oder unverläßliche Leute, und den anderen, die ihm nachgefolgt waren, mißtraute sein geschmähtes Gefühl. Ein einziger, Franz von Meißen, hing ihm menschlichtreu an, allein er war noch jung und in der Kunst unerfahren. Die hochgetürmte Lebenswelle stürzte in ihren Abgrund.

Aber der Tag war voll, und spotteten sie auch des kleinen Arztes im schmierigen Wams mit dem Schweizerschwerte, wenn sie krank lagen und Wonnecus und Berus zu versagen schienen, riefen sie ihn doch. Seines Herzens Räße wurde nicht übermächtig, solange er heilen konnte, solange ihn Schüler umstanden, und schienen Kranke und Schüler auch des hurtigen Vorteiles bedacht.

Er fürchtete sich nur vor der Müdigkeit und dem Bette. Dann brach er auf in ihm, der schmerzvolle, ringende Zorn seiner getretenen, seiner heiligen Liebe. Er war rein von Ehrfurcht, er stand weit von dem Begehr nach einem üppigen Leben, er wollte nicht einmal mehr die Heimat für sich: seiner Kunst hatte er eine Herdstatt gesucht, daß sie nicht vor den

Türen betteln brauche, und seiner Lehre ein Feld, daß sie nicht ewig auf den harten und auf den kotigen Straßen suchen müsse, auf den unfruchtbaren Straßen. Aber sie wollten nicht, daß er sich schenke, sie weigerten ihm die Weihe seines Wesens. Demut verlangten sie statt Gabe, doch nicht die Demut vor der Kunst, die sie kreuzigten: Demut vor dem Latten- und Pfahlwerk, hinter dem sie ihre Menschheit gesichert wußten, die forderten sie. Dagegen wog seine Liebe nichts. Vor der bösen Stunde gehetzter Müdigkeit, vor seiner friedlosen Bettstatt entwich er in die Schenke «Zum Blumen».

Er hatte Geld, und dort floß ein Veltliner, auch gab es etliche stumpfwillige Ohren dort und Mäuler, die grinsten und ja sagten, wenn man sie mitsaugen ließ. Er schuf sich Luft und vermehrte seine Feinde.

Aus der Schenke «Zum Blumen» holte ihn an einem Abend Basilius Amerbach. Die Gasse war noch hell. Sie gingen langsam zur Rheinbrücke. Paracelsus redete nichts, aber Basilius merkte an den willigen, kurzen Schritten und der Aufmerksamkeit, mit der Paracelsus jeder Wendung seines Redens folgte, daß er den Heilmeister von ihm selber erlöst habe. Und Basilius redete über die alltäglichsten Dinge. Hinter der Brückenkapelle lehnte er sich an die Brüstung und blickte in die lichten Westwolken.

«Ich bin um etliche Jahre älter als Ihr, Professor ...»

Theophrastus sah mißtrauisch auf, als er den Titel hörte, allein Basilius Amerbach war ernst.

«Nicht vom Salmenfange oder vom Veltliner zu sprechen, bin ich zu Euch gekommen. Gestattet mir eine Frage, es ist die Frage aller Euerer Freunde: Worauf wartet Ihr?»

«Bis min Zit umb sije. Ich hab nit gegloubt, daß es möchti so schnell gohn.»

«Vor zwei Monaten erst seid Ihr gekommen!»

»Ich war an Orten und nit so lang.»

Der Amerbach erhob sich von der Brückenbrüstung und sah den bitterbereiten Meister fremd und staunend an. Er suchte nach eitlem, kindischem Trotz. Er fand einen Mann, der sein

unerbittliches Gestirn kennt und sich bescheidet, wenn er nur eines Menschen wache Teilnahme fühlt.

«Wir wellend Üch also nit fahren lon, Doktor, und Üer Lehr und Theorik hörn uf dem Kollejo. Ihr müget der Abgunst und Schmach wehrn. Der Rat wird Üch billig behoupten, dann Ihr seid im Recht. Hilf Gott, was seid Ihr reisig und wenig müed!»

«Ich bin müed uf diesen Abend, Basilius Amerbach. — Daß ich anders bin, das vermügend sie hie nit und nindert ze liden. Des bin ich fast gewohn.»

Sie waren im Hause «Zum Lufft» beisammen gewesen. Basilius, der außerhalb der Universität stand, sollte den trotzigen kleinen Mann aufrütteln, ihm sein unkluges Wesen vorhalten und den Weg zeigen, der zum Rechte verhalf. Nun aber war er aller Überlegenheit entkleidet, und ein ehrfürchtiges Mitleid überkam ihn. Er sprach wieder lateinisch, denn er fürchtete zu rauh zu werden: Sie alle seien über das alberne Geschimpfe und den Starrsinn der Fakultät erzürnt. Doch er dürfte vor dem Rate nicht schweigen. Dort sei man seines Einspruchs gewärtig. Ehrenwerte Männer stünden auf seiner Seite. Basilius beschrieb ihm die Form der Beschwerde.

«Ich wills ton», meinte Paracelsus kurz und wandte sich stadtwärts. Basilius folgte ihm.

«Noch eines, Doktor: Ihr habt Euren Famulus fortgeschickt. Es lebt hier ein gewisser Herbster, er nennt sich Oporinus, ein junger Mensch, zwanzig Jahre dürfte er sein. Er ist vertraut mit unserem Oekolampadius, schreibt für Froben Manuskripte ab, ein Schulmeister am Münster. Er möchte Medizin studieren. Oekolampad rät ihm, Euch zu dienen. Er ist ein tüchtiger Lateiner und recht schreibgewandt.»

«Es ist Üer Rat, Basil, und des Husschin — gnuog, daß er alsoglich kumm und bleibe.»

«Besonders dafür, daß er bei Euch bleiben kann, werdet Ihr ihn treu und fleißig finden. Er ist nämlich verheiratet. Eine Eselei. Er hat Geldmittel für seine Studien gewinnen

wollen und sich ein altes, keifendes Weib, das ihrem ersten Manne die Grube geschaufelt hat, an die Fersen gehängt. Obendrein aus Pietät! Das Weib war die Witwe seines Lehrers, des Canonicus Xylotectus.»

Basilius lachte in sich hinein. Paracelsus, dem Allzupersönliches ärgerlich fiel und der bereits von seiner Beschwerde an den Rat erfüllt war, antwortete schroff:

«Das Wib schiert mich den Tüfel, und wer mir will dienen, der muoß bereit sin Tag und Nacht.»

«Das ist es, was Operinus möchte.»

Paracelsus reichte dem Freunde kaum die Hand. Die Tür des Hauses «Zur Gilgen» verschluckte ihn, und Basilius stand in der warmen, durchhellten Maiennacht, ein wenig verblüfft von dem kurzen, dankloſen Abschiede. Er schüttelte den Kopf und ging langsam die Gasse aufwärts. Schien es doch nicht möglich, jemals mit schlichtem Gefühle von diesem Manne zu scheiden! Auch wenn er versöhnte, blieb ein wühlender Rest.

Basilius ging am Fischmarktbrunnen vorbei, dessen zierliche Baldachine, Figuren, Kapitäle und Fialen dem plätschernden Wasser in das ungewisse Dämmerlicht entblühten. Da blieb er stehen, gewahrte die Schönheit, fast erschrocken und doch beglückt.

Erschüttert schritt er und tiefgesenkten Hauptes weiter. Er sah das fremde Wesen des Paracelsus aufgeschlossen. Der kleine Heilmeister, den sie belachten, über den sie sich ärgerten, schritt selber über sich hinweg. Sie alle suchten ihr Behagen, ihre Ehre, er kannte nur seine Kunst, die ihm nicht nur seine, sondern Kunst vor allem war. Mochten sie ihn preisen oder bespeien, mochten sie ihn ihn fördern oder unterdrücken, sie taten nicht ihm zu Nutz und Verderben, sondern der Kunst. Es gab keinen freieren Menschen zu Basel als ihn und keinen gebundeneren Mann. Wer konnte es wagen, Dank von ihm zu fordern, aber auch, wer konnte Rache von ihm befürchten. Basilius glaubte die unschöne, quarrende Stimme neben sich zu hören: «Daß ich anders bin, das ver-

mügend sie hie nit und nindert ze liden ...» Und es kam dem andächtigen Manne unversehens über die Lippen:

«Gott schütz die Kunst!»

Indessen verfaßte Paracelsus die Beschwerde. Doktoren und andere Ärzte schmähten, lästerten und schändeten ihn, den bestellten Physikus und Ordinarius, hinterrücks in den Klöstern, und offen auf den Gassen. Fakultät und Dekan bestritten seine Fähigkeit, zu heilen und zu lehren, weigerten ihm Lectur und Promotionsrecht, während er verderbte Kranke wiederherstelle und statt Schmach und Schmutz Ehre verdiene. Man habe ihm Ordinariat und Physikat zugesagt. Unterdienstlich und demütig bitte er, seines Standes Freiheit unzweifelhaft anzuzeigen. — Und dann, er wußte, von wo die Quelle des Hasses sprudelte, tat er seinen Streich gegen die Apotheken. Er verlangte Visitation und eine Verordnung, daß untüchtige Rezepte unter Eidespflicht einem Stadtarzt vorgelegt und kassiert werden sollten, daß die Doktoren weder Geschenke noch Gewinnanteile aus den Apotheken erhielten, die Apotheker examiniert und ihre Gehilfen erprobt würden, daß eine Taxe für Heilmittel und Zubereitung eingeführt werde.

Und schon am anderen Tage schrieb Johannes Oporinus seinem Meister die wehrhafte Epistel rein.

Der Rat schuf dem bedrängten Stadtarzte vor der Universität Luft: er besolde die Professur und habe sie besetzt, das Kollegium am Rheinsprung sei Stadteigentum, es zu sperren, stünde nur dem Rate zu. Von dem Promotionsrechte schwieg der Rat. Man wußte wohl, daß die Universität zu anderen Zeiten und einem weniger tüchtigen, aber umgänglicheren Manne gegenüber keine Schwierigkeiten gemacht hätte, aber das Recht, den Grad zu verleihen, war das Kronjuwel der Universität, die Erbitterung wäre maßlos gewachsen.

Und auch die Apothekerordnung des Stadtarztes ließ der Rat ruhen. Man kannte die Mängel und erkannte die Trefflichkeit der Vorschläge, allein die Macht des neuen Mannes wäre zu hoch geschnellt. Er kam von außen her, der berühmte

Paracelsus, und hatte keine Freundschaft in der Stadt. Doch sollte er das Programm seiner Vorlesungen an üblichem Orte gleich allen anderen Professoren anschlagen.

Und Paracelsus ließ eine Einladung anheften und in Druck ausgeben, wie sie das Brett einer Universität noch nie getragen, auch keine Offizin je gesetzt hatte. Er rief im Überschwange seines Meisterrechtes alle zu sich nach Basel, die Verlangen trügen nach neuer Kunst der Arzenei, deren Quellen Naturerkenntnis und Naturerfahrung seien. Glänzende Dozenten über ihre Propheten Hippokrat, Galen und Avicenna, zungenfertige Redner könnten sie überall werden, Ärzte aber nur bei ihm in Basel. Ärzte, denen Titel, Grammatik und Maulwerk gleichgültig seien, die aber erkennenden Blickes in die Geheimnisse der Natur sähen. Aus eigenen Werken, nicht aus denen der Alten, wolle er lesen: Physik und Chirurgie — und wolle die Kunst wiederherstellen.

Seine Gegner mußten verstocken, zu früh hatten sie ihren Sieg bekränzt, das Laub fiel aus der Krone. Und er schonte sie nicht. Doch nicht Berus und Wonnecus, noch Barterus oder Eustachius Holzach waren ihm des Streiches wert; das allein, was sie und alle andern machte: Silbendienst um Griechen und Araber, Buchwissen tauber Gelahrtheiten, die Ohnmacht vor der Krankheit, die bauernprellende Prahlsucht der Standestracht und eines gespreizten Gehabens hieb er da und dort und nie vergessend an, während er über tartarische Krankheit und Aphorismen des Hippokrates, über Aderlaß und Impostüren in der Muttersprache las, die er in die Begriffe der Medizin erst einbilden mußte. Auch vor den Krankenbetten, da seine Schüler ihn umstanden, schonte er die Eitelkeit der andern nicht, denn sie waren nicht seine Feinde, sondern die Feinde der Kunst. Sie mußten ihren Zorn zu giftiger Latwerge einkochen lassen und lauerten auf ihre Stunde.

Aber sie hatten doch einen Sieg errungen, nur vermochten sie ihn nicht zu genießen. Die heilige Freude war ihm vergällt, und sie war das tiefinnerste Frohlocken seines Lebens ge-

wesen. Als er — in Straßburg noch — sein entfremdetes Herz von Staub und Zornfieber der Wanderschaft befreit und zu demutsvollen Heimgedanken geläutert hatte, wußte er den Altar der neuen Kunst auf den vier mächtigen Säulen seines Wissens und Gewissens fest und feierlich gegründet. Geheiligter als der Priester, der den Leib des Herren zu opfern meint, wollte er des eigenen Lebens restlose Opfertat bringen. Die Schüler sollten keine Kirche der Gläubigen, die Gemeinde der Erkennenden sollten sie werden. Er hatte den Turm seines Ich in der Liebe durchbrochen, die alles Wesen enthüllt, wie ein Heiland die Schmach und Glorie seiner Wunden vor den Augen des Zweiflers enthüllen muß, vor diesen gerade. Wer Menschentum solcher Weihe trägt, geht den Weg selbstzüchtiger Gnade, und Gnade muß die ehrfürchtige Liebe der Nächsten finden oder ihren Haß, sie ist das ewige, letzte Gericht der Lauen. Sie heiligt oder verwirft, ohne auch nur die richterliche Hand zu heben, kraft ihrer Blöße allein. Und wer den Weg der Gnade geht, muß für die Lauen büßen, die an ihm zur Hölle des Hasses fahren: er muß sein tiefinnerstes Frohlocken geben, seine Weihe geschändet sehen.

Des Paracelsus Heiligtum war bespien, und konnte es auch nicht zerbrochen werden — es stand auf dem Herzen der Natur — daß sie es ehrfurchtslos zu schmähen strebten, entweihte es und nahm ihm das Glück. Sie jagten sein Ich in den Turm zurück. Und hurtige Dämonen schleppten Stein um Stein, häuften und mauerten. Sein Herz erhärtete wieder in heimatlosem Trotze.

Johannes Oporinus saß neben einer summenden Retorte und kämpfte mit dem Schlafe. Sein schmales, übermüdetes Gesicht war stumpfsinnig aufgelöst, doch eine leise Befriedigung spielte zuweilen um die Lippen. Jedesmal, wenn der Kopf vorfiel und die Brust sich einkrümmte, merkte er das leise Knistern unter seinem Wams. Er hatte einen Schatz zusammengeschrieben: geheimnisvolle Winke, die dem Meister entschlüpften, wenn er in seinem Werktaumel alles um sich

her vergaß, Rezepte, die aus den zahlreichen Merkblättern des Paracelsus aufgestöbert waren — für viele wußte Oporin die Krankheit nicht, aber er kannte sie auswendig und paßte auf irgendeine zufällige Äußerung — dann peinlich beschriebene Handgriffe zu chymischen Prozessen, wie er sie nirgends in der Welt an größerer Erfahrenheit hätte beobachten können. Das Papier wuchs und fütterte sein Wams. Noch wußte er nicht, wo er den Schatz bergen sollte. Das Weib, dem er entwischt war, hätte aus Zorn und Bosheit alles verbrannt, und im Hause des Meisters war nichts vor den Schülern und Knechten sicher. Paracelsus selbst hätte ihn verhöhnt und ihm die Schreiberei verboten.

Der Meister hielt sich dunkel und drohte den Schülern, nichts zu wagen, was sie nicht aus Lebenstiefe der Erfahrung erkannt hätten, und zur Erfahrung wolle er sie führen. War das Weisheit oder Heuchelei? Er, der Lehrer, hatte alles zu geben! Wollte er sie verdummen, um ihnen das Heimlichste vorzuenthalten? Fast alle waren ungelehrt, kaum Grammatici, doch er, Oporinus, war gelehrt, anerkannt von Oekolampadius, Froben, Amorbachus, er hatte sogar einen Lobspruch von Erasmus empfangen, dem er ein Manuskript fehlerlos nach Diktat geschrieben hatte, und er stand im Begriffe, Hebräisch zu lernen. Ein Schüler wie er war Paracelsus noch nicht zugestoßen. Zwei oder drei Jahre, dann wußte er die besten Künste des Meisters und hatte sie schwarz auf weiß. Zwei oder drei Jahre, dann war er Hebraist und Mediziner, Lateiner, belobt von Erasmus, und Gräcist ohnedies, und vielleicht war das Weib, das ihn marterte, tot.

Neben ihm summte etwas, daran der Doktor verberiertes Gold getan hatte ...

Oporinus riß die Augen auf. Der letzte Gedanke ernüchterte ihn. Er langte nach der Lampe, ließ den Schein über die Retorte hinab zur Vorlage gleiten. Es hatte sich rötlich niedergeschlagen und sammelte sich. Rot war die Farbe der Goldtinktur, das wußte er.

Das Lämpchen flackerte in seiner Hand. Leise klopfte er

mit dem Knöchel an die in feuchten Sand gebettete Vorlagenkugel, der Beschlag rann in Tropfen nieder. Er sah sein verzerrtes Spiegelbild, eine mächtige Nase, wulstige Lippen, stechende Augen.

Hinter seinem Rücken knackte es. Er fuhr zusammen, drehte sich langsam um. Nichts. Aber doch: ein kalter Hauch im Nacken, als hätte ihm einer über die Schulter gesehen, einer, dessen Nüstern eiskalten Atem bliesen. Sein Haar sträubte sich, er schlich mit steifen Beinen in den Winkel, leuchtete. Nicht einmal eine Ratte konnte es gewesen sein. Aber es roch nach Schwefel, nach Schwefel roch es, kein Zweifel. Da raschelten die Kohlen, in der Retorte prickelte der Sud, er sprang hin, fast wäre das Lämpchen verlöscht. Er riß den Gluthaufen auseinander. Die Tinktur durfte nicht wallen, Paracelsus hatte gewarnt und dabei eigen gelacht. — Er konnte lachen, daß es einem die Kehle würgte, fast lautlos, aber schnürend, man wußte nicht, war es Triumph geheimster Weisheit oder Hohn, der jeden zum Narren machte, der ihm glaubte. Vielleicht war alles nur Betrug? Er tastete an die Brust. Sein papierener Schatz, die geheimnisvollen Winke, Rezepte und Praktiken ... Betrug! Und alle Heilungen, die berühmten Arzeneien ... Blendwerk? Auch Erasmus war Skeptiker, hatte sich nicht in die Kur des Paracelsus begeben, und Paracelsus wurde boshaft, wenn man von Erasmus sprach, boshaft wie immer, wenn er dem Zweifel begegnete. Aber doch: Basilius Amorbachus und Albanus Torinus hörten ihn.

Daß es nicht mit rechten Dingen zuginge, daß da vielleicht ... Oporinus bekreuzte sich. Dahinter wäre er längst gekommen. Er sah sich langsam nach dem Winkel um. Es hätte ihm nicht entgehen können. Nichts konnte ihm entgehen. In einem chymischen Gewölbe roch es nach so manchem. Er lauschte, tief erschrocken. Die Tinktur summte nicht mehr. Mit hastigen Stößen häufte er wieder Kohle um die Retorte und ergriff den Blasebalg. Das Tor krachte. Oporin fuhr auf, schwang den Blasebalg, zum äußersten bereit, und im nächsten Augenblick ließ er ihn erleichtert sinken. Es mußte der

Meister sein, der kam aus der Wirtschaft «Zum Blumen». Aber das Herz schlug dem Übermüdeten unter dem Papiere hoch in den Hals hinauf, und seine Knie zitterten.

Paracelsus stellte sich vor ihm auf, reckte den Bauch und hob drohend den Finger.

«Hänseli, Hänseli, us dinen Ougen luegt der heimlich Näscher und Lecker an denen verwehreten Dingen!»

Er faßte die Lampe und leuchtete dem Schüler unter die Nase.

«Was bist du bleich und zitterst? Din Adech ist verstöret fast. Ist er vor dich kummen leibhaftig: Truphat, der Kraft des Miner, Emur, der Urstoff des Steins? Hat dich Aquastor genarrt, ein täuschend Gesicht, du heimlicher Lecker?»

Die Tinktur wallte, und aus dem Halse der Vorlage fuhr stoßweise der Dampf. Es roch beißend.

«Du hast ihm zu heiß ton», meinte Paracelsus und regelte die Glut. Oporin stand wie gelähmt.

«Willtu hundert Jahr werdin, Hänsli? Hundert Jahr! Fang in also den Spiritus, der us dem Cucurpit fleußt, fang in, es ist der kräftigest und jungist, dem auro potabili entwichen!»

Die Augen des Paracelsus funkelten.

«Wie sullt ichs ton ...» flüsterte Oporin begierig. «Früdig, Hänseli, und beherzt! Stoß in din Nasen in' Dampf hie und zeuch kräftig! Ein Chymista, ein Spagyricus, ein Adepta, der darf kein Forcht nit han!»

Oporinus taumelte gegen den Ofen. Hundert Jahre! Wer wollte nicht hundert Jahre werden, wenn er erst zwanzig geworden ist? Er faßte ein Herz, sog den scharfen Dampf ein und brach zusammen.

Paracelsus hatte ihn aufgefangen und ließ ihn niedergleiten. Er wußte, daß es nur eine kurze Umnachtung sein konnte.

«Hundert Jahr willtu werdin in einzig eim Atemzuog, du begehrlicher Narr? Nimmst hundert Jahr uf dich, als seiend sie eins Kindes Spiel? Meinest die Prädestinaz dins Lebens, us Gott in der Natur geborn, mit eim freventlichen Ruch zu strecken! So willtu ein Arzet werdin? Du Schelm.»

Er kniete nieder und beleuchtete das blasse Gesicht, auf dem

die Schweißperlen standen. Da verdunkelten sich seine Augen, er riß den Wams des Oporinus auf, tastete an das Herz, drückte das Ohr daran. Aufatmend erhob er sich. Einen Augenblick sann er nach und legte wieder die Hand an die kaum bewegte Brust des Ohnmächtigen.

Die Lampe stand neben dem Kopfe des Oporin. Paracelsus sah ernst und gespannt in die blassen Züge. Leise schob er dann das Lid von dem Auge, das dem Lampenscheine zunächst lag, und beobachtete die Pupille. Eine Weile nur. Er hatte gesehen, was er wollte. Beruhigt zog er die Aufzeichnungen des Schülers aus dessen Busen, blätterte, nickte, las weiter, lächelte ein wenig und dann faltete er das Schreibwerk zusammen, schob es wieder unter das Wams und schloß die Nesteln. Erst jetzt erhob er sich, besprengte Oporins Stirn mit Wasser, doch da der Famulus sich allzulange besann, holte er ein Fläschchen und hielt es unter die lange Nase. Ein gewaltiges Ziehen und Niesen. Oporin setzte sich auf, stierte betroffen ins Licht. Paracelsus stand abseits und machte sich zu schaffen, als sei weiter nichts geschehen.

«... Meister ... Doktor ... Domine ...»

«Professor ordinarius, Physicus, Lutherus medicorum ... was willtu uf dem dreckigen Lehm für dem Ofenloch? Gang! Weck den Franz, gang schlafen!»

Oporin war aufgetappt und wischte das Wasser von der Stirn. Mit zitternder Hand tastete er in sein Wams. Auch er lächelte, ein wenig matt und verängstigt.

«Es ... ist ein Spiritus ... gewaltiglich ... und stößet eim schier das Herz ab ...»

«Und will dich lehren, Hänsli, daß du din Nasen sullt hüeten und den Grad des Füers wahrn! Allein es ist keiner ein Chymist worden und Adept der Kunst, dem nit also wär bschechn als dir, und zum dickeren Mal. Gang schlafen und merk: hundert Jahr Menschenleben wellend ertragen sin.»

Oporin wankte hinaus, als sei er und nicht Paracelsus in der Wirtschaft «Zum Blumen» gewesen.

Er war in seinem Drange, sich zu geben, unstillbar geworden. Als stünde sein Geschick mit Geißelhieben hinter ihm, jagte er sich und seine Schüler auf alle Felder der Arzneikunst. Und blieb den meisten der Kern seiner Lehre dunkel und verborgen, konnten ihm auch im besonderen die wenigsten bis zur Sättigung folgen, da er seinen Reichtum, als müsse er hastig bergen und decken, zuweilen in überträchtige und in ihrer Kürze unerschöpfliche Sätze band, er blieb doch stets so neu, so eigen und lockend, daß sie ihm folgten. Als die Universität unter der Hitze der Hundstageferien stumm lag, schob er ein Kolleg über Urin- und Pulsdiagnose und eines über medizinische Physiognomie ein.

Man begann ihn zu gewöhnen, wie man unaufhaltsame Menschen gewöhnt, stets auf der Hut vor einem Wunder oder einer Enttäuschung. Auch die ihm wohlgesinnt waren, fanden ein Lächeln über ihn, das ihn vogelfrei erklärte, denn keiner, außer Basilius Amerbach, hatte den Grund seines Wesens gesehen. Und Basilius Amerbach lächelte mit ihnen. Er wußte sich hilflos dieser Natur gegenüber, die das eigene Wesen preisgab und, um der Kunst willen, auch das der Freunde preisgegeben hätte. Die Gegner aber sammelten ihren stumpfen Groll nicht mehr an den Paragraphen ihrer Privilegien, sondern an der Idee. Des Paragraphen war der Aufgedrungene durch Ratsgebot überhoben, man mußte den Unfug seiner Lehre treffen. Der persönliche Schimpf und die Verdächtigung waren niedergeschlagen, sie glimmten nur weiter, eine kläglich wärmende Wohltat. Man mußte die Autorität der Jahrhunderte gegen den kleinen Prahler stellen, die eigene reichte nicht mehr. Bittere Zeit, Zeit des Unterganges, in der es galt, ein letzter Kämpfer zu werden! An einem Vaganten, an einem Possenreißer, an einem frivolen Empiristen!

Das gedruckte Programm des Paracelsus war weit ausgeflattert, auch nach Zürich. Und bald langte ein Brief des züricher Stadtarztes Doktor Christof Klauser an seinen baseler Kollegen ein.

«Du sollt kummen in denen Hundstägen», so stand von einer großen Hand geschrieben, die noch alle Zeichen des wuchtigen Mannes und Menschen trug, «du sollt kummen an den See, do nit weitab diner Kindheit Täg liegend, und sollt mit mir und minen Discipeln ein und den andern Stutzen Seeweins bis uf den Grund ziehn, ingedenk der edeln Schul ze Ferrar und Zit der Jugend . . .»

Theophrast folgte dem Freundesrufe; nicht in den heißen Sommertagen, in den Herbstferien, als schon der Seewein gekeltert war und stürmte.

Zu Zürich blieb er im ersten Wirtshause hängen, wo der Fuhrknecht einstellte, dessen Wagen ihn das letzte Stück bis in die Stadt geholpert hatte. Sein Gaul war mitgehumpelt, an den Achsenbaum des Fuhrwerkes gehaltert, ein Sturz hatte ihn unbrauchbar gemacht.

Er fand Klauser, den bärtigen Riesen, in einer Stube, die kein Gerät besaß, das nicht von etwelchem kleinen Menschenwesen irgendwie besessen worden wäre. Es ritt, zerrte, trommelte, es tappte, es wälzte sich auf und unter Tisch und Bänken, über Pult und Truhen, an Kästen und Bett entlang. Klauser sprang aus einem Schragenstuhle auf und warf einem blonden Jungen, dem Ältesten, die Laute zu. Mit einem tiefen Freudenruf empfing er den Gast, und ein zartes, blaßäugiges Weib hing erschöpften Blickes an dem jubelnden Manne. Errötend wandte sie sich erst dem Fremden zu, als Klauser rief:

«Lueg, Gritli, derselb ist der weitberühmet Doktor Theophrastus, min lieber Gsell von der Schul ze Ferrar!»

Die Stube war rings verstummt, der Schwarm überallher zur Mutter gelaufen, gestolpert, gekrochen. Und sie, gesegneten Leibes, breitete die Arme leichthin über die gelbhaarigen Köpfe, deren blaßgraue Augenpaare und offene Rundmäuler den Mann anstarrten, der dem Vater kaum an die Schulter reichte und doch ohne Scheu, mit einem großen Schwerte angetan, vor ihm stand.

Paracelsus war von dem Freundeslaut und diesem Bilde

selbstverlorener Mütterlichkeit so sehr ergriffen, daß er einen schönen, goldgefaßten Rubin vom Finger zog und wortlos, unter tiefer Verbeugung der Ehefrau Klausers überreichte. Sie nahm ihn, abermals errötend, zu Dank. Klauser begleitete die Zeremonie mit lachenden Sprüchen.

Ein kleiner Mann aber schob sich zwischen die Mutter und den Fremden, ließ finsteren Blickes die Peitsche um die Stiefel des Paracelsus klatschen.

«Min Mammeli», rief er.

«Heini, willtu ...»

Er hätte weitergehauen, wenn ihm nicht der älteste Junge in den Arm gefallen wäre.

Neidlos ließ Klauser dem Freunde den Ruhm: vor Krankenbetten, die sie gemeinsam besuchten, auf daß Paracelsus die Siechtumslage Zürichs kennen lerne und dem Jugendfreunde aus seinen reichen Erfahrungen mitteile, im Kreise seiner Schüler und an den heiteren Tischen hocherprobter Tabernen. Dort saßen die beiden Nacht für Nacht, umsungen von den Jungen, und ließen die Tage Ferrars aufleben. Paracelsus vergaß unter den freundlichen Blicken seine baseler Kämpfe, sein Herz wurde weich wie Wachs unter der Sonne, er gab bei Ernst und Laune sein Bestes. Sie konnten stumm werden, wie vor Unerhörtem, das sich geheimnisvoll erschließt, als steige es aus jedes einzelnen der Lauschenden innerster Tiefe, und sie konnten seines Ruhmes und der überlegenen Kraft seines Geistes vergessen, über und an ihm ausgelassen werden, als wäre er grün wie sie. Und er lachte mit ihnen, gutmütig, aufgelöst in das Behagen der Stunde. Es kam vor, daß er sich an einem und dem andern Morgen auf einer Wirtshausbank fand und von Lärm und Stoß der Gäste geweckt wurde, die Platz und Morgentrunk begehrten. Kein Wunder, daß er dem humanistischen Zürich, das den berühmten Arzt und Professor mit aller Neugier zungengelehrter Menschen betrachtete, übel in die Nase stach, zumal er sich nicht darum kümmerte.

Nach einem Dutzend lebensvoller Tage und Nächte war

sein Herz und Geist erleichtert und satt zugleich. Das vertrug er nicht lange. Am Abend des dreizehnten, als die heitere Runde, durch den Wein entbunden und höher gestimmt, lauter und lauter wurde, schreckte er zu dem Unfrieden seines Wesens auf.

Klauser hatte eine Anekdote erzählt, die er vor wenigen Tagen von einem italienischen Kaufmanne, der aus Venedig durch Ferrara gekommen war, über den Tod des Mediziners Manardo gehört hatte. Professor Manardus war sein Leben lang ängstlich jedem Graben und auch der kleinsten Grube ausgewichen, denn ein Astrolog hatte ihm nach seinem Horoskope zugesagt, daß er in einer Grube sterben werde. Siebzig Jahre war er bedachtsam aller Gefahr entgangen, da hatte er ein junges Mädchen gefreit und im Schoße der Braut sein Ende gefunden, den Schicksalsspruch erfüllt. Jener Kaufmann verstand Latein und hatte ein Epigramm zum besten gegeben:

In fovea qui te periturum dixit, aruspex
Non est mentitus, conjugis illa fuit.

An dem Gelächter schreckte Paracelsus auf. Und es folgten Zoten. Mit erkaltendem Blicke sah er die trübgesteigerte Erregtheit, vor der sich Herz und Geist verhüllt, da der Bauch entblößt wird. Einer der Jungen goß den Weinstutzen über den Kopf eines andern aus.

«Sie verschütten den Wein . . .» Er sah den sterbenden Bischof Ehrhard vor sich, der ihm das versiegende Herz gespendet hatte, wie ein Priester das Sakrament. Dann sah er den eingeschrumpften Wissensmenschen Leonicenus knittrig in dem engen Stuhle sitzen, aus dünnen, flüsternden Lippen und funkelnden Augen hatte er ihm seinen Geist gespendet, wie ein Priester das Sakrament. Langsam erhob er sich und entwich unbemerkt, während die Jungen um Christof Klauser, den prächtigen Riesen, der seiner selbst mächtig und unbekümmert durch Drecklachen schreiten konnte, johlten und

tranken. Er ging in seine Herberge. Mit der Morgenröte saß er seinem Gaule auf, der immer noch lahmte, und ritt aus der Stadt.

Er hatte die Nähe nutzen und vor dem Rückwege das Haus seiner Kindheit besuchen wollen. Als er nun hinter Zürich an den Ort kam, wo die Sihl, die vom Herbstregen wieder voll und reißend ging, ihr Wasser in das gelassene der Limat drängt, hielt er das Pferd an. Unter seinen unbewußten Hilfen drehte sich der Gaul wieder stadtwärts.

Er hatte Klauser für alle Freundschaft und Treue nicht einmal die Hand geboten, er kannte nach seinem Vater in Villach keinen treueren Mann als Klauser. Zurück und tun, als hätte er nie an ein Entweichen gedacht? Und dann, vielleicht von Klauser begleitet, längs des Sees bis Richterswil und aufwärts nach Einsiedeln und an die Tüfelsbruck? Konnte sein Ahn noch leben und die greise Ahne? Das dunkle Blockhaus lebte gewiß, der Brunnen sprudelte noch, und die Schweigwies grünte ...

Er warf das Tier herum, spornte es, daß es stieg und die Limatstraße abwärts gegen Basel hin weitersprengte. Er werde Klauser schreiben ... nein, er werde ihm seine Schrift «De Gradibus» widmen und so der Treue danken für alle Zeit. Er werde den jungen Studiosen schreiben, seinen fröhlichen Zechgenossen. Das alles konnte übers Papier hin geschehen, ohne daß die Stirn rot und die Blicke weich werden mußten. Und das Ochsnerhüsli an der Tüfelsbruck? Helleren Auges biß er die Zähne zusammen: das Ochsnerhüsli ritt mit ihm nach Basel, wie das Haus der Schnecke mit der Schnecke schleicht, das Ochsnerhüsli in seinem innersten Wesen, von Ahn und Ahne erbaut und durchlebt, von Mutter und Vater geliebt, gesucht und erlitten, von dem starken Ohm um der Ferne willen verlassen, zu Zeiten von frommen Pilgerleis angeweht und ewig von der Sihl umrauscht ... Du sollst Aug und Ohr bewahrn vor deinem Heimwehherzen, du sollst nicht verhangen sein an Kindheit und Jugend, das ist die Zeit, da ein Dach über dir gestanden ist, und du hast unbekümmert

wachsen können, du sollst nicht — denn du bist der Kunst, du bist der Kunst allein!

Das Rößlein war ruhiger geworden und zottelte seinen Trab, noch ein wenig lahmend.

Er kam durchnäßt an einem Abend nach Basel, der allen Unmut des Herbstes von einem Novemberhimmel schüttete. Aus den Lucken der Gademfenster schimmerte schon überall Licht, und die Straßen waren leer. Müden, gestreckten Schrittes schleppte sein Tier durch die Stadt und war trotz der Nähe des Stalles nicht zu beschleunigen. Und auch Paracelsus war am Kampfe mit dem stolpernden Gaule verzagt. Unruhe, Bangigkeit hatten ihn auf dem Wege überfallen, und er war nicht von der Stelle gekommen, das Tier blieb hartnäckig, es schonte seine kranke Fessel mit einer fast berechneten Widersetzlichkeit. Vom Sattel aus pochte er sein Haus an dem Fenster der chymischen Kuchel und am Tore auf. Der Knecht, Oporin und Franz erschienen zugleich. Er warf Hut und Mantel von sich, wollte an das Feuer, es brannte nicht. Unwillig schlug er die Tür seiner Offizin zu. Der Knecht, Oporin und Franz hatten kaum einen Gruß geboten, nun sah er, daß der Meißner den Famulus heimlich anstieß. Er setzte sich auf die Stiege. Die beiden zerrten ihm aus Leibeskräften die durchweichten Stiefel von den Beinen. Dann stampfte er hinauf.

Sie ließen ihn allein, während er Unterkleidung, Hose und Wams wechselte. Er bebte vor Kälte. Aus seiner Pelzschaube, die noch vom Frühjahre her in der Ecke gehangen war, flog ein Schwarm Motten, als er sie vom Haken nahm und schüttelte, sie roch nach Staub. Aber er wickelte sich eng in sie und warf sich auf das Bett, vergrub die frierenden Füße unter das Kissen. Auf dem Pulte brannte das Zinnlämpchen. Oporin mußte geschrieben haben. Lange wartete er. Keiner kam, und nur allmählich erwarmte er. Und in dem ersten aufkeimenden Gefühle der Ruhe und der körperlichen Geborgenheit durchzuckte ihn der Gedanke, daß irgend Feindliches geschehen sein mochte.

Ihm wurde, als hätte sich über die kurze Zeit seines Fernseins alles gesammelt und verdichtet, was ihm übel wollte. Und das drang durch Wand und Pfosten zu ihm ein wie Unterirdische, die durch den Berg schreiten, als wäre der Berg Luft. Leise, unheimlich und würgend beengte das.

Er hatte zu oft erfahren, was Macht der Persönlichkeit wog. Hundertmal war sie in der eigenen Galle vor ihm erstickt: alle gehässige Widerwärtigkeit. Aber er durfte nicht schwach und krank werden, er durfte nicht fern sein, seine Kunst durfte nicht verstummen, sein Wesen mußte fühlbar leben, sonst wucherte das andere auf und sammelte sich, ihn zu übermannen. Er lag, er lauschte in das schweigende Haus, und Zürich mit seinen wenigen frohen Stunden begann ihn zu reuen wie einen Kriegsmann, der seinen Posten vor dem Feinde verlassen hat. Er schloß die Augen, sammelte das Herz. Erst jetzt fühlte er, wie sehr es sich unter den freundlichen Blicken und in seines Kinderlandes Nähe gelockert hatte. Und es wurde wieder fest und schlug gewärtig. In wenigen Augenblicken entschwanden die lachenden Freundschaftstage, deren Geschmack ihm noch am Gaumen hing, in weite Ferne.

Er griff nach einem Becher, der auf der Betttruhe stand, und klopfte dreimal, lauschte und schwieg eine Zeit, klopfte wieder, lauschte und wunderte sich über seine Geduld, wurde bange an seiner Geduld, denn er wußte nun: es mußte irgend etwas geschehen sein. Er pochte zum dritten Male so laut, daß die Truhe tiefe Narben erhielt.

Es ging die Tür. Er sah nicht hin, hielt die Augen geschlossen.

«Hans?»

«Doktor ... Professor ...»

«Was ist?»

«Johannes Frobenius mortuus est.»

Man konnte nicht erkennen, was in Paracelsus vorging, er lag ganz still. Nach einer Weile hörte Oporin:

«Wie ist der Froben gstorben?»

«Er ist auf eine Leiter gestiegen, scheint die Besinnung verloren zu haben, ist heruntergefallen und war tot.»

Oporin stand vorgebeugt und wartete. Da Paracelsus schwieg, wiederholte der Famulus seine Lateinsätze, die er sorgfältig zurechtgedacht hatte; er fürchtete, etwas vergessen zu haben.

Der Meister blieb regungslos. Alles andere wäre zu erwarten gewesen, nur nicht diese Ruhe. Endlich kam es wie ein Selbstgespräch vom Bette her:

«... gutta ... ich vermeinet ihn länger am Leben ze halten ... zween Jahr, etwan drei ... hat nach Frankfurt reisen müessen ... Lenzmeß und Herbstmeß bereisen wider Rat und Warnung ... gutta ... es ist ein schneller Tod, ohnmerklich vor ihn, vor die Seinen dest mehr ein Schrecken. Gott nehm ihn ze Gnaden! Er ist ein Fründ gewest.»

Oporin stammelte: «Sie hänt ihn begraben zum Sankt Petersgestift, weil er ist in dem Hus «Zum Sessel» verscheiden und nit «Zum Lufft». Die halbet Stadt ist dorzu kummen. Vom Rat und der Schul dessenglichen.» Er setzte lateinisch fort: «Bonifacius Amorbachus hat eine glänzende Lobrede gehalten, man sagt, sie sei von Erasmus selbst redigiert worden, weil sie ...»

Paracelsus winkte, Oporin verstummte sofort. Er fragte nach einer Reihe von Kranken. Oporin berichtete, was er über bestimmte Krankheitsfälle erfahren hatte, und nannte zuletzt drei Häuser, in denen man auf den Stadtarzt wartete. Sodann wurde er zu Bett geschickt und wußte, daß der Meister nichts mehr hören wolle.

Fast geräuschlos zog Oporin seine Bettlade aus der Bank, entkleidete sich und schlüpfte unter die Decken.

Die Lampe brannte weiter wie jede Nacht.

Gegen Morgen fuhr der Famulus, von dem jagenden Rufe geweckt, aus einem schönen Traum. Er war an Frobens Grab gestanden und hatte eine Rede gehalten, die von griechischen und hebräischen Zitaten strotzte, daß selbst die Leiche aus der Grube bewundernd zu ihm aufblickte.

Paracelsus ging, in seine Schaube gewickelt, auf und nieder. Oporinus wußte, was er solle. Hastig zog er die Kleider an,

füllte das Lämpchen auf, nahm eine der durchwärmten Decken über den Rücken und hockte sich ans Pult, die Feder am Daumennagel prüfend. Paracelsus ging rascher.

«... darumb dieweil er die Werk stellet, so sänd sie billig weiter zu suochen: dann wir sänd zu schlafen nit geborn, sundern zu wachen ... bereit sin zu allen sinen Werken ...»

Das war eine Formel, die Oporinus ähnlich schon geschrieben hatte. Der Meister kämpfte zuweilen lange, bevor das erste Diktatwort fiel. Nur wenn er Wein getrunken hatte, schien er des Gebetes nicht zu bedürfen.

«... und ist gesatzt in uns Ens Naturale: wir hänts in der Nature mit der Kreaz oder Geburt bis an das leiblich End, das ist die Zit als weit die Praedestinatio langet ... wie lang Ens Naturale loufen wird ... uf die Stund ... Exempel: ein Sanduhr, die du setzest und läßt loufen, alsbald sie rinnt, so weißt du, uf welichen Punkten sie us ist. Demnach satzt das Ens Naturale et Creati alle Läuf, die den leiblichen Planeten zuogebühren, in den Leib. Alle Läuf werdind verbracht in der Zit zwischen Kreaz und Praedestinaz. Ein hundertjähriger Mann hat nit mehr Louf, aber langsamer, als ein Kind, das ist nügeborn und sullt nit länger leben in Ente Naturali, dann zehen Stund und minder. — So einer ist krank und loßt ihm selber kein Rast noch Ruoh, sines Leibs zu schonen, welicher wider die Krankheit stoht als ein Kriegsknecht im Kampf, in dem wird all Kunst zeschanden, dann ihn treibet Ens Naturale nach siner Praedestinaz in den Tod. — Alle Ding hänt ihre Zit, wie lang sie stohn sullen, es sye zum Gueten oder zum Bösen. Alle Ding werden vor Gott uf ihr Termin gsatzt, und dem mag kein Heiliger entgehen und kein Lour. — Und der Tod der sitzet neben üns und wart uf ünser einwendigen Kriegsläuf, wo er müge inbrechen, dann er selbs weiß nicht die Stund. Selig ist der, den er von dieser Welt nimmt mit dem Herzen Johannis Baptistae!»

Theophrastus Paracelsus diktierte das Requiem für den gestorbenen Freund.

Als er dann, von Oporin gefolgt, der die Tasche trug, über den Kornmarkt kam, mußte er den Doktoren Wonnecus und Eustachius Holzach begegnen. Sie stellten sich in den Weg, Wonnecus stemmte die Fäuste in die Hüften. Beide kniffen die Augen und grinsten. Die Leute sahen es und schienen zu verstehen. Theophrastus von Hohenheim schleimte sich nur und ging, ohne sie anzusehen, vorbei, aber er fühlte ihren Blick: ‚Theophraste, du verdirbst die Kranken auch so gut als wir ...‘

Froben, der lange Jahre erbärmlich gelitten hatte und dann wie durch ein Wunder befreit worden war, hatte nur über die Straße zu gehen brauchen, um alle zu entwaffnen, und Froben war tot, Was galt das lebensvolle Jahr, das die Kunst des Paracelsus dem ehrsamen Mitbürger gerettet hatte! Froben war tot, und vielleicht hätte er länger gelebt, wenn auch unter Schmerzen, falls der Fremde nicht gekommen wäre mit seinen unheimlichen Arzeneien.

Schmachzettel wurden ihm unter die Tür geschoben. Er warf kaum einen Blick darauf und ließ sie im Feuer verkohlen. Eine Spottschrift, «Das heilige Laudanum» überschrieben, ging in Basel von Hand zu Hand, und er bekam das Famos-Libell in einer guten Stunde, da er mit seinen Schülern von einem kranken Kinde zurückkehrte, das alle Ärzte aufgegeben hatten. Das Kind war gerettet. Man verhöhnte sein Laudanum in der Schrift, so nannte er jene kleinen braunen Pillen eines Opiates, die er in seinem Schwertknauf trug. Man machte es für den Tod Frobens verantwortlich, obwohl er Froben mit anderen Mitteln behandelt hatte. Er las den Jungen das Pasquill vor. Spottend zerpflückte er die Albernheiten der Anwürfe. Er beschrieb ihnen die Krankheit Frobens, lachte erbittert über den Unverstand der Ärzte, die Schicht um Schicht von dem Lebensgrunde des Kranken abgegraben hatten, ehe er unter die Hand des Paracelsus gekommen war. Er zerriß die Schrift und warf ihre Fetzen den Schmachzetteln nach.

«Laudanum sanctum, das wöllend sie bespein us sollicher

Gschrift, darob einer billiger kunnt lachen dann greinen, ob ihr Meinen, sie hättind das Fundament miner Medizin groß geschmächt und geschändt! Ganget, mine Discipel, und lont es hörn, dann sie machen lange Ohrn, daß Theophrastus hat ihr Speiwerk denen Schülern selber gelesen und ein Determinationem darüber gehalten, also ein narricht Ding in Ernst verkehrt, einen Dreck gewandlet in Elixir.»

Und seine Schüler schwiegen nicht, sie reizten die Gegner, indem sie den Hohn des Paracelsus übertrieben. Andere, die an der Schmähschrift mitgearbeitet hatten, suchten ihr Gewissen zu stillen, indem sie halbverstandene Äußerungen des Lehrers zu Tollheiten verzerrten. Es wuchs rings um ihn jene Zorngerechtigkeit, die den Giftnebel des Hasses für Himmelsluft atmet. Aus einer ärgerlichen Angelegenheit der Ärztefakultät und der Apotheken war Paracelsus eine Belastung der Universität und des Rates geworden, und die Lästerfreude an einem Fremden war beim Volke geweckt. Seit Frobens Tod wurden auch die Ängstlichen laut. Man hatte ihnen einen Stadtarzt eingesetzt, der seine Kranken wunderbar heilte, aber sie konnten es nach Jahresfrist mit einem jähen Tode bezahlen. Und Paracelsus sei von Ort zu Ort gehetzt, nirgends lange gelitten worden.

Auch der Hörsaal wurde leerer. Er sah es mit wachsender Bitterkeit und befreite sein Herz zuweilen durch ein heftiges Wort, das dann von Mund zu Mund weiterging, zur Unfläterei anwuchs und die heimlich frohlockende Fakultät zur Hüterin eines entweihten Heiligtums erhob. Vorsichtig hatte sich zuerst Albanus Torinus, dann auch Basilius Amerbach zurückgezogen. Basilius begegnete ihm nicht ohne Beschämung. Konnte er ihn allein treffen, so zeigte er sich hilfsbereit, aber Paracelsus war selten allein zu treffen.

Und doch bestand er in seiner Heilmeisterschaft über aller Anfechtung. Sie hatten das tückische Wort, er die Tat, und die baseler Ärzte waren mit Frobens Tod nicht geschickter geworden. Man holte ihn weit über Land, das Zimmer hinter seiner Offizin war selten leer, von fernher kamen Kranke.

Und das zog die Schüler immer wieder in seinen Wirkungskreis zurück. Er konnte noch segensfrohe Stunden haben und hie und da in leuchtende Augen sehen. Aber immer ärmer wurde er an diesem Lebensbrote der Schaffenden.

Endlich hielten sie ihren Mann dicht genug umstellt und sie gaben das Zeichen.

Die Sonne war wochenlang hinter einem Wolkenhimmel an der Erde vorübergegangen, ohnmächtig, ein Fenster durch die trübe Kuppel zu stoßen, um den Menschen ins Herz zu scheinen. Und unter Frost und Nebel waren die Herzen verarmt. Der Haßteufel säte seinen raschen Samen. Am Sonntagmorgen nach Advent standen die Leute vor dem Domtore, den Toren zu Sankt Martin und Sankt Peter und in der mindern Stadt vor dem der neuen Burs, Bürger, Studenten und Landvolk, man sah auch einen oder den andern, dessen Kopf ein Barett trug, seinen Hals recken und begierig lauschen. Irgendein Schüler, der Latein konnte, las und übersetzte. Es kamen Wendungen unter, die jeder verstand, über die auch der dümmste Bauer lachen mußte. Und man wußte vor allem, daß es ein Spottgedicht auf den Doktor Theophrastus, den kleinen Mann mit dem großen Schwerte war, das an der Tür hing. Wer hatte nicht seit Frobens Tod mehr Schimpf und Verdacht gegen den Paracelsus gehört als Lob?

Schon die Überschrift salzte den Stadtarzt ein: Manes Galeni adversus Theophrastum sed potius Cacophrastum. Das wurde übersetzt: «Der auferstanden Geist des Galenus schreit wider Theophrast, welchen ihr müget billiger Dreckmaul heißen, dann Theophrastum.» Und der auferstandene Geist des Galenus fand sich von Theophrastus besudelt und beschimpft. Ob der verewigte Hans Froben, der Drucker, auch Galenus genannt worden sei, weil gerade zu Sankt Peter der Zettel hing? Zwiebel, Knoblauch, das wären die großen Heilmittel des Paracelsus. Da konnte bald einer arzten mit Zwiebel und Lauch! Und Nießwurz solle der kleine Doktor mit dem großen Schwerte einnehmen, Nießwurz sei gut für

solch einen groben Narren. Nichts werde ihm die Hexenkunst der Alchymei helfen, nichts sein Ares, Yliadus und Archäus. Das waren die Dienstteufel, die standen ihm bei. Daß er ein Magier war, eine kumistische Essen unter Feuer hielt, Tag und Nacht Schüler und Knecht daran hetzte, und doch keinen hinter seine Pulver und Tränke ließ, das wußte man in Groß- und Kleinbasel. Tollen Laur schmähte ihn der Geist des Galenus, aber ein Doktor Vendelinus — er soll in Straßburg gewesen sein — habe den Paracelsus besiegt und davongejagt. Und einer wie der war vom Rate zum Stadtarzt gesetzt worden! «Du bist nit wert, daß du des Hippokrates Seichkachel ustragist, noch ein Souhirt sigest vor min Säu . . .» «Du bist minder dann ein Krähenvogel, steckst gestohlen Federn ein in din Ars, domit du din Stolz und Hoffart treibest.» «Du hast dich ufhangen sulln an ein Strick, allein du sagst: lieber leben und anderstwo.» Jeder wußte, daß es den Paracelsus nirgends lange hielt, und das mit dem Strick schien nicht umsonst in den Vers gesetzt.

Nicht ohne Grund war das Pamphlet gerade zu Sankt Martin angenagelt. Oekolampad hatte den Paracelsus empfohlen. Und er hielt ihm Treue, wiewohl auch er zu den Enttäuschten gehörte. Er ließ den Zettel von seiner Kirche entfernen und sandte ihn dem beschimpften Manne mit einigen Trostworten.

Paracelsus war am Morgen zu einem Kranken gegangen, der, nur wenige Schritte vom Haus «Zur Gilgen» entfernt, unter dem Fischmarkte wohnte. Dort hatte er kaum beachtet, daß ihm die Leute mit Verlegenheit begegneten, und schon die gewohnte Frage erwartet, ob der Kranke weiterhin nicht ohne Arzenei genesen könne. Als er ging, flüsterte ihm der Bruder des Kranken zu, er möge doch etliche Stunden des Tages verstreichen lassen und lieber erst gegen Abend ausgehen, man könnte es für Trotz und Übermut nehmen. So erfuhr er von dem Anschlag.

Theophrastus war blaß geworden und fühlte ein Beben, das er kaum zu verhehlen vermochte. Aber es war düster in

der Hausflur. Er kämpfte den ersten Zorn nieder und ging nach einer ratlos peinigenden Weile ohne Gruß.

Auf der Gasse standen etliche Buben. Er sah, daß sie warteten, und stutzte. Sie kläfften ihn an:

«Dreckmoul! Dreckmoul! Kachelfraß! Waldesel us Einsiedlen!»

Er wollte auf den nächsten zuspringen, da traf ihn ein kotnasser Schneeball mitten ins Gesicht, so daß er geblendet zurücktaumelte. Die Bengel rannten davon und schrien ihm ihre Litanei von fern zu. Es waren Leute auf der Gasse, die es hörten und sahen und weitergingen. Ein einziger, Paracelsus kannte ihn nicht, fing einen der Jungen am Kragen und ohrfeigte ihn. An der unerwarteten Hilfe erwachte der Heilmeister aus dem Zorn. Er sah, daß er nur verlieren könne, wenn er sich der Gasse aussetze. Im Hause wußten es alle, der Knecht hatte es heimgebracht, Franz war zum Sankt Petersstift hinaufgelaufen, um zu sehen und zu hören.

Paracelsus wartete, saß neben der Glut des Ofens und wärmte sich die Hände. Sein Gesicht war faltig, fast greisenhaft, die Lippen zuckten, seine Augen huschten unstet über das schwach beleuchtete Gerät. Er wartete, und Franz kam ewig nicht zurück.

Die Magd des Oekolampad brachte den versiegelten Brief. Er riß ihn, unter das Fenster tretend, auf und las, begann immer wieder, um auch nicht den leisesten Zug der Gemeinheit zu verlieren, die sich nun öffentlich wider ihn erhob.

Dann starrte er in die dunkle Tiefe des Gadems. Aus ihr glühten die Kohlen matt und stetig. Seine Finger spielten am Rande des Zettels hin und glätteten das Papier dort, wo es von den Nägeln durchschlagen worden war. Er sah seine Hörer vor sich, als säße er auf dem Katheder im Kollegium am Rheinsprung.

Nur seiner Schüler einer, vielleicht einige, konnten das Gift gesudelt haben. In den Schandversen standen Siegelworte, die er nur bei der Lektur gebrauchte, Heilkräuter, die er genannt hatte, waren erwähnt, es war seines Kollegs über

Macer Floridus gedacht, und auch von Vendelinus Hock konnten nur Schüler wissen, die ihm aus Straßburg nachgezogen waren.

Seine Schüler.

Er hatte überall gekämpft. Die ihn nirgends litten, verteidigten ein taubes Ansehen und ihre volle Krippe gegen ihn. Die hatten ein menschliches Recht, das göttliche kannten sie nicht. Aber seine Schüler ... ihnen hatte er nur gegeben. Alles was in endlosem Kampfe, unter Entbehrungen errungen war. Seine Kunst.

Der Ruhm blieb Gott, die Offenbarung blieb der Natur, sein Dach dem Werke, sein Bett einer flüchtigen Rast — er konnte nichts mehr für sich wollen, seiner selbst entwöhnt. Sein Glück lag außer ihm: nur geben konnte er, wie die Natur gibt.

Und das war ihnen nicht rein genug und nicht heilig genug, seinen Schülern.

Eine Schwäche überkam ihn, er sank an die Wand zurück. Er sah, daß seine Nägel blau waren und die Hand weiß wurde wie gebleichtes Wachs. Langsam tastete er zu seinen Fläschchen hin. Sein verdunkelter Blick suchte mühsam. Und endlich fand er, goß einige Tropfen in die hohle Hand und schlürfte. Und dann löste sich der würgende Griff von dem Herzen, der Atem ging wieder frei.

Er hörte im Flurgange reden und machte sich an dem Feuer zu schaffen. Franz brachte den Zettel von Sankt Peter, beschmutzt, zerknittert, es mochte nicht ohne Rauferei abgegangen sein. Wams und Hut zeigten Spuren. Er war von Sankt Peter hinüber zur neuen Burs gelaufen. Dort hatte er den Zettel nicht zu erobern vermocht, aber doch abgerissen. Sowohl bei der Burs als auch vor der Kirche war einer aus dem Kolleg gestanden, er kannte sie wohl. Die haben es allen verdeutscht. Er war dann zurück zur Sankt Martinskirche, dort hing der Zettel nicht mehr, und an das Domtor hatte er nicht herankommen können.

Der Knecht, Oporin und ein dritter Schüler standen mit

Leichenbittermienen dabei. Paracelsus zerriß das eroberte Pamphlet und ließ die Stücke fallen.

«Du hast viel ton und getrü umb minetwillen, Franz . . .»

Er redete leise, langsam, dann reckte er sich.

«Wir hänt krank Lüt liegen in der Sattelgaß, am Grünpfähli und in der Malzgaß, als ouch in der Eschamarstadt und Steinen. Du gohst mit mir, Franz, und der Knecht, ihr müget jeder ein Spieß nehmen, dann die kranken Lüt sollen miner darumb nit missen. Du bleibst hie, Hans, bi dem Füer. Dort nimb den Zettul», er wies auf das Blatt, das noch beim Fenster lag. «Und bewahr ihn wohl, dann er kunnt mir etwan uf ein Zit vonnöten sin.»

Auch der dritte Schüler schloß sich an. Sie nahmen Spieße und die Taschen und gingen. Paracelsus vermied die Plätze. In den Gassen verstummten die Leute, blieben stehen und sahen ihnen nach.

Am andern Tage war der Druck verwunden, der in der Brust gequält, ihn weich und sanft gemacht hatte. Er stand in sich wieder auf, der alte Trotz rötete seine Stirn. Die Leute merkten bald, daß er um ihre Schonung nicht anstand. Das nahm auch solchen die Zurückhaltung, denen das Pamphlet ungerecht erschienen war. Der kleine Mann tat, als sei er der öffentlichen Meinung überhoben, mochte sie ihm zu Ehre oder Schmach erwachsen. Und so blieb es nicht bei dem Schimpfe, der ihm aus Kindermund über die Gassen nachgellte, auch die Großen redeten laut genug, stellten unverschämte Fragen und grinsten ihn an. Seine Freunde entzogen sich unter flüchtigen Verbindlichkeiten und schwiegen ihm ins Angesicht, wie man von einem Gebrechen schweigt.

Das Kolleg war stärker besucht, aber es lag ein Lauern in den Blicken der jungen Menschen, das ihn beengte. Er fühlte, jedes unverstandene Wort konnte in ein lärmendes Gelächter ausschlagen, das ihm dann auch für die wenigen, die noch gläubig folgten, eine öffentliche Lehre untersagt hätte. Unleidiger wurde sein Leben von Tag zu Tag, qualvoller wurden seine Nächte, und auch die Kunst vermochte ihm den Frieden

nicht mehr zu bringen. Aber er wollte es bis zum äußersten tragen, denn er fühlte tief, daß Basel der letzte Hort seines Lebens sei. Verlor er den, dann hatte das Vaterland keine Heimstatt mehr für seine Kunst.

Nach einer dieser ruhelosen Nächte schrieb er an den Rat: «In ohnlidlicher Tratzung und merklichem Drang gebührt dem Leidenden, sin Oberkeit, die ihm guets ze tund pflichtig und schuldig ist, umb Schirm, Rat und Hilf anzuruefen ...» Er schilderte seine Schmach, legte das Pamphlet vor und verlangte, daß seine Schüler von Rats wegen verhört würden, um die Schuldigen zu treffen. «Dann so Ihr, min gnädig Herren, mir davor nit sin würdin, und ich vielleicht us hitzigem Gemüet etwas anfinge Ungeschickts und hinfürder mehr getratzet sullte werdin, wäre mir unfüglich von den Üren zu gedulden.»

In feuchten Schriftzügen überreichte er das Schutzgesuch selbst. Es wurde mit saueren Mienen entgegengenommen, aber es erwuchs dem Rate weiter nicht zu Beschwer. Das Verlangen des Stadtarztes und Professors, die eigenen Schüler vor dem Stadtgerichte verhören zu lassen, war verrückt. Davon abgesehen, daß die Studiosen unter der Gerichtsbarkeit der Universität standen, konnte sich der Rat eines Schülerstreiches wegen dem Gelächter nicht preisgeben. Sie schlugen mancherlei Gift und Galle an die Kirchentore, die Herren von der Universität. Wenn jede verfängliche Thesis und Antithesis hätte durch ein Gerichtsverhör laufen sollen! Man legte den Notschrei eines bis zur Verzweiflung Erbitterten ad acta. Nur bedenklicher wurde man ihm gegenüber und blickte mißmutiger auf den kleinen Mann, der vor Rat und Regentschaft mit seinem hitzigen Gemüte fackelte. Allein das Gesuch wurde bekannt, die Spötter fühlten eine letzte Entschlossenheit und wurden zahmer.

Theophrastus wartete vergeblich auf sein vermeintliches Recht. Bonifacius Amerbach, dessen juridische Gutachten vom Rate geschätzt wurden, nahm Einblick in die Sache und warnte den gekränkten Mann vor weiteren Schritten. Von der pa-

pistischen Ratspartei war das Gesuch als eine Drohung aufgefaßt worden, man hatte es ins Lächerliche ziehen müssen, um es unbehandelt ablegen zu können.

In diesen peinvollen Tagen wurde Paracelsus zu dem Canonicus von Lichtenfels gerufen, dessen Haus einen Treppengiebel trug. Ein junger Kleriker empfing ihn auf der Stiege, und ein Diener in stattlicher, auf die Farben seines Herren geteilter Livree nahm dem Knechte des Arztes die Tasche ab. Im Söller hielten ihn die beiden unter gewichtigem Geflüster zurück, sie befürchteten das Äußerste, der Domherr habe seit Weihnachten kaum eine Handvoll Nahrung behalten und winde sich Tag und Nacht unter Krämpfen, von einem Manne gepriesener Stattlichkeit sei er zum Schmerzensmann elend heruntergekommen, erbärmlicher, als kaum einer irgendwo an einer Kirchenwand in Stein gehauen stünde, das ganze Haus sähe schon den Tod. Sie hielten Paracelsus an den Rändern der Schaube, und er ließ seine ungeduldigen Blicke über die kostbaren Tapisserien, die vergoldeten Ledertapeten und modischen Prunkschränke gleiten. Endlich machte er sich los und fragte, wer schon gerufen worden sei. Alle andern waren gerufen worden, keiner hatte geholfen, obwohl der Herr mit Lidlohn und wirkungsvollem Einflusse, wo immer er begehrt werde, nicht zu sparen brauche. Diesen Gesang vor den Türen hochmögender, ungeheilter Kranker kannte Paracelsus.

«Wo ist der Dumbherr, den keiner kann heilen?»

Der Diener schlüpfte voraus, an einer Tür zögerte er, klopfte leise und lauschte, klopfte etwas härter. Man hörte ein Stöhnen, und sie traten ein.

Die Stube war überhitzt und roch nach Zimmtholz. Der Canonicus lag im Bette auf einer besudelten Seidendecke. Er wand den Kopf hin und her, ächzte und lallte matt von unerträglichen Schmerzen, verdrehte die großen, gelben Augäpfel. Paracelsus streifte seine Schaube ab und untersuchte schweigend, dann ließ er sich das Uringlas geben, trat damit ans Fenster und warf einen Blick hindurch. Er prüfte noch

den Puls. Ein zweiter Kleriker, der im Zimmer gewesen war, flüsterte mit dem andern am Fußende des Bettes. Der Diener hatte die Arzneiflasche geöffnet und hielt sich, aufdringlich beflissen, neben Theophrastus.

«Hundert Gulden sollt Ihr haben, Herr Doktor ...»

Die drei rissen die Augen auf.

«Hundert Gulden ... wenn Ihr mich heilt ... Sprecht doch! Muß es aus sein?»

«Ihr werdet nicht sterben, hochwürdiger Herr.»

Der Canonicus seufzte, seine Augendeckel sanken zu, er flüsterte: «Hundert Gulden ... aber macht schnell.»

Theophrastus befahl die Medikamententasche zu schließen. Der Kranke fuhr erschrocken auf, und auch die andern drei starrten den kleinen Mann an.

«Hundert Gulden ... ist das nicht genug», stammelte der Domherr.

«Ich werde Euch heilen.»

Er öffnete den Schwertknauf, entnahm drei seiner kleinen Laudanumpillen. Eine legte er dem Canonicus auf die weiße, gierig gebleckte Zunge und ließ ihn einen Schluck Wein nachtrinken.

«Die ander umb die Vesper, die dritt zu Kompletzit. Sunst müget Ihr nützit genießen vor diesen Tag.»

Er wollte einem Geistlichen die beiden Pillen geben, aber der Domherr litt es nicht, er tastete nach einem kleinen silbernen Brotteller, entleerte ihn auf das Estrich und winkte erregt. Man mußte die Pillen auf den Teller legen, und er setzte den Teller zwischen sich und die Wand auf das Bett.

Im Fortgehen hingen sich die Kleriker an, aber Paracelsus war nicht zu Rede und Antwort geneigt. Er warf die Tasche über den Arm seines Knechts und ging rasch, von den schleichenden Sohlen gefolgt, die Treppe hinab. Vor dem Haustor flüsterten sie nochmals auf ihn ein und wollten ihn halten. Ihm riß die Geduld.

«Lont gahn! Des Paracelsi Kunst louft nit uf Zungenspitzen über Steigen und Flur, sundern stoht bi dem Kranken.»

Die kniffen die Lider zusammen und lächelten. Er schob selber den Riegel zurück und polterte mit seinem Schwerte die drei Torstufen hinunter.

Erst am Abend des nächsten Tages gedachte er den Canonicus zu besuchen, mehr um die Wirkung der Kur auf den Menschen als auf die Krankheit zu sehen, denn er wußte, daß der mißhandelte Magen mit den drei Pillen wiederhergestellt sei. Doch schon am Mittag erschien der livrierte Diener im Hause «Zur Gilgen». Er brachte ein seidenes Beutelchen, und der Domherr Cornelius von Lichtenfels wünsche Gottes reichen Segen auf den Herren Doktor Theophrastus von Hohenheim herab, er lasse ihm sehr danken und sende dies zur Verehrung. Der Mund des Dieners bewegte sich beim Sprechen kaum. Paracelsus hieß ihn warten und öffnete das Beutelchen mit einem Messer, denn es war kunstvoll zugeknotet. Sechs Gulden klirrten auf die Bank. Der kleine Meister lachte zornig.

«Das seh ich: der Dumbherr Cornelius von Lichtenfels ist heil. Do liegend der Floren sechs.»

«Sechs Gulden rheinisch», flüsterte der Diener.

«Wo sänd die andern? Fehlen guet anderthalb Schock!»

Der Diener zuckte grinsend die Achseln.

«Du gstundist darbi, din Herr hat hundert verheißen.»

Der Diener duckte den Kopf und hob die Handflächen bedauernd in Schulterhöhe. Die Kur sei kurz gewesen, die Arznei gering, und sechs Gulden rheinisch gäben sieben und ein halbes Pfund.

Vor der Frechheit des livrierten Kerls fand Paracelsus seine Haltung. Er wies ihm die Tür.

«Gang! Ich will üch weisen, wie einer sin gegeben Wort mueß halten!»

Der Diener kroch in eine hämische Verbeugung zusammen und lispelte:

«Min Herr ist der Dumbherr Cornelius von Lichtenfels und ist allbereits genesen ...»

Er entschlüpfte einem Fußtritte.

Von seiner markgräflichen Gnaden zu Baden hatte Paracelsus diese Art schlucken müssen, ein Canonicus, der auf seidenen Laken lag und Zimmtholz brannte, der ohne ihn gleichermaßen verkommen wäre, sollte ihn nicht für einen sanften Maulesel reiten. An einem Possenreißer, dem man etliche Schillinge nachwirft, wenn man seiner müde geworden ist, tat man so. War er durch all die lausigen Zoten so sehr erniedrigt und geschmäht, daß man sich seiner Kunst wie eines gestohlenen Gutes bediente und ihm gleich einem Hehler lohnte? Seiner gekränkten Ehre hatte man die Rechtshilfe verweigert, nun sollte ihm das Stadtgericht ein Lohnversprechen einlösen müssen, das sein Stipendium als Physikus und Ordinarius zu Basel um mehr als die Hälfte übertraf. Sie sahen seine Kunst nicht an, weil sein Wams schlicht war und seine Hand berußt, sie sollten ein Maß gewinnen.

Er klagte den Domherren auf hundert Gulden rheinisch minder sechs, und sie konnten ihm die Klage nicht verweigern, aber sie fühlten den Trotz, der mehr ihnen als dem Canonicus galt.

Und der kleine Mann brachte damit die ganze Stadt auf. Papisten und Evangelische, alle glaubten den eigenen Säckel von dieser unerhörten Forderung angetastet. Daß der Canonicus sein Versprechen kaum leugnen ließ, wiewohl es seine Beistände als unverantwortlich, von Schmerzen gepreßt, darstellten, beachtete man nicht. Man vergaß, daß der Paracelsus Dutzende armer Leute um Gottes Lohn geheilt und ihnen Arznei geschenkt hatte. Hundert Gulden! Den Ehrenwerten flimmerte ein goldener Berg vor den Augen. Hundert Gulden — der Aufwand eines behäbigen, vielköpfigen Hausstandes über drei Jahre hin. Als der König von Frankreich sein Gold durch die Schweiz rollen ließ, hatte er auch den angesehensten Konstoflern schwerlich Pensionen solcher Höhe geboten. Und für drei Pillen, nicht größer als ein Mausdreck, warf der kleine Mann solch einen Übermut vor Gericht auf. Die alten Widersacher, die Ärzte und Apotheker, brauchten keine Worte mehr zu verlieren, es konnte ihnen all ihr Aufwand an Feind-

seligkeit lächerlich erscheinen, denn der Narr grub selber mit erbitterten Kräften das Erdreich ab, auf dem er stand. Die Richter verwiesen den Stadtarzt und Professor zu maßvollem Verhalten und entschieden, daß er die sechs Gulden als reichlichen Lidlohn für eine schnelle und geringe Arzenei zu Dank zu nehmen habe.

Theophrastus stand vor dem Platze des Klägers mit gespreizten Beinen und stützte sich auf sein Schwert, als das Urteil gefällt wurde. Mit steigender Empörung hatte er es aus der Art der Fragen kommen sehen. Der Beifall der Zuhörer rollte an ihm herunter wie ein Hagelschauer. Seine Wangen waren hochgerötet, sein Gesicht bebte, und die Augen brannten weitaufgetan.

Richter und Beisitzer bedeckten die Scheitel wieder und wandten sich ab. Hinter seinem Rücken: Geraune, Gekicher, schlurfende Schritte. Und er stand noch immer zornsteif.

Der Richter winkte, denn es sollte noch über einen Raufhandel Urteil gesprochen sein, ehe man sich an die Schüssel setzen konnte, und der eigensinnige Stadtarzt hatte seine Verhandlung ungebührlich gestreckt. Ein Büttel berührte die Schulter des Paracelsus. Der zuckte zusammen und rannte barhaupt davon, seine Mütze lag unter der Klägerbank.

Er wußte nicht, wie er über den Kornmarkt und Fischmarkt kam, hörte nicht, sah nicht. Erst in seiner Stube fand er sich wieder.

Nicht ihn, die Kunst haben sie gerichtet! Die hundert Gulden! Viel haben sie darum hin und her geredet, und sie waren ein Kleines. Sie haben die Kunst verachtet, erniedrigt, gestäupt in ihm, durch ihn. Durch ihn! Er war daran schuldig geworden. Er hatte die Kunst ausgesetzt. Er hätte wissen sollen, daß sie die Kunst verachten müssen mit der Verachtung des gemeinen, niederen Sinnes, der sich vor dem Göttlichen behaupten will, das er nicht begreift. Dem Zornteufel war er erlegen, hatte die Kunst verraten. Um hundert Gulden, seine Kunst!

Er sank an dem Bette nieder, bedeckte das Gesicht mit den

Händen und betete, daß die Verzweiflung dieses Gedankens an ihm vorüber ginge. Und es dauerte lange, bis sein Gott sich neigte, bis er fühlte, daß er nur dem Rechte allzusehr vertraut habe, weil er die Kunst, die nicht mit Waagebalken und am Rieseln der Sanduhr gemessen werden kann, die im Augenblicke für ein Leben gilt, hoch und unantastbar über einem Zornhandel wußte. Und doch war sie mit ihm und in ihm getreten worden.

Je länger sein Wesen zwischen Reue und Ingrimm rang, desto freier wurde sein Gewissen, um so drängender wuchs Verachtung und Zorn gegen das Gericht, das die Zahl seiner Pillen zählte, das ihn für Gold käuflich hielt. Endlich wurde die Erbitterung seines Herzens zur Tat.

Sie hatten ihm Schandbriefe und ein Pasquill ins Haus geworfen, sie hatten ein Schmachgedicht angeschlagen. Was diese Buben gegen ihn, den einen, aus Neid und Scheelsucht vermochten, konnte er um der Kunst willen gegen sie alle. Er schnitt sich eine breite Feder, denn es sollten große Züge sein und leserlich auch für blöde Augen. Er nahm sein größtes Blatt. Er wog jedes Wort mit dem vollen Gewichte seines begeisterten Zornes zu. Nie noch hatte er seinen Mut so inbrünstig gesammelt. Alle seine Verachtung vor den Verächtern der Kunst, die eines Lebens Kampf um die Wahrheit zu richten wagten, wie man eines Schusters Flickwerk richtet, war in die hartgehämmerten, kurzen Sätze eingetrieben. Er unterschrieb mit vollem Namen und setzte seines Wappens Siegel darunter, das drei Pillen im Schrägbalken trug.

Dann riß er einen Nagel aus der Wand, steckte ein Stück Quarz zu sich, nahm seine Schrift und stürmte auf das Rathaus.

An den beiden Mittelpfeilern der drei Hallentore hingen Bretter mit Ratsbefehlen aus. Dort schlug er seinen Zettel an.

Der Markt war geräumt, die Holzböcke zusammengerückt und die Bretter geschlichtet. Es mußte schon gegen die Vesper gehen. Aber etliche Leute hatten ihn beachtet und sammelten sich vor seinem Zettel.

Im Hause «Zur Gilgen» war es still. Sie hatten sich gehütet, ihm unter die Augen zu treten, denn sie hatten gesehen, wie er nach dem Urteilsspruche zurückgekommen war. Jetzt rief er sie, verlangte Wein und irgend zu essen. Er hörte das Haustor schlagen, sie sputeten sich. Langsam schritt er in seiner Kammer auf und nieder. Ihm war, als sei er nicht wach, als sei sein Wesen nicht völlig bei ihm. Ein Teil war losgelöst, es stand vor dem Rathause am oberen Pfeiler unter dem Zettel und schwang sein Schwert. Ringsum eine Menge, Kopf an Kopf, geifernd, zähnefletschend.

Er mußte immer wieder über Augen und Glatze streichen und das Bewußtsein an dem Hausrate sammeln, der ihn umgab. Er fühlte es körperlich fast, wie sich seine Empörung Satz für Satz von dem Anschlage löste, Zug um Zug lebendig wurde, durch Augen, Ohren, Menschenstimmen ausgebreitet. Sie lief wie eine gellende Glockenstimme durch Basel.

Sie brachten ihm: Franz den roten Veltliner, Oporin Brot und Rauchfleisch. Er musterte sie, aber sie wußten noch nichts und hatten es eilig. Ein rasender Hunger befiel ihn, als er die Speise roch, er konnte sich kaum ersättigen. Und als Teller und Krug leer waren, sank er vor Müdigkeit in sich zusammen. Seit Wochen hatte er keinen erquickenden Schlaf gefunden ... seit an den Kirchen ... von seinen Schülern ...

Er taumelte auf das Bett und schlief im nächsten Augenblicke, als läge er in tiefer Ohnmacht.

Es war Nacht. Er wurde aufgerüttelt. Basilius Amerbach stand an seinem Bette. Oporin leuchtete. Basilius Amerbach sprach erregt auf ihn ein. Franz brachte Stiefel und Lederkoller. Paracelsus gewann mühsam Besinnung.

Eilig das Notwendigste zusammenraffen und fort! In dieser Stunde noch fort! Ein Zufall, daß sie noch nicht gekommen seien, sie könnten im Augenblicke da sein. Haft — schimpfliche Verbannung. Seine Medikamententasche! Die Tasche mit dem Instrument! Ganz Basel sei wider ihn. Die Geldkatze! Dort in der Truhe am Fenster. Der Schlüssel.

Die Manuskripte in den Koffer hinein! Den Mantel. Hut. Laterne. Den Wachsstock.

Er sperrte den Koffer ab. Oporin werde Weisungen erhalten. Sie hasteten über die Treppe und aus dem Hause, durch etliche Seitengäßchen, an der Stiftskirche zu Sankt Peter vorbei, Basilius mit der Laterne immer einen Schritt voran, schweigend, ohne sich umzusehen.

Im Stalle der Wirtschaft «Zum schwarzen Rad», unweit des Tores, erwartete sie Albanus Torinus bei einem gesattelten Gaule. Er drückte Paracelsus ein Papier in die Hand: einen Paß durch das Spalentor bis an die baseler Grenze, der war von Jakob Meiger zum Hirzen gezeichnet. Basilius Amerbach leuchtete über das Schriftstück hin und besah die Unterschrift. Er atmete auf und lächelte. Auch Albanus Torinus schien beruhigt, er reichte Paracelsus, der, von dem raschen Gang erhitzt und von dem Wirbel des Geschehens benommen, die Stirn wischte, eine Kanne mit Wein.

«Nehmt diesen Trunk noch, mein Lehrer, zum Abschied. Gott möge Euch bewahren!»

Theophrastus trank und reichte wortlos die Kanne zurück.

Basilius flüsterte, daß es der Wirtsknecht nicht hörte, der vor der offenen Stalltür die Taschen am Sattel befestigte.

«Ihr habt hart gekämpft, wir sahen es mit Besorgnis und zuletzt mit Schrecken, allein wir haben auch Euren Mut gesehen. Es sind nur wenige in Basel, die wissen, daß Ihr nicht des Geldes wegen gekämpft habt. Diese wenigen wollen Euch vor schimpflicher Strafe bewahren, denn Ihr habt gegen Gericht und Rat unerhört gehandelt. Bonifacius will weiterhin alles mögliche tun, um Euer Gut zu bewahren. Lebt wohl. Ich will Euch nimmer vergessen!»

Paracelsus hatte den Kopf gesenkt, seine Augen schlossen sich für eine kleine Weile, Stirn und Wangen waren kummervoll und müde gefaltet. Er sagte leise:

«Ich muoß Landfahrer sin. Dannocht, es ist min Basel gewest, dohin ich kummen bin mit hohen Fröiden. Üch will ichs danken in minem Herzen. Morgenden Tags so bin ich in Ensisheim.»

Er reichte ihnen beide Hände. Sie begleiteten ihn hinüber unter das Tor. Er mußte seinen Gaul über den Katzensteg führen. Jenseits des Grabens band er die Laterne an die Instrumenttasche und stieg auf.

Sie sahen ihn winken, sein Licht blinkte noch einige Male hinter dem wehenden Mantel hervor. Und dann schloß die Wache das Seitentörlein wieder.

*

Es war eine milde Nacht, obwohl der Himmel, wolkenfrei und von dem Föhn der letzten Tage geklärt, aus seiner Tiefe strahlte. Im nördlichen West hing glänzend und scharf die erste Sichel des zunehmenden Mondes.

Paracelsus verlöschte sein Licht. Zu beiden Seiten der Straße leuchteten an Furchen, Wurzeln und Steinen die Reste des Schnees. Er sah nicht zurück, durfte nur vorwärts blicken: vor ihm sein Leben, immer wieder, unerbittlich vor ihm. Ob er auch müde war und bange nach Frieden, er wußte, seit er sein Menschentum kämpfte, nicht Mauer noch Dach, nicht Herd und Bett, wonach er ohne Bitterkeit zurückdenken konnte, und darum wußte er von keiner Heimat.

Sein Leben vor ihm: dunkel, ziellos, des eigenen Rätsels nie entbunden und doch von Flammenzeichen durchglüht wie die Nacht. Und kein Menschenglaube, der auf ihn hoffte, keines Menschen Herz, das ihn erwartete. Nur wenn das Unerbittliche, Drohende, Fremde an sie herankam in Leibesnot und Schmerzen, dann riefen sie ihn, den Fremden. Und hatte er sie erlöst, vergaßen sie ihn. Beutegut war sein Leben für sie, denn er hatte keine Heimat.

Das Tier des Paracelsus griff ohne Spornstreich tüchtig aus in einem weichen, tastenden Trab. Es spitzte die Ohren und hob die Nüstern. Es trug ihn durch ein Dorf. Die Hunde schlugen an. Nirgends brannte ein Licht. Gab es keinen Kranken in diesen Hütten? Wachte nirgends ein Auge und fragte nach dem fremden Helfer? Vor den Knien des Reiters klirrten Fläschchen, schlotterte das Instrument.

Und schon war die ruhige, dunkle Herde der Hütten vorüber. Der Mitternachtsschrei eines Hahnes klang leise nach, und das Hundegekläff verstummte. Die Straße hob sich. Paracelsus wußte, daß sie von der Höhe dieser Welle nach Norden bog. Und an der Krümmung stand der Stein, in den die Kurvatur des Bischofstabes oder der umgestülpten Lilie eingemeißelt war: das Wappen der Stadt und des Landes Basel.

Jetzt trieb er sein Pferd. Auf der Höhe lag ein großes Gehöft, ringsum das Land war weit gerodet bis in die Talsenkung fast. Die Bäume hatten sich schon verloren. Der Himmel wurde weit. Und hier mußte es sein, denn die schwarze Bodenwelle versank vor ihm und gab die Ferne frei.

Theophrast hielt das Pferd an. Langsam, den Blick an die durchstrahlte Nacht verloren, wendete er das Pferd dem Sternbilde über Basel zu.

Er schluchzte auf, als er es sah. Doch seine Augen klärten sich rasch, und seine Hand blieb fest am Zügel.

Der siebenfach flammende Orion stand über dem baseler Lande. Das Sternbild des ruhelosen Kämpfers, der die Keule ewig gegen das ewig gesenkte Gehörn des Stieres schwingt.

Paracelsus sah nicht in die Tiefe, wo Basel lag. Er folgte, erhobenen Auges, den Himmelsbildern vorwärts nach Westen und dann nach Norden. Und das Tier unter ihm folgte dem beherrschten Blicke des Reiters.

Das Dritte Reich

Requiem

Der Tau der Mittsommernacht netzte das welkende Birkenlaub, die zertretenen Blumen, das staubgemengte Gras.

Vor dem neuen Rathause inmitten des nicht allzu geräumigen Platzes dunstete die letzte Glut des Sonnwendfeuers aus ihrer Asche. Noch immer schwebte in den ruhenden Lüften ein Zimtduft. Der Bruder des Kaisers, König Ferdinand, hatte das Holz mit Würzöl tränken und zwei Säcke der köstlichen Kanelrinde darüber streuen lassen. Einer Bürgerstochter aus Memmingen hatte er die Fackel gereicht, die schönste Hand sollte die Sankt-Johannis-Flammen zünden. Und er war mit der Beglückten als erster um den auflodernden Brand getanzt. Im Traume noch bebte das Herz der Jungfrau vor Stolz und Freude.

Und ein Stadtknecht, festlich in die drei Augsburger Farben gekleidet, stieß mit dem Schuh der Hellebarde durch die flockige Holzasche. Die Glut blickte auf wie ein verschlafenes Auge, das sich träge wieder verschleiert. Der Knecht beugte sich über die quellende Wärme, er atmete den Duftrest der stärken-

den Spezerei begierig ein, denn er litt zuweilen an einem Zittern unter der Herzgrube. Dann schweifte sein Blick, wunderlich erquickt, über die schweigende Häuserzeile hin.

Kein Licht war mehr zu sehen. Sie schliefen alle, viel hundert Gäste. Der Herr der Welt, der Kaiser Karl, sein königlicher Bruder, die Kurfürsten, Fürsten, Grafen und Herren, der Legat des Antichrists aus Rom und seine Klerisei, die Prediger aus Wittenberg, alle die Räte und Schreiber, der Staat der deutschen Höfe, die Gesandtschaften der deutschen Städte, ein dichtgedrängter Helfer- und Dienertroß.

Sie schliefen. Das Spiel der Sinne war in die Unendlichkeit der Nacht versunken, die Kette war gesprengt, an der verhangen ihr Lebensnachen über die sonnenbeschienene, dunkelgründige Flut um eine Tagesweile weitergefunden hatte. Ihre Seelen lösten sich von der Knechtschaft der Stunde und gehörten nicht mehr den Leibern an, die Eigennamen führten und die, von Roß und Troß getragen, aus allen Ländern kaiserlicher und päpstlicher Hoheit zum Reichstag in diese oberdeutsche Stadt gesammelt waren.

Nackend wie vor Gottes Gericht entschwebten die Seelen, nackt gleich Flammen züngelten sie empor. Und jede Flamme war erfüllt von dem Urwesen des Leibes, der unter ihr atmete, wie ein brennendes Holz verhaucht, von dem Wesen dieses Lebenden, der nicht nur er selbst war, sondern Frucht und Same von

hundert Geschlechtern her und hundert Geschlechter weiterhin über sich hinaus.

Da die fremden Schläfer von fernen Gebirgen und Strömen, von den kühlen Küsten des Nordens und den warmen Gestaden des Südens durch eines Willens Trieb zusammengezwungen waren, fühlten ihre Seelen den Drang nach Befreiung heftiger und lechzender. Es war Bekenntnistrieb, dem sie hatten folgen müssen.

In goldgelben Zungen tausendjähriger Hörigkeit loderten die einen, und blutrot flammten die Seelen jener anderen, die aus tausendjähriger Hörigkeit am eigendeutschen Wesen erstarken wollten. So glich die Stadt in ihrer Ringmauer einer brennenden Opferschale, aus der die Lohe in den Sternhimmel schlägt.

Ein Trunk für die dürstenden Lippen der Urgewalt.

ER aber stand auf dem weiten Felde, das zwischen den Rinnsalen Lech und Wertach in Saaten üppig ergrünt war. Stilltreibende Wolken umglitten seine Stirn. Der Staub des fremden schrägäugigen Kriegervolkes — hier hatte eine seiner äußersten Heereswellen ihren Untergang gefunden — moderte zu seinen Füßen. Und er beugte sich langsam nieder, hob mit beiden Händen die Erdscholle aus dem Boden, auf der die Schale der Stadt ruhte, und trank von den Flammen der bedrängten Seelen, um klein zu werden an der Sehnsucht ihrer Lebensspanne.

In dem Maße, wie einstmals der frierende Bettler und Wundenmann, den er vor Plieningen in Schwaben aufgehoben und über die deutsche Erde getragen hatte, am Seelenhauche der Schläfer stark und mächtig geworden war, wurde er kleiner am gleichen Trunke.

So überschritt er die Mauer, breitete die Arme. Sein Mantel schwebte über den steilgedrängten Dachfirsten hin wie eine abendliche Rauchwolke. Seines Mantels Gewölk, leicht gebläht von den Flammen, stand über der Stadt still, als er sich auf dem Friedhofe zu seiten des Domes niederließ, den linken Arm über das gewaltige Dach ausgestreckt und auf den Spieß gestützt, dessen Steinzunge die Doppelzinke der Türme überragte.

Und die spitz aufgebuckelten Gewölbreihen der fünf Kirchenschiffe, ihr zierliches Rippenwerk kaum verratend, wurden unter dem Blicke seines einen strahlenden Auges, das andere war ausgeronnen, durchscheinend wie Bergkristall.

Auf den Fliesen des Domes, die zugleich die Decke der Erbbegräbnisse waren, ausgespannt von dem kleinen Westchor bis an die breite Doppelrundung des östlichen Chores, lag starr und hager der Wundenmann. Sein Genick ruhte auf dem Altare, und über seiner Stirn hing, wie das Blatt einer Krone aus edlem Flechtwerk, das fünflichtige Ostfenster. Die Doppelreihe der Pfeiler des Mittelschiffes durchdrang den blassen Leichnam, als sei er vielfach an den

Boden gepfählt wie ein Toter, dem die Lebenden für alle Ewigkeit Auferstehung und Gewalt verwehren wollen. Auch die Wunde an jedem Fuße, die in den Handtellern und die klaffende Herzwunde waren erloschen.

Der Gewaltige, der an dem Trunk aus dem Seelenbrande wie durch Zauber klein geworden war, griff in das Chorgewölbe nieder und legte seine Hand auf die kalte, dornennarbige Stirn des großen Toten.

«Sie haben dich ans Kreuz geschlagen, dann deinen Leib mit einem schweren Stein bedeckt, und du bist auferstanden. Sie haben dich ins gläserne Latein gesargt, mit Gold und Juwelen überhäuft, du bist aber auferstanden und über die Alpen entwichen. Nun haben sie dich zweimal zwölffach gepfählt mit starken Quaderpfeilern und haben ein kunstvolles Gewölb- und Rippenwerk aus Stein über dir errichtet. Tot bist du, und ich weiß, daß du ein drittes Mal nicht mehr die Kraft wirst finden.»

Da vernahm er Stimmen aus dem Chore der hörigen Seelen:

«Heiliggroß ist deine Kirche und reich. Sie hat die Schlüsselgewalt der Seligkeit, denn sie hat die Schlüsselgewalt des unerschöpflichen Leidensschatzes. Beugt die Knie, nehmt das Lehen des Lebens oder seid gerichtet und verdammt! Groß ist deine Kirche, sie ist dein unsterblicher Leib. Und dein Leib, Jesus, o Jesus, lebt in Ewigkeit!»

Dem widerbrausten die Seelenstimmen derer, die von tausendjähriger Hörigkeit abgefallen waren:

«Lobet den Herrn, denn er ist auferstanden aus uns zu seiner Herrlichkeit! Gebrochen liegt des Satans Macht und der Wille des Antichrists unter den Mauern Zions, das ist die Burg Gottes, hocherbaut auf des Wortes Felsgrund. Zu Schmach und Schanden ist gebeugt der Weltherr vor unserem Gewissen. Denn du bist erstanden aus uns, Herr und Christ, auf daß wir in dir leben aus Gnaden in alle Ewigkeit.»

Der Gewaltige beugte sich nieder und flüsterte:

«Sie singen von deinem Leben, und du hörst sie nicht mehr.»

Es schlugen die Flammenchöre zusammen. Ein Wirrsal von Meinungen und Rechtfertigungen wurde laut. Die Flammen verloren das Licht, sie wurden trübe. Zorn und Gewalt und auch jene biegsame List, die ihre Stunde erwägt, während sie die Ewigkeit auf der Zunge trägt, überhitzten den Brand. Sie hielten einander Heiligkeit und Gewissen entgegen gleich Wappenschildern, dahinter trotzten und pochten sie auf ihre Weltmacht. Und so vergifteten sie die lichteren Flammen des Bekenntnistriebes, der sie zusammengetragen hatte. Das Wort war auferstanden und wütete unter ihnen mit der zersetzenden Schärfe seiner Silben und Buchstaben, Punkte und Titel.

«Sie erzählen, daß unter deinem Marterpfahle

Knechte jenes Südvolkes lagen und um deinen Mantel würfelten. Die ließen dich immerhin dein Opfer bringen, und man begrub dich. Lebtest du noch, wie bitter müßtest du erkennen, daß du diesem Volke fremder bist als jenen Knechten! Es läßt dir dein Gewand, doch es würfelt um dich und dein Opfer. Ich aber habe dich gewarnt: Es ist kein Volk wie dieses, das keine Götter hat und ewig darnach verlangt, den Gott zu schauen.»

Er raffte seinen schwebenden Mantel aus der Luft, er bedeckte den großen Toten und hob ihn, wie ein Vater sein Kind aus der Wiege hebt. Der Trunk der Seelenlohe, der ihn klein gemacht hatte, verlor die Kraft. Wie eine türmende Wetterwolke entwuchs der Gewaltige dem Boden. Sein Auge glühte gegen Süden. Er entschwebte im Sturm. Die flammende Schale der Stadt versank hinter seinem Rücken. Ihr Schein schwand, wie ein Funken verlosch er in der Ferne.

Bald fühlte er die Lüfte an dem Widerstande des Hochgebirges dichter werden. Der graue Mantel wehte weit zurück und wurde so straff an den Toten gepreßt, daß selbst die trockenen Züge des Antlitzes erkenntlich waren.

Im Atlasglanze des Mondes erhob sich vor den beiden der höchste Alpenstock, einer breitgefußten, zackig umrandeten Mulde gleich, deren gleißende Fülle in Eisströmen überquoll und zu Tal glitt. Eines der Randtäler, es war hellschäumend von der

Arve durchsprudelt, die ihr Wasser von hundert Gletscherbächen erhält, barg ein winziges Erdenlicht. Eine Benediktinerabtei ruhte in dem Tale und bot diesen matten Schein. Vielleicht hatte das Lichtlein den Stürmenden angezogen, denn dort legte der Gewaltige seine Last nieder.

Er reckte sich und blickte nach Osten, wo schon das zarte Erlichten ein erstes Verlangen gegen die Mondhelle erhob. Aber noch starrten die höchsten Zacken des Alpenstockes in die Nacht, noch schimmerte das Firn- und Eismeer im Monde. Doch den Gewaltigen faßte die Unruhe. Er schwang seinen Spieß weitaus in Schulterhöhe und stieß ihn gegen den Eiskatarakt des breitesten Gletschers. Das Eis zerklüftete unter einem schrillen Laut. Noch einmal holte er aus und spaltete in der Tiefe der Eiskluft das Urgestein. Zitternd wie die Lippen eines schreckklaffenden Mundes hingen die Eiswände über der Höhle und drohten einzubrechen. Aber er stemmte den Baum des Spießes mit solcher Gewalt in den Granit, daß das Gestein erglühte und aufquellende Dampfriesen ihre gespannten Schultern gegen die Eiswände stemmten.

Und er hob den Toten auf und senkte ihn in die Brust der Alpen. Vor der Kälte des Toten erlosch die Glut in der Höhle, versiegten die Wolken. Das Gestein brach über dem Leichnam ein, die Eiswände schlugen splitternd zusammen, sie schrien auf mit ihrem schrillsten Laut, der weithin über die Firn- und

Gletschermeere des Gebirges fortgepflanzt wurde. Und der Berg grollte, daß im Arvetale das Matutinglöckchen ängstlich und wimmernd wie ein Hilferuf die Luft durchzitterte.

ER lagerte sich über dem weiten Firnbecken, sein Mantel umhüllte ihn wie brodelnde Nebel.

«Könnte ich ruhen wie du unter Stein und Eis, du dreimal geopferter Gott, dessen Wesen endlich erfüllt ist! Seid beneidet, Menschengötter, die ihr alle das Siegel des Todes empfangt, wenn die Menschen euch zum ersten Male ewig heißen. Daß ich nicht ewig bin, aber immer und immer! Sie bekennen mich nicht mehr, denn sie haben nur mehr Zungenlaut für ihre ewigen Götter, die das Siegel des Todes tragen. Alles andere scheint ihnen klein.

Aber sie leben mich. Daß dieses Volkes Blut noch soviel Urquell durch die Adern führt! So müssen sie die Sehnsüchtigen sein unter den Menschen, so müssen sie immer wieder die Leidenden werden unter den Menschen. Und ich muß leben.

Mittag und Mitternacht, der Abend und der Aufgang gießt seiner Völker Haß und Begierde auf dieses Volk der Mitte, das auch das Volk der Blutesmitte ist, da gleichermaßen unentkeimtes Leben, nachdrängend von tausend Geschlechtern her, in ihm selbstverschlossen zu Blüte treibt, als weitentfaltet, offenbart, schon eine Blütenlast zu Frucht und Samen will.

Andere Völker werden rascher alt und klar, fol-

gen ihren toten Göttern ins Nichts. Dies Volk muß steigen und fallen wie Ebbe und Flut, wie Tal und Gipfel, und es ist kein Fall so tief, daß dieses Volkes Sehnsucht sich nicht höher aus dem Grunde erhöbe, als aller Völker Sehnsuchtstraum reicht, und es ist kein Gipfel so hoch, daß dieses Volkes wühlendes Wesen nicht ruhelos in alle Tiefen müßte.

Aber ich fühle das Ende der Mittsommernacht. Die Müdigkeit ist in mir allzu laut geworden.

Jauchze auf, du hinsterbender Tag: es geht der Stunde zu, da die Nacht von dir wird gebrochen werden, wenn du am schwächsten scheinst! Es geht der Julnacht zu, aus der die neue Sonne wird.»

Weiß wie eine Wolke stand der Mond im Morgenlichte. Die Zinken des Alpenstockes blühten rosig. Nur noch in der Talestiefe lagen letzte, verträumende Schatten.

Ein Benediktiner, der jüngsten einer, hatte im Brunnenhäuschen seinen Wassereimer gefüllt. Das überplätschernde Wasser spiegelte die Morgenröte. Er setzte den Eimer auf den Brunnenrand, trat an das Spitzbogenfenster. Und sah zu den erblühten Gipfeln hinauf, die noch nie eines Menschen Fuß betreten hatte. Nur eine kurze Weile — und seufzte tief. Dann senkte er den geschorenen Scheitel, bekreuzte sich, indem er an Stirn, Schultern und Herz rührte.

«Et ne nos inducas in tentationem . . .» flüsterte er, nahm seinen Eimer und ging lautlosen Schrittes.

Das Lächeln der Gottesmutter

Im Jahre des Bauernzornes und um die Zeit, da die große Uhr vom Aufgang bis zum Garaus sechzehn schlug, nachts aber nur acht Stunden zählte, war im Klarissenkloster bei dem Frauentore der Puls des Nürnberger Gemeinwesens fiebrig geworden, so daß die Herzen der Stadt in Zorn und Mitleid dort zusammenliefen, wie der Lebensbalsam des Leibes zu einer offenen Wunde strömt.

Vor den mordbrennenden Bauern waren die Nonnen von Engeltal und Pillenreut hinter die Ringmauern geflohen und unter einen doppelt bereiten Schutz bei Sankt Klara und Sankt Katharina geschlüpft, da diese beiden Frauenklöster sich gleich den Flüchtlingen trotzig und erbittert geweigert hatten, auf das Ordenskleid zu verzichten und dem Ärgernis einer unfruchtbaren Gottesdienstschaft wider Evangeli und Naturbestimmung des Weibes zu entsagen. Das Volk nahm daran wachsenden Anstoß, und dem vermochte kaum einer so bildsamen Ausdruck zu geben als der Prediger zu Sankt Lorenz, Andreas Osiander, den man das Hosenänderle hieß, wenn er in üppiger Kleidung, eine Goldkette um den Hals, durch die Straßen stelzte, dem man nachraunte, sein Großvater in Gunzenhausen sei noch ein Jude gewesen, dessen häßliches, schwarzbärtiges Gesicht aber vergessen wurde, wenn er von der Kanzel sein Feuer über die durstigen Seelen goß, daß sie bebten.

Und auch der Rat trug Rechnung. Er hatte versucht, den störrischen Mut der Nonnen zu lockern. Etliche Mönchsklöster waren bereits mit Gut und Mann ins Bürgertum eingegangen, ihnen nach hatten die Zisterzienserinnen in Gründlach

den Schleier abgelegt und sich zu Ratspensionärinnen machen lassen. Nichts mit Gewalt. Rat und Bürger wußten, daß anderwärts evangelische Prediger am Scheiterhaufen erstickten, in Nürnberg aber sollte gemeiner Wille und das Wort zwanglos und frei gehalten sein, so frei, als es sich mit Wohlfahrt und guter Polizei vertrug. Nicht umsonst stand die Umgänglichkeit der Nürnberger Ratsboten vor Kaiser und Reich in Ehren, hochgerühmt und wohlgeachtet. Nichts mit Gewalt, Gewalt ist wider Handel und Bekömmlichkeit.

Aber der Rat wußte auch, daß Volksstimme so unvermittelt nicht Gottes Stimme sei, daß der gemeine Wille recht entbunden, füglich gelöst sein wolle. Er schloß den Mönchen ihre Kirchen, nahm den Nonnen ihre Beichtväter. Selber bestellte er die Seelsorge zu Sankt Klara und Sankt Katharina, und es waren geistgetriebene, lungengewaltige Herren, die er bestellte. Die Nonnen wurden krank, man wußte sie aus den Betten an die Kanzel bringen. Die Nonnen wurden taub, man löffelte ihnen Werg und Wachs aus den Ohren und machte sie hellhörig. Ihre Seelsorger von Rats wegen sparten sich nicht an Atem noch Eifer. Und draußen rings um die Klostermauern wuchs ein Leben, so feindselig und fremd, als es früher ehrfürchtig und hilfsbereit gewesen war.

Kein Wunder, daß die bedrängten Gemüter von Sankt Klara sich eng an den starken Geist ihrer Äbtissin Charitas schmiegten, in der das Feuer der Pirkheimer lebte. Aber auch die Äbtissin empfand es wie einen Kraftzuwachs aus der Welt, als die Pillenreuter Frauen ihren Schutz suchten: schwesterliche Klagen, schwesterliche Geduld, der eigene Trost gewann an Leben, da man ihn anderen mitteilen konnte und den Friedenshauch fühlte, den er noch anderen gab. Johannes Poliander predigte ihnen des Morgens zwei Stunden, des Nachmittags stundenlang. Es war unerschöpflich, das neue Evangelium des Ketzers Luther, unerschöpflich gleich diesem breitbrüstigen Manne. Und wie ein Messer wühlte dessen Wort in ihren Herzen, wenn er von der Zuchtlosigkeit des römischen Antichrists und seiner Rotte, wenn er von dem

Schmutze der Klöster und Kleriker erschallte. Die grauen Mauern ihrer Kirche rückten zusammen wie Gruftmauern, von den Heiligenbildern her wehte es sie an, ein zorniges Entsetzen, und sie wagten nicht die Augen zu ihnen aufzuheben. Sie saßen unbeweglich, gesenkten Blicks, und beteten um die Gnade der Taubheit. Er lügt, er lügt, selbst wo sie wußten, daß die Predigerstimme nicht log, keilten sie zwischen die lautlosen Worte ihrer Gebetsreihen in regelmäßigem Rhythmus immer wieder: lügt, lügt. Und sie verzweifelten fast darüber, daß ihnen die Gebete zur gedankenlosen Gewohnheit geworden waren. Eine Silbe der anderen nach, liefen sie durch das Bewußtsein ohne Hemmung. Was das Ohr einfing, fand Antwort und wuchs zu eigenem Leben in Widerstreit und Gewissensnot, während die Gebete, einmal begonnen, unaufhaltsam darunter weiterrieselten. Silbendienst, so donnerte er, Werkheiligkeit. Er hatte recht, dieser unerschöpfliche, breitbrüstige Mensch auf der Kanzel, er hatte recht, indem er log.

Aber dann kam der Abend und die Nacht. Keine der Schwestern sprach über den Prediger ein Wort zu der andern, keine der Schwestern hatte seither gebeichtet, aber es kamen der Abend und die Nacht mit ihrem einzigen Lichte am oberen Ende des weißgedeckten Tisches und dem tiefen Dämmern, das die Wände des Refektoriums in den Himmel weitete. Sie sangen, verstummten, und aus der gleichsam geweckten Stille trat er heran zu ihnen einer jeglichen, der süße, der milde, wonnesam verklärte Dominus Tecum. Und jede fühlte, daß er zu jeglicher Mitschwester trat, denn ein schwelgerisches Seufzen erblühte aus ihnen. Keine war, die nicht auf die Verzückung jener heiliggepriesenen Schwestern der Vergangenheit gehofft hätte. Allein nur wenigen wurde die geringere Gabe der Tränen. Unbewegten Angesichts saßen diese, fromm beneidet von den anderen, sie schluchzten nicht, ihre Lippen waren fest geschlossen, sie schienen kaum zu atmen, nur ihre Augen flossen und netzten die über der Brust gefalteten Hände. Ihnen mochte Er die Stirnen küssen.

Allabendlich, ehe sie auseinandergingen, sprach die Äbtissin Charitas mit fester Stimme das Ordensgelübde. Sie bedurften des Seils, ihr Schiff, dem früher das Menschenmeer willig die Wellennacken geboten hatte, war gestrandet und wurde von der Dünung geworfen. Rings im offenen Lande entfesselte Gewalt, und in den Mauern, mühsam beherrscht, sprungbereit, ein erwachendes Volk, dessen tiefste Regung auch Männer hohen Geistes und öffentlichen Wirkens kaum zu fassen vermochten.

Da gab der Rat um diese Zeit kürzester Nächte und längster Tage die jungen Nonnen der elterlichen Zucht frei. Wo Väter und Mütter ihr Kind in das Leben zurückbegehrten, dort werde dem gerechten Willen zur gottgeschaffenen Ordnung der Natur Schutz und Schirm getragen sein. Aus Sankt Klara forderte man die Nützelin, die Ebnerin und die wundersame Lucia Tetzelin, und ihre Väter waren Ratsherren.

Fast Kinder noch, hatten die drei Jungfrauen Profeß getan, nun blühten sie und sie kannten ihre Blüte nicht. Die Familien begehrten bei aller klösterlicher Mitgift das junge Blut zurück, das ihnen treiben und fruchten sollte. Der Äbtissin wurde geheißen, die Jungfrauen des Gelübdes zu entbinden, und daran klammerten sich die weltbestürmten, verschleierten Seelen mit Angst und Bangen. Charitas Pirkheimer kämpfte feurig um sie, klug wußte sie ihres Amtes Grenzen vorzuschützen, und der Rat hatte Sinn dafür. Die Familien wurden dringlicher, und ganz Nürnberg ergriff Begierde, die Töchter aus dem Bannkreis der zähen Pirkheimerin befreit zu sehen. Fast schien die Sache zur Gesinnungsprobe des Rates auszuwachsen. Was galten die breitstirnigen evangelischen Beschlüsse, wenn eine schwache Greisin die Kraft hatte, sie zu hintertreiben! Waren nicht der Nützel, der Ebner, der Tetzel alle drei selber des Rats? Dann hieß es: am Fronleichnamsmorgen sollten statt des päpstlichen Prahlens von ehedem die Nönnlein von allem Volke heimgeholt sein, und wenn das Kloster darüber brenne. Die Nützel, Ebner und Tetzel hörten den Tag, sie beschlossen in der Stille

zuvorzukommen, aber ihre Heimlichkeit wurde zeitiger flügge, und sie mußten wohl oder übel zu Wagen, zu Roß, angetan wie bei einer hochzeitlichen Heimsuchung, dem Volke mit Wucht und Würde genugtun, daß es nicht selber zugriffe. Dichtgedrängt wie ein gestauter Bach stand das Sankt-Klarengäßlein und die Doppelzeile «im blauen Stern» voll Menschen. Die Pferde drangen kaum durch.

In einem Winkel des Refektoriums knieten die Nonnen, und vor ihnen stand die Greisin Charitas. Sie hatte weder den Stab genommen, noch das Pektorale angelegt, aber ihre Hände hielten die Falten des Gewandes, als sei sie bereit, die graue Kleidung schützend vor ihre Schar zu breiten. Nur ihre Lippen zitterten, und die übermüdeten Augen gewannen ein Feuer der Empörung. Die Seelenangst der letzten schlaflosen Nächte war so offenbar von den gekrümmten Leibern, den bleichen, schlaffen Gesichtern, den geröteten Lidern zu lesen, daß es einer Abwehr der beiden Ratsherren Sebald Pfinzing und Endres Imhof, die von der Äbtissin zu Zeugen gerufen worden waren, kaum bedurfte, um die Familien und das Volk, das nachdrängte, zurückzuhalten. Und da die Leute alle Gewaltsamkeit, nach der sie verlangt hatten, in unaufhaltsamem Flusse fühlten, denn die drei Väter und ihr Anhang zeigten auch jetzt den entschlossensten Ernst, huschte da und dort aus dem stockenden Gedränge ein Mitleidsseufzer, wohl auch ein Stoßgebetlein in die angespannte Stille, aus der die beiden Parteien auf eine erste Menschenregung lauerten. Schon wollte Endres Imhof auf den Vater Hieronymus Ebner zuschreiten, das scharfe Wetter durch ein geschicktes Wort zu zerstreuen, als eine der Mütter, es war die Ebnerin, rief:

«Kathrin, schau her, schau an, dein Vater und Mutter! Kumm, Kind! Du sollt ein Mensch sein unter Menschen!»

Und die schwerfällige Frau tat einige Schritte auf den Nonnenhaufen zu, sie streckte die Arme vor, selbst wie ein Kind, das zwischen Furcht und Hoffen einem Schicksal entgegenläuft.

So war die Starrheit durch einen Herzenslaut gebrochen. Die Namen der drei jungen Nonnen verlauteten, Befehl und Klage, ihre Familien tasteten vor, das Volk drückte nach, die beiden Helfer, Pfinzing und Imhof, mußten die Arme breiten, sie hatten Not, allzu raschen Griffen ihrer drei Ratsverwandten Einhalt zu tun. Die Nonnen waren dichter zusammengekrochen, und die drei jungen hatten sich, auf den Knien rutschend, an Charitas Pirkheimer gedrängt, sie jammerten:

«Mutter, Mutter, lasset uns nit! Ihr seid unser Mutter! Unser Mutter Charitas! Umb der jungfräulichen Kindbetterin willen lasset uns nit!»

Das große, vollblütige Eheweib des Ebner verblaßte bis auf die Lippen, da sie die Töchter hörte, und den beiden anderen Müttern standen gleich ihr die Herzen still, den Männern aber und Brüdern schwoll der Zorn gegen die offenbare Unnatur, und sie mochten nimmer zusehen. Da sprang die junge Lucia Tetzelin vor die Äbtissin, faßte die Hände der beiden Ratszeugen: sie wolle ihr Magdtum in Christo friedfertig verteidigen. Endres Imhof fand nun sein mittelndes Wort, zu dem er sich bei Tag und Nacht bereitgehalten hatte, um diese auffällige Sache mäßig zu wenden, so daß die Familien und das murrende Volk verharrten.

Auf den Wangen der Lucia Tetzelin brannten die Rosen der Begeisterung, ihre Augen schimmerten, daß den jungen Männern das Blut wallte. Lucia Tetzelin redete wie ein Magister der Künst. Die fünf Ratsherren wichen erstaunt zurück, als müßten sie dieser Stimme Raum geben. Der Vater Friedrich Tetzel preßte die Faust vor sein Herz, das aus der Zornesenge und Zuchtbegier in heißerem Stolze erschwoll. Und das Volk lauschte wie unter einer Predigt. Nur den Müttern wurde bang vor dem weibfremden Wesen. Charitas Pirkheimer aber stand mit vorgeneigtem Kopfe und gesenktem Blicke, als lösete sie einer Stimme ihrer eigenen Brust.

Allein die eifervolle Schönheit versäumte das Maß. Die Minuten der Rede streckten sich, und die Männer erholten sich von der Verblüffung, die Jünglinge erkalteten an den ge-

läufigen Argumenten, die Mütter, denen allen dreien schon weiße Strähne im Braun und Schwarz schimmerten, verwanden das Bangen über der Ungebühr, die sie durch eines Kindes Zungenfertigkeit zu erleiden meinten. Auch die Leute, des Absonderlichen satt und eines Endes begierig, wurden allmählig unruhig.

Zuerst wieder fand die Ratsfrau Ebnerin an ihrem Unmute hindurch. Sie fiel der Jungen in die Rede:

«Nu ist genug! Bis still, Luzi Tetzlin! Wir han euch mit Schmerzen geborn und also getreu auferzogen! Wir sein ehrsam Ehefrauen und brauchen von eim Kind kein Maulwerk nit zu dulden! Bis still, du jungs Ding, und lern ehender dein Leben schaun, darein dich Gott gstellt von Mutterleib und Mutterwehe an sunder Ordensregul!»

Von Wort zu Wort war sie gewachsen, und die junge Nonne war vor der scheltenden Frau zurückgewankt, sie hielt die Hand vor die Stirn, ihre Augen waren wie zum Schutze geschlossen. Die Ebnerin trat rasch hinzu, faßte den Arm ihres Kindes. Doch Katharina schrie auf, als sei sie gebissen, glitt nieder in die Knie, klammerte beide Hände in die Gewandfalten der Äbtissin Charitas. Die Mutter schüttelte das Kind, als wolle sie ihm aus dem Traume helfen. Und bei dem Angstgezeter der Klosterschwestern verloren die Männer ihren Halt, sie fuhren mit Fäusten, mit Flüchen drein. Die drei Nönnlein sperrten sich auf dem Boden und heulten. Lucia Tetzelin war bäuchlings niedergefallen. Im Gedränge trat ihr einer auf die Ferse und brach den Knöchel. Der Schmerzensschrei übergellte den Lärm. Man zerrte die drei Töchter in die Höhe und keilte sich mit ihnen durch Saal und Gang und das Tor hinaus.

Draußen vor dem Kloster war nur das Geschrei gehört worden. Und als die klagenden Jungfrauen, entstellt durch Schmerz und kahlgeschorene Schädel, ihre Schleier waren heruntergerissen worden, auf die Wäglein gehoben wurden, war Mitleid mit der Kreatur mächtig in dem Volke, so daß es stumm stand wie um das Hochgericht, wenn der arm Mann

von seinem Leben lassen muß. Das fühlten die Drei, und die Kathrin Ebnerin hob die Hände auf und schrie laut zu Gott. Doch ihre Mutter, stark des Ingrimms über Verrat und Untreue, die sie vom eigenen Fleische erleiden mußte, züchtigte die Jungfrau vor allem Volke, daß deren Blut von Lippe und Nase floß. Mit einem Ruck fanden die Pferde und Wagen den Weg durch die angestaute Menschheit. Es war gut für den Ratsherren Hieronymus Ebner und dessen Ehefrau, gut auch für die beiden anderen Familien. Das Volk murmelte bedrohlich, und ein Schweizerknecht, der im Sold des Rats vor dem Klostertore stand, schrie ihnen nach:

«Kotz Tuifl din Eid! Do wöllt einer sin Schwert zucken unde denen armen Kinderen bistohn!»

Allein er hätte den drei Entführten mit einer hitzigen Hilfe kaum wohlgetan. Die ehrsame Ratsfrau kannte das Blut, das sie in strenger Zucht fließend gemacht hatte, besser als der fromme Schweizerknecht: noch vor Advent, als der lodernde Bauernbrand unter erbarmungslosen Tritten getilgt war und die schutzflehenden Schwestern um schwere Erfahrung reicher nach Engeltal und Pillenreut zurückgefunden hatten, drängte sich dasselbe Volk der gleichen Jungfrau Katharina wegen auf der Gasse, ein wenig weiter stadteinwärts und jenseits der Pegnitz, vor der Sant-Sebalder Brauttür. Die fünf klugen Steinjungfrauen zur Linken lächelten neugierig über ihre brennenden Lämpchen auf die stattliche Hochzeiterin nieder, und ihre armen Schwestern zur Rechten ließen Köpfe und ausgebrannte Lampen hangen. Veit Dietrich, der Prediger, trat unter den steinernen Baldachin, um die Brautleute zu segnen und sie mit allen den ehrbaren Frauen und Herren durch das Pförtlein an den Altar zu führen.

Nicht lange nach Fastnacht folgte auch die Jungfrau Nützelin.

*

Nur im Hause des dritten Ratsherren lebte, einer herbgeschlossenen Blüte gleich, die ihren Honigseim verwehrt,

Lucia Tetzelin. Nicht daß sie Schleier und Seelendämmern des Klosters schwerer verwunden hätte als die beiden andern. Die Menschenheimat umfing sie lebensvoll, und in der Erinnerung ihrer Kindheit schlug sie frohe Wurzeln. Daß ihr Gewalt angetan worden sei, glaubte sie längst nicht mehr, doch sie glaubte an den göttlichen Fingerzeig jener Stunde höchster Erregung. Ihre wunderliche, sachkluge Rede war wie eine Eingebung aus ihr hervorgebrochen, und auch die andern mußten den Gottesatem geschmeckt haben: sie waren vor ihr zurückgewichen, hatten sie groß und schweigend angesehen. Ein anderer Schleier und von heiligster Hand war auf sie niedergesunken, da man den schwarzen Nonnenschleier von ihrem Kopfe riß. Es hatte sie unmittelbar ergriffen wie die seligverzückten Schwestern gepriesener Vorzeit, die Päpsten Einkehr und Fürsten Buße predigen durften. So hörte sie die Lehre des Mönches Luther mit anderen Ohren als die andern, sie erwitterte hinter den stämmigen Glaubensworten und weltgeschickten Handlungen ein tieferes Wesen, das schon in jenen gottgerührten Schwestern wundermächtig aufgebrochen war. Sie fand aus der eigenen Brust eine Strahlenbrücke in die ehrfürchtig überlieferte Zeit zurück, wie sie die Brücke in ihre Kindheit gefunden hatte. Nur daß sie weibisch selbstverklärt ihr Gefühl für ein Gotteserkennen nahm, auf Wolken schritt und den getreuen Menschenboden verlor.

Auch fand sie hinter dem unsichtbaren Schleier ihr Gottesmagdtum besser geschützt als hinter Klostermauern und Ordensregeln. Ihre Schönheit, der Einfluß und Reichtum ihres Vaters lockten. Sie blieb kalt. Doch hätte sie auch in den Ehestand zu willigen vermocht, allein selbst Liebende, die sie nur des Weibes wegen begehrten, verzagten an ihrem Wesen. Bist du der Bestimmte, bist du der Knecht dessen, was mich zur Magd gemacht hat — das fragte jeden ihr Blick und ihr Lächeln eines überhart geschwungenen Mundes. Und jeden ließ es mutlos werden, auch solche, die eines Weibes Scheu einzuholen wissen.

Erst im vierten Jahre wieder nach ihrer Heimkehr begannen

die Leute von ihr zu reden, als man sich schon an ihre Sonderlichkeit gewöhnt hatte und es nicht mehr auffällig fand, daß Lucia Tetzelin lieber mit glatzköpfigen Gelehrten disputierte, hinter Büchern saß und Briefe schrieb, die auch kunsterfahrene Männer gern lasen. Eine Krankheit hatte sie befallen, wie ein kalter dörrender Sturm über ein versiegendes Land fegt. Sie konnte Durst und Eßbegier nicht mehr stillen. Die Säfte ihres Leibes rannen fast ungemessen auf natürlichem Wege von ihr. Zusehends fiel sie vom Fleische. Die Haut war spröde und bronzefarben. Die Zunge brannte, der Gaumen vertrocknete. Das Augenlicht wurde matt, umwölkte sich, und aus den Schleiern tauchten segnende und quälende Gestalten, zu denen sie betete, die sie in dunklen Reden beschwor. Ihr üppiges Haar blieb büschelweis im Kamme. Man mußte das Essen zerkochen lassen und sie mit Müslein zu sättigen trachten, denn ihre Zähne hatten kaum Halt mehr. Und Schmerzen, die da kamen und gingen: eine Gesichtshälfte, eine Schulter, eine Hüfte — als suche das nagende Tier ihrer Krankheit aus dem Leibe zu brechen.

Ulrich Pinter und Hanns Lochner, die Stadtärzte, riefen bald die jüngeren Doktoren Heinz Klingenspor und Jobst Ruckhammer zu Hilfe. Die Kunst schwand ihnen unter den Händen gleich der Kranken, deren Vater sie täglich bestürmte. Endlich zogen sie noch den jüngsten, den Doktor Hieronymus Mulinus, zum Konsilium. Der war noch nicht lange aus Padua gekommen und neuer Weisheit voll.

Er warf auch kaum einen Blick durchs Glas, schüttelte den Urin ein wenig, beroch und kostete ihn kaum. Ihm genügten zwei Pulse. Dann bat er das Kollegium mit einer großen Bewegung voll Höflichkeit und selbstsicherer Würde in die Nebenkammer. Dem Vater Tetzel wurde der Zutritt verwehrt.

«Dies ist ein kalttrucken Dyskrasia und folget demnach die Indikation.»

Die andern atmeten auf, und Doktor Jobst Ruckhammer meinte breit:

«Dasselb ist uns wohlbekannt, Kollega — dieselb Indicatio

temperamentalis. Dann sie hat kein Fieber nit und verdürst schier, also fleußt auch all Feuchten von ihr ohn Schleim. Allein die Heilung der Ursach: Indicatio causalis, und die Kränk selber: Indicatio morbi — dasselb, Kollega, ist die Frag.»

«Sie steht in incremento, der Kochung im andern stadio, da mügen wir zusehen, was vor ein Krankheit es wird.»

«So sie noch nit auf der Höchen ist, als Ihr saget», brummte Lochner, «da wär mir wohler, ich wisset mehr! Dann ich urteil, sie ist in statu, auf der Höchen. — Der Pinter und ich, wir haben ihr gelassen Median, Epatik, Salvatell, sonderlich die Adern unter dem Knie, dann ihre Nieren sein geschwolln, desgleichen die Leber. Jedannocht sie heilet schwer, und ich möcht ihr kein Köpflein setzen: ihr Haut ist verdürrt, manglet der lebendigen Kraft, ich forcht, es möcht ein Stockung bleiben des Bluts und entzündt werden: ulcus.»

Doktor Hieronymus Mulinus nickte, als sei er im ganzen einverstanden. Er fragte verbindlich:

«Da hat Euer Würdig also auch der Purgaz wohl gedacht?»

«Ei, Doktor, ihr ist purgiert Haupt, Herz, Leber, die Nieren zum dickermal, auf daß ihr Superfluität ehender sei erlediget; allein die ist nit gestellt worden, als Ihr seht und wißt ... desgleichen vomitus auf ein jedlich Art.»

Er winkte ab. Hieronymus Mulinus räusperte sich.

«Wollet, Euer Würdig, ein Wort gunnen.» Er verneigte sich im Kreise. «Als ich, Euer Würdig, Gelahrt, vernommen und also auch selbsten gsehn, perspectione urinarum in vitro: die Jungfrau hat ihr Superfluität ex frigiditate sicca. Allein die Dürr ihrer Kälten, so kein Feuchts lässet in ihr behalten, ist — als ich hab ex habitu et pulsu wohl gemerkt, dann der Puls ist klein und weich — zur Melancholie geneiget und denen Nieren frembt. Ist viel schwarzer Gall in der Jungfrau, darvor ist ihr Haut erdunklet, als hätt sie die italisch Sunn verbrennt. Demnach so ist mein Indicatio causalis nit an die Nieren gewandt, sundern an die Milz. Ihr Milz ist verstopfet fast, sie kann die irden und ohnreinlich Feistigkeit

von Speis und Trunk nimmer stoßen aus. Demnach so fleußt all vis expulsiva atque digestiva oder Stoßkraft und Däuung ihrer Milz denen Nieren zu und jaget das Wasser aus dem Leib aus. Als müssen wir die Milz purgiern und die Leber, nit die Nieren. Dann die Jungfrau ist gewaltiglich saturnisch.»

Nun begann eine ausgedehnte Unterredung darüber, ob die Ausstoßkraft des Leibes und seine Digestion von einem verstopften Organ auf ein anderes übergehen könne, so daß es zu krankhaftem Übermaß der Leistung getrieben werde.

Indessen ging der Ratsherr Johann Tetzel vor der Kammertür auf und nieder, je länger und je erregter die fünf Ärzte sprachen, desto schwerer wurde sein Herz.

Endlich hatte der junge Doktor drei zum Schweigen gebracht, und es wurde stiller in der Kammer. Nur der alte Lochner blieb dabei, daß der Sitz in den Nieren läge. Er wurde überstimmt, man schritt zur eigentlichen Therapie: die Milz der Lucia Tetzelin zu purgieren.

Über die Art des Lassens und Leerens war man sich bald einig, aber es sollte auch eine Arznei komponiert sein, die nicht nur den Nieren Einhalt tat und dort verdickte, sondern zugleich auch die Verstopfung der Milz behob und hier säfteverdünnend wirkte. Ein Mittel geriet in Widerstreit mit dem andern. Und wenn der alte Lochner meinte: eins nach dem andern, und damit etlichen Beifall fand, so regte der Fall doch zu sehr die Kunst an, Qualitäten, Grade und Gustus der Heilmittel spitzfindig abzuwägen, zu addieren und zu multiplizieren. Keiner konnte das zur Zeit besser als der Doktor Heinz Klingenspor, er verdunkelte den siegreichen Paduaner.

Dieser kluge junge Mann schwieg bedachtsam, zeigte durchaus das achtungsvollste Wesen, und man vergaß gerne, daß er im Konsilium durchgedrungen war, man vergaß es so weit, daß ihn Klingenspor schließlich selbst fragte, ob er das Rezept nicht zu bessern wünsche. Mulinus fand nur Worte der Bewunderung, er griff einzelne Teile der Komposition heraus und zeigte ein so glänzendes Verständnis für die un-

übertreffliche Abgewogenheit der innersten Arzneipotenzen, daß dem beglückten Heinz Klingenspor vor der eigenen Kunst schwindelte. Ganz am Schlusse der Lobrede meinte Mulinus fast nebenbei, das Rezept habe einen einzigen Fehler: es sei in diesem Augenblicke allzu kunstvoll.

Klingenspor lachte überrascht, die andern stutzten, der junge Doktor blieb unangefochten, er zöge zunächst einige schlichte hippokratische Mittel vor. Man möge Viscum und Ruta für die Milz beschließen, Centaurion und Laurus in rotem Weine gegen die Magerkeit und die Superfluität der Nieren. Zwiebel zur allgemeinen Erwärmung und gegen die Augenschwäche, sowie den Haarausfall, Corianderblätter aber, um der Patientin einen gelinden Schlaf zu bringen und ihr die dunkle Farbe aus der Haut zu treiben. Er schloß fast bittend, ein schüchternes Zittern in der Stimme und mit den schönsten Augen. Die andern vier schwiegen betreten, jeder ahnte eine Falle. Langsam fanden ihre Blicke zu dem etwas bläsferen Klingenspor, der nachdenklich in seinem Barte kraute — allzu sicher fühlte er sich des Hippokrates nit mehr. Er schoß hinüber:

«Ist das Euer jungest Weisheit zu Padova?»

«Das nit, das nicht», fast bestürzt klang die Antwort. «Wir komponieren daselbst nit minder künstlich, als Ihr auf der Schul zu Leipzig habet wohl erfahrn, Würdig, Gelahrt. Allein mir will scheinen, dem alten Tetzel seie die Kunst zu lang und als auch der jungen Tetzelin. Es ist ein Fall. Die ganze Stadt redt davon, und mannig schwätzen, dem jungen Mensch möcht vergeben sein, etwan auch sie seie behext. Es wird ihr kein Zahn im Maule wackelnd: die Stadt weiß. Dann der Vater suchet Hilf und Rat in allen Gassen. So wir modo atque indicatione fürfahren aufs gleich und nit anderst, es möcht uns der Fall genommen sein, und wir wären geschmächt, das ganz Kollegium. Und nit Speired und der bitterst Hohn allein: Wer anderst sollet einziehen, Würdig, Hochgelahrt, wer anderst dann Er? Sein pochend Gugelwerk, sein landfahrend Kunst! Er, derselb, Ihr wisset, Würdig,

Hochgelahrt! Treibt er nit sint Wochen und Mond sein Büberei und hat von mir offentlich gesprochen, er lach meiner und lach euer, dann mir verstehnd nützit nit...»

Er war zusehends geschwollen, seine Äuglein sprühten, der Mund sprudelte ihm, er stand stocksteif vor Eifer, nur sein Finger stach jeder Silbe nach. Um so bewegter waren die übrigen. Sie schritten in dem engen Raume durcheinander, als suche jeder seinen eigenen Weg mit dem Kopf durch die Wand. Nur der alte Lochner stand am Fenster und trommelte leise an den Butzen. Sie kratzten den Kopf, spuckten, burrten, bliesen den klemmen Atem aus den Mundwinkeln, zuckten mit den Armen auf und hielten jäh zurück. Der Mulinus fuhr weiter:

«Und ist derselb kaum da gewest und hat die Jungfrau besehen, so hat er als auch nit weit zu laufen in die Gilgengaß zun Mohrenapotheker und: weis her dein Buch! Was stehn drin vor die Jungfrau Tetzelin deren Rezepta? Und fährt durch unser Komposition, wie die Sau durchs Würzgärtlein. Liest unser Namen drunter, hust unser Namen in den Luft mit Lachen, als wärn wir ghürnt Bacchanten vor ihm, dann er ist der hochgelahrt, vielgerühmt, weiterfahren Bombast Paracelsus und müsset uns Narren mit dem Kolben laufen, auf daß wir sauber werdin...»

Sie hatten alle vergessen, daß hier der jüngste Hahn krähte. Ihre Köpfe waren rot. Jobst Ruckhammer ging den eifrigen an.

«Ihr sollet den Teufel nit über die Tür maln, dann er ist sunst nah gnug bei uns, und auch sein Namen nit nennen!»

Klingenspor flüsterte auf ihn ein: «Habt Ihr etwan ghört, Kollega, ist der Tetzel allbereits bei ihm gwest?»

«Weiß nit. Allein er geht bei den Lazaro Spengler ein und aus, als Ihr wohl wisset. Und der Tetzel ist des Rats, und der Spengler ist der Ratsschreiber.»

«Das ist kein Sach nit», meinte der alte Lochner vom Fenster her. «Er hat dem Spengler ein Schrift dediziert, soll vor die Franzosenblateren sein. Sollicher Leut gehn mehr bei dem Spengler ein und aus.»

«Allein der Spengler hats gnommen an. Und in des Peipus Druckerei steht von dem ersten Bogen allbereits der Satz. Der Peipus aber saget: nu hätt er ein', und der wär der recht Mann. Der hab ihm ein Prognosticationem auf das dreißigst und folgend vier Jahr geschrieben, als eine sobald nit wieder ans Licht sollt kummen. Desgleichen ein Auslegung der Kartausfiguren, damit sich nimmer kunnt des Osiander Auslegung messen, und seie durchaus über dem Osiander! Dann als männiglich weiß: der Paracelsus kann's baß, nit in arte medica allein, sundern auch in theologia, astronomia, in mathematicis und ist nindert ein Sach und Theorik, der Paracelsus weiß baß. Und liegt dessengleichen ein Handschrift beim Peipus in der Druckerei, faustdick und möcht bei eim halbet Dutzend Sexter in Folio sein, dicht vollbeschrieben von ihm jedlichs Blatt, ein Chirurgia. Die sollet gleich Stadt und Rat aus der Tauf heben einer Dedicatio zu Dank.»

Lochner kam langsam hinzu.

«Deren Ding etlich han wir all ghört, und ist gut, daß Ihr ein scharf Aug darauf habt, Kollega Hieronyme — allein Ihr wellt der jungen Tetzelin die Milz purgieren, und der alt Tetzel stehet für seiner Kammertür und wart auf den Bschluß.»

Sie fanden zurück, wenn auch nicht ohne Hemmnis. Doktor Mulinus hatte sich wohl bewährt. Sie stimmten kurzentschlossen seiner hippokratischen Therapie bei. Und standen alle aufgerichtet, mit würdeschwer gefalteten Mienen vor Vater und Tochter. Ulrich Pinter führte das Wort, und es schien, als müsse die Krankheit augenblicks wie ein Teufel vor dem Exorzisten entweichen, so würdevoll klangen die Worte des Ulrich Pinter über den Vater und die Tochter hin.

Da der Mond rund werden wollte, und so alle Feuchtigkeit in dem Menschen gemehrt war, kamen Mulinus und Klingenspor überein, diese günstige Zeit zu nutzen. Schon des andern Tags zur regelrechten Stunde — es mußte die dritte sein — ließen sie der Jungfrau einen Schröpfkopf setzen. Hanns Gaupenrieder, der Schneidearzt, tat es selbst. Hanns Gaupenrieder wollte die erlesene Stelle ober der linken Hüfte zu-

erst einhauen, aber Klingenspor einigte sich mit Mulinus weiterhin, daß das Köpflein ohne Hauen gesetzt werde: denn die bösverstockte Materi liege zutiefst und müsse erst an die Haut gezogen sein. Man willigte nur darein, daß Hanns Gaupenrieder den locus ventosationis vorher mit lauem Öle erweiche.

Der Schröpfkopf verquoll im Fleische. Da er sich nicht lösen wollte, mußte man ihn mit heißem Wasser behandeln, bis er sich abziehen ließ. Eine Beule verblieb tagelang, blutig geschwollen, und schmerzte, endlich brach sie auf und wurde brandig. Der alte Lochner hatte recht behalten: ulcus.

Doch gegen Gangrän und dergleichen gab es Mittel, und der Wundarzt Gaupenrieder war ein erfahrener Mann, auf den man sich verlassen konnte. Er schlug zunächst gesottenen Urin über, dann starken Weinessig mit Kampfer und Kuhmist. Als aber der Brand sich ausdehnte, löste er einen Teil Quecksilber in zwei Teilen Scheidewasser, eine Höllenmixtur, darein Leinenflecklein getaucht wurden, die man überlegte. Inzwischen nahm Lucia Tetzelin Viscum und Ruta für die Milz, Centaurion und Laurus in Reinval gegen Magerkeit und die Superfluität der Nieren, Zwiebel zur allgemeinen Erwärmung, sowie gegen den Haarausfall und die Augenschwäche, Corianderblätter aber, um die dunkle Farbe zu verlieren.

Die Qual ihres Durstes wurde unerträglich. Das fressende Wundmittel peinigte sie bis zur Ohnmacht, ihr Augenlicht war beinahe erloschen. Doch ihr Bewußtsein durchbrach zuweilen die Tortur des Leibes, die Marter schlugen in Gnade um.

Da wurde sie zum Kelche für den Geliebten, zum Becher aller Menschennot, den der Engel von Gethsemane reicht, jedes Leidens voll und selig.

«... neigest dein Mund zu mir ... und er ist so süße, da er ist dürstig der Schmerzen und zucket nach meinem Leid ... du mein Hochzeiter, du mein lieber Buhle, du allein ... mir erscheinen deine Augen durch Lid und Tränen der Sunn gleich, davor die Wolken stehn ... neig tiefer dein süßen

Mund ... mein Rand ist überlaufend voll ... so trink mich, daß nit ein Hauch mehr lebet in mir und alls in dir ist eingangen... trink mich aus, sieh, ich verlechz nach deinem Munde und will dir die Zungen netzen.

Dein Haar schmecket so lieblich, ein Düften, als von edlen Früchten steigt ... all schlafen ... du und ich allein sein noch wach ... so voll ist dein Becher, der Engel wart dir auf, du mein Hochzeiter, du mein Süßer ... neigest zu mir dein Mund ... daß ich vergeh ...»

Die Mutter und andere Frauen konnten andächtig in die Knie sinken und beten, wenn Lucia mit ihrem Heiland sprach, denn auch sie rochen den frischen Duft, von dem die Kranke wußte. Wie reife Äpfel, die in der Kammer liegen, duftete es, wenn man sich zu der Kranken neigte. Und der Vater kämpfte gegen das heilige Wesen an. Er räucherte das Zimmer mit Reckholder, Thymian, sprengte Rosenwasser aus.

Als er aber über der Kunst der ansässigen Ärzte verzweifeln mußte, ging er an einem Adventabend, dessen föhnige Lauheit die Adern spannte, doch hinüber in die Irergaß, wo Paracelsus beim Fingerhuter Entner im Hinterhaus gegen den Geyersberg zu ein Zimmer und eine Küche gemietet hatte.

*

Viele Lichter an Wand und auf dem Tische mußten im Zimmer der Lucia Tetzelin brennen, wenn sie von ihrem Heiland verlassen war.

Sie rief dem Arzt entgegen:

«Kummt nahe, daß ich Euch sehe, denn sie sagen, Ihr seid anderst als die andern.»

Paracelsus nahm ihre Hand, um den Puls zu fühlen und die Haut zu prüfen. Dann beugte er sich hinunter zu ihr.

«Houcht mich an, Jungfrou Tetzelin.»

Sie tat es fast erschrocken und klagte dann:

«Was habt Ihr vor kalte Augen und ein harten Mund!»

Man hatte sie mit Kissen und Tüchern in einen breiten

Schragenstuhl gebettet, sie lehnte auf der rechten Seite, um die Wunde nicht zu drücken. Leise wimmerte sie:

«Kalte Augen ... ein harten Mund ...»

Paracelsus untersuchte die Heilmittel. Beide Eltern flüsterten auf ihn ein. Als man ihm auch den Kampferessig reichte, es war noch ein Rest vorhanden, obwohl Gaupenrieder bald zu seiner Höllenmixtur übergegangen war, meinte der Arzt:

«Camphora ... wär guet gewest, ohn Essig und Kühmist, den Sant Damian sollich eim säuischen Baderknecht ins Moul müget schmirben — wär guet gewest, eh dann die Krankheit war geborn.»

Er deckte die Wunde auf.

«Hinweg die Lappen! Weg Kölblin, Büchslin, Skatulä!»

Er schüttelte seinen Arm gegen den Tisch hin, spreizte die Finger dabei und sah im Augenblicke so zornig aus, daß eine Magd, die hilfsbereit unter der Tür stand, mit eilig gebreiteter Schürze hinzulief und alles klirrend wegraffte. Er winkte dem Famulus, einem jungen Menschen, er lahmte ein wenig, und der stellte nun die Taschen des Paracelsus auf den Tisch.

«Nimm din Täfeli, Hanns, und solltu allsbald zem Mohren loufen. Bstell dem Apotheker, daß er es im Ougenblick beginn, dann ich will in einer Weil kummen und sechen.»

Der junge Mann nahm ein pergamentüberzogenes Täflein und den Rötel.

«Terpentinae induratae zween Pfund. Opoponaci ein halbets. Colchotaris der Unzen drei. Reduc in emplastrum. Lies!»

Das Rezept wurde wiederholt. Der Famulus verschwand.

Schweigend wusch Paracelsus die Wunde mit warmem Wein und dann schüttelte er ein Häuflein Pulver aus Bilsenwurzel auf einen Leinwandfleck, durchfeuchtete den Bausch mit heißem Rosenessig und betupfte die Wunde.

«Ihr habet ein milde Hand», flüsterte die Kranke. «Gebt mir ein' Trunk, der mich stillt, ich muß verschmachten!»

«Den Durst, Jungfrau, den müesset Ihr leiden, allein ich will ihn linderen vor diese Nacht, daß Ihr müget ein paar Ougen voll Schlafes han.»

Er hielt nicht ein und redete ebenso sacht, wie er mit der Wunde umging. Allmählich verlor sich der wühlende Schmerz.

«Nu ist mir gut. Der grausam Wehtag will schwinden . . .»

Paracelsus warf den Leinenbausch in den Kamin und bedeckte die Wunde mit einem Ölfleck. Dann tröpfelte er aus einem Fläschchen in den Granatapfelsaft, mit dem die Kranke von Zeit zu Zeit Zunge und Gaumen netzte.

«Trinket langsam davon.»

Und Lucia Tetzelin trank, ohne die weitgeöffneten Augen von ihm zu wenden. Und ohne wegzusehen, setzte sie den Becher auf den Tisch.

«Wohl seid Ihr anderst. Und die Leut sprechen, Ihr seiet ein Magus.»

Paracelsus stand beim Tische und schnallte die Taschen zu. Er meinte ruhig:

«Do ist kein Land in Europen, wo die Lüt nit hättind über mich gredt.»

«Warumb seid Ihr anderst und habet ein Hand so mild?»

«Jungfrou, ufs glich müget Ihr fragen zuo der Stund das Firmament, warumb es so sije in siner Konstellaz bstellt und nit auf ein ander Art.»

«Ist Stern und Firmament Euer Maß und Gleichnus?»

«Ich merk, Jungfrou, daß Üer Schmerz ist gesänftiget und Üer Durst brennet so arg nit meh», meinte Hohenheim leise lächelnd, «dann der Geist flüglet wieder. Ouch ich hab es vernommen, daß Ihr gelehrt seid und mächtig des Worts.»

«Soll ich dann leben? Oder ist meine Zeit um?»

«Ich will Üch bistahn mit Gottes Hilf und miner Kunst, dann Ihr kämpfet einen schweren Kampf.»

Er wollte die Taschen schultern. Der Ratsherr griff zu.

«Mit nichten, Herr Doktor . . . da will ich ein rufen, der . . .»

«Ei lont, Ehrbar. Mine Achslen sänt niemalen wund wordin von diesen Riemen. So Ihr das Pflaster hänt, sullt ihrs

erwärmen in der Hand und davon uf ein leinin Fleckli ton, als eins Messers Rucken dick, und es legen uf. Ein leinin Binden darumb, doch nit ze fest. Alsdann ins Bett.»

Er stand vor Lucia Tetzelin, die mit ihren fragenden Augen nicht von ihm ließ. Die beiden Riemen schnürten kreuzweise seine breite Schaube über der Brust in Falten, und er stützte die beschuhten Hände auf das Schwert wie einer, der vor einer Reise noch zur letzten Antwort bereit ist, obwohl sein Geist schon fern weilt.

«Sie sagen, meine Säft sein übel gemengt, ein kalttrucken Dyskrasia.»

Er nickte. Die Galle stieg ihm.

«Und hänt Üch purgiert, vomiert, gelossen, geschröpft, verätzt, dann das ist ihnen offenbar gewest: Üer Leber ist geschwollen fast, ouch die Nieren. Heraußer demnach die Humores! Und hänt viel großer, breiter Wort umb Üer Ohren blasen. Als man hie sprichet ze Nürmberg: Laß dunken, machet den Tanz guet!»

Er kniff die Lider zusammen, preßte die dünnen Lippen und senkte den Kopf. Da beugte sich Lucia Tetzelin weit vor, ihre Augen wurden voll und perlten über, ihre Lippen zitterten.

«Was müsset Ihr verlassen sein und einsam unter den Menschen!»

Im Nu stand der kleine Mann hoch gereckt, seine Stirn zornig gerafft, die Augen scharf brennend.

«Darum sull sich ein Tüfel schern», entfuhr es ihm. Als er aber ihre Augen sah, murrte er ärgerlich, doch weicher: «Ihr seid des Worts gewohnt, Jungfrou, und habet etlichs über mich von denen Lüten ghört und nichts dann ein kurz Praktik von mir uf diesen Abend erfahrn an Ürem Leibe. Ihr wünschet ein Wort. Ich will Üch sagen: der Schmerz an Ürem offnen Schaden, der muoß wiederkehrn, ouch unter dem Pflaster, zwar gelinder. Der Durst wird wiederkehrn, doch sullt Ihr schlafen.» Und er fügte leise, in sich gewandt, hinzu: «Wir hänt all ein Werkmeister in ünserm Leib beschlossen, ein subtilen Chimista. Der ist krank in Üch, und

die Arzt hänt ihn geschwächt bis an den Tod. Dem will ich helfen, als weit min Kunst reicht und Experienz. Doch sull ich zu Üch reden im Lichte der Natur, so will ich sagen in dem: Üer sulphurisch Substanz ist fast erloschen, als wie ein Gluet erlischet, do alls Holz Äschen ist worden. Üer merkurialisch Substanz stoht in Exaltation, darvon der Geist ist erregt als in eim andern Leben. So ist das Salz übermächtig worden in Üch, daß all Füchten hindurchrinnt, wie ein Regen durch den Sand und hält nichts in ihm. Und also lieget er darnieder, der groß Chimista Ürer elementarischen Welt und mag nit mehr scheiden und binden uf die grecht Art. Do müesset Ihr dürsten und hüngren, und der Körper stößt ungedäuet ein Volatile dem Mund us, darvon der Atem schmecket nach Äpfeln gar lieblich. Müget ein Herz gewinnen, Jungfrou, uf daß der Chimista wieder erkräftet. Was an mir liegt, ich wills ton.»

Er ging fast ohne Gruß, gefolgt von den befangenen Eltern. Lucia Tetzelin saß, ihren Kopf auf die Rechte gestützt, die Augen mit der Handfläche beschattend. Sie wiederholte leise die Worte des Paracelsus. Es war ihr, als wehten sie fühlbar um ihre Stirn und Schläfen wie streichelnde Hände.

Im Flurgang drang der alte Tetzel flehentlich in ihn. «Künnt ich meh ton», beruhigte ihn der Arzt, «als stoht in minen Kräften? Ihr müget ein Mann sin, Ehrbar, und jedlichen Endes bedacht. Ich will ihr uf diesen Abend noch ein spagirisch Tincturam bereiten, darein künnt ich das größist Stuck satzen. Und ist ein confortativum magnum, das will ich schlahn in die letzt Schanz. So sie dessen geneußt und sich nimmer daran ufricht, ist all min Kunst vertan. Dann Üer Kind scheinet mir allzu jung vor diese Krankheit.»

«Habt Ihr kein andern Trost, Herr Doktor, habet Ihr kein andern? Es war gfehlt, daß ich nit längest bin bei Euch gwest.»

«Do sullt Ihr ruhig sin, Ehrbar. Wohl hänt die Arzt an der Jungfrou manigerlei Ohnverstand geübt und unnütz Schmerzen, daß es spöttlich ist, allein das Übel beruht in Ente Veneni: nit als die Lüt sagend, sie sije mit eim Gift

vergeben, sondern sie vergift ihr selbsten us Ohnmacht der Nature. Ich hab es gesagt: der groß Chimista ist krank in ihr.»

«So helfet ihr und uns», zitterte es aus dem starken Manne, «dann ich hab all mein Herz an das Kind gesetzt.»

Paracelsus nickte kurz und ging.

Als er in der Mohrenapotheke die Bereitung des Pflasters überprüft und seinem Famulus die Taschen gegeben hatte, trieb es ihn etliche Schritte stadteinwärts. Es war nicht mehr lange bis zur Feuerglocke, da auf den Herden und in den Werkessen jeder Brand gelöscht sein muß. Schnell noch, ehe die Scharwache kam, daß sich niemand außer Haus sehen lasse, es sei ihm denn triftig, und dann nur mit einer Laterne, die alle Unschuld von weitem bezeuge, schnell noch, wie ein Windstoß, wirbelte ein hastiges Leben den Häuserzeilen entlang. Vor den Feiertagen mußte von Werkstatt zu Werkstatt viel geschlichtet und ausgerichtet sein, und die Weihnachten hatten den sorglichen Fleiß an Gaumen und Magen zu entgelten. Die Hausfrauen waren um die letzte offene Stunde auch sonst eilig mit Wasserbutten und Bierpitschen, Nachbarn und guten Freunden über die Gasse hin. Zudem wollte die sonderbar laue Zeit mit ihrer Vorfrühlingsspannung von Mensch zu Mensch entäußert sein. Als sei man schon einer Winterverschlafenheit entrissen, sah man mehr, wußte, hörte man mehr, ließ leichter einen Heller springen, und dazu hatte der immer noch karg bemessene Tagesraum kaum Platz.

Hoch über den Dächern hin huschten helldurchschienene Wolkenflocken. Sie gaben den vollen Mond und feuchtblinkende Sterne im Wechsel frei. Die Giebel und Überhänge, wie Hände, die sich falten wollen, fingen das hurtige Himmelsspiel in ihrer durchlüfteten Enge ein. Den Grundakkord von Menschenwärme und Erdensicherheit warfen die Strahlenbündel der Fenster und flügelnden Haustüren über Pflaster und Gassenmorast.

Doch hinter der Marienkirche wurde das Himmels- und Hauslicht vom Scheine der Fackeln und Glutpfannen verdrängt, der weit hinauf die Strebepfeiler des Chores rötete.

Es wurden noch immer neue Heringe auf die Roste gelegt, als sollte des Bratens kein Ende sein. Leute und Kinder standen darum, gönnten sich eine Vorfreude an den guten, durstlockenden Fischen oder sahen nur der Geschicklichkeit des Rösters zu, rochen den etwas tranigen, gaumenkitzelnden Duft, freuten sich der warmen Beleuchtung, lachten, flüsterten, schrien und kümmerten sich nicht darum, daß es Dreiviertel schlug.

An der Barfüßerbrücke vor dem Eckhause gegen das Spital hin sah er ein Trüpplein Kurrentschüler stehen, es mochten zwei Dutzend sein, die sich des Bettels behalfen, um leben zu können. Sie waren auf dem Rückwege, denn unter dem Scheine der beiden Stangenlaternen konnte an ihren Sammelkörben das Bild der Hl. Geisttaube erkannt werden, und die Geistschule lag nur mehr wenige Häuser weit. Sie sangen ermüdeten Lauts eine vierstimmige Motette, leiernd und wenig achtsam. Sie hatten genug in ihren Bettelkörben für den folgenden Tag und die künftige Nacht.

Paracelsus blieb eine Weile auf der Brücke stehen. Die ziehenden Wolken schimmerten aus dem Wasser, und wo von den beiden Pegnitzarmen die Schüttinsel zugespitzt wurde, spiegelte der Mond aus dem friedlichen Lauf.

Waren es reinigende Strahlenfluten, die das Wasser heilten, oder ergoß sich astrales Gift aus Mond und Stern in das Element und strömte Menschennot, Seuche, Pest in den Fluß? Er schärfte den Blick, als müsse er mit seiner besten Kraft den trügerischen Glanz durchläutern.

Da verstummten die Schüler. Er strich leise über die Stirn hin, schloß die Lider und tastete auf das Steingeländer. Die forschenden, fast verzehrenden Augen der Lucia Tetzelin hingen vor ihm, sie riefen ihn aus der Wolkenblässe ihres Gesichtes an, hielten fest, zwangen zu zögern, nötigten ihm Worte ab. Auch da ein Gespinst von Leibesfirmament zu Leibesfirmament, von einer Wesenskonstellaz zur andern. Und Worte, die sie ihm abgenötigt hatte, flossen drunter hin wie das Pegnitzwasser unter dem gestirnten Himmel und seinen Blicken.

Strahlen der Menschenwelt, die sie Paracelsus und einen Magus heißen, Strahlen der Sternwelt, die sie Himmel heißen ...

Neben ihm die eilenden Tritte trieben den Arzt auf und weiter. Der Schatten von Sankt Lorenz drängte ihn gegen die Gasse, durch die der Fischbach in einem gemauerten Rinnsale sprudelte. Von dort klangen laute Männerstimmen. An etlichen Häusern war das Gitter ausgestreckt, und die Leute kamen, erhitzt von dem Rotbiere und ihren Gesprächen aus den Toren, standen noch Augenblicke, um mit einer endgültigen Meinung, taugte sie dem andern oder nicht, das letzte Gewicht auf die Waage ihres Werkeltages zu werfen und dann zusamt Gevatter Nachbar heimzutrollen, selbstgesättigt, bettschwer, entbunden. Paracelsus streifte an ihnen vorbei und folgte einigen lauten, tiefen Stimmen. Ein laues Bad, so lösend umgab ihn der Schall: die fließend us, der ein in den andern, und hänt den Schlaf gsegnet. — Als müsse von diesem Bürgerfrieden auf ihn zurückwallen! Fast schien ihm, als schliche er auf Diebeswegen.

Die Leute bogen in die Ledergasse ab, und er mußte über den Kornmarkt zurück, beim Derrer vorüber und über die Säubruck. Dort schlug es zwei in die Nacht. Zuerst vorne von Sankt Sebald, dann rechts von Sankt Lorenz und weiterher vom Laufferschlagturm, endlich vom Weißenturm. Er stand, lauschte. Eines Atemzugs Weile, und überall, von allen Seiten überall, die bimmelnde Feuerglock: alles Leben unter Dach und Fach, warm gehegt, vertraulich gedrängt, friedvoll insgemein.

Einen wußte er noch in diesem festen Mauerring, der auch ein Fremder blieb, trotz seinem jungen Hausstande. Weil der das Leben auf eignen Geist stellte und nicht auf den der andern, mußte er umgetrieben sein. In der Druckerei des Peipus waren sie aufeinandergestoßen, zuerst mißtrauisch, da beide den Trotz der Eigenart witterten, dann aber unter Frohlocken. Er hieß Sebastian, nannte sich Frank und hatte die Stirn, von seiner Feder zu leben, solange das junge Weib mit dem

Kindlein die Dürftigkeit vertrug. Ein paar Schritte weiter oben auf dem Weinmarkte im Hause des Sebalder Diakonus Althammer nistete er unter dem Dach.

Ein Lächeln, das aus den frühgefältelten Zügen des Paracelsus erblüht war, verschwand plötzlich. Er ging über den Säumarkt, wo man die neuen Krämbuden baute, die Baracke daneben sollte eingerissen werden. Aus den Fensterritzen der Baracke sickerte Licht, und der Schornstein rauchte. Dort brauchte das Feuer nicht gelöscht zu sein, und sollte es ihnen ans Ersticken gehen vor Dunst, Schweiß und Gestank! Franzosenmenschen. Arm, nicht nur der Franzosenblattern wegen, die an ihnen fraßen, arm und gepeinigt von der Henkerskunst ihrer Ärzte. Er brauchte nicht einzutreten und sah sie doch in ihren besudelten Laken, die Glieder dick und weiß beschmiert mit der Queckſilbersalbe. «Schmirben! Weißgärber! Schmirben!» Er spie aus. Dort hockten etliche unter der Lampe, als seien sie vom Grab erstanden, das ausgemergelte Gesicht mit Bleiweiß gepudert, so daß die Augenhöhlen, die Nasenlöcher und der offene Mund schwarz wie ausgefressene Löcher klafften. Die, unter dem Giftpuder, mußten hungern und den Holzsud trinken, des heiligen Holzes Guaiak, dreigeteufelt, gottsverflucht, und mußten mit dem gelben Schaume des Gesudels die offenen Schwären betropfen.

Ein Fieber schüttelte ihn, er raffte die Schaube dichter vor der Brust und ließ das Schwert durch den Kot schleifen. Der Peipus zog den Druck des Franzosenbüchleins zu lange hin! Der Paracelsus, Magus, wollte die schändliche Impostur und Krankenpein ihrer Franzosenarzenei austilgen, und der Paracelsus hatte des Lazari Spengler Ohr! Wenn einer ihm beistehen konnte, so dieser unangefochtene Mann! Er ballte die Faust gegen die Franzosenbaracke. «Du arm, gemartert Kreature, du arm, geschunden Kreature!» — Er stürmte gegen den Wind die Gasse aufwärts und keuchte. Die dicke Schaube blähte sich. Still war es geworden, menschenleer. Der Wind riß ihm seine Worte von den Lippen.

«... ihr sullt schmecken mich und min Sekten, die ihr

schmächet die Sekten Theophrasti ... die kummt üch über und ürer Impostur ... üre Codices, Commentatores ... Holzsudler, Laxatores, Veratores! Fort üer Glätten, Mini, Bleiweiß! Do üer Schmirben und Seuden kein Glauben mehr hätt, hänt ihr ein Wasser erdacht, und wo man üch jaget mit ürem Wäschen, hebet ihr an mit Räuchen und Ätzen. Ihr sullet ür Schand lesen gedruckt! Sullt das Büchlein fressen, daß üch der Bouch ufgrölzet! Do müget ihr mürmeln und brümmeln, den Mund zuosammenziehn, sam hättit ihr Schlehen und Holzäpfel gessen, und üer Luog und Truog offenbar uf allen Gassen sehn! Üer Heiligen werden üch nit bistohn, ob ihr gleich winslet: Sant Veit verantwurt die Franzosen! Verantwurt die Ölschenkel, Sant Quirin! Sant Johanns, die fließend offnen Schäden! Sant Dionysi, die Plateren! Üch aber verantwurt keiner nit, dann ihr seid über allen Tüfeln ...»

Erhitzt, klopfenden Herzens, stand er vor der Haustür in der Irergaß und polterte mit dem Klöppel.

Nach einer Weile unmutigen Verschnaufens öffnete sich daumenbreit ein Lugfensterchen im Stockwerk.

«Wer ist, wer ist ... nachtschlafend Zeit!»

«Ei, tut auf, Meister Entner!»

Es schloß sich leise. Unhörbar huschte der lange, hagere Fingerhuter herunter. Hinter dem vergitterten Guckloche der Haustür glänzte ein Augapfel im Streiflichte des Mondes.

«Ich, und kein andrer nit, Meister.»

Unhörbar wurde aufgetan, das Schloß war geölt, der Riegelbalken eingeseift.

«Ist kein Tropfen Bluts in meiner ... dermaßen, Herr Dokter, Hochgelahrt ... dermaßen ein Schröcken!»

«Kein Tropfen Bluots, Meister Entner?»

«Als man sagt, als man saget, Herr Dokter!»

«Do sparet Ihr, als man sagt, den Bader bis Wihnachten übers Jahr, und üer treibenden Humores sänd merklich gestellt. Schlaft wohl, Meister, und kummt mir nit wieder an, daß ich mine Kohlen lösch, dann ich hab uf diese Nacht noch

ein Arcanum für, ein Magisterium magnum, eine Tinctura spagirica, uf daß Ihr wisset ... und die Kohl macht kein Rouch nit in der Essen.»

Der Wachsstock zitterte in der Hand des Fingerhuters.

«Gott und all Heiligen wöllens Euch gesegnen, Herr Dokter!»

«Sull dort gsegnet sin, darvor ichs mach.»

Paracelsus wollte weiter, der Meister tupfte ihm auf die Schulter.

«Vor die jung Tetzelin? Der Tetzel ist bei Euch gwest.»

«Forschet nit! Fraget nit, Meister», grollte der kleine Doktor dumpf und sah den Fingerhuter von unten her an, «dann die anima tincturae, der spiritus magisterii verkreucht sich, so man den nennt, in den er sull fahrn!»

Er rollte die Augen, schrieb einen Drudenfuß gegen den Wachsstock in die Luft. Der Wachsstock zitterte wieder und begann heftig zu tropfen, während der Meister Entner sich rücklings verzog, so daß das Lichtlein noch genügte, um dem Paracelsus durch einen muffigen Flurgang ins Hinterhaus zu leuchten.

*

Tief in der Nacht schickte er seinen erschöpften Famulus vom Feuer fort und schlafen. Aus dem Antimon hatten sie die giftigen Rekremente ungeätzt geschieden, nur der liebliche Sulphur war, als goldrote Tinktur, in der Vorlage aufgesammelt. Er hob die Vorlage ab, tauchte sie in einen Topf mit lauem Wasser, daß sich die Tinktur nicht allzu rasch abkühle, und trug sie ans offene Fenster, durch das er den Mond hatte einwirken lassen. Er setzte die Arznei dem vollen Lichte aus. Mond und Gestirn konnten das entgiftete Arcanum nur mehr fördern.

Über einigen Apfelbäumen wies der Neutorturm mit seiner spitzen Zinke hinauf in die strahlende Scheibe.

Fröstelnd zog Paracelsus das Wams über dem Damastbrüstlein zusammen. Seine ermüdeten Augen, tief beschattet

von der vorspringenden, quergefurchten Stirn, schlossen sich beinahe. Er trug keinen Bart mehr, sein Gesicht war hager, den bitteren Zug um seine schmalen Lippen schien die späte Stunde gelöst zu haben. Fast weich und wehmutsvoll ruhte der dünne Mund.

Dann schärften sich seine Augen ein wenig, eine kurze Spannung straffte ihm die Züge, als sähe er in dem Gewirre der Baumkronen irgendein Bild. Seine Lippen öffneten sich kaum. Er trennte langsam eine Hand von dem Wamsausschnitte und berührte das Arzneigefäß. Offenbar hatte er dessen Wärme prüfen wollen, und dieser Wille mochte von den Gesichten überdeckt worden sein, die seine Blicke starrer an das schwarze Geäst der Bäume fesselten.

Er flüsterte: «... moritura ... moritura ...»

Daran erwachte er, steckte den Finger in das Wasserbad, und da es schon fast zu kühl erschien, trug er den Topf mit dem schwimmenden, leicht erklingenden Gefäße zurück neben die Glut, die auch schon verwitterte.

Und doch schien die Krankheit der Lucia Tetzelin gewendet. Ihr Durst ließ nach, der Wundschmerz verebbte, die Nieren mäßigten sich, der Puls wurde stärker. Aber die Wunde blieb offen, und langsam griff der Brand weiter. Ihre Haut verlor den bronzenen Ton, wurde scheinend und von so zarter Blässe, als bräche durch sie das Leuchten der stets bewegten Seele.

Um diese Zeit brachte der Drucker Peipus die Prophezeiung des Paracelsus auf Europa für künftige vier Jahre ans Licht und fast gleichzeitig dessen Auslegung der dreißig magischen Papstbilder, die vor zwei Jahren in der Handschriftensammlung der Nürnberger Kartause aufgestöbert worden waren.

Damals schon hatten die dunkelsinnigen Figuren durch den Lorenzer Prediger Osiander im Vereine mit dem Volkspoeten Hans Sachs eine kampfesfreudige Deutung gefunden, die Hohenheim, als er sie zu Gesicht bekam, verdroß, weil er den richtenden Geist der Jahrhunderte alten Figuren, die das weltverbuhlte Papsttum und seine Reinigung durch die Demut

des Glaubens in sonderbarer Sprache schilderten, auf die Gasse und in die Tagesbegebenheit geworfen sah. Der Rat war damals noch, seine Unparteilichkeit zu sonnen, gegen die Kampfesart des Lorenzer Predigers eingeschritten, hatte den Drucker Güldenmund strenge beschickt und den Schustermeister Sachs unzweideutig an seine Leisten verwiesen; er sah es auch jetzt nicht ungern, daß ein Mann von Ruf die zweifelhafte Sache, der man so nüchtern nicht mehr beikommen konnte, parteilos auf das weniger heikle Gebiet geistlicher Läuterung zurückführte und den jähen Osiander einer Voreiligkeit bezichtigte. Man gönnte diesem hochgeschätzten, rechthaberischen Manne die kleine Zurechtweisung, zumal sie ein Fremder gab, der unbeschadet des Gemeinwesens jeden Gegenhieb vertragen mußte.

Daß gerade zwei Schriften abseitigen Inhaltes, ein politischer Kalender und eine Figurenauslegung, die ihm nebenher, fast im Auftrage des Druckers, vom Kiele geflossen waren, zuerst eine Offizin verlassen und Aufsehen erregen konnten, während der Satz seines Franzosenbüchleins kaum in die Kästen wollte und seiner Chirurgia wegen noch lange Verhandlungen zwischen Rat und Peipus in Aussicht standen, das bedrängte den Arzt und das rege Gewissen des einsamen Mannes, und er war mehr als sonst zu Rede und Antwort über sein Schriftwerk geneigt. Dabei trat ihm in des Ratsherren Tetzel Hause eine Fragerin entgegen, deren krankhafte Verklärtheit und schrankenlose Verehrung — sie sah in ihm den Retter — je länger, je tiefer auf ihn wirkten. Er war der einzige in diesen üppigen, erwärmenden Räumen, der nicht an das junge Leben glaubte, das sich zu neuer Kraft und einer geheimnisvollen Schönheit zu erheben schien. In ihrem Dunstkreise strebte er fast selbst danach, hoffend befangen zu bleiben, die düsteren Zeichen nicht zu bemerken. Und er wünschte der fromme Magus zu sein, den Lucia Tetzelin in ihm sehen wollte, wenn er auch stets die flehentlich gereichte Schale ihrer Gläubigkeit verschüttete. Seine einbildsame Natur war von der Jungfrau hart versucht. Vor ihr

beneidete er die Glücksritter einer Lebenskunst, die sich aller Welt anzuwandeln verstehen und dabei ihres Wandels so selbstgewiß und sicher leben, als warte ihnen die Welt auf.

Und ihm gegenüber ging Lucia Tetzelin ganz aus sich heraus. Er fühlte ihr Seelenwesen leibhaft durch seine Haut eindringen, wie Erdmännlein durch den Berg schreiten, als sei das Erdreich Luft. Er konnte sehen, wenn er mit einer, ihm selber fremd und weich erklingenden Stimme zu ihr sprach, wie sie ein ähnliches Gefühl des Empfangens überkam. Ihre Augen verschleierten sich dann, ihre Arme fielen schlaff nieder, die Handflächen waren ihm zugekehrt, ihr Oberkörper sank in die Stuhlkissen zurück, oder sie suchte eine Lehne an der Wand, am Tische. Er scheute sich nicht mehr, sie körperlich zu berühren, und mußte heftiger gegen eine Gesättigtheit ankämpfen, die ihn träge belastete, wenn er von dieser Kranken ging.

Was willtu, ein Peregrinus? In die Purgaz also din Gemüet! Eins Arzet Oug muoß nüchtern sin, ohnbefangen ... und ihr ist sigillum mortis einbrennt zwischen denen Brouen ... ei, daß ihr Glouben den Wundermann machen künnt, du arm Mann in diesem Element!

«Und warumb saget Ihr dann», fragte ihn an einem Abend die Kranke — sie zitierte aus seinen Schriften fast wörtlich — «warumb saget Ihr: ‚derweil die geistlichen Ständ in dieser Linien der Bosheit leben, weiß der Magus derselbigen Bosheit und hat zu prophezeien Gwalt. Wie ein Arzt einen Menschen erkennt, der nit will Gsundheit haben, sundern die Krankheit bei ihm lassen regiern. — So ist der Arzt des Ends Weissager, und gibts dem Arzt das Licht der Natur. Die Erfahrenheit in der Bosheit und daraus Weissagung aber gibt die Magika ...‘ — Warumb so stellet Ihr die Magika, da sie die Bosheit decket auf, selbsten in die Bosheit? Ist sie nit eine Macht und Wunder Gottes, dann sie eröffnet das Zukünftig vor den Augen, als seie es geschehen, und ist ein Fingerzeig Gottes in ihrer Weisung. Seid Ihr nit selbsten ein Magus

ohn all Bosheit, dann Ihr saget voraus Europen auf etlich Jahr und mahnet zum Guten wunderlich?»

«Indem Ihr guet seid und rein, Jungfrou, sehet Ihr alls guet unde rein. Der die Bosheit siehet, ist ihm selbsten in der Bosheit tief erfahrn, dann es erkennt ein jedlicher nur das Seinig: der Astronomus der Stern Läuf, dieweil in ihm wohnt leiblich das Gstirn und ist sin Firmament dem Firmament des Himmels glich — der wahrhaft Theologus die Gschrift, das heilig Wort, dann ihm ist teilhaftig Gottes Bild von Adam vor dem Fall. Also der Magus die Tücken und Bosheit der Welt, dann in ihm lebet des Luzifer Begierdfüer, er weiß darnach, wohin die Tücken treibt. Drei Rich und der Weissagung drei Weg aus den dreien Richen: Gottes, des Gstirns und der elementischen Welt.»

«Dannocht — ist nit als auch der Höllen und Begierd Gericht in denen Figuren der Kartaus und fasset ein an mit Grausen? Kunnt es Bosheit und Tücken sein, so Bosheit und Tücken wird verdammt?»

«Es ist ein anders, so Ihr, Jungfrou Tetzelin, die Bosheit der papstischen Welt in denen Figuren verdammt sehet — das ist eine Würkung in Üch und Kraft des Zeichens, der Figur durch Üch — und ist ein andres, so Ihr von dem Magus sprechet, der die Figur und Zeichen hat erfunden. Abertausend hänt zu des Magi Zit des Papsts Gewalt verehret und rein gsechen, trotz allem menschlichen Fehle des, der die drifach Kron hat getragen. Dann sie hänt nit elementisch Mensch und Kron gsehn, sundern die Kirch Gottes. Der Magus aber sahe Menschen uns Hoffart der Kron, sahe das papstisch Lotterwesen und das us Gleichung der Bosheit sines Wesens und Blicks in die eigen Höllen. Der Magus hat durch das Höllenfüer gsechn, und ist sin Bild und Figur, so er wider des Papsts und der geistlichen Ständ Hoffart, Übermuet und Hurerei ufgezeiget also schröcklichen, daß es den Menschen schoudert und mahnt. — Muoß nit der Tüfel durch sin Tüfelei als ouch das Guet würken in Gott? Ist er nit usgestoßin us Gott und muoß sin End wider Willen

finden, wo sin Anfang ist gweſt? Ist Gott nit durch das Bös hindurch der eignen Güete voll? Ist Guet und Bös nit einig und göttlich in ihme? — Do hänt Ihr ein Gleichnus veneni oder des Gifts: Was ist ein Gift? Das Bösist und das Best zuoglich. So es sin richtig Füer findt der Lüterung, wird us dem Gift ein Arzenei und Tod der Krankheit. Also ist Gott das Gift siner selbst worden in der offenbareten Welt und wandlet die Welt von sime Gift in sin arcanum.»

Die Jungfrau hatte sich bei diesen kühnen Worten aus den Kissen aufgereckt, sie sah mit schreckensweiten Augen über den Mann hinaus.

«Hilf Gott, wo stehet Ihr dann, Herr Doktor? Mir schwindlet vor den Augen und mir ist, als seie ein Feuermantel wehend umb mich tan, davon ich bin entrafft!»

Da fiel Paracelsus heftig, fast zitternd ein, und er streckte ihr die Hände entgegen.

«Darus sullt Ihr erkennen, als klein und gring ist die Kunst Magika, als groß und gwaltig ist Theologia. Was ist ein Weissagung und Prognosticatio us dem Gstirn? Zeichen unde Zahl, so da sprechen ihr Sprach zu üns nach ihrer Sprach Gsatz, das glichermaßen ist ein Gsatz im Astronomo. Was ist ein Prophezeiung us der Magik! Zeichen unde Wort, darin der Geist us eigner Bosheit Bou und Gsatz vorusdeut, was us der Bosheit der Welt soll werdin — nichts dann die irdischest, die tüfelischest Klugheit redt do us ihr selbsten und bedüt die Welt. Darumb so sprechend üns die Zeichen an Astronomiae, Magiae, und wir fühlen ein wundersames Wehen us ihnen: dann in üns sänd sie all gemein und eins. Sie sänd die Sprach der großen Welt und würkend in die klein Welt, in den Menschen, daß der Mensch den Menschen künnt verstohn und der Mensch die groß Welt künnt verstohn, all eins werdin. Das ist der Füermantel, der üns alle decket, darunter wir schouderen: teilhaftig werden us ünserer Bschlossenheit, eins werden in ünserer Teilhaftigkeit — und überfließen us unserer Stund in das, was langost ist gewest, und gehen über us ünserer Stund in das, was sin

wird, wenn ünser Corpus nützit meh ist dann ein Handvoll Äschen.»

Lucia Tetzelin war abgewandt zurückgesunken, sie hielt den Kopf auf beide Ellbogen gestützt, das Gesicht mit beiden Handflächen bedeckt, leise bebte ihr Körper, und leise zitterte es aus ihr:

«Haltet ein, Meister! O schweigt, schweiget! Wie soll ich hindurch ... da Ihr umbfahet die Welt ... da Ihr gießet die Welt in diesen gringen Leib ... wie soll ichs tragen!»

Theophrast von Hohenheim kniff die Augen zusammen wie einer, der plötzlich in eine grelle Flamme blickt. Seine Oberlippe war hochgezogen und ließ die schadhaften, aufeinandergebissenen Zähne sehen. Er hob langsam die geballte Linke und preßte sie gegen die Zähne. Er sah alt und grämlich aus. Die leichte Glatze war gespannt und glänzte. Und er sah so fremd und fern aus wie einer, der sich ganz vergessen hat und ungern wieder findet. Dann fuhr ein kurzes Frösteln durch ihn. Sein Gesicht wurde glatt und freundlich. Und Lucia Tetzelin erbo sich zugleich, wie wenn er sie gerufen hätte. Sie ging langsam auf ihn zu und fragte:

«Wenn kummt Ihr wieder, Würdig, Herr Doktor?»

«Das wird sich wohl finden, Jungfrou Tetzelin.»

Er verbeugte sich, winkte nicht ungewandt mit dem Barett und ging, als hätte er ihr nur den Puls gefühlt und die Zunge besehen.

*

Und wenn dann über ihn die Satansstunde kam, in der das selbsteigene Wesen zu Gericht steht, dann mangelten die gläubigen, heischenden Augen der Lucia Tetzelin bitter. Sie lockerte seine Rinde, ließ das Wort entquellen, das Frieden gab — je tiefer sie selbst darunter kämpfte, desto tieferen Frieden für ihn. Vor ihr war er nicht einsam mehr, durfte sich entäußern. Wieder allein nach seines Tages Umtrieb, überkam den Müden das Gericht. Die beiden Schriften lauerten ihm auf wie zwei besudelte Weglagerer in Lumpen und

fauchten ihn aus stinkenden Mäulern an. In beiden schien kein Hauch mehr von jenem Willen zu leben, der weich wie Fittich getragen hatte, als er das raunende Papier mit seinen Schriftzeichen überzog: da noch sein Eigen, sein Selbst — nunmehr gescharte Lettern, deren Gleichmaß das Antlitz des Schöpfers verloren hatte, die seine Züge entbehrten, kalt, fremd, von begierigen, erzürnten, höhnischen Blicken überglitten, wehrlos in ihrer Schwäche vor jedem anderen und frech, drohend vor ihm, denn er war preisgegeben mit ihnen. Und sie kläfften ihn an: dienstbar, unfrei bist du geworden, nicht deiner Kunst, nicht deinem Göttlichen, du bist es deinem Drucker geworden und dem Unverstand dessen, der dich umblättert: denn du hast dein Letztes nicht auf die Form gebracht, darein die Leser alle fließen müßten dir nach. Deine Monarchei ist verzettelt. So du sie alle zu Zorn und Haß aufpeitschest durch dein lebendiges Wort und Antlitz, durch deine lebende Tat, du bleibst in dir und bleibst dein eigen, und dein Gestirn leuchtet. Nun aber hast du dich an das Element verloren, und was dein Stern war, liegt auf der Gassen. Ihr Hohn wird deine Ernte sein, denn sie können sich sammeln über dem ohnmächtigen Elemente und dir in das Maul greifen, deine stammelnde Zunge anfassen und halten, über jedem Worte ihre Hoffart blähen. Du stehst nicht mehr vor ihnen, dein Auge brennt sie nicht mehr.

So mußte Paracelsus in seinen Teufelsstunden Gottes Fall durch Lucifer peinvoll erleben, jene urböse Stunde Gottes, da er aus sich heraustrat und schuf — schuf und sein Wesen begrenzte, so daß aus Morgen und Abend sieben Tage wurden, die ihn freuten, da er sie wachsen sah, die ihn gereuten, da er sie geschaffen hatte, die ihn alle, alle gereuten.

Und auch ihm blieb nur eine Rettung mehr: das neue Opfer, der Sohn, der Element werden mußte, um das Element zu entteufeln. Das neue und nächste Werk, das in die Hölle der Wortesenge fährt, um sie durch den Geist zu erlösen und die Fesseln des Wortes zu brechen an allen denen, die darunter liegen: erlösen, reinigen, helfen. Wie dürstete er nach seinem

Franzosenbüchlein, nach seiner Chirurgia! Dort war das Wort nicht mehr Wort und Zeichen allein. Dort wuchs es zur Tat. Menschenleiber sollten aus ihren Krankheitsgrüften auferstehen, lebendige Leiber aus der Tortur der Kuren. Dann war das Element entsühnt, das Wort geheiligt, vom Zeichenhaften erlöst, dann schuf es Leben.

Sie hatten ihn aus dem Lehrstuhle getrieben, dem Meister die Schüler verweigert. Der lose Haufe, der da und dort seinen Sohlen anhing, war keine Tröstung dafür, was ihm Basel verweigerte. Zwei Jahre waren her seit seiner Flucht. Er hatte im Elsaß, in Schwaben heimlich geharrt: etwan riefen sie ihn wieder. Kampf überall, wohin er kam, ein Aufsehen unter den Leuten und nirgends der Friede, seines Lebens Mühsal und Erfahrung fruchtbar in keimenden Boden gesenkt zu wissen. So war nur eines noch geblieben: das Papier, die Letter, der Schwärzetopf. Seines Lebens äußerste Kraft und letztes Gesicht mußte eingesargt sein und des erweckenden Auges harren, des Auges derer, die er nicht kannte: der wenigen, die ihn begriffen, der vielen, die nur seinen toten Buchstaben lasen und ihr Mütlein daran kühlten. Und alle weit von ihm und seinem dienstwilligen Leben, denn: ihn wollten sie nicht, vielleicht vertrugen sie ihn nicht — so machten sie ihn zum Magus. Auch diese eine, die zwischen Tod und Leben hing, sein Wesen ergriff und daran eine letzte Imagination aufbaute. Auch diese eine.

*

Und deren Stunde kam, er wartete ihrer längst.

Der Ratsherr hatte ihn aus dem kurzen, schweren Schlafe aufgepoltert. Garaus der Vorfrühlingsnacht läutete durch die Gassen, ein lenziges Schaudern über dem schlummernden Leben. Er war etliche Stunden in seinen Kleidern gelegen und stand, unter der Schaube fröstelnd, seine Tasche umgetan, in wenigen Augenblicken vor dem Vater. Der Meister Entner war von der Tür zurückgefahren. Er hatte nur dreimal gepocht

und gerufen, keine Antwort erhalten. Da stand der Paracelsus selbst, die leibhaftige Antwort. Der Fingerhuter bekreuzigte sich und starrte den beiden Männern nach.

Seit Mitternacht ränge sie nach Atem und kämpfte gegen alle Teufel. Paracelsus antwortete nicht, während der Vater hastigen Schrittes vorandrängte und auf ihn zurücksprach. Paracelsus sah ruhevoll, fast verschlafen drein, ließ seine Augen schweifen.

Aus der hohen Mauer von Sankt Sebald witterte noch die Steinkälte der Nacht, und der winterliche Rasen war schimmerndgrau vom Reife. An den Häusern entriegelten die Leute da und dort die Läden ihrer Gademfenster, sie hielten ein, sahen den beiden Männern nach, vergaßen dem Ratsherrn die Tageszeit zu bieten vor trägem Besinnen — ungewohnt, unerwartet, diese beiden eiligen Männer, und halb noch im Schlafe stand man auch, der Kopf wollte nicht recht, der Magen war nüchtern.

Schon fast an der Schwelle des Tetzelhauses blieb Paracelsus stehen. Der Ratsherr verstummte, sah ihn bangenden Blickes an und berührte fragend den unter der Schaube verhüllten Arm des Arztes. Der aber sah über die Schulter des starken, großen Mannes weg.

«Ihr müget Üch ihres Ends versehen, Ehrsam», bröckelte es von seinen Lippen. «Min Kunst ist vertan, keiner vermöcht mehr an ihr. Wöllet diese kurzen Wochen vor ein Gnad Gottes nehmen an und ihm danken. Dann ich hab sie angetroffen, und des Tods Zeichen stunden uf ihr geschrieben.»

Er ging nun selbst voran, sechs Stufen, dann pochte er. Und der Ratsherr folgte ihm, seine Rechte war vorgestreckt, als suche er eine Stütze, sein Gesicht war weiß, die Wangen eingesogen.

Lucia Tetzelin lag auf dem Rücken, ihre Brust hob und senkte sich hoch und tief unter dem dünnen Kolter, die Augen waren in einem unergründlichen Schlafe geschlossen. Ihr ganzes Leben schien in der ringenden Brust gesammelt. Die Nüstern standen gebläht, der Mund klaffte.

Ihre Mutter flüsterte, daß sie vor wenigen Augenblicken erst von den peinlichen Gesichten verlassen worden sei, und dann sei sie in diesen Schlaf versunken.

Paracelsus setzte die Tasche langsam auf den Tisch und trat an das Bett. Ihr Puls war klein und schlaff, aber er jagte. Ihre Hand war kalt und trocken. Er deckte die Füße ab. Als seien sie von Elfenbein, so zart und schon so wesenlos lagen die beiden Füße aufgerichtet nebeneinander. Er nahm einen zwischen die Hände, die Kälte fror ihm ans Herz, einen schwindelnden Augenblick lang hätte er sich niederbeugen und ihren Fuß mit seinem Hauche wärmen wollen. Sie stöhnte. Er richtete sich auf, deckte den Kolter über sie. Und er stand wieder zu Häupten des Bettes. Ihr Mund öffnete sich weiter. Die Zunge, ein schwerer Fleischklumpen, schob sich mehrmals gegen die Lippen vor. Er hob den Kopf, benetzte ihren Mund mit Wein, aber sie ließ die roten Tropfen wieder aus dem Munde rinnen. Er trocknete ihr Kinn und bettete sie so, daß ihr der große Atem leichter würde.

Dann riß er sich mit einer kurzen, fast heftigen Bewegung los und sah die anderen, die ihn mit begierigen, bettelnden Blicken umstanden. Der Mann, die Frau, Schwestern und ein Bruder, der noch jung war, kaum über die Kindheit hinaus, er er hatte gewiß noch keinen Menschen sterben sehen — auch etliches Gesinde stand dabei, Paracelsus brauchte nicht zu sprechen. Er hob die rechte Hand, eine leichte, auslöschende Bewegung, bei der sich Daumen, Zeige- und Mittelfinger etwas spreizten, und doch brachen die Frauen alle in ein Schluchzen aus. Er ging langsam auf den Knaben zu, der zwischen ihm und dem Tische stand. Der Knabe regte sich nicht weg. Zu ihm sagte er, und seine Stimme war sehr gehalten:

«Din Schwester Luzi wird schlafen. Soll keiner sich dessen unterstohn, sie ze wecken. Din Schwester Luzi wird ihres Leibs entbunden in diesem Schlaf, und ihr Licht wird zuo dem andern ... dem andern finden, daruf wir all harrend ünser Wil ...»

Seine beiden Hände ruhten noch eine Zeitlang auf der Arz-

neitasche, und er sah in die Butzenscheiben, deren unterer Rand vom Morgenrote glühte. Die grübelnde Stirn, sein schmerzlicher Mund ließen alle schweigen. Er schien noch zu suchen, schien sich nicht trennen zu können. Dann zog er die Tasche am Riemen von der Tischplatte, daß sie klirrend ins Gewicht fiel. Vor dem Ratsherrn stockte er.

«Ich will umb die fünft Stund kummen, do die Sunn ab ihrer Höchen hangt gen Abend zuo. Do wird sich dieser Schlaf verlieren, us dem sie nit meh zuruck will.»

Er sah kurz hinüber auf den blassen, bewußtlosen Körper und dann ging er. Niemand folgte ihm.

*

Er ging durch die Gasse hinunter, zunächst wohl seiner Behausung zu. Vor Sankt Sebald zog es ihn weiter abwärts. Er ging über die Brücke und weiter. Seine Arzneitasche trug er noch am Riemen in der Hand, so wie er sie vom Tische gezogen hatte. Eine fremde, fast wohltätige Ruhe erfüllte ihn. Als wäre die Hast, die ihn seine Nacht und seinen Tag durchhetzte und nie noch, soweit er denken konnte, gewichen war, mit einem Mal zugedeckt, ausgelöscht. Er dachte kaum an die Sterbende, er wußte nur von ihr so verschleiert, wie er von sich selber wußte. Und während er sonst den Harnisch seines Wesens eng und undurchdringlich wider alle Menschenwelt getragen hatte, in seinem Eigensein und Keines-andern-sein, nun fühlte er sich gelöst und kaum bei sich. Ein Teil, ihr Teil seiner selbst, ging nicht mit ihm, mochte bei ihr geblieben sein. Das war, als sei er mit ihr allein in dem braungetäfelten Zimmer, das da und dort an Decken und Polstern auch dunkelrote Farben zeigte. Ganz klein, eigentlich ohne Maß und nur mehr ein umschließendes Gewände, wußte er das Sterbezimmer jetzt, und alle die andern, die Fremden, waren nicht mehr zugegen. Die Jungfrau lag und atmete tief im Kampfe, und er blieb irgendwie bei ihr, hilflos für sie und für sich selber. Er konnte nur noch den raschen, fast untastbaren Puls

fühlen, ihre Füße mit seinem Hauche wärmen ... doch nicht einmal das, er konnte nur mit ihr nach Atem ringen, daß es ihr leichter werde, wie ein steiler Weg leichter wird, wenn ihn ein Weggenosse teilt.

Da sah er, daß er vor dem Spitlertore stand. Der Torturm warnte nach außen und nach innen. Er war die letzte gesteigerte Kraft und Gewähr für den, der aus den Mauern in das offene Land trat. Er war das gipfelnde Zeichen wohltätiger Unbesorgtheit für den, der freundlich gewillt in den Ring der Stadt kam; eine harte Drohung aber für jeden Feind. Der Gang durch den schattenden Torbogen war ein Entschluß. Und Paracelsus, der Teilgewordene, in dem etwas starb, wofür er selbst nicht Rat noch Namen wußte, breitete in langsamen Bewegungen die Riemen seiner Arzneitasche und hing sie um, machte kehrt, ging nach Hause. Niemand redete ihn an, keiner grüßte ihn, unangehalten kam er vor seine Bettstatt. Und darauf streckte er sich hin. Seine Lippen zitterten, und aus den festgeschlossenen Augen sickerte es; doch er wußte kaum, daß er weinte.

Gegen die Tagesmitte sprang eine Pforte in ihm auf: Sie gab ihm sein Teil wieder. Er war die bleischweren Stunden regungslos gelegen. Er hatte den Famulus mehrmals durchs Zimmer schleichen und es leise wieder verlassen gehört. Es war vor der Tür flüsternd verhandelt worden. Das Klopfen aus dem Werkgadem des Fingerhuters war herübergedrungen. Doch waren diese Zeichen des Lebens alle in dem dumpfen Brausen ertrunken, darin er wie unter einem strömenden Wasserspiegel gebettet lag. Nun aber kam er zu sich. Er gürtete das Schwert um, von den Arzneien wählte er ein kleines Kölbchen und steckte es unter sein Wams in die Tasche. Er legte die neue Schaube an und setzte den neuen Hut auf, der eine dunkelrote Feder an goldener Agraffe trug. Im letzten Augenblicke vertauschte er noch sein besudeltes Wams mit einem feiertäglichen aus dunkelgrauem Damast.

Vor dem Tetzelhause angesammelte Leute: Veit Dietrich, der Prediger, und zwei Diakone von Sankt Sebald waren

gerufen worden, und man wollte von der Sterbestunde an teilnehmen. Es mußte eine Acht-Herrenleiche werden, bei der acht Diakone mitgingen: des reichen Tetzel Tochter! In und aus dem Hause ein bedächtiges Kommen und Gehen.

Der Arzt wurde erkannt. Sie machten ihm Platz. Oben, vor Lucias Zimmer, standen sie dicht im rötlichen Kerzenscheine, der aus der Tür auf den dunklen Söller drang: meist Hochansehnliche und Ehrsame, Männer und Frauen, nur wenig Leute aus dem Volke, deren Neugier die Scheu übertroffen hatte, die man, unberufen, der armen Seele wegen duldete. Aus dem Zimmer schollen die drei Stimmen der Geistlichen. Sterbegebete, in die von Zeit zu Zeit die Versammlung halblaut einfiel.

Und auch hier erkannten sie ihn und ließen ihn hindurch, Zunächst am Bette kniete die Familie neben den Geistlichen. Der Vater erhob sich, als er den Arzt sah, und beide traten zu ihr. Still lag die Jungfrau. Ihre Augenlider waren um einen schmalen Spalt von einander gewichen, die Augäpfel schimmerten von der Kerzenflamme, die der Arzt hielt. Er schob das Lid eines Auges auf und sah in den großen dunklen Stern. Dann gab er dem Vater das Licht zurück. Mit beiden Händen, langsam, behutsam, drückte er ihr die Augen zu und ließ für etliche jähe Herzschläge die Finger auf ihnen ruhen. Er sah sich um. Die Leute hatten aufgehört zu beten. An der Wand neben dem Bette hing der kleine Metallspiegel. Mit einem hastigen Griffe holte er ihn. Führte die Hand des Vaters, in der die Flammenzunge flackerte, auf die richtige Höhe nieder und hielt, neben dem Bette kniend, das Polster, auf dem ihr Kopf lag, mit der Wange berührend, das blanke Metall nahe an ihren Mund. Kein Hauch trübte den Spiegel. Und er schob den Kolter zurück. Auf ihrem Leibe lag ein vergilbtes Sterbehemd mit einem roten Seidenkreuz dort, wo das Herz gekämpft hatte. Das Hemd stammte vom Bruder der Mutter. Zwölfmal war es von dem in das Wasser des heiligen Jordan getaucht worden. Paracelsus kannte es. er wußte von dieser Jerusalemfahrt. Lucia hatte davon ge-

sprochen und das Hemd gezeigt. Noch hing ein Hauch von Lebenswärme in dem Gewebe. Er preßte das Ohr gegen das rote Kreuz, hielt den Atem an und lauschte, hob den Kopf, atmete tief, lauschte noch einmal vergebens. Und er richtete sich auf, blaß wie die Tote, zog die Decke an ihr Kinn und schob den Mund zu.

Eine Weile stand er, schloß die Augen vor den Kerzen, vor den reglosen Menschen, und strich sich träge über Stirn und Augen hin. Und faßte sich, griff nach der Hand des Ratsherren.

«Üch ist ein Kind gestorben umb die fünft Stund.»

Die Bewegung der Leute, das Schluchzen, Flüstern, vernahm er nicht. Er raffte seinen Hut auf, hob den Schwertgriff zur Brust, ging durch die Menschen hindurch mit kurzen, steifen Schritten. Als er die kühle, lenzige Luft fühlte, auf den Torstufen, blieb er stehen, wischte sein schütteres Haar über die feuchte Glatze zurück und bedeckte den Kopf. Die Leute auf der Gasse raunten ihm nach, deuteten, etliche lachten. Ein ansehnlicher Herr holte ihn ein.

«Verlaub, Herr Doktor, Euer Hut, er sitzet verkehrt auf.»

Paracelsus starrte in das etwas verlegen lächelnde Gesicht.

«Der Hut ... wollet ...»

Paracelsus nahm den Hut ab und sah ihn an. Eine schnelle Röte überflog seine Stirn. Er drehte den Hut langsam in beiden Händen, als wäre er aus Erz und schwer. Und er stülpte ihn auf, daß freundliche Leute ihre Ruhe hätten. Inzwischen war der Mann zurückgetreten. Er konnte ihn nicht einmal grüßen.

Aus Sankt Sebald klang die Orgel. Die Trivialschüler übten eine Vigilie. Er trat ein und lehnte sich an eine der schlanken Bündelsäulen, die, in zarte Rippen gespalten, hoch, himmelhochoben das hangende Gewölbe trugen. Der Ostchor war vom Lichte durchflutet, fast aufgelöst in Sonne und Helligkeit. Zierlich: das Schnitzwerk des Holztürmchens über dem Schalldeckel der Kanzel zeichnete seinen Schattenriß in den Glanz. Der Kantor droben mochte seine Not haben, er

brach immer wieder ab und schimpfte, daß das Gewölbe schallte, doch immer neu und klarer setzten die jungen Stimmen ein. Und ein Hündlein lief in die Kirche, witterte die Säulensockel ab, kam auch zu dem unbeweglich lehnenden Manne, beschnüffelte dessen Beine und sah eine Weile fragend zu ihm auf. Paracelsus neigte den Kopf nieder, und das Tier hob eine Pfote, stemmte sie gegen die Wade des Mannes, richtete sich empor, die feuchte, schwarze Nase eifrig belebt. Paracelsus wollte seine Hand nach dem glattfelligen Kopf niederstrecken, und der Hund kniff aus. Da wußte er, weshalb es ihn von der Toten weg in die Kirche getrieben hatte. Im Chore stand die Jungfrau mit dem Kinde, ein Flammenkranz umloderte sie. Sie hatte das Lächeln, sie hatte die schmale, zartgenüsterte Nase, die runden Brauenbogen, nur nicht das schwarze Haar. Er ging langsam hin zu der Jungfrau mit dem Kinde. Er betete nicht vor dem Bildwerk. Grübelnd betrachtete er dessen hohe, klare Stirne. Die Stirne der Jungfrau Tetzelin war niedriger gewesen und ihr Kinn stärker — doch ihr Lächeln so frauenhaft wie hier: ein letztes Geheimnis, das über alle Gedankenschwere, über jede Tiefe, vor der ein Mann mit quälendem Gewissen ringt, hinwegfindet — ein letztes, weibisches, heimliches Eingeschlossensein in das Geheimnis der Natur lag in dem Lächeln, alles Wissen demütigend, unverantwortlich, übermännisch, aber auch ungöttlich, an das Element gebannt. Das war verweht an ihr, die nicht mehr lebte, und blühte doch aus dem toten Holze da für alle Zeit.

Paracelsus taumelte. Eine leichte Schwäche. Er stützte sich mit dem ausgestreckten linken Arm gegen die Säule, die das Holzbildnis trug. Und dann ging er, so gut er konnte. Richtete seinen Hut, ehe er sich bedeckte, um nicht gemahnt zu werden. Er mußte schnell einen Bissen suchen und einen Schluck Wein. Er hatte an diesem Tage noch nichts hinter die Zähne gebracht.

*

Gegen Abend — ihr Leichnam mochte aufgebahrt liegen, geschmückt, köstlich gekleidet, und mochte denen, die einen letzten Frieden an ihm suchten, das Bild geben — gegen den Abend stieg er in die Dachkammer am Weinmarkte und fand den Eigenbrötler Frank, die Wiege seines Knäbleins wiegend, das noch ein wenig in den Schlaf hinein greinte. Die junge, schmächtige Frau wärmte ein vorgekochtes Essen auf dem Dreifuße über einer Lampe. Die Wiege stand neben dem Tische, auf dessen Pult ein zur Hälfte beschriebenes Blatt lag. Sebastian Frank rückte von seinem Sitze, ohne die Wiege zu lassen, und Paracelsus winkte ihm, zu bleiben. Er sah, daß eine erkämpfte Ruhe, die sich nun einstellen wollte, nicht gestört werden dürfe. Auch die Frau nickte ihm zu, indem sie warnend den Finger an die Lippen hob.

Paracelsus zog behutsam einen Schemel heran und sah auf das kleine, eingelullte Wesen nieder, das manchmal noch aus seinem Schlafe aufbebte und dann eifriger an dem Leinenzummel sog, sein Leiden überwand und wieder in eine satte Tiefe versank.

Sebastian Frank rührte die Wiege, sanft und ein wenig schamhaft lächelnd, immer leiser. Seine Hand war zart, fast die einer Frau. Und endlich konnte er versuchen, sie von dem Korbrande abzuheben. Gespannt belauschte er den Schlaf seines Kindes einen Augenblick, dann schob er es vorsichtig vom Tische fort.

«Euer Büchlein von der französischen Kränk ist vollends gedruckt, Herr Doktor», flüsterte Frank, als er zurückkam. «Also ist auch Eur Prognostikation zum andern Mal vergriffen, und der Peipus setzet sie neu.»

Paracelsus sah eine kurze Weile lauschend nieder.

«Der Peipus wellet gern mit Euch reden. Ist verwundert fast, daß Ihr Euch nimmer blicken laßt auf der Druckerei.»

Paracelsus wich aus, indem er murrte:

«Mir grouet vor denen Lettern, Setzkästen, vor dem Gequetsch der Preß.»

Frank lächelte und half dem Weibe die gehäuften Bücher,

etliche Sexter Papier, Pult und Schreibzeug auf das andere Ende der Tischplatte schieben. Die Frau breitete ein schmales Tüchlein schräg über das geräumte Eck, setzte einen hölzernen Pfannenraster darauf und dann die Pfanne mit dem Brei, darin zwei Zinnlöffel steckten. Drei Becher füllte sie halb voll Wein und legte zu jedem ein Stück Brot. Sie schlüpfte geschmeidig hinter den Tisch und lud mit einer freundlichen Handbewegung den Gast zu dem Weine.

Paracelsus brach einen Bissen von seinem Brote und tauchte ihn in das Salzfaß, wollte ihn schon zum Munde führen, da erhob sich Bastian Frank und faltete die Hände, so daß auch Paracelsus aufstand.

«Du gibst uns, indes ander Leut hungren, als auch verhungren. Wir essen und haben ein Aufenthalt. Gott mach ein End der Not, daß all mügend satt werden. Amen!»

Und Amen sagten die beiden andern nach. Die Eheleute aßen. Paracelsus sah, wie Frank seinem jungen Weibe das wenige Fett zustrich, das goldgelb auf dem Breie schwamm. Das Weib nahm die Sorglichkeit, denn sie nährte das Kind.

«Nu will der Labenwolf zwanzig schwarz Pfennig vor sein Schmalz. Ich geh nimmer zu ihm.»

Frank nickte.

«Und vor ein Metzen Salz heischen sie drei Pfund.»

«Laß gut sein, Otti, in Schwaben und Ulm ist noch ein größer Not dann hie ze Nürmberg. Dort ist vergangen Jahr der Sümer Kern von zwölf Pfund gähling gestiegen aufs dreifach und weiter auf neunzig Pfund, und ist ein Schreck ins Volk kommen, daß die Leut bei habenden Dingen wollten verzagen. Sein tausend — Mann, Weib und Kind — außer Landes gloffen, gen Straßburg, sein nach Straßburg kummen schon halb Hungers tot. Als ich hab wohl erfahren und in diese Chronika gsetzt.»

Er wies auf einen hohen Stoß beschriebener Bogen, die sorgfältig geheftet und bündelweis verschnürt waren.

«Dies Jahr läßet ihn wohl an», vertröstete Paracelsus, «der Winter möcht allbereits gebrochen sin. Es kunnt ein gueter Herbest werden.»

Frank nickte ihm zu und meinte:

«So sie das Korn nit abermalen vor dem Schnitt, kaum recht verblühet und schier noch Milch im Gras, abschneiden und in Backöfen dürr machen, damit sie sich des Hungers erwehren.»

«Ist ein Herrgottszeit», seufzte die Frau, «all lugen auf ihr Schanz und ein jeder auf sein Genieß, sunderlich Bauren und Kramer und die, so du Gottes Heuschrecken heißt, Wastl», sie sah ihren Mann lächelnd an.

«Die Fürkaufer», ergänzte Frank, halb an den Gast gewandt. «Ich halt davor, daß uns ein gut Jahr und feiner Summer nichts bringt, sundern all Ding schlagt weiter auf. Wann ein Teuerung soll sein, so hilft nichts, wann gleich alle Berg Mehl wären. Von der Bauren Aufruhr an im fünfundzwenzigsten Jahr ist der arm Mann nirgend recht satt worden.»

Paracelsus saß, die Ellbogen auf seine Knie gestützt, und lauschte dem Gespräch der beiden, die ihr geringes Mahl zur Himmelsgnade erhoben. Sein ermüdetes Herz schlug friedsamer unter diesen Stimmen. Sebastian Frank sprach so ruhevoll wie einer, der seine Sache auf nichts außer dem selbsteigenen Schaffen gestellt hat, wie einer, der gewohnt ist, über Zeiten zu blicken.

Als die Pfanne leer war und das junge Weib abräumte, rückte Frank seinen Stuhl schräg vom Tische, dem Gaste zugewandt zu sein, faltete die Hände auf dem Knie seines überschlagenen Beines, er meinte:

«Vielleicht, so müssen auch wir wanderen wie das Hungervolk. Ihr habet mir einsmals von Straßburg gesagt und seiner Freiheit. Der Peipus trägt ein groß Bedenken vor dieser meiner Chronika und will so stark Volumina nit wagen.»

«Das glich forcht ich umb min ander Schriften, Chirurgika. Do ist längost ein Her und Hin, und der Rat wellt nit und die Stadt, desglichen die Doktores zuckend die Stirn krous, und man müesset ein Fakultät hörn.» Paracelsus lachte trocken. »Ein Fakultät vor ein chirurgisch Gschrift! Do keiner sich ge-

trouet ein Laßmesser ze schauen an und nit alsbald nach dem Bader schrije, daß er sulich ein sorglich Ding kundigen Griffs räum us den Ougen! Ist guet, daß fürderst min Franzosenbüechli ist gedruckt. Das will ich dem Lazaro Spengler reichen und ihn sprechen an, daß er min anders förder.»

«Ihr habet Feind, Herr Doktor, und der Spengler hat ein, Kopf dick voll. Der muß den Osiander gleichermaßen hörn, und der Osiander würget an Eurer Auslegung der Kartausfigurn beschwerlich. Der Spengler muß als auch die Stadtarzt hörn, die seind Euch mehr als gram, und so die Euer Franzosenbüchlein erst mit Händen greifen, werden sie zablen, und das nit gering. Dem Osiander ist ein stark Partei zugetan, so in der Gmein, so im Rat. Die Arzet han viel Anhang unter den Leuten. Wo die Euch nur leiblich in den Gassen sehn, stößet es ihnen auf und ist Euer Widerwärtigkeit gemehrt mit jedem Schritt, den Ihr hie ze Nürmberg tuet.»

Und mit jedem Satze, den Frank in seiner ruhigen Art sprach, war Paracelsus straffer geworden. Bei dem letzten war er aufgestanden und sah unter einem fernen Lächeln in das blaue Abendlicht.

«Hör ich also ein Vogeli singen, das von der Fern weiß? Ich wills ihm danken und sinem Lied. Mir ist darumb nit meh, daß ich an dem und jenem hab ein Kampf und Sieg, ich bin sachfällig wordin, und min Sach stoht über dem Hader. Die Landsknechtsjahr sänd umb, die Eschenspieß sänt gesplitteret, ich habs ton von Mann zuo Mann, stoh nimmer im Sold. So will ichs dem Vogeli danken, daß es hat zuo der Zit wohl gepfiffen.»

Frank hörte ihn hellen Augs, und auch sein junges Weib stand lauschend neben dem Schaffe, in dem sie Windeln wusch. Da sie ihres Mannes Freude sah, füllten sich ihre Augen vor Heimweh, denn sie war in Nürnberg geboren und eine Behaim, wenn auch nicht des ratsbürtigen Stamms.

Paracelsus ging langsam auf und nieder.

«Ihr, lieber Meister Frank, wollet wandern umb Ürer Chronika willen, daß Ihr sie ze Straßburg in die Wiegen

künntet legen, ich soll reisen umb miner Chirurgia willen, daß min Element denen ze Nürmberg nit die Gall ufreget und der Peipus sige unbehinderet. So sänd wir beid unterton mit Leib und Leben denen Lüten, dann wir wellend sie binden mit ünserem gedruckten Wort, und ein Zwang fodert den andern. Üns ist kein Skrupel Friheit geschenkt, und wir müessend ünsres Lebens Müehsal zahlen obendrein.»

Frank wollte beruhigen, aber er erglühte mehr und mehr, indem er sprach:

«Es hat ein jedlichs Ding sein Gsatz, und beides, zu wirken und zu leiden, ist die von Gott eingepflanzt Kraft in uns, und ist die Natur selbsten. Gott braucht ein jeden mit seinem Willen, nach seinem Willen, zu seinem Willen. Des seind wir mächtig und unterworfen — nit aber denen Leuten! Gott wird erst in uns zum Willen und in summa ein Mensch.»

Paracelsus war stehengeblieben, er lauschte, seine Augen blitzten.

«Frumm seid Ihr, Meister Bastian, und nimmer müed. An minen Fersen aber hanget Stoub von mannigerlei Straßen. Gott müge Üch davor bewahrn, daß Ihr des Wanderns werdet gewohnt, dann Ihr seid kein Arzet und hänt des nit not, Üer Kunst zu erfahrn uf allen Wegen. Es tuet dem Herzen ein Dach wohl, und eins Nachbarn fründlichs Wort vermag etlich Ding etwan zu einer müeden Stund.»

Auch Frank war aufgestanden. Wie eine dunkle, heiße Flamme brannte es aus ihm:

«Wo ich sei, in seinem Willen bin ich allerwegen, und er ist mein Dach. Man höret Gott schreien in allen Gassen, man siehet den Herrn in allen Kreaturen, man weiß den lieblichen Geschmack des Geistes an allen Orten, und ein jeder fühlt und greift Gott am besten in ihm selbst.»

Paracelsus nahm rasch seine Hand.

«Darvor will ich danken, lieber Meister Bastian, dann ich bin müed in Üer Kammer gestiegen uf diesen Abend. Schlafet wohl.»

Er ging, ohne ein letztes Wort abzuwarten, ein Vergewal-

tiger, der eine Seele austrinkt, weil seine Seele am Verdürsten war, ein Erpresser, der den tiefsten Hauch aus des andern Brust reißt, um vor sich selber zu bestehen, ein Bettler, der sein Almosen mit zitternden Händen birgt und davonrennt, daß es ihm die Hofhunde nicht wieder abjagen.

Und in des Tetzel Haus mochte sie aufgebahrt liegen, lichtstrahlumsponnen, geschmückt, in köstlichem Gewande, und ihnen allen Frieden geben, die an ihr Frieden wollten. Er — wollte er Frieden? Er war nur eines Tages matt geworden in einer fremden Stadt.

*

Paracelsus schlug sein Franzosenbüchlein — er hatte dieses eine in Pergament binden lassen — in ein Stück karmesinroter Seide. Seine beste Kleidung hatte er an und schritt nicht ohne Gravität dem Rathause zu, wohin er auf Schlag zehn vom Lazarus Spengler geladen war. Es zwang den Leuten die Hände an Hut und Mütze, wie der kleine Doktor, von dem man redete, so würdig einherging. Der trug etwas, in Seide war es gewickelt, rot, schimmerndrot, und stach wichtig von der dunklen Schaube ab — und er dankte kaum. Das mußte etwas sein, was der Parzels in rote Seide gewickelt trug!

Allein auf der Ratsstiege polterte ihm der Lazarus Spengler entgegen, er wurde von zwei Dienern unterstützt und hielt in jeder Faust einen Krückstock. Als er den Arzt sah, errötete er und rief ihn an, daß es schallte:

«Wellet verzeihen, Würdig, Hochgelahrt ... eine ungeschlafen Nacht voller Schmerzen, ein Tag voller Müh ... ich muß ruhn! Doch verstattet, Würdig, daß ich Euch will in zwo Stunden zu mir gebeten han ... vor ein Schluck und Bissen auf diesen Abend. Dann hie unter der Steigen sollet Ihr nit empfangen sein. Wellet freundlich eim armen, geplagten Manne ...»

«Do sige Gott vor, Ehrbar und Achtbar, min günstig Herr, daß ich zu allem Übel Üch lästig falle uf diesen Abend!»

«Nit also, mit nichten, Wohledel, erbarmt Euch mein und kummet also!»

Er spreizte ihm drei Finger seiner Rechten entgegen. Paracelsus verbeugte sich höflich und berührte die drei Finger. Er folgte langsam dem ächzenden Manne, der unterm Torwege in eine Sänfte gehoben wurde.

Noch einmal winkte der Ratsschreiber zurück. Paracelsus war stehengeblieben, um nicht vorzulaufen.

«Ihr kummt, Herr Doktor, des will ich mich auf das gewisseſt zu Euch versehen!»

Paracelsus verneigte sich abermals, und Spengler grub Brust und Arme in den Pelz. Sein Gesicht war gelb und kümmerlich gefaltet, seine müden Augen schauten schon wieder voraus, der fremde Arzt war einstweilen abgetan, andere Dinge, die ein erquicktes Gehirn erforderten, quälten den Kranken.

Und Paracelsus konnte sich besinnen, wie er zwei Stunden hinbrächte. Ein dichtes Unbehagen beklemmte ihn, da er, unter dem Torbogen stehend, dem Ratsschreiber nachsah. Er preßte das Buch in die Kleidfalten, um es zu fühlen, als fürchte er, es fortzuwerfen. Er wollte etwas von dem Ratsschreiber, diesem hochmögenden Herren, er hatte eine Elle roter Seide gekauft, den Buchbinder Pergament zerschneiden lassen, hatte sich schön gemacht, vornehm, stattlich — ein Butzi, denn er wollte etwas von dem Schreiber! Daß er den Leuten ein unerbittliches Wissen, unlustige Erfahrung und all seine noternste Kunst bot, wem mochte das genügen? Er mußte betteln, daß sie eines Lebens Summa nahmen, von ihrem Tode bewahrt blieben, den zunftmeisterischen Possen entrännen, unter denen sie verdarben. Betteln, und daß es obendrein eine Art hatte: Barettlein, Händschuch, Ketten, ein pergamenten Einband, ein karmesinrotes Seidentüchl und nicht zu seichte Reverenzen.

Er stolperte über das Katzenkopfpflaster seiner Wohnung zu.

Und hast du nit an den Beginn gsatzt in din Spittelbuoch, was der höchst Grund sije der Arzenei? Ist die Lieb. Was

schreibst du von der Lieb und loßt dir den Weg fur werdin? Ist die Lieb ein Rosengarten und Honigseim oder ist sie nit ehender eine Not? Die Not, die do wissen macht, Not, die eine Kunst lehrt. Ussenthalb der Lieb ist kein Arzet geborn. Loß uf din Barettli oder nimm din Federhuet, ein damasten Wammes, ein Ellen Karmesinsiden, pergamenten Inband und mach din artlich Reverenz vor dem Herren Ratsschreiber!

Zwei Stunden verteidigte er sich dagegen, daß er um zwei Stunden länger in seinem feiertäglichen Gewande ausharren mußte und nicht frei am Werke sein konnte. Er war so einsam geworden, daß er ruhig nur am Werke wurde und ihm jeder abwendige Schritt auf die Seele fiel, den er um des getanen Werkes willen tat. Denn das getane Werk war ihm des Teufels, sein Werk mußte im neuen erkämpft sein.

Doch er wurde edelmännisch empfangen. Die Frau des Spengler trat ihm auf dem Söller entgegen.

«Der Spengler hat ein Stund gschlafen, ist wohlauf und erwart' Euer Edel.»

Und durch die Tür schon sah er den Ratsschreiber winken. Ein gutbesetzter Tisch stand neben dessen Stuhl, und es brannten die Kerzen. Paracelsus fühlte, daß ihm freundlich genug getan werde, er schritt freier auf den Ratsschreiber zu und überreichte sein Buch.

«Wellet hierin min geneigten Willen sechen, sunderlich günstiger Herr, und min Fleiß und Experienz uf das sorgfältigst fürtragen, denen armen Kranken ein Schirm und Uer Ehrbar, Fürsorglich und Wohlgeacht ein gebührend Devotion, mit Supplik: Min gringes menschlichs Vermügen, wiewohl aufs eifrigest und unerschrocken in Uern Dienst gstellt, nit gar ze verachten, sundern mit Gunst nehmen an.»

Lazarus Spengler hörte vornehm und ernst die sorgfältigen Worte, die einen Mann von Erfahrenheit kennzeichneten, denn Paracelsus war bis an die Grenze dessen gegangen, was einem bürgerlichen Ratsgliede gebührte, und hatte keineswegs das Maß liebedienerisch überschritten. So dankte Spengler ihm nicht wie einem beliebigen Schriftsteller, der nun das

geförderte Büchlein bringt, sondern wie einem Edelmanne, der — gleichsam der Gesandte eines wohlgeschätzten Machtbereiches — das Ehrengeschenk überantwortet, und er zeichnete ihn mit allen gebührlichen Titeln aus. Bedächtig enthüllte er das Buch, wog die Elle Seide, prüfte sie zwischen den Fingerspitzen und langte sie befriedigt seiner Hausfrau über den Tisch hinüber.

«Da nimm, Ursel, und schau zu, was vor ein gut Stück Seiden!»

Ebenso kennerisch und genau untersuchte er den Einband des Büchleins und bemerkte, daß es Silberbeschläge trug. Dann las er die Widmung zweimal. Paracelsus verharrte achtungsvoll. Je länger der Ratsschreiber las, je eingehender er zu prüfen schien, desto höher mußte sich Paracelsus ausgezeichnet fühlen.

Und nun traf ihn ein Blick aus ehrlichen Augen.

«Haltet zu gut, Euer Edel und Hochgelahrt, wenn ich mich nicht auf mein podagrisch Bein stell nach Gebühr, dann ich will Euch danken. Hie diesen geringen Becher! Wellet allerwegen in Gesundheit aus ihm trinken.»

Er hielt dem Gaste einen mäßig großen, doch schöngetriebenen Silberbecher entgegen, und Paracelsus nahm ihn zu Dank.

Während eine Magd den gekühlten Wein schenkte, scherzte Lazarus Spengler über die bissige Schreibart seines Gastes, er zeigte sich in dem Franzosenbüchlein durchaus bewandert. Über die anderen chirurgischen Schriften, von denen der Ratsschreiber wohl wußte, daß sie die eigentliche Therapie des Franzosenübels erbrachten und das chirurgische Spitalwesen reformierten, schwieg er beharrlich. Paracelsus hielt für einen besseren Augenblick an sich.

Ein neuer Reichstag war auf den Sommer ausgeschrieben, und Spengler äußerte Sorge, da er sich seines Leidens wegen nicht aus der Stadt wagen konnte. Er sei anno einundzwenzig zu Worms gewesen und wisse, wie not es einem Reichstag an aufrechten Leuten tue. Zudem wolle Doktor Martinus dem

Kaiser nicht wieder von Angesicht zu Angesicht begegnen, und Doktor Philippus, hoch in Ehren um seiner Gelehrtheit und seines evangelischen Gemütes willen, sei zu subtil, lasse sich treiben, und die hohen Herren alle müßten getrieben sein.

«Da kunnt ich Euch sagen, Herr Doktor, was ein Reichstag seie, daran doch hanget eins Teils der Christenheit Wohl und Wehe! Ein Bankett folget dem andern, darinnen zu jedlicher Mahlzeit über vierzig Gericht, zum köstlichsten bereitet. Sei's mitten in denen Fasten, das ist gleich. Darzu ein groß Spiel durch die Nächt hin. Ich hab einen hohen Stands gekennt, der vordersten Häupter eins, der hat auf ein Sitzen bei sechzig tausend Gulden verspielt, und der solche Summen gewonnen, hat die selb eim andern in ein Schanz wiederum geschlagen. Da sein einsmals etlich Herren von Adel zusammen gesessen, deren zween und siebenzig gewest, die auf ein Nacht in einem gehaltneu Bankett tausend zwohundert fränkisch Maß Weines versoffen.» Lazarus Spengler fuhr sich ärgerlich durchs Haar und ließ die Hand auf den Stuhlarm fallen. «Wie man denen Bürgeren und Bauren Birett und anders zu tragen verbiete, desgleichen wie man die Federn zu Roß und zu Fuß führen und tragen solle und anders dergleichen, darumb ist kein Fleiß gesparet worden — umb Gotts Wort, eins deutschen Menschen Freiheit und Reiches Wohl, die Sorge war gring. Ich hab gesehen deutsch Fürsten, Adelig und Herren denen romanischen und papstischen Heuchlern hofieren und schmeicheln, anstatt daß sie mügend schamrot werden, daß denen sollet Schlüssel und Gwalt behalten sein, die Deutschen zu ihrem Gefallen zu lösen, zu binden, also zu seligen oder zu verdammen, so aller Vernunft ist offen entgegen. Für Augsburg auf diesen Summer, da werden Männer not und Leut, die ein Herz haben ...»

Und Paracelsus ging das Herz auf, seine Stimme überschlug sich beinahe, da er dem aufrechten Manne zustimmte:

«Das ist all ünser Not, darvor hab ich min Leben geworfen in die Schanz. Dann der dütsch Mensche hat als ein kindlichs Gemüet und ohnerfahren an ihm selbst, daß er nur

gloubet, was ihm frömbt scheinet und das us der Fern kummt. Do zeucht die Rott Galeni einher als die weisest, dann sie hats glernt vom Griechen, und stolzierend des Avicennae Bacchanten, dann ihr Meister ist ein Arabs gwest, da prahlend die Erasmischen Gugellüt und Poeten, sagends uf latein, griechisch, hebraisch und bleibt dannocht eitel Luog, Hoffart und ein Bscheißerei derer Kranken. Ich bin als ouch in dem Garten erzogen, do man die Bäum abstümmlet, und war der Hochschul nit ein klein Zierd, hab erfahren die hochen Schulen Italiae, Hispaniae, Frankrich und hab erst müssen nü treiben us min abgestümmleten Äst in Germania und min Fruchtbarkeit nindert gewonnen dann uf dütschem Boden. Das ist ein Groß' in dem Luther, nit daß er des Papsts und der geistlichen Ständ wucherisch Handel, Gwalt und Hurerei hat gschlahn, sundern daß er den abgestümmleten dütschen Boum hat usgraben us der frembten Erd und gsatzt in sin Grund, daß er kunnt treiben und sin Frucht bringen.»

Von der diskanten Stimme seines Gastes und fast noch mehr von dessen heißem Blick erschreckt, lauschte Lazarus Spengler hoch auf. Seine Brauen zogen sich zusammen. Es beschlich ihn, als habe er sich diesem wunderlichen Manne gegenüber zu weit gehen lassen und einen Ausbruch veranlaßt, der gehemmt werden müsse. Die peinliche Stimme forderte Abwehr. Die Gedanken, denen sie gleichsam vorausjagte, mochten gut und tief sein, sie würden nachgellen und dann zur Ordnung gelangen, zunächst aber mußte diese Stimme erstickt sein. Und auch Lazarus Spengler fühlte es: wie fremd, wie einsam solch ein Mann unter den Menschen!

Paracelsus hatte sich mit einer ungezügelten Bewegung über ein Stück Fleisch hergemacht und führte mehrere Bissen an seinem Messer in den Mund. Er sah den Gastgeber nicht an, seine erregten Augen hafteten am Glanze eines Leuchterfußes, während er mit vollen Backen kaute. Er schien seine Umgebung vergessen zu haben. So sah ihm der Ratsschreiber eine Weile zu und fühlte sich sonderbar ergriffen: Widerspruch kämpfte mit Mitleid, und beides beunruhigte das Gewissen,

denn dieser Mann vertrug weder Widerspruch noch Mitleid und mußte ein Persönlichkeitsrecht haben, beides zu verbieten.

Aus dem leisen Grauen einer schlichten Bürgerseele dämmerte dem Ratsschreiber ein Ausspruch seines Gastes auf. Er wußte jetzt nicht, habe er ihn gelesen oder gehört. Paracelsus hielt sein Wissen und seine Praktik für gottgewollt und eine Kunst. Und Spengler erinnerte sich des Malers Albrecht Dürer, der im vergangenen Jahre gestorben war. Er dachte an die Vorsicht, zu der er sich stets gedrungen gefühlt hatte, wenn er den Augen dieses Mannes gegenübergestanden war, diesen entkleidenden, diesen durchsetzenden Augen. Nur Pirkheimer hatte es verstanden, unbefangen vor Dürer zu stehen, doch auch Pirkheimer war solch ein unwägbarer Mann.

«Ihr seht alls in eim Spiegel, lieber Doktor, das ist Euer Kunst», so kam es dann gehalten herüber. Und Paracelsus hob den Blick, ahnte die Abwehr, sah einen kranken Mann, der wieder zu ermüden schien.

«Ich hab kein besser Gesicht erfahren, Ehrbar, als weit ich bin umbkommen in dieser Welt, und miner Weg waren nit gering. Es ist das Licht der Kunst und tuet das Verborgen uf bis an den Urgrund. Do ist keine Kunst als abgewandt und seltsam, sie muoß uf ein Zit an die Pforten in der Tiefe und find't den Schlüssel, öffnet die Pfort aller Ding. Und ist kein schärfer Gsicht dann das der Kunst, also kein klarer speculum. Nur muoß die Kunst lebendig Kunst sin und nit ein Speiwerk Gottes und ein Affentanz. — Allein ich seh, Euer Ougen dürsten nach Schlaf, so gebt mir ein Urloub.»

Er stand auf. Lazarus Spengler nötigte ihn nicht zu bleiben. Er fragte ebenso unvermittelt, wie sein Gast redete:

«Wie ist Euer Plan, Herr Doktor? So wöllt Ihr noch ein Zeit hie ze Nürmberg verweilen?»

«Ich bin allbereits gemahnet, Ehrbar, daß min Zit hie ist umb. Üch das Buoch zu reichen mit Bitt, daß Ihr müget ein fründlichs Oug han uf mine Skripta, so noch des Drucks harren, dasselb ist min letzt Begehr in dieser gueten Stadt.

Umb des Evangeli willen und sines Geists der Wahrheit, so als ouch leit in miner Art, will ich bitten, daß dem Verderb der Kranken sije ein Ziel gsatzt.»

Der Ratsschreiber sah vor sich nieder.

«Mein Ambt ist nit also frei, und ich muß viel hörn. Doch will ich Euer gedenken. Wohin wellt Ihr?»

«Es sänd nit meh all Städt und Land offen miner Art, doch kunnt ich glouben, daß mir ze Regensburg eine Wil vergünnt sije.»

Paracelsus sagte das ohne Bitterkeit, kühl wie ein Kriegsmann, der seinen Feind sucht und faßt, wo er noch angreifbar ist. Lazarus Spengler maß ihn voll Staunen und dann senkte er bedächtig die Stirn.

«Wohlan. Ihr seid des Wegs gewohnt. Ich hab ein und den andern Freund zu Regensburg. Kummt morgenden Tags auf meine Stub. Ich will Euch ein Zollbrief schaffen, daß man Euch läßt frei fahrn, als weit unser Stadt und Land reicht gen Regensburg. Es soll Euch gern gedienet sein.»

Paracelsus dankte, kleidete sich an, und sie schieden beide unter den besten Wünschen für die Nacht und unter höflichsten Gebärden.

*

Er hatte die Eheleute in der Dachstube, die auf den Weinmarkt niedersah, falsch vertröstet. War auch aller Welt im Jänner der Glaube an ein Wunderjahr gekommen, das Hunger und Not durch frühsommerliche Ernten und dreifach bedankte Nachernten still werde, man wußte nun wieder, daß eine geduldige Weile auf die ersten gelben Blümlein zu warten war. Dicht fiel der Schnee, hoch blieb er liegen.

Und Paracelsus stapfte durch den Schnee, dick eingemummt, Wams, Koller, Schaube, ein Mantel drüber, zwei Paar Hosen, weite Stulpenstiefel, aus denen Wolle hing, eine Decke auf der Schulter. Er glich einem Warenballen, aus dem das feuerrote Gesicht glänzte. Hinter ihm trug ein Knecht die Taschen und ein großes, sorgfältig in Wachstuch verschnürtes

Bondel nach. Sie wollten vor das neue Kornhaus, wo der Küllwagen nach Regensburg wartete.

An der Fleischbrücke wurden sie aufgehalten. Sebaldwärts bis zum Ohrenstocke, der seine blutbraune Farbe davon hatte, daß man auf ihm Hände abhackte und Zungen pfählte und den Dieben die Ohren abhieb, standen die Menschen, schrien laut und lachten. Sie reckten die Hälse auf die Brücke zu. Dort trieb der Löbe, des Scharfrichters Knecht, auf einem Wagen seine Possen. Der Wagen war mit Fässern beladen: gepanschter Wein des Hirschenwirts, eines fetten, blassen Mannes, der, eine Narrengugel über den runden Schädel gestülpt, mit gebundenen Füßen und Händen auf dem höchsten Fasse saß, ein unfroher Bacchus. Der Löbe schwang einen schweren Schmiedhammer zuweilen so knapp an dem begugelten Schädel vorüber, daß der Wirt duckte und zuckte und der Löbe ihn begütigen mußte, zärtlich, wie eine Mutter ihr Kindlein lullt. Er streichelte die dicke, blaurote Nase, küßte sie und gab ihr einen Stüber, fragte glaubensdürstig, weshalb der Hirschenwirt des Herrn Christi Hochzeitswunder so übel abgeluchst hätte, und paukte auf den schönen, gesunden Fässern seinen Spott aus, daß es dem Wirte durch die Seele fuhr und er ängstlich nach dem verwirkten Eigentum schielte. Die Leute gröhlten. Endlich aber schwang der Löbe den Hammer mächtig hoch mit beiden Armen und schlug Hieb auf Hieb, seine Kraft und Gewandtheit zu zeigen, den Fässern die Böden ein. Der Rotwein schoß in den Schnee und floß in die Pegnitz, und die Leute hatten ihr Vergnügen.

Paracelsus mußte zurück und versuchen, über die Barfüßerbrücke zu kommen. Auch dort ein Gedränge, man sah hinüber; aber es gelang dem Knechte durchzustoßen, und Paracelsus hielt sich dicht hinter ihm.

In dem Wagen fand er noch einen Winkelplatz. Seine Taschen wurden unter dem Sitze verstaut, die Füße ins Stroh eingebaut und der ganze Mann in zwei ungrische Decken mit langen Zottelhaaren. Dann brachten sie noch die heißen, in Tücher gewickelten Steine unter die Füße. Auch die anderen

Fahrgäste versorgten sich. Im Beiwagen lag das Reisegut verdeckt und verkettet. Das Geleit klepperte an, das Sattelpferd sammelte sich unter seinem Reiter, und: Hüo — polternd und rasselnd im Zotteltrab, vorbei am Sankt Klarenkloster und durchs Frauentor und über die frostkrachende Zugbrücke. Der Viehmarkt mit seinen Halfterschranken, die Schindhütten, daneben hing einer durchs Rad geflochten, und die schwarzen Vögel flogen auf, widerspenstiges Fittichgewölk. Dann teilte sich die Straße nach drei Richtungen. Der Wagen rumpelte gegen das Sankt Peterkirchlein weiter und am Siechkobel vorüber, wo die Unheilbaren ihr Restlein Leben abwarteten. Und jetzt nur mehr Baum und Strauch und weitaus die weiße, morgenschimmernde Decke, über der ein sanfter Dunst stand, so daß die Ferne wie ein Hauch im blassen Himmel verwitterte.

Noch hatte der und jener — alle waren sie Kaufleute, wer sonst sollte zu dieser Zeit eine Reise tun — an sich zu rücken und einzurichten. Bald aber wurden die Namen ihrer Ziele laut: Passau, Linz und Wien, Kuffstein, Innsbruck, Venedig. Einer reiste für die berühmten Buchverleger Hans und Antoni Koburger bis nach Buda. Auch zwei Italiener fuhren mit. Sie sprachen, mehr und mehr erwarmend, von ihren mannigfaltigen Geschäften, tauschten Erfahrungen, gaben Ratschläge und warnten. Paracelsus konnte, kaum beachtet und ungefragt, seinen Gedanken nachhängen.

In den beiden letzten Wochen und als man wußte, er werde weiterziehen, hatten sich drei Ärzte an ihn herangemacht. Vielleicht wollten sie ihm, ehe die gute Gelegenheit wich, etliche Heimlichkeit absehen. Sebald Busch, Hans Magenbuch und einer, der sich Sagittarius hieß. Sie und die vier Gesellen, die er in Nürnberg zurückgelassen hatte, seinen Famulus darunter, waren kaum von seinem Ofen gewichen und waren ihm auch zu den Kranken gefolgt. Er hatte ihnen gegeben, was er mochte, und keine allzu hohen Hoffnungen in diesen eiligbereiten Menschenboden gesetzt. Der einzige Magenbuch schien ihm tiefer empfänglich, so daß er ihn ungern zurückließ. Nur bei dem selbstentschlossenen, sanften Bastian Frank war

ihm das letzte Wort schwerer gefallen und in den letzten Gruß und Wunsch ein warmer Herzenslaut eingeschlichen. Aber der hatte sein junges Weib und sein Knäblein.

So war ein Strich geführt, die Summe gezogen, gleichwohl fühlte er es, wenn seine Brust sich auch vogelfrei der neuen Ferne entgegenhob, wenn ihn auch jene oft genossene, immer neue Lust der Fahrt anwandelte, er fühlte es, daß etliches zurückgeblieben war, was Teil behielt an ihm. Nicht nur in der Offizin des Peipus.

Er ahnte, daß der selbsteigene Mensch nur wächst, wenn er über sich hinauswächst und in die andern. Sein Landfahren bekam ein fremdes Gesicht: war es Erfahrung gewesen und Lehre, nun wollte es Saat werden. Wie der Ackermann zurückläßt, ließ er zurück: Wort, Schrift, Wille — und mußte auf das Erdreich bauen.

Er schloß die Augen, daß durch den schmalen Spalt kaum ein Schimmer des Schneelichtes drang. Und dachte an das Lächeln der Gottesmutter, die, von goldenem Flammenkranz umzüngelt, zu Sankt Sebald an der Säule stand.

Er dachte ihrer hohen, klaren Stirn und des zarteren Kinnes. Wie anders jenes starre Puppenbild, das zu Einsiedeln über seine Kindheit hinweggesehen hatte! Und doch, dort in der Gnadenkapelle wars die Göttin gewesen, bildnisstarr, unter heidnischem Geschmeide: das Weib Gottes, das die Imagination des Vaters empfangen und den Sohn aus der göttlichen Einbildung geboren hatte, wie ein Menschenweib aus der Imagination des Mannes empfängt. Dort in der Gnadenkapelle war es die menschenferne Matrix gewesen, die vergöttlichte. Und darum schauderten die Pilger, darum der Glaube an das tote, elende, verlogene Holz. Und hier bei Sankt Sebald lächelte ein Erdenweib, wunschglühende Pilger drängten sich nicht vor dieser schönen Mutter ...

Da roch es plötzlich, scharf und belebend: Branntwein. Sein Nachbar hielt ihm lachend eine Flasche unter die Nase, die irgendwer kreisen ließ. Und er lachte mit, langte zu, tat einen guten Schluck.

Der erstickte Laut

Er klepperte auf der Landstraße von dem Flecken Laber nach Boratzhausen: Reichsfreiherr Bernhardin Stauf zu Ehrenfels.

Über dem lenzgrünen Flachlande trillerten noch morgenfroh die Lerchen einen sanftblauen, durchsonnten Himmel an. Der Staufer hörte sie nicht, er sah auch das junge Grün nicht, hatte keinen Blick für die sanften Hügel, die nebelzart dem Ritt ein welliges Geleite gaben. Er merkte nur, daß die Straße dem schroffen Rande des Labertales zubog. Der Gaul tänzelte ungeduldig stallwärts, und auch den Reiter umwitterte beklemmend die Nähe seines festen Hauses. Er war verdrossen, übernächtig, hatte Regensburg hinter sich und fühlte, nicht ohne Stachel, seinen Mann wieder einmal entladen von allem, was ihm dicht und dämmend sechs Wintermonate bis in den Hals hinauf gequollen war. Gott welle einem ohnmächtigen Gewürm den Erdendreck nit ansehen aus Gnaden durch den Sohn, Amen! Allein die Natur mußte jeweils einen Ausweg finden, seine Natur hatte er nicht selber geschaffen. Er war kaum vierzig, sonst einer freudigen Art. Und ritt nun in die Pön.

Hinter ihm hielt sein Vetter Hanns Ruprecht mit dem jungen Grafen Schlick, der, seit Weihnachten zu Beratzhausen eingetan, adeliges Wesen und die Kunst des Aufwartens vom Grund aus zu erfahren hatte, ehe er an den Hof kam. Der Reichsfreiherr hörte die beiden leise lachen und schwatzen, sie nahmen, da er zur Rede unlustig schien, gemessenen Abstand von ihm und auch von den fünf wohlbewaffneten Knechten, die klirrend hinterdreinzeppelten. So

war dem Trüpplein ein Ansehen gegeben, und er konnte des Schlick wegen beruhigt sein. Auch sonst hatte der Junge in diesen Tagen mancherlei gelernt: wie man dem feistesten, knickerischesten Bürgerwanste von Regensburg einen Schuldbrief abfordert, den Gläubiger vor Zorn und Angst blaß werden läßt und endlich doch noch zu einer schnaubenden Reverenz bis auf das Estrich niederzwingt; sodann, wie Edelleute zu gütlichem Vertrag gebracht werden können. Zwischen dem Vetter Hanns Ruprecht, der dem Schwäher sechshundert Gulden Mitgift aus Stauferschem Gute tapfer vorenthielt, und dem Jörgen von Parsberg zu Lupperg, Gemahl der Base Sidonia, war es zu merklichen Worten gekommen. Doch er hatte schließlich die Hände der beiden zusammengebracht und den Staufern gegen mäßigen Zins das Stück Geld erhalten. Nach diesen glück- und ehrenhaft geführten Geschäften war die vorletzte und die letzte Nacht scharf übergangen, ein ehrsamer Rat und tugendliche Klerisei üppig gekitzelt worden. Nachtmusik, besonders das Trommeln, ging der geistlichen und weltlichen Obrigkeit nahe, denn das gemeine Volk schien mehr denn je der Gasse geneigt, Nachtmusik war bei Strafe des Narrenkobens und sonstiger Buße untersagt. Allein der Reichsfreiherr hegte noch von anno vier und fünf her, des verzettelten Ächtergutes wegen, das ihm von seiner Majestät zugesprochen und von der Stadt schlau hinterzogen worden war, einen ungetilgten Groll gegen den Rat. Und gegen den Bischof um seines treuen Doktor Hansen willen. Der hatte als sein Hausprediger zu Beratzhausen unter Zulauf der ganzen Gegend ein Evangeli wider die römische Lotterei getragen und war, aller reichsfreiherrlichen Gerechtsame zu Hohn, bei einem Ritte durch Laber, also vom Nachbarboden, aufgehoben und verstrickt in den bischöflichen Hof zu Regensburg eingebracht worden, seither — sechs Jahre liefen ins Land — trotz dringlichem Protest verschollen. An ihm, dem unmittelbaren Herren, konnten sich Bischof und Rat kaum vergreifen. Wars nicht natürlich, daß er ihnen eine Lenznacht lang mit Lauten, Flöten und Trommeln durch alle Gassen

aufspielte, die Musikanten in etliche Nahrung und die verschlafenen Bürger in Unruh zu setzen? Zudem war der Kaspar von Westerstätten, den jenes verzettelte Achtergut gleichermaßen kränkte, mit bei der Kompanie, und alle hatten eine Erfrischung ihrer Herzen nötig gehabt. Daß sie die beiden Nächte nicht nur laut gassiert, sondern auch, dichtverhangen von Weinnebel und angestauter Wintervölle, in den Häusern gelegen waren, wo warmblütiges, jugendpralles Fleisch ungeschrotet zum Verkauf stand, darüber glaubte der übernächtige Herr mit einem leisen, etwas gewaltsamen Gedankenruck einstweilen hinwegsetzen zu können, obwohl die Straße schon am schroffen Talrande der Laber entlang führte und der Kirchturm von Beratzhausen bald gesehen sein mußte.

Und noch vor Tags war er in seinem Stauferhofe hinter dem Obermünster, wohin sich die Gesellschaft auf einen kurzen Schlaf zurückgezogen hatte, durch den Verweser geweckt worden: der Stauferhof ist umstellt! Herr Bernhardin glaubt zu träumen, muß sich aber selbst überzeugt fühlen, da er den jäh ernüchterten Kopf aus dem Fenster steckt. Das Haus wird geweckt. In Kürze steht alles gewappnet und ein Dutzend beritten unter den engen Hofwänden und der Einfahrt. Vier brennende Fackeln. Der Reichsfreiherr an der Spitze, das nackte Schwert in der Faust. Die Torflügel auf, und das Häuflein lauernder Stadtknechte prellt in den Schatten des Obermünsters zurück. Eine kurze Verhandlung. Man wolle beileibe nicht zu nahe treten, nötigenfalls nur die Spielleute heben — Rumors halber. Er versorgt sein Schwert, er heißt den dienernden Viertelmeister, der anwesend ist, um Mißgriffe zu verhüten, zwischen seinen und des Vetters Gaul gehen. Sie klirren und klappern über das Pflaster hinunter vor das Brückentor, ein stattlicher Trupp, aber die Stadtknechte paarweis angeschlossen. Der Viertelmeister, heimlich erfreut, die edlen Gäste bei günstigen Mienen aus den Ringmauern zu bringen, gibt einigen Bedenklichkeiten in wohlgesetzten Worten Raum. Jedennoch, da der Morgen ohnehin graue, werde er — unter Vorbehalt künftiger Geschehnisse

wegen — die Schlüssel holen lassen. Und die Stauferische Gesellschaft trabt schließlich auf die Brücke. Bernhardin überhört es stolz, obwohl seine Leute rufen, daß hinter ihnen das Fallgatter niederrasselt. Sie werden nicht... nein, sie wollen doch nicht! Ein peinlicher Augenblick. Allein das Tor jenseits am Brückenkopf wird aufgetan, er kann ungekränkt ins Freie. Es wäre unfroh geworden: im Nebelwinde auf der Steinbruck, vorn und hinten höhnische Büchsen aus den Scharten der Türme und sein fröstelndes Häuflein, darunter fünf vom besten Adel, inmitten über der Donau, schmählich verlauernd, bis es den Regensburger Glocken gefiele, der Nacht Garaus zu läuten, und man sonst die Gnade hätte. Aber die Regensburger mochten schlapper und müder geworden sein. Er hatte all die Jahre her das Seine dazu getan.

So war er ohne Blöße aus der Stadt gekommen und hatte sich, angenüchtert und erschlafft, heimwärts tragen lassen. Erst vor Laber, wo immer noch jener Ammann, der seinen Doktor Hans gegriffen hatte, auf dem bischöflichen Gerichte saß, waren die Lebensgeister wieder straff geworden. Man mied solche Orte und umritt sie in schärferer Gangart.

Reichsfreiherr Bernhardin von Stauf zu Ehrenfels sah seine Kirchturmspitze und seufzte. Dieser Tage mußte der neue Prediger einstehen. Frau Argula, seine Schwester, hatte ihn verheißen, bedrohlich hatte sie ihn verheißen. Der Argula Grumbachin — er gestand es dem übernächtigen Morgen mannhaft zu — war das Stauferblut feuriger aufgeloht als ihnen allen weitum in der Sippe, einzig ausgenommen der Ohm Hieronymus, der alte Löweler, der weiland Hofmeister, ein Großhans wie keiner in Bayerland, den die jungen Herzöge zu Ingolstadt auf der Bühn durch Henkershand um seinen einzigen Kopf gekürzt hatten. Frau Argula führte ihre Fehden in wohlgesetzter Schrift, ja Druckwerk. Sie rannte die Ingolstädter hohe Schul so kräftig an, daß kein Hochgelahrt gegen sie aufzukommen wagte, nicht einmal der Professor Eck, denn sie saß fest im Sattel der Geschrift. Doktor Martinus selber fand sein Staunen daran. Und sie versorgte

Beratzhausen von Lenting her mit Predigern. Seit Hans wars nun der zweite. Die Sippschaft zeterte über das schreibselige Weibsbild, sonderlich die papistische: ein angestammtes Grauen vor Schriftwerk und Disputaz. Allein Argula hielt sich, so wie sie die angefressenen Herrschaften zu Lenting, Zeilitzheim und dem fränkischen Grumbach hielt, indes der Schwager Grumbach mählich verläpperte und einging. Ein Lächeln kräuselte die Lippen des Freiherren: wen wird sie ihm zusetzen?

Und Beratzhausen lag nun zu seinen Füßen, ein Nest, das immerhin gelten konnte, angeduckt an den Abendhang des Talbogens, durch den die Laber ihr friedsames Wässerlein schlängelte. Es hatte, so klein es war, Mauern, allein die kurzen, spitzgehelmten Türme seines festen Hauses stachen über den Talrand kaum in die Ebene hinaus. In drangvollen Zeiten saß der Wächter auf dem festen Turm des Kirchleins, die Straße von Nürnberg nach Regensburg im Auge.

Weiß Gott, er klebte in der Enge wie sein Nest, und Argula hatte die Weite gewonnen! Kein Wunder, daß sie eine geistige Hand über der Familie hielt.

Die verquollenen Augen auf und durch die unbewehrte Mauerpforte hindurch, durch Lachen und Sumpf der Straße, daß es spritzte, an den Misthaufen vorbei. Sein Schlößchen hatte nicht Wall noch Graben, aber das Wappen ober dem Bogen, die beiden dicken Torpfeiler, die Pechnase, die wie ein Erkerlein über dem Wappen hing, vergaben nichts.

Man half ihm aus den Stiefeln, dem Lederwams, ahnte das ungewisse Wetter, das jeweils aus Regensburg mitzog, und verduftete. Der Freiherr warf sich auf die Söllerbank am Fenster, stützte den schweren Schädel in die Handfläche und sah stumpf auf die zerschnitzelte Tischplatte nieder. Eine Weile brütete er, dann wuchs der Groll: er hungerte, und der Hals brannte ihm, die andern wurden längst satt! Von der Freiin nicht eines Rocksaumes Falte, nicht einmal das ferne, spitze Hüsteln, für das er durch Wände hindurch Ohren hatte. Er donnerte sich Schuhe, Essen und Trinken herbei. Dann suchte er sie in Gottes Namen auf.

Und sie mußte kurzsichtig sein, wie sie in der breiten Fensternische des Kaminzimmers über dem Flickwerk saß. Freifrau Ottilia zuckte wohl, als die Tür unsanft ins Schloß fiel, aber wie eine suchende Biene flog ihr die Hand nur eifriger mit Nadel und langem Faden von Stich zu Stich. Der hagere, schmale Rücken bog sich tiefer. Bernhardin Stauf stand inmitten des Raumes. Trotz versteifte seinen Körper, aber sein Herz schlug den gemeinen Zorn nieder. Er hielt rückwärts die geballte Rechte am Gelenke umklammert, als müsse er sich selber fesseln, und nagte am Barte. Wie sie hingekrümmt saß und diente, diente, ein endlos pflichtender, verstockter Vorwurf das ganze Weibswesen. Sie schmückte sich nicht mehr, er wußte, daß ihr Gewand besudelt war. Sie ließ ihn stehen, tat sich Gewalt an, sich und ihm. Und doch sah er, daß den straffgespannten Haaren Löcklein, kurz und kraus, entschlüpft waren und, über der runden Stirn verschimmernd, blaßgolden glänzten. Er faßte Geduld, wartete den Faden ab. Der Faden riß vor der Zeit.

Während sie den Knoten knüpfte, warf sie den Kopf in die Höhe. Und er zerrieb ein Wort zwischen Zunge und Gaumen, verfinsterte die Stirn, lugte verkniffen auf das scharfe Profil hinüber, dessen Lippen zitterten und widerwillig gegen den eigenen Laut anzukämpfen schienen.

«Der Pfaff ist hie gewest, hat ein Zettel von der Grumbachin, ist auf Regensburg ein, dann er soll vor die Grumbachin eine Sach bestelln und wellt sich alsogleich dem neuen Herren erweisen.»

«Derselb ist mir nit fürs Gsicht kummen.»

«Der Pfaff ist heint nach Mittennacht hinwieder aus der Stadt gewichen und mit Taglicht hie gewest.»

«Nach Mittennacht von Regensburg und mit Taglicht hie? So des neuen Pfaffen Maul lauft als seine Bein, hat mich die Grumbachin wohl versehen.»

Nadel und Faden glitten durch den Zwilch, und die Freifrau saß tief gebeugt. Ihre schmalen Lippen zuckten, härter auf einander gepreßt. Bernhardin Stauf wußte, daß er kein

Wort mehr zu hören bekam. Ihr Kopf war gegen die blinden Butzenscheiben abgewandt gewesen, während sie sprach. Ein verhaltenes Beben in der Stimme, erbitterte Unzugänglichkeit, dieses gequälte Selbstverlieren, das keiner Natur achtete und überall nur ein Schicksal litt! Er zitterte am ganzen Leibe. Da sah er, wie sich eine stille, helle Perle von ihren Wimpern löste und auf den gefältelten Zwilch niederfiel. Und die Nadel glitt unaufhörlich weiter.

Das Blut schoß ihm in den Schädel. Der Pfaff, der Pfaff hats Maul gerührt, der Pfaff war um Mitternacht aus der Stadt gewichen, hat ihn, den Herren, nicht weiter gesucht.

Er stampfte hinaus und sah im ersten Blicke den jungen Schlick auf der Söllerbank schlafen. Bernhardin Stauf ersing noch die Tür. Und sammelte sich. Er rüttelte den Jungen, knurrte ihm seinen scharfen Sermon: einer, zweier, auch dreier Nächte Müdigkeit darf keiner nachgeben, und wenn die Knie weich werden, wenn der Kopf wirbelt.

«... du wart auf! Du dien! Wo dein Herr geht ein und aus oder die Frau, hast du nit zu lümmlen, noch zu schnarchen! Dachs junger, brauch deinen Sinn, halt dich!»

Er hieb ihm hinters Ohr, daß die blonden Strähne flogen. Dann wußte er sich vollends in seiner Gewalt. Langsam ging er die ausgetretene Holzstiege hinunter, als seien Marmorstufen unter seinen Füßen, ging über den Hof dem Pfaffenstüblein zu, hinauf unter das Dach.

Der neue Mann hatte den Tisch vor das Fenster gerückt und saß mit dem Rücken gegen die Tür, halb abgedreht vom Schreibpulte. Er schnitt eine Feder und ließ die Kielspäne auf den Boden fallen. Sorgsam in das Geschäft vertieft, sah er zunächst nicht auf. Und dann trafen den Freiherren zwei wasserblaue Augen aus einem Gesichte, dem es noch wie Milchbart sproßte. Die Augen bekamen ein schärferes Licht, die hochgewölbte Stirn spannte sich, die Brauen rückten zusammen. Der junge Mann legte die Feder und das Messer nieder, langsam stemmte er den Körper an der Tischplatte empor, wuchs, wuchs zu einer Höhe und Breite, daß das

Fensterlein verdeckt war. Dem konnte ein jeder Nachtmarsch zugetraut werden, von dem begriff man, daß er zuweilen bedächtig tat und Zeit brauchte. Da er aber stand, spreizbeinig, mit gesenkter Stirn, als müsse er einen Zwergen aus dem Estrich klauben, wußte der Freiherr auch, daß dieser Mensch so leicht nicht zu werfen war.

«Wie heißt er?»

«Leupold Moser, der Theologie Magister, Euer Gnaden Hauspfaff zu Beratzhausen.»

Eine träge, tiefe Stimme, und unter den Worten hin ein angespanntes Wühlen im Wesen dessen, der da unbehindert als Herr eintrat, über den Unerfragtes zu hören gewesen war, den Regensburg, so glatzigkahl sein Schädel glänzte, wie einen grünen Bacchanten gassatim bubelieren gesehen hatte. Über des Freiherren verfinstertes Gesicht zuckten Erinnerungen aus dem Nebel der letzten Nächte. Er kannte den Kerl irgendwie.

«Magister — Wohlgelahrt also. Ihr seid mir etwan über den Weg geloffen in der Nacht?»

Der Mund des Reichsfreiherrn war breit, er redete gequetscht und voll Galle. Der Magister ließ seinen Körper einmal hin und her pendeln, als mache es ihm Mühe, die Antwort herauszuholen, allein sein Gesicht zeigte nichts als ein unbeirrbares Gewissen.

«Nit über Euer Gnaden Weg — über den laufen Hund und Katz, auch die Sau. Auf Abweg und Lotterweg, auf Schlemmer- und Buhlweg durch die zwo Nächt hin bin ich Euch nachgefolget. Ich hab gewart vor denen Wirtshäusern und Tabernen, ich verharret vor dem Freihaus an der Tür, da der Teufel den Gotteshauch mit Venus aus dem Menschen purgiert, ich bin Euch nachgegangen und Euren lockeren Pfeifen und Trummeln — da hab ich mein künftigen Herrn gesucht und seine Seel belauert, als nur ein Strauchklepperer und Schnapphahn in dem Busch. Allein seiner Seel Fenster waren dicht und verhangen, ist ihnen ein ohnwirscher Bacchus, ein verzweiflet Buhlbengel, sampt einer melancholischen Üppig-

keit und Lärmen erbärmlich und ohnlustig fürgelegen. Da ich bei Fackel und Luzern, im Morgengrauen und Taglicht Euer Menschengesicht gesehen, jammert mich sein. — Derweilen in dieser andern Nacht bei sechster Stunden Schlag die Stadtknecht umb den Stauferhof warn aufzogen und ich wohl sahe, daß Gott ein natürlichs Ziel gesetzet dem Elend Eurer Kreatur, also bin ich aus der Stadt gewichen, dann mir ist einer wohlbekennt von den Wachtmeistern, und bin auf Beratzhausen. Da harret ich bis auf diesen Mittag, um, so Ihr nit heraußer künntet, gen Regensburg zurücke ze eilen mit rechter Hilf, indeme die in der Stadt Euch wider Recht behalten und mehreten den Schimpf, da sie Euch getastet an.»

Der Reichsfreiherr hatte die Fäuste in die Hüften gestemmt, seine Augen standen ihm kugelrund.

«Potz Kreuz, Teufel und Marter, was seind Euer Jahr, wes Alters!»

Doch des Magisters Gesicht verlor seine Sorgfalt nicht.

«Mein Jahr, Euer Gnaden, seind in das Ambt geben und in das Gewissen eintan. Ihr und ich, beid ohnmächtig in Gott. Unser Handvoll Lebenszeit nit eines Augenzwinkers Nu vor des Herren Angesicht und dannocht einer jedlichen Minuten Lebensweil, so in Sünden, so in Gnaden, ein ohnermeßlich Teil der Ewigkeit nach dem Gericht.»

Der Freiherr senkte den Scheitel und trommelte mit einer Fußspitze auf dem Estrich, das sich der Mensch frisch mit Blumen und Gras bestreut hatte. Dawider war nicht aufzukommen. Aber den Prediger, der einer Regensburger Pfaffheit bis in den Gallengrund zusetzen mochte, konnte das geben, und vor der Freiin geschwätzt hatte der nicht. Nur eines quälte noch, aber es stillte zugleich auch: der Kerl bezweifelte seinen Randal und all die Lustbarkeit. War das Erkenntnis oder wars nur ein abgrundtiefer, wasserblauer Glaube, in alles Menschenaas gesetzt, das seinen Mist ausstößt? Und zwischen Ärger und Ungeduld beschlich es den übernächtigen Herren wie ein lösender Hauch, so daß ihm einen Herzens-

schlag lang matt und weich wurde. Seine Augen zuckten nach des Pfaffen Bett hinüber und blinzelten dann verwirrt und mißtrauisch auf. Doch der Magister stand immer noch todernst mit Grüblermienen, demütig — wie es schien — um Gottes willen und jenseits von Menschenfurcht. So mochte der Wittenberger Augustiner bestanden haben, dessen die Schwester Argula nie gedachte ohne ein Beben der Begeisterung. Einer andern Art! Der Kerl gefiel ihm.

«Warumb so habet Ihr Euch nit auf meinem Hof gestellt?»

«Der edlen Frauen zu Lenting han ich ein Sach ausgericht. Bin demnach umb Vesperzeit des vorvergangnen Tags auf den Stauferhof, da waret Ihr allbereits aus. Und Euch gefolget. Dessengleichen am Tage Euch zu dickerem Mal gesucht, daß ich Euer Gnaden kumm an. Mich gleichwohl getröst, dann was kunnt Euer Gnaden bedeuten, ob ich an Wuchs seie grad oder krumm, schwarz oder hell von Haar. Dannoch Euch gefolget nach, daß ich Euch kenn und je ehender dest baß seh in Herzensgrund. Gott wird mein Teil an Euch forderen, des will ich getreulich hüten.»

Diese ruhevolle, unerschütterliche Stimme legte sich wie ein Wollmantel um die Ohren. Vor ihr zerfloß die lärmende Gewaltsamkeit der letzten Nächte einem Gewölk gleich am Tagesgewölb der Sinne, die eng und enger wurden und sich zuletzt in eine dicke Schläfrigkeit verdichteten. Der Reichsfreiherr wankte auf das Lager des Hauspfaffen zu, setzte sich und gähnte.

«Ihr habet ein Zettel ... von der ... Grumbachin ...»

Magister Leupold Moser griff in den Busen und reichte den versiegelten Brief.

Reichsfreiherr Bernhardin Stauf stierte das Siegel an, hob die Hand, ließ sie wieder fallen. Der Pfaffe rührte sich nicht. Durch das Fenster hörte man nur die Vögel, und auch die immer schwächer und ferner. Der Glatzkopf fiel auf die Brust, der Brief entglitt der Hand, und wie ein rünstiger Sack sank der getroste Mann zusammen. Magister Leupold hob ihm die Beine auf das Bett nach und legte den entfallenen

Brief auf die Tischkante. Eine Weile sah er nieder. So lechzend tief war dieser Schlaf! Wie ein verdürstendes Tier am ersten Brunnentrog sog der Staufer seine Erquickung. Kein Leibesschlaf allein, das übernommene Herz und das umgetrieben Gemüt lag seines Joches ledig und sättigte sich aus Gottes Gnadenhand. — Auch der Magister spürte die beiden ersten Nächte seiner Beratzhauser Seelsorge, die inbrünstigen Atemzüge seines neuen Herren waren Versuchung, doch der Lentinger Knecht wartete, und Frau Argula brauchte ihren Knecht.

Er setzte sich also wieder, spaltete die Feder und schrieb, daß die Regensburger Angelegenheit bestellt sei. Er schloß:

«... als bin ich kaum ein Tag hie gewest, und was Euer Gnaden Bruder der Reichsfreiherr, mein gegenwärtig günstiger Herr, allbereits auf Regensburg hinne. Demnach wellet ich mich nit viel umbtun. Hab gleichwohl mit dem Kolmar Grasser geredt, dem Schaffner ze Ehrnfels, ein frumm Mann, so E. G. sein dienstwilligen Gruß entbeut. Derselb hat Kundschaft mit eim Arzet, welicher ist vor etlich Wochen ze Beratzhausen ankummen und verweilet hie contemplationis causa, als es scheint, dann dies ist ein stiller Ort, und hat ein Libell unter der Feder. Derselb ist von Nürmberg ankummen, und der Kolmar Grasser hat zween ander Libell bei ihm gsehn, so zu Nürmberg seind ausgangen von seiner Hand in des Peipus Druckerei. Da soll etlichs mehr im Satz stehn. Heißt Theophrastus ab Hohenheim aus der Eidgenossenschaft, nennet sich Paracelsum, so E. G. dieser Nam ist etwan bekannt. Er ist dessengleichen ein Mann, des lieben Evangeli wohl ert fahren, und auf dem Schloß zuweilen bei der Bibel-Collekt gewest in der Zeit, da kein Prediger hie ist gesein. Denselbigen will ich, so es E. G. nach Wunsch und Willen gestund, E. G. Gemahl, des edlen Herren Friedrichen, Sichtäg berichten und heißen sein Consilium schreiben, etwan daß der Herr Friedrich damit bedienet sei in dieser seiner Leibesnot.

So beschleuß ich den Brief, grüßend mir auch den edlen Herren und Euere Junker. Der gütig Gott welle uns all bewahrn und erhalten bei seinem Wort. Amen.

Datum in Eil am Mittwoch nach Peregrini ze Beratzhausen im 1350. Jahr.

Der edlen und tugendhaften Frauen, Frau Argula von Grumbach auf Lenting, meiner gnädigen Frauen zu Handen.»

Er falzte den Bogen, steckte ihn zusammen und schlich auf den Zehenspitzen hinaus, um sich ein Siegelwachs zu verschaffen und den Knecht zu entlassen.

*

Kein Wächter saß auf dem Turm zu Beratzhausen und paßte ein Zeigerwerk ab, um in die Menschen den Stundendrang einzuhämmern. Hier hielt noch die leuchtende Sonne Schritt, und die Leute trugen die Zeitglocke im Leibe. Ihre Kräfte, durch Element und Gestirn nachtschlafender Weile erneut, schufen ihnen den treibenden Morgen, und waren sie der Kräfte durch Hand und Fuß entladen, sank der Abend in ihr Blut. Das Fleisch vergor ihnen nicht subtil, ihre Lebensgeister hatten noch Boden, hausten in Gliedern, die der Erdkrume dienten, und waren kein Volatile geworden, das den Schädel mit Gedanken füllt, die Ziel und Maß des Tages übergleiten, die eines Körpers Physik überholen und an den Stundenschlag geheftet werden müssen, daß der Mensch seiner Kreatur gewahr bleibe. Ist einmal die Scholle verlassen und aus dem Tagwerk Denkwerk geworden, dann hat der Mensch auch seine Tageszeit verloren. Er tritt heraus aus seines Leibes Stundengang. Das Werk ist über Hand und Fuß gewachsen, es bedarf der andern, um erfüllt zu werden, der Stunden der andern, deren Pulsschlag fremd und fremder wird, deren Kräfte über Mittel und weite Wege hin gesucht werden müssen. Dann tut der knöcherne Türmer not, der ein Zeigerwerk abpaßt, die Stunden unerbittlich in das Herz einhämmert, das an die Gemeinschaft verlorengegangen ist und nur mehr in wildem Trotze sein Selbst behaupten kann.

Auf der Rollwagenfahrt durch den fränkischen Nachtwinter hatte Paracelsus etliches über das evangelische Wesen

des kleinen Beratzhausen gehört. Ein regensburger Faktor, der Luther anhing, fuhr damals mit. Und je näher der großen Pfaffenstadt an der Donau, desto unlustiger zu ihr war der Vielerfahrene geworden. Es war ihm entgegengequollen, dumpf, ein Vorgefühl: die ewiggleiche, leckende Neugier, die schnüffelnde Wundersucht, die jedes natürliche Geheimnis entweiht, etliche Heilungen, ein beargwöhnter Zulauf, Versucher und Neider, und endlich der Mutwille derer, die seine Kunst wie eine Pfründe genossen und mit frechen Fersen gegen seines innersten Eigentumes Pforte trommelten, als müsse sie ihnen offen stehen wie ein Hurenwinkel, der Rest — Haß, wie sonst und überall, vielleicht ein Freund, der in Treue zurückblieb. Es mochte auch gewesen sein, daß ihn ein leises Fieberrütteln, wovon er gegen Abend hin befallen worden war, unmutig gemacht hatte. Ihm war das Wirtshaus in Beratzhausen, wo die Pferde gewechselt wurden, einladender erschienen als sonstige Gelegenheiten dieser Art. Matt, hatte er einem Verlangen nach Erholung nachgegeben und ein Gastzimmer gefunden, das frisch gescheuert und mit neuem Sande bestreut schien, dessen Wände sich weniger bespien zeigten als Wirtshauswände sonst, und das mit einem reinlichen Bette bestellt war. So hatte er den Fuhrmann abgelohnt und war geblieben.

Und die Wirtsleute waren zwei Fieberwochen hindurch redlich und treu um seine Wartung bemüht gewesen. Von heftigen Imaginationen gequält, die Kämpfe um das Nürnberger Druckwerk betrafen und ältere Bitternisse preisgaben, war den Pflegern sein Mensch in aller Lebensmühsal nahe und offenkundig geworden, und doch hatte er sie immer wieder in Ehrfurcht und Staunen zurückgebannt, wenn seine schöpferische Gedankenwelt vor ihnen in dunklen Redebahnen kreiste, aus denen Worte, fremd gleich geheimnisvollen Sternen, aufleuchteten. Sie hatten ihren sonderbarsten Gast unter dem Dache. Allein auch eine edle Frömmigkeit war jeweils aus den Fieberwirren vorgeklungen und hatte die beiden Alten mit menschlicher Zuversicht erfüllt. Von der Reisegesellschaft

her wußten sie, daß der Kranke ein Edelmann und eines weitläufigen Rufes sei, das Gepäck und ein goldener Pitschierring an seinem Daumen ergänzten einiges. Der Schäfer und später auch der Pfleger Kolmar Grasser hatten sie beruhigt, daß keine gefährliche Kontagion zu fürchten wäre. Kolmar Grasser war aus dem Schlosse gesandt worden, als man erfuhr, daß einer von Adel im Wirtshause darniederläge. — Und so hatten die beiden Eheleute nicht unterlassen, ein bedeutsames Gerede um den Fremden zu breiten.

Da nun Paracelsus sich vom Lager erhob, stand nicht nur die rückgestaute Lenzenslust dieses Jahres mit einer frühen, befeuernden Wärme voll am Werke, sondern er fand sich auch bei neuen Kräften inmitten eines neuen Kreises lebhafter Erwartungen um seine Person, die nach allem, was über sie geredet wurde, nun weiteste Aufschlüsse in Tat und Worten schuldete. Er war also seinem regensburger Schicksale nur halb entgangen, und darum desto weniger, weil die regensburger Evangelischen, von Beratzhausen stärker angezogen, um die letzten Predigten des scheidenden Geistlichen zu hören, an Sonntagen das breite Wirtshaus summend erfüllten. Und sie trugen dem Paracelsus, sowie sie nur seiner recht gewahr wurden, auch ihre Siechtage zu.

Nindert wirst du ihm entrinnen, nindert künntest du ihm entfliehn, dann es stoht über dir din Leben und ist das Wort diner Kreatur, von Adam her Gott entschlüpfet in der Stund diner Geburt. Dies Wort wehet mit dir, und du bist es überall, wo du auch sijest. Leg hin din Houpt und sprich, hie will ich ruhn: das Wort diner Kreatur ist wach ober dem Schlaf und Troum dines Willens. Dann du bist ington. Wahrlich du bist des Gottes nur ein Teil, des Gottes, der allein sagt: ich will, weil er allein vermag ze sagen: ich kann. Er ist in dir verhangen, ist Creatum in dir, und das ist din Leben. Was willtu dawider, du Stoub in einem Sunnenstrahle!

Nirgends war ihm die Gottesverstricktheit seines rastlosen Wesens so lebendig geworden als in der Stille dieser beratzhauser Werkeltage. Er glaubte zu wissen, weshalb er habe da,

in dem abgeschiedenen Neste, erkranken und genesen müssen, wohin Menschen ihr Gottesverlangen aus der Gemeinschaft einer großen Stadt retteten, die bis an ihrer Ringmauern Zinnen voll von Religion stand. Und hier, wo er sich angeweht fand wie ein Samenkorn aus der Sturmeshand Gottes, fühlte er auch den tiefsten Grund dessen, was ihn all sein Leben so bitter und heiß gemacht hatte: eben das Kornwesen, gerade das Staubwesen, das granulum, das sich in der Gemeinschaft an den anderen Körnern rieb und an dem andern Staube stieß. Und waren alle seine Werke bisher nicht granula gewesen? Den andern, seinem Gegenteil, wohl zu viel, ihm aber nur zu wenig: ihm Splitterwerk! Gegen die Impostur und Quacksalberei der Franzosenarzenei hatte er geschrieben, über den Tartarus, die Pusteln, Aderlaß, Urin, über Spitalsnot und die Not der Chirurgie. Allda konnten sie Brosamen auflesen und brauchten nicht zur Schüssel zu greifen. Nun, fern von ihnen allen, die ihn aus jedem verderbten Kranken anwiderten, die seinen Zorn mit jeder Handbewegung, mit jeder Falte ihres Gesichtes und Gewandes entzündeten, wollte er, der Ketzer der Fakultät, der Verführer der Discipeln, des Körnleinzornes und der Körnleinhitze ledig werden, den Pelz erwäschen und ihn dabei bis auf die Haut durchnässen: nicht über dies und das verlauten vor den andern, sondern aus innerstem Grunde und tiefster Kreatur aufstellen die Eckstein und Säulen aller Arznei insgemein: der Natur Philosophia, des Himmels- und Erdenmenschen Astronomia, des Elements Alchimia und die Heiligkeit des Dienstes am Werke. Wie eines Lebens Schuld und Reinigung brach es aus ihm: die sündlose Schuld und Verantwortung des ungewollten eigenen Daseins, die Reinigung in schöpferischer Demut. Er warf sein Korn von sich, zertrat die Schale seines Kernes, entwuchs den Splittern. So hieß er das Buch auch, das wie ein heißer Sprudel aus ihm floß, Paragranum, das ist Überdem Kornwesen, Jenseits von Staub und Scherben.

*

Da er den ersten großen Riß um seine Kunst und all sein Menschentum gezogen hatte, dem Tageszorne entrückt, fern vom Stümperwerk der andern, wuchs seine Liebe zu den Menschen neu. In Salzburg schon war dem Wegmüden die Einsamkeit zu bitter geworden, er hatte dort die Gottesfreude gesucht, in Nürnberg hatte es ihn aus der magischen Wolke, die sie um seine Person dichteten, in eines Herzens Nähe getrieben. Was dazwischen lag, Basel, das hatte der Brücke nicht bedurft, dort war seines Wesens Turm zerbröckelt, er hatte sich ergießen können, nur war ihnen sein Strom zu voll, zu reißend geworden. Hierher nach Beratzhausen aber kamen die Heilverlanger auf staubiger Straße, hier wuchs die Sehnsucht selber aus der Enge und brauchte kein Widerspiel. Die junge evangelische Gemeinschaft inmitten eines papistischen Landes gab den Leuten eine läßliche Billigkeit, sie beargwöhnten und belauerten ihn nicht, das Herz war ihnen aufgetan und darum der Sinn. So keimte dem werkgeheiligten Manne die neue Hoffnung auf Menschennähe.

Ein leises Klopfen an seiner Tür. Der Abend lag in den Fenstern, und der Sonnabend trat ein, vorsichtig und bedächtig, ein fragendes Lächeln in dem guten Gesichte: Kolmar Grasser, der Pfleger zu Ehrenfels, dem Stauferschen Hofgute. Er dienerte umständlich, und sie sprachen vorerst vom Wetter, denn auf dem Himmel stand, dick und grau, der lang erwartete Regen. Dann klopfte es stärker, das war der Sonntag, der eine Predigt wußte. Und er schritt so groß und weitgliedrig durch die Tür, daß er sich unter dem Riegelbalken bücken mußte: Magister Leupold Moser. Er langte hinunter, da er dem Doktor die Finger reichte.

«Drunt in der Stub harrend die Leut, als wie die Werkeltäg auf den Sunnabend, und wellend mit uns, Herr Doktor.»

«Heunt hanget der Himmel tief, lieber Magister, do möchti viel Wasser in ünser Disputaz fallen, und Wassers ist sunst gnug. Ich mein, wir bleiben hie in dieser Stuoben.»

«Davor hat unser Kirch ein weits Dach, das hält den Regen und einet mannigerlei Leut.» Er räusperte sich etwas befan-

gen. «Seine Gnaden, der Stauf, hat zu unserm Colloquium auf diesen Tag nit ein grings Glust, dessengleichen die Freiin. Allein mit uns und denen andern auf der Straßen schweifen oder etwan sunst, dasselb kunnt er nit Standes halb.»

Paracelsus zuckte die Achseln. Der Magister ergänzte etwas leiser: «Ist als auch ein Brief kummen von der edlen Frauen auf Lenting, die hat Euer Libell gelesen von denen magischen Kartausfiguren, so Ihr habet ans Licht geben nit ohn Schärf gegen den Osiander, und ist voll Begierd nach Eurer Theorik. Wär längest hie nach Beratzhausen kummen, doch sie will ehender auf den Tag zu Augsburg, so sie der Sach unsres Evangeli kunnt dienstlich sein, dann der Frauen Argula seind etlich edel Herren wohl bekennt; will etwan noch auf Koburg reisen zum Doktor Martinus.»

Paracelsus war unter den Worten des Magisters vorausgegangen, er wollte zu den andern. Unmutig fühlte er die Erregtheit der sonst so ruhigen Stimme. Ihm waren die stillen Gespräche, die sie im Kreise schlichter Leute führten, um durch den Gottesdrang der Zeit zu Gott zu finden, so wert geworden, daß er für sie zu fürchten begann.

Unruhe zitterte durch die Menschen von Augsburg her. Der Kampf um die Herzen stieß seine Wellenringe weithin, und sie nannten ihn den Kampf um Gott. Paracelsus mußte an die Sorge des Ratsschreibers und Weltmannes zu Nürnberg denken. Was war für Gott zu hoffen von all den vielen, die macht- und prunkvoll zu Augsburg saßen?

Doch als er unter das Häuflein Landvolk trat, das seiner und des Predigers Moser harrte, faßte er neue Hoffnung, und sie gingen also in die Kirche.

Der Reichsfreiherr und die Freiin saßen schon in den Stühlen vor der Kanzel, ein Gast aus Franken, der junge Schlick und etliches Gesind waren mitgekommen. Paracelsus wurde zu den Herren geladen und nahm nur zögernd Platz. Auch setzte der Magister unverweilt zu einer runden Rede an, als seien sie unter den Glocken versammelt. Er sprach von dem Kampfe in Augsburg, stand vor den Herren und für die Herren, pries

die neue Gemeinschaft und eine in Christ erstandene Kirche über den Trümmern der alten, die der Antichrist in Rom zu Gottes endlichem Zorne verschachert habe. Vielleicht wollte der Staufer seinem Gaste etwas merkwürdiges bieten.

Die Bauern harrten ernüchtert, blinzelten auf den ansehnlichen Gast, der breit und selbstgefällig neben der Freiin saß, schielten zu dem kleinen Doktor hinüber, der immer sauerer dreinsah. Indes rauschte der Regen um die Kirche. Und sie dachten, daß ihr reifendes Korn gründlich satt werde, daß Rüben, Kraut und Gras eine tüchtige Erquickung fänden.

Dann schwieg die volle Stimme, sie lauschten auf.

Paracelsus blieb sitzen, als er nach einer Weile unlustigen Kampfes gegen den Seelenpferch der Stunde mit trockenen Worten vor sich hinzureden begann. Er sah nicht recht auf.

«... das alt Lied, lieber Magister, die eitel Hoffensweis! Wann je und je Menschen entwachsen gesein der Konstellaz ihrer alten Kreature und erwachsen in die nüe Konstellaz, die neu Kreature, mit Unruoh und Bangen, so tretend sie hin in die Gmein und muoten uf nü Gsatz, als die ze Augsburg ton. Bouen also den nüen Altar, Opfer, Kirchen, Gebot. Geht ein Gerede umb Alt und das Nüe. Wo aber bist du, Mensch, oder du, Kaiser und Rich, der do müget die nü Kreature gründen und bauen vor all Zeit künftig?»

Magister Moser griff zu, denn er sah, daß alle Augen aufflackerten wie Lämpchen, die frisches Öl bekommen haben.

«Ein Mensch allein kunnts wohl nit, Hochgelahrt, auch nit Doktor Martinus, der Mann Gottes, kunnts alleinig. Darumb so tretend sie in die Gmein, darumb ist der Tag vor Kaiser und Reich bstellt. Dann es steht geschrieben: so ihr euch versamblet in meinem Namen, so will ich sein mitten unter euch. Also wächset der Mensch über ihn selbsten hinaus in der Gmein und vermöcht die erneuet Kirch und Gsatz aufrichten aus der neuen Kreatur.»

«Dagegen will ich ein Glichnus ufstellen», meinte Paracelsus ruhiger, denn er hoffte nun, daß diese Stunde nicht unwert bleiben werde. «Es sij ein Mensch krank, so ist ein feindlichs

Wesen wider ihn in sinem Leibe, da muoß der Arzt bistohn. Was schaffet der Arzet? Etwan ein nüen Menschen oder ein nü Gsatz des Leibes? Ein nüen korporalischen Adam? Mit nichten. So der Arzt redlich ist und siner Kunst wohlerfahrn, siehet er an den elementischen Menschen in sinem Siechtag, erkennt den Kranken, wo es ihm gebricht an Kraft des Elements und Sterns, hilft am Orte. Und der redlich Arzt tritt an sin Füer, greift in die Apotheken, von Gott dem Menschen geschaffen in Krout, Metallis, Marcasit, Salibus, Gemmis, ziehet uf ein Elixir, Magisterium, Quintum Esse mit der Füer Hilf, schaffet ein Konstellaz us Kraft des apothekerischen Elements in Subtilität und stößet sin Arcanum der Kraft des Elements im kranken Menschen zuo, daß beid, Nature und Mensch, wider die Krankheit künnten ufkummen und bstohn. Was schaffet demnach der elementisch Arzet? Nit ein nüen Adam, noch ein nü Kreature. Er hilft dem alten Adam uferstohn, das ist gewest der leibkräftig Mensch in sinem Element und Stern. Und ist ein Groß', will eins schaffenden Manns ganzen Muet, daß er zu sollich eim Helfer erwachs. Allein es ist das Größist nit und bleibet in der unteren Welt verhangen. — Aber die Zit ist reif worden, daß us der alten Kreature erwachs die nüe! Höret ihr nit die Orgel Gottes über allem Wesen? Do fallend die Muren der Tempel und berstend die Altär. Die alt Kreature ist gegründt im Element und Planeten, und darin stohn Tempel, Altar, Opfer, Lehr, Sacerdot, Kirchengsatz. Was wächset us denen Konzilien, Richs, tägen und gehäufeter Macht und Willen? Wiederum Tempel-Altar, Opfer, Sacerdot und Kirchengsatz. Dann all, so do ankummen und wellend heilen den kranken Lichnam, die verderbet Kirch, müssend dem Arzt glich bleiben und ein alten elementarischen Adam gsund machen. Die sänd do us dem Gestern geborn, und die us dem Gestern reden wohl. Sänd Ethnici, vermeinend es liege alls im Moul. Und so ihr Muet und Herz noch so louter stünd, ihr Mittel bleibet im Alten, ihr Mittel hanget im Element, nit in der nüen Kreature, das ist im Rich, fern von dieser Welt, nit zu greifen und zu schouen,

noch zu reden. Sie stohnt wider einander, und brenne ich Herz hoch und heilig, sie müessen elementisch verlouten und elementischen Lout annehmen vom andern und gefangen bleiben in Ketten des Mittels, das ist in der alten Kreature. — Nun aber tönet die Orgel Gottes von der nüen Kreature, jetzt sänd vor diesem Spiel die Planeten tot, und die Element hänt kein Kraft meh in dem.» Er loderte auf, seine klemme Stimme füllte die Kirche. «Siehst du, nüe Kreature: wie streng und gewaltig David, Salomo, Asaph, Moises, Israel hänt uf das Gsatz müssen achthaben, gehorsam sin, willig und behend — und war alles ihnen kein Nutz! Ward ihnen alls Regul, äußerlich, ein Schalen, ein Kleid. Und aber siehst du, nü Kreature, als glich: Kaiser und Rich mit Tag, Disputaz und Rat! — Du muoßt zu dir kummen, nü Kreature, und alleine. Als Christus saget: Gang in din Kämmerlin und bschleuß die Tür hinter dir. Do bist allein. Do bist innerlich. Zwo Geburt sänd im Menschen, so muoßt du die alt von dir ton und in der nüen sin. Zwo Influenz: Die alt Kreature, die do ist in die Welt geschaffen, hinwider die nü Kreature nun aber im Menschen innerlich und stoht in der Influenz des heiligen Geists. Also soll der Mensch fechten mit zwo Ritterschaft, wider den alten Himmel, Firmament und Element und wider die alt Ordnung der templischen Gsatz und sich der zweien im seligen Leben entschlahen und do den nüen Himmel lossen influieren, imprimieren, konstellieren und ein nüen Schöpfer der nüen Kreature annehmen in sines Herzens Tiefe und Heimeligkeit.»

Das Gewölb gellte seiner Stimme nach. Befremdet stutzten die vom Schlosse, und die anderen erschraken über die Heftigkeit des sonst bedachtsamen Doktors. Alle fühlten sich von einem Wirbel zweiflerischer Gedanken fortgerissen. Er selber blickte erstaunt auf: sah Steinmauern, Kanzel, Altar. Schlichte Menschen mit fragenden Augen streifte sein Blick, andere mit den gesenkten Stirnen, die sich nun falteten — und dann lächelte er selbsterschlossen und merkte, daß auch er dem Gemäuer mit den hohen, bunten Fenstern im Chörlein, der Kan-

zel, dem Altare erlegen war. Er hatte gepredigt. Nun schloß er die Lider und fuhr langsam über Stirn und Glatze.

Der Gast flüsterte dem Reichsfreiherren zu. Bernhardin Stauf wehrte mit einer leichten Handbewegung dem Magister Moser und sagte unter einem halben Lächeln:

«Als Ihr saget, Edel und Hochgelahrt, der Tempel fällt, und der Altar gehet in Trümmer. Des ist wohl Zeit, und wellends unser evangelischen Leut auf dem Tag zu Augsburg machen perfekt. Allein wie sollt es einer alleinig tun in dem Schlafkämmerlein? Ist ein Bau gewaltiglich, der Tempel und Altar römischer Klerisei, da brauchets viel beherzt Werkleut.»

Der Gast nickte lebhaft, er hatte eine kollernde, behagliche Stimme und strich den Bart, während er sprach:

«So ist, als der Staufer meinet! Kirch wider Kirch, Stein wider Stein, Gsatz wider Gsatz! Wo kunnten die Leut sunst hin? Des Christenmenschen Freiheit muß geschaffet sein, und hat er sie, ist not, daß er wiss wohin, dann das Gewissen will sein Ort han.»

«Hat sin Ort», fuhr Paracelsus dagegen, «hilf Gott, daß die ze Augsburg den Ort nit vermouren: Gsatz wider Gsatz und Stein wider Stein!»

Es begann ihn zu gereuen. Er hatte sich aufgetan, und die Stunde der Gemeinsamkeit war doch verloren. Er blinzelte zu dem jungen Magister hinüber, dessen wasserblaue Augen ihm aus einem verlegenen Gesichte begegneten. Und das versöhnte ihn sogleich. Feinfühlig empfing Leupold Moser die freundliche Lebenswelle, die in Paracelsus allen Unmut löschte, und er sprang ein.

«Zwiefach ist der Mensch, als Ihr ihn selber erwiesen in Eurem Gleichnus, Edel und Hochgelahrt, da Ihr habet den ein Teil in das Element und Gstirn gsetzt. Der Teil ist der elend Teil, der irden Kloß, und schreiet nach der Gemein, der Gemein aber tut Kirch und Gsatz not, sie ist des Gewands dürftig, dann sie erkennet ihr Blößen, brauchet die Schalen, muß schöpfen und vermag ohn Mittel nit aus Gott zu saugen.

Als der Heiland saget: Ich bin nit ankummen, Gsatz und Propheten zu lösen auf, sundern erfüllen.»

Paracelsus sah nieder, es war still geworden in ihm. Er meinte: «Nun ist die groß und unvernommen Stimm der Zit lout, die nü ist und reif ist, die über die Schwellen tritt — allein des Menschen Ohr hanget beim Alten, hört die Stimm nit, und des Menschen Fueß wurzlet im Gewohnten und stocket für der Schwellen. Do wird sin Herz der Unruh voll, und er redet das Alt der nüen Zit zuo mit klugen und gewohnten Reden. Sollichs fährt dem Ohr glatt in und lullt das kindlich Herz. — Was saget Christus? Er sprichet: Ich bin ankummen, zu erfüllen, das ist vollbringen. Also spalten sich zwo Kirchen, und nit die ein römisch, die ander lutherisch, zwinglisch, sektisch, sundern die ein ist die Kirch zuo der Lehr, die ander der Vollbringung. Die zuo der Lehr ist äußerlich, die der Vollbringung innerlich. Die innerlich in Christo stoht und broucht nit zu losen uf Gsatz und Propheten, dann sie ist Gott in üns ohnvermittlet. Do wird keiner Herr der Seelen von ussen her sin, do lieget die Infalt, und werden stumm Decreta, Decretales, Pfaffenwandel, Sitten. Menschgott all einig und Gottmensch all einig und ein Schlafkämmerlin.»

Der Reichsfreiherr und sein Gast — vielleicht hätten sie an anderem Orte und fern von dieser Stimme über die Rede gelacht oder sie belustigt abgewehrt — sahen suchend in die Gesichter der Leute, die am Munde des fremden Doktors hingen, und sie gewahrten den Zweifel nicht, den sie suchten. Auch des Pflegers rundes Gesicht war sanft erhellt, und das des Magisters von einem tiefen Ernst erfüllt. Die Freiin aber hatte die Hände auf dem Pulte gefaltet und lauschte fromm. Da wurde den beiden weltläufigen Herren zag zu Mut.

Der Magister hob nur fragend seine Stimme: «Ihr sinket wie ein Lot und achtet des Wassers nit, noch der Fisch im Wasser. Die wellen auch leben. Da bleibt die Frag allein und ist die letzt Frag: Warumb hat Gott die alt Kreatur erschaffen und nit die neu vom Anbeginn, daß ihn gereuet die Schöpfung Adae und seines Geschlechts?»

«Das ist wohl ein Frag, lieber Magister — und ihr Antwort goht in zween Weg. Der ein ist uf den Creator gericht, den will ich hie bleiben lon und lossen stahn bi denen großen Meisteren, als ich nenn Eckartum und Taulerum. Der ander ist uf den Menschen gericht und weiset Gott in siner sunderen Güeten. Er hat den Menschen nit gemacht vom Himmel, noch us siner Substanz, glichwohl ihn gsatzt ins Paradeis, und der Mensch war nit vom Paradeis. Wollt sich nit zusammenreimen: Leimklotzen und Manna. Aber darumb ist Adam ins Paradeis kummen, damit er us siner und des Gartens Widerwärdigkeit lernet. Und ward usgestoßen us Gnaden in den Jammer und das Elend, darinne Gott sin Wohlgefallen hat, dieweil er sagt: selig sänd die Armen, selig sänd die Verfolgung leiden, selig sänd die Dürftigen. Unselig wär Adam blieben im Garten, dort lernet er kein Elend und Armuet. Darumb so muoßt er hinus in die Welt. Dann was wir selbs von üns abtun, das muoß mit Herzleid und Jammer beschechen. Wir müessend verlossen. Das tuet ünserm Herzen weh, und das ünserm Herzen ein Leid ist. Es muoß sin. Und muoß aber sin. Elend und Laster treiben die Frumbheit herfür. Der Unruoh hat, leit in täglicher Übung. Not tuet das Übel. Darumb bi dem Unruhigen ist Erfahrenheit, Kunst, Geschicklichkeit deren Dingen, darein er sich unruhig begibet. — So ermesset Gott mit Gottes Maßen und wäget ihn nicht mit Menschengewicht, dann Gott lässet siner nit spotten. Gott muoß dines Herzens Unruoh, Elend und Armuet von dir wellen, nit aber Gold, Gstein, Lehr, Sacerdot, Sammlung, Kirch, Altar. Der us dem Elend schreit und siner Not, gibt Gott, was Gottes ist.»

Nun hatten sie die Stimme nicht mehr vernommen und nur das vielgeprüfte Herz. Auch er hatte nicht mehr für Stunde und Menschen gebangt.

So kam es, daß Frau Ottilia unter Tränen aufsah und ihrem Gatten ins Ohr flüsterte:

«Die Woch künftig ist unser Tag, Staufer ... da will ich die Sau stechen lan, und der von Hohenheim soll auch kummen ...»

Und Bernhardin Stauf raunte ihr zurück: «Das mußt tun ... der selb ...» aber er konnte nicht recht weiter und räusperte sich gewaltig.

Der Gast brummte nachdenklich in seinen Bart, er hatte etwas von dem Saustich gehört und die Tränen der Freifrau gesehen, das reimte sich auch nicht, wie des Doktors Leimklotzen und Manna, aber er sah wohl ein, daß er unter merklichen Leuten saß, hier zu Beratzhausen. Es ging auch sonst nicht nach der Regel. Denn nicht der Reichsfreiherr oder die Freiin erhoben sich und gaben Urlaub, sondern etliche, die in schlechten Kitteln hinter den andern gestanden waren, gingen nach einem tiefen Schweigen, das sie alle erfüllte, langsam aus der Kirche, und die anderen folgten denen. Gleichermaßen benahm sich der beratzhauser Pfaff sonderbar genug. Er saß am längsten, hielt die Stirn in seine Hand gestützt, endlich schien er am Geräusche der Schritte zu erwachen und trat zögernd auf den Doktor zu, der offenbar erfreut war, daß ihn einer aus all der Benommenheit erlöste, die er angerichtet hatte.

«Nu ist der Regen gar», meinte Paracelsus beweglich, «wir wellend noch eine Weil uf die Straß gen Nürmberg!»

Der Magister nickte nur, und draußen erwarteten ihn die andern. Die erquickende Kühle, das satte Grün ließ sie aufatmen, und jeder wußte, daß sie alle froh und leicht geworden waren. Es ging einer unter ihnen, dessen Herz eines Felsens Last vermochte. Sie konnten ihre Schollen und Steine auf ihn legen.

*

Sie waren ihm nachgefolgt, und er war ihr Führer auf einem Wege gewesen, der weitab vom Weltlauf zweigte. Solange er unter ihnen gegangen war, hatte er ihrer Herzen Gläubigkeit wie eine Kraft gefühlt, von der sein Herz weit offen und überfließend geworden war.

Dann kam die Nacht die tiefe Nacht, und hob den Stein vom Brunnen seines Wesens, und das Gestirn spiegelte sich im Spiegel seines Gewissens.

Schlaflos lag er auf dem Bette, durch das offene Fenster flimmerte das Firmament. Und ihm war, als habe er seine Gotteinsamkeit verraten und sei an ihr schuldig geworden. Mit mörderischer Klarheit fühlte er jetzt, daß seiner Stimme Gewölbhall in ihnen das meiste vermocht hatte, und daß er selbst nur hingerissen worden war. Er fand den Gottesteil in sich und den andern nicht mehr, den Gottesteil, den mit Worten zu rühren er sich vermessen hatte.

Und blieb auch da das Wort allein, so blieb Verführung und Makel des Wortes, dagegen er sein Leben lang kampfmütig gestanden war. Mittelbar war er geworden, wo alles Mittel fehlt, niedriger also als das Element der Erdenwelt, niedriger als die Magie des Firmamentes, denen beiden der Mensch durch sein Gottesteil überweitet ist.

Er hatte gepredigt. Nun in seiner Stille bekümmerte ihn die Unlauterkeit des Schalles. Wo hing die Schlange in seinem Laube, und woher tropfte das Gift von seinem Baume?

Und sie waren ihm nachgefolgt, fromm wie Kinder.

Theophrastus wälzte sich auf dem knisternden Stroh. Er wünschte Ausflucht. Still sein und starr sein, dann mußte der Schlaf kommen. Kein Glied rühren und langsam, tief atmen.

Da hörte er den Gesang einer Nachtigall. Vor seinem Fenster nicht allzu weit schlug sie längst, die unschuldsvolle Stimme sanft erschlossen und fern vom hadernden Willen, nur Laut ihrer selbst.

Es brannte in ihm auf, als sei ein lodernder Stern in seine Brust gefallen: War er so gottbegeben und weit von Wille und Hader gewesen, da er vom Weg zu Gott erschallte? Es hatte in ihm gekämpft — auch da? Widerwille und Hader: gegen den templischen Ort mit Wänden, Altar, Kanzel, gegen die Menschen aus dem Schlosse und ihren elementischen Gesetzeswillen, gegen die Meinung des jungen Pfaffen, der eine weltläufige Straße wies.

Sein widerwärtiges Herz! Das am Streite heiß wird und dann zum Maule herausschlägt. Nicht zum Maule allein, aus

den Fingerspitzen auch, die Feder und Kalamus führen. Herz, fern vom Liede der Nachtsängerin, Herz in des Zorns Blöße. Vom Gottesreich verlauten aus Widerwärtigkeit? Widerwärtigkeit hier wie überall und gegen alle. Er vergrub seine Stirn in das Kissen.

Und hörte die Vogelstimme: die Nacht sang zu ihm. Und fühlte das sanfte Gleiten und Tasten aus den Sternen in seinen Leib, aus dem Erdboden an seinen Leib. Ihm war, als würde er durchsponnen und getragen inmitten.

Eine Flammenzunge Reinheit war auch in der hallenden Kirche durch ihn geweht. Sie ist von dem Pfleger hergekommen und von dem Haufen Menschen im Baurenzwilch. Heilig und gemeinsam ist sie gewesen. Die konnten das Teufelselement des Wortes nicht geschmeckt, den Widerstreit, der Worte entzündet, nicht erlebt haben. Vielleicht war ihnen Theophrastus Laut geworden, wie die Vogelstimme der Nacht Laut ist der Nacht ...

Er breitete die Arme. Sein altes Blut, aus dem die Sehnsucht vieler staubgewordener Generationen nach Erlösung schlug, glühte im Verlangen nach ihnen, die noch nicht die Last des Blutes trugen. Hatte nicht Christus ein Kind von der Straße gegriffen und mitten unter die Jünger gestellt, da sie ihn fragten: Wer ist der Größeste im Himmelreich? — Es sei denn, daß ihr euch umkehrt und werdet wie Kinder ... umkehren, nach vieler Geschlechter Mannesdrang und -schicksal. Das andere Kind werden, der ausgelernte Adam, dem das Paradies nicht mehr mangelt, denn er ist unmittelbar vor Gott. Umkehren und wieder zur Kindheit kommen!

Wo lag also der Stachel, der seinen Zorn auftrieb? Bei den Ständischen, die Kirchenpfeiler, Schulwand und Adelsmauer brauchten, nicht um Gott zu leben, sondern um in weltsicherem Schirm und Halt einer Welt zu ersterben. Gesetz wird Stütze, Gesetz wird Mittel, Gesetz muß Hader werden, denn es gibt kein Gesetz aller Kreatur. Gott ruht gesetzlos in sich. Da Mose vom Berge stieg, sahe er das Volk, da wurde er an dem Schmerze seines Schauens Prophet, zerwarf die

Tafeln des alten Bundes, und aus seinen Schläfen brach der Schein des Gottgerührten. Umkehren, gesetzlos werden, Kind unter Kindern.

Er lag auf dem Rücken, die Arme noch gebreitet, spreizbeinig. Sein Herz schlug. Die Nacht sang nicht mehr aus der Vogelkehle zu ihm, er sah das Firmament.

Da wuchs sein Wesen ungemessen. Jedes Glied, jede Fiber, jedes Haar verschwamm mit seinem Bruderteil in der Sternenwelt, und die Substanzen seines Leibes sanken in den Schoß der Elemente. Der Himmelsmensch und Erdenmensch flossen zusammen in unsäglicher Einheit. Ober ihnen schwebte, gleich einer Wolkenröte, der reine Hauch, in dem Gott der Creator zu Gott dem Creatum geworden war. Er bebte, durchpulst vom großen Puls des Firmamentes, und das Gestirn wallte, von seinem Herzen durchflutet. So strömte es in unermeßlichen Läufen von ihm und zu ihm, er selbst war nichts als aufgelöste, allverbundene Kraft. Er wäre in diesem großen Erleben gestorben, hätte er nicht den magischen Fluß gefühlt. So aber ballte sich der reine Glorienhauch über der kosmischen Paarung: Theophrast. Und Paracelsus sank, ein Mensch, in seinen Menschenschlaf.

Aber auch andere kämpften in dieser Nacht, die ein Vogel mit seiner süßen Stimme füllte, wider ihn. Nur wenige, die ihm nachgefolgt waren, und nun nicht den kühleren Griff am Herzen fühlten. Je weiter der Fistellaut seiner Stimme, der Bann seines Blickes, das Geistfeuer seines Gesichtes aus ihrem Erleben schwand, desto kälter faßte sie sein Wort an und preßte ihre Herzen.

Hatte er nicht die römische Kirche und das Werk des Doktor Martinus zugleich mit dem Zwinglischen Gegenspiele und allem Sektenwesen wider den neuerstandenen Heiland gestellt? Hatte er nicht alles verworfen? Konnte dieser Mann Heiligeres wollen als Doktor Martinus? Wollte er nur anders?

Wenige nur hielten auch in der Stille der Nacht bei ihm

aus, und sein Wort belastete sie nicht. Das Feuer hatten die gefühlt und blieben durchwärmt wie ein Keim nach der Sonne. Die meisten aber, auch solche im Zwilch, lauerten nach, erschauerten wie Schafe unter der Schur, sahen sich um, ob die Stalltür offen stand. Und die des Wortes gewohnter waren, warfen heimlichen Spott und Zweifel gegen hin.

*

Als er am anderen Morgen den Schlußsatz des Paragranumwerkes fand, wartete der lange junge Leupold Moser unter der Tür. Paracelsus hatte ihm leise zugewinkt und schrieb die letzten Zeilen:

«... will euch also mein Grund fürgehalten haben und guter Hoffnung sein, ihr werden euer Augen dermaßen auftun, wissen und erkennen, was euer Kunst der Arzenei sei, doch am wenigsten die Auditores ...»

Noch etliche Worte fehlten, er fand sie nicht mehr: hinter seinem Rücken rief ihn ein suchender Wille an, er fühlte den Strom des anderen Menschenwesens, und es zwang ihm die Feder aus der Hand. Mit einem kurzen, fast unmutigen Rucke wandte er sich um.

«Ihr hänt ein Herz voll, Magister — und ich nur eine Feder. So mag es billig sin, daß Üer Herz ehender fleuß und leicht werd, dann mine Feder.»

Der Magister ließ sich auf den angebotenen Schemel nieder. Er stützte die Ellbogen auf sein Knie, faltete die Hände und sah zu Boden.

«Diese Nacht ist schwer und umbtrieben gwest als ein Mühlstein, und ich bin unter ihr gelegen. Nu ist der Tag und ist ein Sunntag. Es werden die Leut ankommen aus der Stadt, von dem Land und wellend hie dem Worte nach. Ich soll das Wort finden. Da muß ich fürderst durch Euch hindurch sein. Ihr habet mich übermannt. Euer Wort ist ein langsam Feuer, das zu der Scheun schleicht und langet ein

zur tiefen Stund, da alles schläft; schlägt aus in bösen Flammen. Da muß ich hindurch, von Angesicht zu Angesicht hindurch, eh dann ich das lauter Wort Gottes kann denen verkünden. Ihr habet ein Brandsamen ausgestreut. Da ich Euch gehört, war es eine Wärme als vom Weine, da ich allein bin gewest, ist es zehrend auferstanden. Seid Ihr des allmächtigen Gottes oder seid Ihr des Teufels? Ich muß hindurch durch Euch und noch in dieser Stund.»

Er blickte brennenden Auges auf, und seine Hände preßten einander blaß. Da sank der kühle Hauch in des Heilmeisters Brust. Er sah den Menschen, der am Zweifel darniederlag, und suchte das Heilmittel.

«Gottes oder des Tüfels? Wisset Ihr kein ringern Bissen vor dieses nüchternen Morgens Weil? So ich des Tüfels wär, wie kunnt min Antwort anders louten dann: Gang hoim, arm Seel, ich bin des Gotts! — Schreiet nit alle Welt: ich bin des Gotts, und ist des Tüfels ein Dreck? Hat Üch diese Nacht umbtrieben, Magister? Was wisset Ihr von Nächten, vom Trieb, vom Mühlstein? Wohl Üch, so die Scheuer brennt lichterloh zur Äschen! Wer hats Korn ingefahrn und etwan das usgedroschen Stroh? Ist alls nit Üer. Eines Menschen Ernt lässet sich in einer Hand bergen, tuet der Scheun nit not.»

Der Magister sah ihn fassungslos an. So kannte er den Paracelsus noch nicht. Das war der Mann nicht, aus dem es gestern noch und an geheiligtem Orte wie Herzenslaut gebrochen war.

«Ich kumm nit in Streit und Hader ... ich will rein werden ... rein!» Ihm bebte die Brust. Aber des Paracelsus Lippen blieben schmal.

«Die Matrix muoß durchs Füer, darus wächset die Louterkeit. Lieget alleinig an ihr, daß sie ihr fürig Wesen an dem Füer entzündt und ihr selbsten klar seud. Soll ich ein groß Pfaffenkrüz über Euch schlahen und: absolvo te, gang hin, schlaf weiter? Min Ambt ist dem Nachtwächter entgegen, und ich blas: wach uf und brenn! Und ist min Ambt des

Tüfels, so ist es des Tüfels, den Gott hat erschaffen und Lucifer benennt in der Stund siner Geburt.»

«Das ist kein Seelsorg nit, also spricht der Versucher.»

«Wohlan, so will ich versuochen, als Gott den Abraham hätt, der sin Messer ober des eignen Suhns Kehl geschwungen, und ich werd Üch den Hammel nit weisen an des Suhns Statt.»

Da richtete sich der junge Prediger taumelnd auf, er preßte die beiden Fäuste gegen die Stirn.

«Gelobt sei der Herr, dann es höret Euch keiner ... es möchtend ihnen allen Stein wachsen in den Händen, daß sie Euch damit würfen!»

Paracelsus hielt an sich. Er wußte, daß hier nicht Balsam, noch Diät, allein das Messer not tat. Er höhnte beinahe:

«Steiniget! Steiniget!»

Der Magister stutzte, sein Gesicht gewann Röte, die Hände öffneten sich und sanken nieder, die Augen glänzten auf, aller Schmerz schwand aus seinen Zügen.

«Sie stehn am Werk und bauen Zion neu. Gott hat seine Baumeister erwecket, das Schwert des Wortes in der ein Hand, die Kellen in der andern. Sie stehnd am Werk. Wir all nehmens hin als wie die Sunn und den Mond, als wie das täglich Brot und den gewohneten Schlaf, loben wohl mit mattem Wort und zeigen ein sorglos Gefallen. Indem geschicht Gottes Wunder vor unserm blöden Gesicht, als kunnts nit anderst sein und seie uns nur nach Verdienst getan. Da weiset Gott sein neu Erbarmen, daß wir sein Gnaden erkennen in der Tiefe: und er lässet den Zweifler auferstehen und sein Samen säen. Gelobt sei Gott vor diese Zweifelsnacht unde Gewissenspein, vor dieses Morgens Bitterkeit, dann nun bin ich hindurch.»

Er sah auf den Heilmeister nieder, der leise lächelnd vor dem Schriftwerk saß und tat, als ob er läse.

«Ich kunnt Euer Feind nit werden, Herr Doktor. Nun aber geh ich in Frieden. Müge Gott Euch gnädig sein, daß Ihr das Euer verantworten künntet.»

Paracelsus blinzelte auf.

«Sie hänt mich den Lutherus genennt, ich bin Theophrastus. Ich soll der Lutherus sin? Ich werd ihm und Üch zu arbeiten geben und werd dem Luther sin Ding lossen verantworten und das Mein eben machen.»

Eine Weile noch zauderte der Magister unter diesem Frosthauche, aber es schien seine Sanftmut zu siegen. Er neigte den langen Leib und ging. Paracelsus wollte seinen Geist an das Schriftwerk zwingen, aber noch lebte die tapfere Leidenschaft des jungen Predigers in dem stillen Raume zu stark.

Der große Heilmeister lehnte sich im Stuhle zurück. Er sah durch das Fenster in den leichtbewegten Himmel. Die Schwalben schwangen edlen Fluges durch die Luft, kühn, als würfen sie ihre weiße Brust in den Weltraum, und doch — sie kehrten, nestgebunden, immer wieder zurück.

*

So reifte auch das kleine entlegene Beratzhausen um ihn wie rings die Saaten. Er sah es an den verhaltenen Mienen und an den Blicken.

Wo waren Ort und Menschen einsam genug, um offen zu bleiben, wenn er sich auftat? Und es tat ihn auf, immer wieder. Sie lauerten vor seinen Toren eröffnungsbegierig, Natur und Mensch, sein Schicksal: nie Mann, Weib, Kind, niemals Haus, Werkstatt, Acker — immer Mensch, Natur in einer gierigen Unerschöpflichkeit, drängend und treibend.

Das Paragranumwerk lag für die Offizin des Peipus bereit. Er war daran rein geworden von den Splittern und mehr noch, sein Mensch hatte wieder in die Werkeinsamkeit zurückgefunden. Er hatte die andern gesucht, und die andern verloren sich wieder. So war er neu auf sich gestellt, wie der reife Acker, den kein Unkraut mehr ersticken kann, den Sonne und Regen nicht mehr wandeln können, dessen Hoffnung erfüllt ist, wohl oder übel, an den der Bauer kein Gebet mehr wendet.

Da brach aus ihm das andere, größere Werk, wie ein neuer

Adam und einem Gesichte gleich: der Berg der Menschenkrankheit aus seines Urgrunds Tiefe geschaut, das Wesen alles Siechtums selbst, ein Ungeheuer mit drohenden Klüften und Gipfeln.

Was war von den andern allen getan vor seiner, des Paracelsus, Monarchie? Auch sie hatten aus der Heilerfahrung eine Gesetzeskirche gemauert. Väter, Kanonisten, Kommentatoren starrten von den Kragsteinen an ihren Säulen, und eine Liturgie war ihre beste Kunst. Das Wesen der Krankheit war in Namen zerflossen, das Wesen der Arzenei in das scholastische Spiel spitzfindiger Wortwörtlichkeiten. Breit saß der Baal der Medizin auf dem Tempelthrone, und die ihm dienten, kümmerten sich um Kleid und Gestus, während sie ihre Zitate aus den dicken Köpfen schüttelten. Nicht lebendige Kranke fieberten vor ihren Augen auf dem Stroh und krümmten sich in Angst und Schmerzen, kanonisierte und kommentierte Begriffe lagen da, gegen die man Antithese und Respons setzte.

Da türmte sich vor seinem Blicke der Berg der Krankheit, wie er aus der Weltmatrix erstanden war, als Gott sein Auge von der Schöpfung wandte, da ihn der Mensch gereute. Fünfgipfelig zürnte der Berg: Verderben aus üblem Fluß des Gestirns; Selbstvergiftung in leiblicher Däuung; Siechtag aus Feindseligkeit des Erdenelements; das Leiden vom bösen Willen der eigenen und fremden Brust her; und endlich die Krankheit nach Gottes rächendem Ratschluß. Aus vier dunklen Schlünden gähnte der Berg des Leidens zwischen diesen Gipfeln: Kluft des Urstoffkampfes, der Eifersucht des Sulphur, Mercurius und Sal um den Besitz des Leibes; Schlucht des verstockenden Tartarus, der das lebende Organ in Sand und Stein erstickt; der Abgrund der brünstigen Matrix, aus der mit dem Leibesleben der Tod wächst; und die Kluft der gärenden Imagination, des Seelennetzes und -verhängnisses.

Er fühlte sich mächtig, dem Krankheitswunder aus Gottes Rachestunde die Schleier des Mirakels zu entreißen, geschaffene Natur zu enthüllen, wo bisher ein scheuer Buchstaben-

dienst und ein hehlendes Wortgezänke das Licht der Natur verdeckt hatten. Ernüchterung angesichts der exaltierten Lebensnot, Entschleierung, Reinheit! Dafür warf er seines Lebens Elend federleicht hinter sich und wurde neubürtig an dem ungeheueren Entschlusse. Und Paramirum wollte er dies größere Werk nennen, das nicht mehr ihn befreien sollte und sein kämpfendes Arzttum, sondern die Arzenei der Welt. Paramirum, das ist: Über allem Staunen, Jenseits von Glaube und Wunder. — Was ist jenseits? Sie selbst, die Natur in ihrer Gottestiefe. Sie sollte an seinem Gesichte enthüllt sein.

So schrieb er an einem Nachmittage vom Wesen des Mikrokosmus: Sei euch das ein Introductorium unseres Anfanges, daß in gleicher Gestalt, wie ihr das Firmament in Himmeln erkennt, ein gleichförmige Constellation, Firmament ist im Menschen. Wir wollen uns durch euer Lehr nit beschämen, daß ihr heißet den Menschen Microcosmum. Der Name ist gerecht: aber ihr habt ihn nie in keinem Verstand gehabt, und euer Auslegung sind dunkel. Also sollet ihr uns verstehen: Wie der Himmel ist an sich selbst in allem seinem Firmament — also ist auch der Mensch konstelliert in sich, für sich selbst gewaltiglich. Wie das Firmament im Himmel für sich selbst ist und von keinem Geschöpf geregiert wird, also wenig wird das Firmament im Menschen, das in ihm ist, von anderen Geschöpfen gewaltiget. Sondern es ist allein ein gewaltiges, ein freies Firmament, ohn alle Bindung. Zweierlei Geschöpf: Himmel und Erden für eins, der Mensch für das ander...

Er sprang auf. Die Stube wurde ihm zu eng. Der ganze Körper fieberte im Silbenfall dieser letzten Sätze. Und während die Tinte auf dem Papier verdunstete, gab er den wortgebannten Gedanken seinen Segen. Mit großen Schritten stürmte er auf und nieder, seine geballten Hände zuckten durch die Luft, und sein Antlitz war bewegt, wie ein Bergsee unter einem Gewitter. — Ein Nichts, ein Bettel war ihnen der lebendige Leib geworden unter dem Bettel ihrer Kunst, so hatten sie den Menschenkörper, die letzte, äußerste Tat des

schöpferischen Gottes, dem Gestirn und der Erde unterworfen und tiefer noch: ihrem eigenen stumpfen Sinn. Was sie nicht fassen konnten, es brauchte nur vor ihrem prahlenden Gewissen in diese gemeine Nichtigkeit herabgewürdigt sein, und sie konnten Hoffart darüber treiben, sich erfühlen. O letzte Kunst der Impostoren, der Narren und der Schwachen! Sie sollten ahnen, welch unendliche Welt im lebenden Leibe aus Gottes Hand hervorgegangen war, daß Himmel und Erde ihm nur wie ein geringer Bruder glichen. Und in die Knie, in den Staub vor Gottes sechstem Werkeltag! Dienen in des Herzens ganzer Demut und Inbrunst, dienen in der sehnsuchtsvollen Armut der Tagesvernunft vor solchem gottewigen Geschehen über Geschlechter hin: von dem Schöpfer berufen zur Hilfe an seinem Werke. Selbst nur Werkzeug im höchsten Willen. Sie sollten wieder beten lernen, beten, indem sie dienten.

Er preßte die gefalteten Hände an seine Brust, stand hochgereckt vor dem Fenster, sah trunken in das späte Sonnengold, und seine Augen netzten ihm die hageren, eingesogenen Wangen.

Er hörte das leise Pochen lange nicht. Vielleicht hatte er allzu laut mit sich gesprochen, daß der Wirt nur schüchtern immer wieder den Einlaß versuchte. Endlich schreckte er auf, fuhr sich über Stirn und Wangen und rief.

Der alte Wirt. Ein unsicheres Lächeln.

«Verlaub ... verlaub, Herr Doktor, Herr ...» und er fächelte beruhigend hinter sich her, denn ein Bote, der an seinen Mann wollte, war mit eingetreten. «Aus Nürmberg der Ordinari, als Ihr sehet, Hochgelahrt, Herr Doktor ... und ein Ratsbrief ... und wilt sein Lohn.»

Der Bote schob die Hand des Wirtes beiseite und reichte den Brief.

«Vierzehen Schilling, Euer Edel ... sollt sechzehen heißen mehr vier Heller, allein Euer Edel seind auf dem Wege gelegen, und ich hab noch ander Brief auf Regensburg, da ist ein Schanz bei, zween Schilling und vier Pfennig Euer Edel zu gut.»

Paracelsus prüfte das Siegel, zahlte. Er hieß dem Boten einen Trunk geben.

Als die beiden verschwunden waren, lag der Brief neben seinem Blatte, und eine fremde Hand gab tintenbraune Zeichen neben seiner Schrift, die ihm nicht Zeichen war, sondern Leben. Er hätte die beiden zurückrufen mögen, um blutwarme Wesen bei sich zu haben vor diesem toten Ding, das ihn anrief. Allzu jäh ernüchtert, graute ihm vor dem Papiere, das seinen Namen im seelenlosen Gleichmaße einer Kanzelistenfeder trug. Contrarius — Widersacher! Er streckte die Hand aus, sie war blaß, und die Nägel waren bläulich. Die Hand zitterte. Er hob sie noch einmal und vergrub sie im Wams über dem schlagenden Herzen.

Es überflammte sein Gesicht, er griff zu, brach das Ratssiegel, las.

Und er lachte. Warf den Bogen hin, der in seinen Falz zurückfiel wie eine Fledermaus, die ihre Flügel einfaltet. Paracelsus lachte leise, trocken, bitter, boshaft. Nürnberg. Peipus. Und an Nürnberg und die Druckerei hatte er kaum mehr gedacht. Das war ein Besitz, eine Sicherheit, darüber hinaus einer weiterkann!

Mit dem Handrücken schlug er das Blatt wieder auseinander, bückte sich, nochmals zu lesen. Sein Gesicht war schmerzverzogen. Die Nüstern stießen den Atem aus. Geblendet blinzelte er eine Zeitlang durch das Fenster. Dann spie er den Brief an, sah das besudelte Papier, wischte es vom Tisch und sank über der Holzplatte nieder, grub seine Stirn in die verschränkten Arme und stöhnte seinen Ingrimm aus.

Der Rat der Reichsstadt Nürnberg untersagte jeden weiteren Druck seiner Schriften, man hatte ein Gutachten der medizinischen Fakultät in Leipzig eingeholt.

Als er den Kopf wieder hob, war es Abend geworden, lichter Sommerabend, der die Nacht nicht scheut und sich Zeit läßt, der vor den Türen sitzt, als könnte er auf den Morgen warten, mag auch ein unwahrscheinlicher Stern schon scheinen. Und die Kühle tat wohl.

Paracelsus sah die Ratsherren vor sich: ehrbar, sorglich, geneigt, wohlgeneigt allem, was die breite Stimme führte. Ärzte und Bader, ansässig, bestallt, der Lorenzer Prediger Osiander und sein Anhang — war das nicht breit genug wider einen Fremden? Sorglich alle. Sie hatten ein übriges getan, an die Universität Leipzig geschrieben, etwan sein Manuskript verschickt, das einem Rat durch des Peipus Diener vorgelegt worden war, und hatten ein Urteil in Händen, das Siegel der Arztenfakultät zu Leipzig darauf. Ehrbar, aller Ehren wert. — Er lobte sich sein eidgenössisches Basel. Dort waren es pulsende, gallenheiße Menschen gewesen, die ihm das Maul gestopft, die ihn vom Lehrstuhl gestoßen hatten, seinem Werk den lebenden Atem und den Blick vom Menschen zum Menschen zu nehmen. Dort war er noch gestanden Mann gegen Mann, Rede gegen Rede, und hatte ihnen zuletzt ein Manifest ans Rathaus genagelt. Aber die Zunge war ihm doch nicht aus dem Schlunde gerissen und seine Hand nicht auf den Stock gelegt worden.

Ein Tor war ihm noch frei geblieben: schwärzeschmierig drehte es sich quarrend in den Angeln. In Straßburg hatte er vergeblich daran geklopft, dann — nach Basel — auch in Kolmar war es verschlossen geblieben. Und er mußte endlich klug werden, hatte gebeten, vor Ratsschreibern Reverenzen geschlagen, alle Weisheit säuberlich unter dem Arme, die Papiersextern reinlich geheftet, einer vornehm gesträubten Hand zu Diensten, einem geneigten Blicke zu Gefallen ... in Nürnberg war es geglückt. Die Tür knarrte, der Peipus druckte, und er hatte seinen Laut wieder, und er konnte die harte Ernte schütten ... geben ... geben, was ihn im Übermaß erdrückte, ihnen geben, die darnach verlangten aus bitterer Leibesnot.

«... hinfüro untersagt und ein Druck auf solich Fürhalten einer hochlöblichen, würdigen Fakultät obgenannt jedlich eim, wer sich des unterfinge, bei Straf gänzlich gestellt und verboten ...»

Er schluchzte: «Do ... do ... faß an, satz in din Instrument ... do ... min lebendig Zung!»

Er schloß die Augen, bleckte die zitternde Zunge weit aus dem Munde, als müsse er eines Henkers Eisen fühlen.

Der kühle Abendhauch vom Fenster her brachte ihn zur Besinnung. Seine Finger tasteten über die Stirn. Er erschrak vor dem eigenen Unband.

«Bis still ... still ... was treibt dich vor ein narrecht Ohngestümb unde wohin ... was ist dann sunderlichs ... die wehrend sich und hüetend ihr Gsatz ... bis still ... hast du ihnen nit geschrieben in Paragrano uf die Letzt ...»

Er hob den Kopf, besann sich, stand auf, holte mit tastenden Griffen das Manuskript aus dem Koffer und blätterte ... hastete mit dem Finger über seine Zeilen und las murmelnd:

«... die da nichts andres wissen, dann uf das Papier zu zeigen, das im nächsten Wasser zerschwimbt und aus alten Hadern gemacht wird ...»

Er lauschte nach.

«Us alten Hadern gemacht wird.»

Und suchte weiter.

«Das Papier ist der Acker, in den der Giftraden Saat gesäet wird, und ihr seid die Giftraden im Korn ...»

Und er? Was tat er? Was bekümmerte ihn? Was ließ ihn fast zum Narren werden? Sie weigerten ihm nur das Papier, das im nächsten Wasser zerschwimmt, aus alten Hadern gemacht wird ...

Er wankte vom Fenster zurück. Legte behutsam Blatt an Blatt, strich leise mit der Hand darüber und barg seine Schrift wieder.

Sie sollte stumm liegen, eingesargt. Mit ihm ziehen. Wohin? Er wußte nicht wohin. Und wenn er stürbe, wenn er über Nacht stürbe? Eine Qual packte ihn, er preßte die Handflächen an beide Seiten seiner Brust.

Doch er hatte wohl da und dort einen Freund, und es lagen hin und wieder auf den weiten Wegen Skripta seiner Hand in guter Leute Truhen. Man wußte um ihn. Es mochte auch sein, daß man dann suchte, was übrig war. Vielleicht

auch, daß irgendeine andre Stadt ... Offizinen genug in aller deutschen Welt!

Aber überall lagen seine Widersacher dicht. Nur durfte er nicht an sie denken, nicht jetzt, jetzt nicht, eine Weile nur, bis wieder alles ein Maß fand in ihm, bis er des eigenen Herzens wieder mächtig wurde. Still sein und heilsam wider das eigene Herz! Er nahm es in seine bebenden Hände, hauchte darüber hin:

«Was willtu furthin mir noch tuen an, Herr, und was muoßt du wellen mit mir? Siehe Herr, siehe, min Gott ...»

Aus seiner Demut hob sich die Lebenswelle wieder, die in dieser Stunde hoch bis an das Firmament geschlagen hatte und auf den tiefsten Grund niedergebrochen war.

Er wußte einen Kranken in dem Flecken Laber. Es blieb noch lange Licht, und kam auch die Nacht, Beratzhausen stand offen. Er nahm zu sich, was der Kranke brauchen konnte, schnallte sein Schwert um. Er ging zu dem Kranken.

*

Da ihm am andern Tage doch die Feder zwischen die Finger kam und denen von Nürnberg entgegendrängte, fühlte er grausam genug, daß er auf verlorenem Posten stand. Doch war ers gewohnt, immer noch einmal auszuschwingen, ehe er wich, und wußte, daß er immer noch traf, dicht genug umstellt.

Das Urteil schmerzte nicht, das getretene Recht quälte. Was die Leipziger Fakultät wider ihn führte, gehörte vor die Freiheit der Universität, nicht in das Verdikt eines Rates. Die Fakultät hätte ihn zur Disputaz fordern müssen, ehe sie ächtete. Und er hätte die üble Suppe gegessen, hätte sich gestellt, denn nun stand Satz bei Satz, schwarz auf weiß, aus strenger Not geformt, und sie hätten nicht mehr Dunst schnappen und hohle Blasen treiben können. Die Fakultät hätte sich an Schwarz auf Weiß halten müssen.

Er schrieb: «... nun steht euch der Druck nit zu verbieten

vor angesetzter und beschechener Disputation — ihr haben nichts auf den Druck zu urteilen — warumb urteilend ihr dann meine Arbeit? Habt des kein Verstand nit!»

Aber sie mochten selbst fühlen, daß sie Unrecht taten, denn auch sie warfen ihm Lästerung vor. O der subtilen Nasen, die im andern den Teufelsbraten schmecken, wenn es aus dem eigenen Gewissen nach Höllen stinkt! Weil er die Impostur und ein Verderbnis der Arzenei, davon die Kranken schrien und die Friedhöfe quollen, beim Namen rief, warfen sie sich gegen ihn auf: Lästerer. Weil er das Evangelium bekannte, darnach die Kranken lechzten, legte ihn Rat und Stadt, der evangelischen Freiheit Schutz und Schirm, ins Loch der Stummheit und des Verschweigens.

Da er aber seinen Brief überlas, in den alle Bitternis gefallen war, saßen sie wieder vor ihm: Ehrbar bei Sorglich und Wohlgeneigt. Und ihn jammerte der edle Zorn wie ein vertanes Blut. Er warf den Brief zu seinen anderen beschriebenen Blättern, raffte sein kummerweites Herz, das ihm zerfließen wollte, hartmütig zusammen: ein Kind lag in Nürnberg beim Peipus, ein Kind, das sie ihm aus der Wiege geworfen hatten, sein Kind! Er beschrieb einen neuen Bogen an die fürsichtig, weis und günstiglieben Herren und sein willig beflissen Dienst zuvor. Er blieb modest wider all sein heiliges Recht und wußte doch, daß die Supplik vergeblich war. Vielleicht suchte er nur einen Frieden vor sich selber.

So konnte dieser andere Bogen mit dem Hohenheimer Wappen gesiegelt und dem Ordinari gegeben werden, der nach Nürnberg ritt, den neugefüllten Briefsack am Sattelknopfe.

Seine Schläfen waren gelb und eingesunken, er fraß den Gram und schwieg, denn er hatte keinen Beichtiger in Beratzhausen, sahen sie ihn auch um des Ratsschreibens willen begehrlich an. Er wartete die Tage wie eine Krankheit ab; er kannte sich und wußte sein Arzttum an sich zu wenden. Den böseren Nächten half er mit einem guten Pfälzer, den der Wirt vom Zapfen schenkte.

Und als ihn erst sein Paramirumwerk neu zu bedrängen begann, gewann er das volle Maß dafür, was ihm an Freiheit genommen war.

Wem zu Nutz und Frommen, wenn seines Lebens reifste Frucht und innerlichstes Schauen, ein stummes Bündel beschriebener Blätter, mit ihm durch das Elend zog! Und doch ließ es nicht von ihm, spürte er auch die beißende Geißel, wo er vordem im Glauben, des Zieles mächtig geworden zu sein, entfaltete Geistesschwingen wehen gefühlt hatte Das Werk mußte sein. Der Menschentraum von Freiheit, Laut und Legstatt mußte nicht sein. Ein inneres Gesicht forderte Gestalt, die er, nur er, ihm geben konnte. Alles andre war Sättigung, Friede, Ruhe — ein Glück. Glück mußte nicht sein. Wie seine Wahrheiten alle an ihm lebendig wurden, die er je geschrieben und gesprochen, von denen auch das beratzhauser Kirchlein geschallt hatte! Gott winkte jedes der trotzigen Worte heim. Was ist das Leben eines, der unter Gottes Zeigefinger steht? Zeichen selber, Kreuz und der Gekreuzigte daran. An einem solchen wird das Werk, darin die andern plätschern, zum Schicksal, das er mit dem Leben büßt.

Sein Laut nur war ihm genommen und nur seine Zunge und Feder gebannt worden. Gott wollte den Laut nicht. Und Gott forderte den letzten Trost zurück: das Werk für eine Zeit geborgen zu wissen, in der Theophrastus, der Knecht, nicht mehr die quarrende Feder über das Papier führen konnte und der Kampf aus war. Ins Nichts hinein, auf nichts gestellt, mußte es geschehen, und so war es naturgleich, in Wahrheit gottwürdig — nur so.

War des Kreators Werk nicht aus dem Nichts getan, ins Nichts gestellt? Und wer könnte Gott an Zweckgesichten ermessen? Mikrokosmus sein, Bruder der Erde und des Firmamentes! Welt für sich. Was ist der Welt ein Ziel, was ein Zweck, ein ohrenfälliger Laut, was ein Glück? Nichts. — Nur seinen elementarischen Menschen hatten die zu Nürnberg in Fesseln geschlagen.

Aber der Friedensbecher des kleinen beratzhauser Lebens

war schal geworden. Die auflauschenden Augenblicke kehrten ihm wieder, in denen er die treibenden Wolken um Weg und Schicksal ansah. Und dann kam noch die federtüchtige, streitbare Frau Argula, die Grumbachin. Sie war an des Magisters Briefen um ihre evangelische Pflanzstätte im Labertale besorgt geworden. Und sie kam mit vollen Segeln: er selber, Doktor Martinus, hatte die tapfere Frau auf der Feste Koburg mit Ehren empfangen, sie war über Nürnberg zurückgereist, dem Freunde Osiander willkommene Grüße zuzutragen und manchen Wink zu erhalten. Sie wußte es so einzurichten, daß sie an einem Sonntage nach der Predigt in Beratzhausen eintraf. Noch einmal riefen die Glocken, das Wirthaus wurde leer, auch von den Kranken des Paracelsus. Er selber folgte, denn er wußte manches von der Grumbachin. Weit hinten stand er, fast an der Türe, als sie, von dem strahlenden Magister begleitet, den Herren und dem Gesinde des Schlößleins gefolgt, durch das Kirchenschiff wehte. Rasch ging sie, männlichen Schrittes, ihr Schleier bauschte sich. Hastig raffte sie das weite Gewand, nahm die Altarstufen und wandte sich mit gebreiteten Armen zu der Gemeinde, feurig durchdrungen und ganz die glückliche Botin.

«Sehet, ich bring euch große Freud . . .»

Doktor Martinus, Gottes Held und Streiter, grüßte seine Beratzhauser durch sie. Sie erzählte von ihrer Reise, wie sie empfangen worden war, stellte ihn vor Augen, wie er leibte und lebte, seinen Mut, seine Besonnenheit, den Ernst und die Güte, Selbstzucht und Enthaltsamkeit seines Wesens, die unerschöpfliche Glaubensstärke wider alle Welt und seine Zuversicht. Sie war hoch beseelt, und ihre Worte flossen so lebensstark, daß das Kirchlein mit jeder Brust Feuer atmete, und alle, so dicht sie konnten, zu ihr vordrängten. Der kleine Heilmeister stand bald ganz hinten, er konnte die Botin nicht mehr sehen.

Und sie sprach von dem Augsburger Tage. Die evangelische Konfession sei dem Kaiser überreicht, achtundzwanzig Artikel, von sieben der größten Herren des Reichs und zwei Reichs-

städten gezeichnet, ein Eid und unerschütterlicher Wille. Sie erzählte, daß der greise Georg von Brandenburg dem Kaiser seinen Kopf geboten habe, eh dann er Gott und das Evangeli verleugne. Da ging es wie ein fruchtender Windstoß durch Ährenblühen, die lauschend vorgeneigten Köpfe hoben sich, die Gestalten reckten sich. Auch das Herz des Paracelsus schwoll vor Freude über eine Bekennertat. Die begeisterte Frau fühlte, daß sie in allen mächtig geworden war, und so konnte sie mit raschen Griffen das Unkraut jäten.

«Da sollet ihr keiner ein Zweifel han noch ein Wank, dann es geschieht ein Groß' von denen Streiteren Christi zu Augsburg auf dem Tag. Die sein wohl unser lieben Werkmeister und bauen fest ihr Kirch in Felsengrund, der ist das Wort unsres Herrn Jesus Christ, aufgericht hinwieder durch unsern Doktor Martinus, den Mann Gottes. Und haben ein Gsatz und Richtschnur an unser stark Burgmauren gewandt, da sie Stein auf Stein geleget, das ist unser Konfession. Dann uns ist not ein Regul, die nit römisch seie, sundern des freien Gewissens, und gleichermaßen not ein Altar, der nit heidnisch seie und römisch, sundern unsres gemeingläubigen Herzens. Indem wir all Menschen sein, schwach und sündig, bedürfen des frummen Muts eines des andern, auf daß wir nit strauchlen und fallen gar in die Gruben des Teufels und Antichrists. Uns tuet not Gemein, Kirch, Altar, auf daß wir uns sammlen und stark werden, der ein an dem andern. Dann wer möcht fürtreten und sprechen: Ich steh wider Teufel und Welt alleinig, ich vermags vor mich alleine, ich bins stark gnug! Wehe dann dem armen Praller, so seine Stund des Gefechts und der Versuchung kummt an.

Ihr lieben Leut, also gehet heim, herzlich bestärket, in euer Häuser und auf Regensburg und werdet dem Sämann gleich in Haus- und Stadtwesen. Streuet aus den fröhlichen Samen, so ich euch hab bracht von der Feste Koburg und von dem Tag zu Augsburg. Und seid gewiß: der Herr wirds wohl machen!»

Sie winkte freudigen Angesichts mit beiden Händen und wandte sich lebhaft an den Magister, trat mit ihm zu ihrem

Bruder und der Schwieger, während die Leute, durchwärmt und beglückt, sich langsam von ihr trennten, nicht ohne immer wieder die Augen auf die beherzte Frau zurückzuwenden.

Und einer ging unter ihnen, dem sie in dieser Stunde nicht gefolgt wären. Er merkte, daß die Beratzhauser Abstand nahmen, und sah nur mehr die Sonntagsleute von Regensburg um sich. Da lächelte er still. Sollte es ihn nicht freuen, wo er das Spiel der Feuer sah und den großen Chimista vor den Öfen wußte? Er wäre ein trostloser Empirikus gewesen und ein unlauterer Bacchant, hätte die leise Bitterkeit, die sein Herz drückte, auch das Licht der Natur in ihm erstickt. Das Menschenmagma lag zur Stund im wilden Stadium, die Elemente kämpften in der Matrix. Feuer mancherlei Art und Grades waren not. Agens und Patiens, Solvens und Coagulans standen noch für sich und setzten Glut gegen Glut, Hitze gegen Hitze. In der Grumbachin brannte das Feuer des Moises, darüber war ihr Element nicht hinausgereift. Und Moises hat sich keiner Physika unterstanden, er ist partikulariter theologisch auf dem Glauben für die Einfältigen geblieben. Ist Gott nicht selbst wie ein unsichtig Feuer in einer düsteren Flamme? Wie sollte das Menschenmagma dieser Stunde schon unter dem dichten Feuer erblühen, dem Liquor Alkahest! Sie mußten hindurch, sie mußten alle erst hindurch — lange Kunst, bittere Geduld.

Er ging schon nahe dem Wirtshause, da fühlte er eine Hand an seinem Wamszipfel und sah verwundert in die weiten, grauen Augen eines alten Bauern, der sich sonst immer still und nahe bei ihm gehalten hatte, wenn er mit dem Magister meditierte.

«Wes ist der Rat, Euer Edel? Wem nacher!»

«Du frageſt, Bour? Die edel Frau hat ein beherzhaftigs Gmüet und hochen Sinn, die künnt üch allen baß helfen.»

«Habt Ihr nit von Salomon, Moises und Israel geredt: war denen allen das Gsatz kein Nutz?»

«Es hänt müssen sin Salomon, Moises und Israel, wär Christus sunst nimmer Mensch worden.»

«Nu aber ist Christ . . .»

«Dann freu dich siner, wo du ihn finden magst.»

Der Bauer blieb stehen, und Paracelsus ging in das Haus, die Kranken aus der Stadt warteten auf ihn.

Am Nachmittage ließ der Reichsfreiherr zu einem Vespertrunk durch den Pfleger Kolmar Grasser bitten, aber Paracelsus hatte noch etliche Leute vor, die zurück mußten, ehe das Tor zufiel, unter ihnen einen chirurgischen Kranken. Und er lehnte gelassen ab. Kolmar Grasser war befangen gewesen.

Als er dann ermüdet bei einem Stücke gesottenen Fleisches und dem erquicklichen Pfälzer in seiner Stube saß, fingen Koffer, Satteltaschen und sonstiges Rüstzeug eines Leichtbewegten von selber zu deuten an. Sie wußten ihre Wunderweise vom Überall, Nirgends und Anderswo, die keiner so gut versteht als der, dessen Auge in Stein, Kraut, Tier und auch im Menschen die Natur sieht, darüber vor allem Schauen seine Heimat nicht findet und endlich auch nicht mehr sucht.

Nachdem er eine Weile geruht hatte, ging er unbedenklich daran, das zu sammeln und fahrtmäßig zu bergen, was er bei dieser stillen Gelegenheit, mehr dem Zufalle als einem Plane folgend, in einem freundlichen Zimmer um sich her ausgestreut hatte. Und alles fand hurtig den längstgewohnten Platz.

Silberblick aus den Schlacken

Der Stundenschlag zitterte wieder über seinem Leben hin. Er bewohnte ein schmales, düsteres Zimmer im zweiten Stockwerke eines Hauses, das auf die Gerüstbalken der Kirche «zur schönen Maria» hinaussah. Es war noch das Judenhaus, eng, hochgeklemmt. Es roch noch fremd nach fast einem Dutzend Jahren.

Hauswesen, Gasse und der Kirchenbau, der hinter den wettergrauen Masten und Pfosten stillag und aus seinem unbedachten Mittelschiffe gegen den Himmel klaffte, trugen ihre Leidenschaft, und es schien, als hielten sie nur den Atem an, müde, verstummt. Die Geister aber lauerten.

Der Hauswirt, er hatte schon über Beratzhausen her von Paracelsus gehört, ging manchmal von Erinnerungen über, ein Mensch, der sich vor seinen eigenen Wänden fürchtete. Er hat es mitgetan, damals noch in seinen besten Jahren. Er ist dort auf dem Dache der Judenschule gestanden, hoch oben, wo jetzt das erste Turmgeschoß der schönen Maria aufhört. In zwei Tagen ist alles ein Schutthaufen gewesen, aller Hände waren daran. Vom Dachfirste hat er in das Haus gesehen, ahnungslos, daß es einmal sein Haus werde. Und der heulende alte Jude, der sein Haar gerauft hat, daß ihm das Blut über die Stirne gelaufen ist, zuweilen ist er an das Fenster getreten, auch die alte schreiende Bettel, die ihren Kittel zerrissen hatte, daß man das bleiche Brustfleisch sehen konnte. Hier in seinem Hause ist das jüdische Heiltum — das Haus hat dem Schulklopfer gehört — etliche Tage in einer Kiste geborgen gelegen, die war mit grünem Samt ausgeschlagen. Silberne Nägel, silberne Angeln, Schlösser, Griffe ...

Paracelsus war noch nie der Seelenspannung so bewußt geworden, die über einer Menschenstätte lagern kann wie ein verhaltenes Gewitter. Sein Ruf war ihm vorausgeritten. Aber nicht nur den heilmächtigen Arzt, auch den sonderbaren Mann, der in Beratzhausen gelehrt hatte, wollten die Leute von ihm. Und es schien ihnen natürlich, daß er an einem Orte gesucht werden mußte, der durch Geschlechter hin inmitten der Stadt abgemauert und zu den christheiligen Zeiten von einem schweren Tore gesperrt gewesen war. Dort, wo das Fremdvolk genistet hatte — gezeichnet, verrufen, widerwärtig ertragen, nur um dicken Zins an Kaiser und Rat für Leib und Leben geschützt — das gewitzte, immer wieder zurückgescheuchte Volk, das seine goldbeschwerten Fänge ins Gemeinwesen gestreckt hatte, bis endlich die halbe Stadt verbrieft und schuldzinsend auf den Papieren der regensburger Jüdischheit gestanden war: Zins um Zinseszins, Klage um Aberklage, ein würgender Haß, ein stickendes Ärgernis. Es konnte nicht vergessen sein, auch wenn ein Volkssturm, wie der vor einem Dutzend Jahren, die Fremdlinge nicht aus den Ringmauern gefegt hätte, und wenn die Wunder der schönen Maria nicht geschehen wären. Dort, wo noch die Wolke über der Brandstatt einer Gewalttat und eines taumelnden Glaubensopfers stand, mußte man den sonderbaren kleinen Heilmeister suchen, dessen faltiges, frühgealtertes Gesicht unerschlossen blieb, dessen rätselvolle Blicke durch Mann und Weib in den heimlichen Menschen tauchten, darin es irgendwie litt und quälte. Paracelsus war nirgends scheueren Leuten begegnet und Augen, die seine Kunst diebischer an ein magisches Bedürfnis verrieten. Er wurde überlaufen, und das Paramirumwerk lag in ihm darnieder. Aber von Zeit zu Zeit brach es durch den Schutt der Alltagsstunden, wie eine exaltierte Matrix durch den Schaum. Dann diente er, bis ihn die Erschöpfung hinwarf.

Es hätte dessen nicht bedurft, daß die Drucker in Regensburg von dem nürnberger Ratsverbote erfuhren. Sie standen unter der bischöflichen Kanzlei, und er, ein evangelischer

Mann, war verdächtig genug. Bald wagte er keinen Versuch mehr an sie, um sich selber zu schonen. Und ächzte hinter dem Pfluge seines Helfertums und hatte nie noch die runden Silberlinge, die seine Katze füllten, verächtlicher angesehen.

Eine Unrast, von der er wußte, daß sie nicht gestillt sei, wenn er weiterzöge, verzehrte ihn. Ihm war, als habe er sich selber eingebüßt. Haus, Gasse und Menschenblick griffen ihn an, und er war früher allda hindurchgegangen, des selbsteigenen Gemütes mächtig. Suchte er Hilfe, brauchte er Hilfe, konnte er nicht mehr allein und selber sein? Er wurde der Angst nicht los: sie konnten Hilfe bringen, Haus, Gasse, Mensch, Gemeinwesen, Hilfe auch dort, wo sie nur still umfriedeten, aber ihr Wesen nicht verriegelten, auch dann, wenn sie nur empfingen, Legstatt waren. Er aber pflügte Felsgrund, er warf das Herz gegen Mauern.

War ihm das kleine Beratzhausen Versuchung geworden, da er Menschennähe geschmeckt hatte? Mußte die Hoffnung, darein ihn Nürnberg gewiegt, nun, weil sie verloren war, Fallstrick geworden sein? War er so matt, daß er nicht mehr um Gottes willen dienen konnte? — Und trieb ihn auch das wachsende Werk, und schrie ihn auch das Siechtum der Menschen unausweichlich an, es füllte die Tage, durchjagte die Nächte, und er blieb hungrig und leer. War es so endlos schwer, gotteinsam das eigene Wesen ins Nichts zu stellen? Gotteinsam, gottgleich und nur ein versuchter Mensch? Heilen, heilen, ertötete Körper heilen, dafür Gemünztes sacken und dann, wenn die Geißel hageldicht fiel, Papier auf Papier mit Zeichen füllen, die eine Welt verlauteten und erstickt bleiben sollten! Er, immer nur er, zwischen lebendigen Leichen und todgezeichnetem Leben. War ihm das Nest an der Laber wirklich nichts denn Versuchung gewesen, oder ein Wegmal? Er hatte lebenslang den Leibern geholfen, und ringsum schrien Seelen in die Zeit. Er hatte all seine Tage der Körper Siechtum suchen müssen überall. Wo war ein Land in Europa, das er nicht kannte? Sollte er nicht, mußte er nicht nun die schreienden Seelen finden? In Beratzhausen waren sie

vor ihm offen geworden. Wars Blendwerk? Nicht auch Zeichen, Ruf?

«... diese Zeit meines Schreibens ist zeitig worden», so schrieb er sich selber zu Trost in seinen bangen Tagen, «die Werk zeigen an, daß die Arbeit aus ist und gar. Als so ein ganz Haus da stehet und gemacht ist, so ist es ein Zeichen, daß es ist zeitig gesein in seim Meister. Also auch hie. Die Zeit des Messens und Wägens ist zum End gangen, die Zeit der Philosophei ist zum End gangen, der Schnee meines Elends geht zum End. Der im Wachsen war, ist reif. Die Zeit des Summers ist hie. Von wannen er kommt, das weiß ich nit, wohin er geht, das weiß ich nit: es ist da. So nun die Zeit deren Dingen da ist, die sich lange Jahre aufenthalten hat und verzogen, so ist auch hie die Zeit zu schreiben vom seligen Leben und von dem Ewigen.»

Aber nur selten kühlte der besänftigende Hauch eines Selbsterfühlens seine Stirn.

Haus, Gasse und Menschenblick quälten ihn. Die Stimme des Wirtes klang heftig und heiser, wenn er erzählte, und in der Nacht schlug der heisere Laut zu Gesichten um, die durch den Halbschlaf des Paracelsus jagten. Bebt und bricht das Judentor? Die Mauer daneben bröckelt, baucht sich, fällt stäubend ... sie springen, stürzen darüber, hohle Mäuler, klaffende Augen, ringende Arme, zottelnde Beine, Menschenwirbel, schiebende Rudel schleppender Menschen! Leitern wachsen, wippen, liegen an, biegen sich, einer stößt den andern hinauf. Sie hauen Tritte in das Dach, die ganze Breite klebt voll Menschen. Blitzende Beile, beißende Krampen, entblößte, zitternde Sparrenbäume. Durch das Gedränge tragen sie die Getroffenen fort. Sie sägen die Sparren an, rutschen auf den Pfetten, von den Spannriegeln fliegen die Späne ... Unten, innen zersplittert Schrank und Gerät, spreißelt das Getäfel von den Wänden. Inmitten der Judenschul rasen die Beile. Vom Almemor, dem Lehrpulte, darf kein Daumbreit bleiben, dort sind die unschuldigen Kindlein ausgeblutet: der Anschel, der Josbel, der Hirz, der Schmul haben unter Pein gestanden ...

Die Namen. Im Dunkel der Nacht sah Paracelsus die grauen, umränderten Augen seines Wirtes hängen, der Namen für Zeugen führte. Auch er hatte diese Namen behalten, sie kreisten durch sein Gehirn, waren immer dieselben, in Ferrara, Neapel, Paris, in Niederlanden, Danzig, Wilna, in deutschen Landen, immer dieselben Namen und dieselben Menschen, um ein geringes angebiedert, für die andern mundfälliger gemacht. Ein Volk, das der natürlichen Magie des Landes trotzte, ein harter Same. Sie gingen nicht unter, mußten ausgetrieben sein. In Regensburg gab es kein Judentor mehr. Nur drei alte Juden sollten noch im Turme liegen, weil sie dem Kaiser das Lösegeld nicht zahlten. Und doch lebte das fremde Wesen noch in den Mauern. Die Wunder der schönen Maria hatten es nicht ausgelöscht.

Es schlug fünf in die Nacht. Paracelsus lauschte mit verhaltenem Atem, das Nachtgebälk des Hauses knisterte.

Zuunterst in die Wände der schönen Maria waren die Leichensteine des Judenfriedhofes eingemauert. Davor hätten sie ein Bedenken tragen sollen. Unwillig dienten die fremden Seelen der schönen Maria. Und der Bau stand still, ein stockender Wille.

Da tauchten die ruhelosen Gedanken des Paracelsus wieder unter den Spiegel. Er sah die Türme der einsiedeler Gnadenkirche, dahinter die steilen Myten. Die Myten neigten ihre Felsenhäupter gegen einander, ein riesiger Schwibbogen. Durch ihn hindurch fluteten die Unzähligen, mit Fahnen, Kreuzen auch sie: ächzend offene Mäuler, weite brennende Augen. Die Pilgerstäbe wuchsen ihnen aus den Händen, höher, schwerer ... rings um die Kirche ein stummes, starres Gerüste, und die Menschen verliefen wie Regenwasser ...

Dann sah er die Ströme, ein Geäder über das Land hin, und er hörte die eigene Stimme:

«... ist ruchbar worden weitumb — ein Wunder! Ein Wunder! — Do sänd sie geloffen ohn Halt und kein andren Sinnes meh dann der schönen Maria zuo ... us den Betten, barfueß, in Laken koum gehüllt ... von den Äckern, die Sichel

in der Hand, us dem Werkgadem, verruoßet und verdreckt, das Werkzüg mit, hinter dem Viehe her, hänts der schönen Maria zuotrieben ... reisig, uf Wägen und Wäglin, mit Stückguet und Frucht beladen, ohn Zehrung, ohngerüst, ohnversehen — als müesset es sin. Wie ein jedlichs in sim Tagwerk ist gesein. Hänt ihrs Tagwerks nümen gedacht, hänt nümen von Hous und Hof, noch Kind, noch Viehe gewußt. Summerszit sänd sie uf dem Wege verschmacht, Winterszit in Schnee gesunken und gar erfrorn, der Kindli, so mitgeloffen, gestorben viel neben den Straßen ...«

Paracelsus starrte in die Nacht. Seine Stimme klang müde wie die eines Menschen, der von Heimsuchung erzählt, von Pest, Krieg, Teuerung, gemeiner Not — nichts Göttliches lebte in ihr. Daran erwachte er vollends.

Gab es ein Menschentum, das neben dem Mikrokosmus lebt, der allein ist und selbstbeschlossen, die Welt für sich? Gab es ein Menschentum, dem Leben und Sterben, Kraft und Krankheit aus der Gemeind erwächst? Das Menschenwesen über dem Ich und Du, Ich und Du in einem? Dann war der Mikrokosmus gesprengt und seine Mauer. Volk bei Volk, Stamm bei Stamm ein Korpus, je und je eine Zwischenwelt, ein Parakosmus inmitten der großen und kleinen Welt! Und die hatten einen gerechten Willen, die Kirchen bauten und Gsatz, denn Kirch und Gsatz mußten Laut und Zeichen des Parakosmus sein.

Er saß im Bette auf. Er hatte das Gesicht in beide Hände gehüllt. Zweifel jagten sein Blut. Es rauschte um ihn, als sei die Nacht von unentwirrbaren Stimmen erfüllt.

Daß der Tag käme und sein Licht! Daß der Tag käme mit den hellen Zeichen, die Lebensstunde an Lebensstunde knüpfen und zur Einung kränzen! Die Nacht zerriß den Menschen Theophrast in einer teuflischen Anatomei.

*

In der Probierküche der regensburger Münzoffizin war ihm der Münzmeister Bernhard nach solch einer durchkämpf-

ten Nacht wieder mit der Krankheit des Bastian Kastner gekommen.

Paracelsus hatte den Sohn des Münzmeisters von einer Bleivergiftung geheilt, er durfte an die Probieröfen und an den chimischen Herd nach freiem Belieben zu jeder Stunde. Und er floh zuweilen vor seinem Werke, vor den Kranken, vor sich selber zu den Kunstfeuern. War er allein oder unbeachtet, konnte er in die blauen Flammen greifen, die aus den Hälsen der Probieröfen züngelten, und mit den heißbehauchten Handflächen Stirn und Gesicht reiben, als müsse er sein loderndes Wesen am Element erquicken.

Die Münzoffizin zog ihren Vorteil aus dem Erfahrenen, auch sonst fanden sich begierige Augen und Ohren um ihn, und er gab willens und widerwillig, weil er vor den Feuern überfloß, als stünde er selbst unter ihrem Triebe.

Auch der Bastian Kastner zu Amberg, ein Bürgermeister, und dessen Bruder Hans, Doktor der Künst, seien hocherfahren, Chimisten, nur liege der Bastian Kastner seit Monaten, der reiche Bastian Kastner.

«Alle Kranken hänts wohl und klimperen mit den Gülden, eh dann sie den Arzt gsehn und eine guete Hand verspürt. Je heiler, dest dürftiger.»

Allein es mochte noch ein Rest seiner nächtigen Drangsale an der Morgensonne dieses Tages nicht heil geworden sein — er nahm die acht Meilen, auf Amberg zu, unter die Hufe eines guten Gaules und kam nach einem heißen Ritte, den er nur einmal des Pferdes wegen unterbrochen hatte, am frühen Nachmittage in das Erzstädtchen.

Das Haus des Bastian Kastner lag starr unter der Sommersonne wie ein vom Lichte gebanntes Tier: blätternde Tünche, verschossene Fensterläden und ein ungewöhnlich breites Tor, dessen üppiges Schnitzwerk unter schlechten Farbschichten verschwamm. Paracelsus saß nicht ab. Er beugte sich aus dem Sattel und ließ den kupfernen Klopfer donnern. Ein langgezogenes, heulendes Bellen war die Antwort. Die Nachbarhäuser wurden schneller rege, aus den Fenstern da

und dort neugierig gereckte Köpfe. Paracelsus mußte das Pferd beruhigen und an das Haus zwingen, um den Klopfer noch einmal zu rühren.

Eine alte Magd tat endlich das Torpförtchen auf, hinter ihr grinste ein halbwüchsiger Knecht und wackelte mit dem Melonenschädel. Der Knecht hielt den Hund. Die Magd blinzelte, ihre Lippen zitterten, sie verkniffen unter den ungeduldigen Blicken des Reiters eine Grobheit. Paracelsus fragte nach dem Herren. Auf ein Nicken der Magd hin nannte er seinen Namen und befahl ihr, den Hund zu halten, daß der Knecht das Pferd in den Stall führe. Die Alte faßte auch den fletschenden Köter an der Kette, die ihm vom Halse hing, wies den Knecht mit einem Stoß auf die Gasse hinaus, aber sie schloß die Pforte, und Paracelsus hörte nur, daß sie das heulende Tier fortzog. Das Tor blieb geschlossen. Ärgerlich sprang Paracelsus ab und drückte dem struppigen Kerl die Zügel in die Hand. Er reckte die steifgerittenen Beine und stampfte in kurzen, ungeduldigen Schritten vor dem Hause hin und her. Als die Magd wiederkam, duckte und dienerte sie, und der edle Herr welle dort in den Schwanen, man habe ein krankes Pferd im Hausstalle, man wisse nicht, was ihm fehle, etwan Rotz. Paracelsus deutete mit einer hastigen Handbewegung gegen das Wirtshaus und ging schnell voraus. Unter dem Torbogen handelte er mit dem Wirte ab und schnallte sein Instrument vom Sattel. Er wollte zum Ende kommen und ging, ohne geruht zu haben, zurück.

Das Haus war nicht verschlossen. Die fassungslose Wut des Hundes, der an seiner Kette riß, als wolle er sich erdrosseln, füllte den Gadem mit einem so widerlich dröhnenden Lärm, daß der vom Ritte noch Erhitzte und durch den unwirschen Empfang Verärgerte hellauf erzürnte, das versorgte Schwert aus dem Gehänge riß und die Bestie anging. Da verstummte sie plötzlich, kroch auf dem Boden elend in sich zusammen, sträubte bäuchlings zurück, als werde sie an Zuchtriemen gewürgt, den scheelen Blick voll Ohnmacht an das Auge des Menschen verloren.

«Heulender Clamant, ist dine Kunst dahin? Hat dine Disputaz ein gählings End? Ist din Galenus gar? Du Ohrenfüller, Luftstößer, Zähnfletscher, Zungblecker, Lefzentriefer . . .»

Der Hund winselte und trommelte mit der Rute den Staub. Paracelsus lachte über den eigenen Zorn und wandte sich ab.

Hinter ihm auf der Steige standen zwei Gestalten, beider Hände auf dem Geländer, die blassen Gesichter verdutzt an die sonderliche Unterredung gewandt: ein Mann in dunklem Habit und die Magd. Der Hund heulte noch einmal kläglich nach und verkroch sich in seinen Winkel. Die Alte schlug ein Kreuz und hastete in das Stockwerk, während der lange, hagere Mann eilfertig herunterkam und noch auf der Stiege in schleppenden Sätzen, die sich gegen ihr langes Ende hin fast flüsternd verloren, eine lateinische Entschuldigung des üblen Empfanges begann.

Paracelsus war inmitten des Gadems stehen geblieben und ließ den Redenden herankommen, dessen huschende Augen hinter den Brauenbüscheln immer wieder in den Blick des Paracelsus aufzuckten und dann für eine kurze Weile, begierig und stutzig zugleich, feststanden. Der Heilmeister hörte den Sermon nur mit halbem Ohr. Ober ihm auf dem Söller ein Hin und Wider und leises Türengehen. Er witterte jetzt erst den erkalteten Kohlendunst, gemengt mit jenem feinen Duft der Chemie, der den Kunsterfahrenen leicht erregt.

«Ihr seid der Bruoder, Doktor artium, Johannes Kastner?»

Das Redegerieisel stockte, der hagere Mann verneigte sich ein wenig. Paracelsus schnupperte.

«Ihr hänt ein Kunstofen, nit gar weit?»

Seine Augen wandten sich langsam in die Tiefe des Gadems, der in einen finsteren Hauseingang auslief. Als er zurücksah, waren die Blicke des Artisten auf den Goldknauf seines Schwertes geheftet und versuchten das eingeritzte Wort zu lesen. Paracelsus hob ihm den Knauf unter die Nase.

«A—zot . .» buchstabierte der andre.

«Azot. Allein wo ist der Krank?»

Paracelsus stieg, ohne eine Antwort abzuwarten, die Holztreppe hinauf, und der andre folgte lautlos den sporenklirrenden Tritten.

Durch die Risse und kreuzförmigen Ausschnitte der beiden Schiebläden stachen die Sonnengarben in das Staubgeflimmer. Im Söller lag und stand Hausgeräte unordentlich durcheinander. Paracelsus blieb auf der obersten Stufe stehen. Der dumpfe Moder mengte sich mit dem Geruch der Krankheit.

«Sint welicher Zit, Doktor?»

«Bald hinter Martini im vergangen neunundzwenzigsten Jahr.»

Nun ging der Artist voraus und öffnete langsam die Tür. Noch während Paracelsus eintrat, warf die Magd ein Tuch über ein Wirrsal von Flaschen, Schalen, Büchern, das den Tisch überhäufte.

Bastian Kastner, ein Mann von ungewöhnlicher Größe, fett, schwammig und blaß, lag auf dem breiten, von einem grünen Laken überdeckten Bette. Die Luft des Raumes erstickte in Dunst und Fäulnis. Der Arzt wies auf das Fenster, die Magd schob die Läden handbreit zurück und sah sich fragend um.

«Tu uf, uf! Loß Licht und Luft in!»

Dann hingen die drei Augenpaare an ihm, rund, feindlichscheu, wie die geblendeter Nachtvögel. Aber er achtete ihrer nicht mehr, schlug die Bettgardinen auf den niedrigen Himmel zurück, daß eine Staubwolke sich gegen das Fenster ergoß.

«Ehrbar», stieß er hervor, «was Ür Übel und die Arzt anher noch nit vollbracht, Dreck, Moder, Gstank wirds ton.»

Ein fast tierisches Stöhnen war die Antwort.

Paracelsus entfernte die Lappen von den Beinen und den Armen. Zwischen Knien und Füßen war kaum eine Handfläche Fleisches heil. Rings um die Schienbeine fraß die Fäulnis: ein Loch am andern, stinkend, von einem gelben Wasser fließend, daneben kreidige Stellen, blasig aufgetrieben, oder solche, die unter einer schmerzenden Röte brannten. Und auch an den Armen ein Wechsel von Bleich und Rot, da und dort

das fühllos stumpfe Gewebe, geschwellt, gärend und auch schon offener Brand.

Paracelsus blinzelte dem Doktor artium zu.

«Als Ihr gsät, Herr Doktor: sint Martini im vergangen Johr? Do führet ein andrer Weg her und weiter. Ihr seid vor Jahren siebener oder zehen», damit wandte er sich zu dem Kranken, «an denen Franzosen gelegen. Etwan nit?»

Bastian Kastner rollte die vorquellenden Augäpfel zu dem Bruder hinüber und dann sah er den Arzt verzweifelt an.

«Es ist ... es ist ... es möcht gewest sein ... demnacher heil worden. Dies seind nit Franzosen!»

«Wohl dies hat ander Namen, mannigerlei.»

«Lasset hörn, Herr Doktor», drängte der Bruder.

«So Ihr damit bedienet seid, dasselb ist schnell bschechen, kost ein Maulufton: Herysipela, als ouch Ölschenkel vel Sant Quirins Buoß und, so das nit gnug ist, Sant Johanns Buoß, Üers Namens Patron — alls ein Gschlecht der Krankheit.»

«Mein Gott, halt ein, Herr Doktor», wimmerte der Kranke.

Der lange Artist half weiter.

«Ihr seid ein Mann von Theorik und Empirie, als uns ist wohl bekannt, und eins hohen Rufes weitumb. Bitten Euch also: wellet uns Euer Meinung gunnen ob dieser meines Bruders Herysipela. Etwan wisset Ihr ein Hilf vor seins Lebens Marter, und aus welichem Grund ihm kunnt ein Förderung werden. Dann wir han Euch berufen, das möcht Euer Schaden nit sein. Uns manglet das Irdisch nit, Gott welle das Himmlisch mehren und Gsundheit!» Er verdrehte die Augen gleich dem Kranken.

«So ich den Kranken annehm, will ich ihm als ouch helfen. Min Theorik von siner Krankheit Grund und Förderung sins Leibs — ich wills Üch gunnen, Herr Doktor.» Er wies auf die brandigen Beine. «Sin Sal ist verzehrt, demnacher mit corrosivischer Zit in ein Necration gangen. Sollichs in loco mercuriali. Illud sal, cum se consumpsit a suis humoribus, fit colcothar, macht Röti, rot Plätzle. Wird ein Fluß mit dem

resolvierten, vitriolischen Salz. Resolviert demnach die anderen salia des Leibs. Do ist kein Halt meh inne. Das sulphurisch Corpus ist anzündt und Regent. Dann der Brand ist ein exaltiert Oleität des Sulphur. Raffet als ouch den Mercurium mit ihm. Alsdann goht es in die Verinnung und verzehret das Glied hinweg, glichmaßen ein Kalk einen Kadaver. — Allein Gangrän kumbt nit, es sije dann ein mitloufend Genus: hie die französisch Materia.»

Die beiden Brüder Kastner lauschten gespannt. Er sprach aus einer Begriffswelt, die ihnen von der Chemie her geläufig war, sie ahnten wohl, was er meine, und witterten, daß aus dem Manne mehr geholt werden könne als Heilung. Ihre Gesichter erstarrten, aber Paracelsus merkte das begehrliche Glimmen in ihren Augen. Er verstummte. Das widerliche Gefühlschaos des Lauerns und Belauertseins senkte sich zwischen die drei Männer. Ein überladenes Schweigen, das erst gelöst wurde, als die alte Magd unruhig im Zimmer hin und wider zu huschen begann.

«Wir unterwerfen uns Euerem Urteil. Werdet Ihr meinen Bruder behandeln?» fragte der Doktor artium flüsternd.

«Dasselb wird sich weisen», meinte Paracelsus trocken.

Die beiden Brüder sahen einander an, der kranke Bastian Kastner nickte leise, und Johannes Kastner langte unter die grüne Bettdecke. Er zog einen ziemlichen Beutel aus Sämischleder hervor und ließ dessen Inhalt klirren. Als aber diese zeichenhafte Handlung wenig Eindruck auf den Welterfahrenen machte, knüpfte der Artist die Seidenschnur auf, griff hinein und ließ eine Handvoll Goldmünzen im Sonnenlichte funkeln.

Paracelsus lächelte, er beugte sich nochmals prüfend zu den Armen des Kranken nieder, der regungslos und schlaff lag und in den Betthimmel starrte. Er sagte:

«Daß Ihrs wohl hänt, dasselb ist mir vom Meister Bernhard ze Regensburg dick inblasen. Daß Ihr ein gueten Lidlohn darzu müesset wenden, ist ein redlich Ding.» Er richtete sich auf. «Dies broucht etlich Wochen und ist über Nacht nit

ton. So ich den Kranken annehm, muoß ich uf Amberg. Das müget Ihr bedenken. Ze Regensburg liegend mir etliche unfertig Lüt. Morgenden Tags muoß ich bi denen sin. Uer Schuldigkeit ist min Ritt hin und wieder und was mir bi dem Wirt an Zehrung gnüeget. Dort müget Ihr mich suochen.»

Er ging, und die drei Menschen regten sich nicht. Vor dem Hause blieb er eine Weile stehen. Die heiße Sonne tat ihm wohl, und die Luft schien ihm doppelt lauter. Sein Lebenlang war ihm manch sonderlicher Kauz begegnet, doch selten ähnliche wie diese beiden Kastner.

Er war des Tages an sieben Stunden geritten. Ermüdet und hungrig ließ er sich im Schwanen nieder und hatte auf das Gerede des Wirtes, der ihm eine einsame Mahlzeit zu beleben meinte, kaum acht. Dann besuchte er die Apotheke, um sich von dem amberger Fumo trogisco zu kaufen, einem Räucherpulver, das weitum berühmt war. Und der Apotheker, ein zierliches Männchen, geriet in nicht geringe Aufregung, als er den Namen seines Kunden erfuhr. Er bestürmte den großen Arzt voll Begeisterung mit hundert Fragen und Bekenntnissen. Paracelsus brauchte nicht einmal zu antworten. Er hörte belustigt zu, wie man einem sprudelnden Wasser lauscht. Endlich aber warnte er den Leichtbewegten: es sei keiner ein Apothekerfresser und Gesudelsieber so grimmig wie er. Aber der Apotheker rannte in die Küche, kam triumphierend, ein zerlesenes Imposturenbüchlein in der Hand schwingend zurück.

«Da habet Ihr wohl den Sud geschäumet, Herr Doktor, wohl destilliert, filtriert, klarifiziert, und ist eine delectatio aminae. Hochgelahrt, Ihr seind ein Laxantium, Katharticum, Purgantium in obstipationem artis medicae, alldarein wir all seind mit verstöpflet, verstocket und verstauet fast in sollich gewaltiger Indigestion der Arzenei!»

Drei Bauern hörten schon eine Weile mit offenen Mäulern zu, und Paracelsus, überwältigt von all der Bildhaftigkeit, schüttelte dem Apotheker hellauflachend die Hand, indem er ihn an die harrende Kundschaft wies. Doch der Apotheker

meinte, daß dem Volke zu warten und zu lauschen gebühre, wenn Männer von Dignität, Grad und Gemüt einander begegneten. Er rief noch einige ermunternde Worte nach, auf dem so kühn betretenen Wege der Kunsterneuerung weiter zu fahren, und der Erquickte beschloß, dem Rate seines Wirtes zu folgen, den Amberg bis zur Warte emporzusteigen, um sich von Ritt, Hitze und Menschheit in einem Eichwalde vollends zu erholen.

Die beiden Kastner hatten nichts hören lassen. Er wollte den kühlen Morgen nützen und schickte in das Haus des Bürgermeisters. Die Zeche sei gemacht, der Ritt fordere Entgelt, man möge eine Schuldigkeit lösen. Er empfing aber nur einen Zettel, auf dem stand, man könne sich zu keiner Schuldigkeit verstehen, da auch noch keine Kur begonnen sei. Man habe mit großer Befriedigung einen berühmten Besucher empfangen und diesem wohl einen reichlichen Lohn für Kur und Heilung in Aussicht gestellt, aber nur dafür. Der Arzt sei einem Kaufmanne gleich, müsse sich seine Ware besehen, ehe er den Handel eingehe, und ein Kaufmann sei genötigt, oft tageweit zu reisen. Nach beendeter Kur werde man sich des Rittes und der Zehrung gerne erinnern.

Die Kastnersche Magd stand neben dem Wirtsknechte und hatte auf jede Miene des Arztes acht. Eine Zornwolke flog wohl über dessen Stirn, aber die Magd verkörperte die Sonderheit ihres Hauses so deutlich, daß er an sich hielt, auch war das Latein des Zettels vorzüglich.

Paracelsus zerriß den Zettel langsam mit spitzen Fingern dicht unter der Nase der Magd und ließ die Papierflocken fallen. Dann wies er der Alten mit einer leichten Handbewegung die Tür. Sie bückte sich vorerst, las das Brieflein zusammen und ging, ohne ein Wort gesagt zu haben.

So zahlte er und ritt. Der Morgen war taufrisch und sonnenherrlich, Paracelsus freute sich seiner Gelassenheit. Das verhaltene Ungewitter ging erst über das Haupt des regensburger Münzmeisters nieder, als er heiß und müde in der Pfaffenstadt eingelangt war. Es entlud sich gleich vom Gaule

herab unter dem Tore der Münzoffizin und zog wie alle seine Wetter kurz und heftig vorüber, eines inneren Friedens wegen.

Allzu einsam, um nicht von jeder menschlichen Spielart wesentlich ergriffen zu werden, vermochte er die Eindrücke des Kastnerschen Hauses so leicht nicht abzuschütteln, es hätte des Eifers kaum bedurft, den der regensburger Münzmeister immer neu an die Krankheit des Bastian Kastner wandte. Wem alle Menschlichkeit in tiefster Leibesnot so offen vor Augen liegt und doch für ein suchendes Gefühl gleich verwehrt bleibt wie die unerschütterliche Natur, der entgeht einer Magie abgebrochener, ungelöster Begegnungen schwer. Dessen Frieden ist mehr als der eines anderen auf innere Beschlossenheit und wissentliche Klärung gestellt, weil ihm die Lebenshilfen mangeln, die dem Gewöhnlichen stärkend und ergänzend aus aller Menschenwelt erfließen. Wer eigen ist und einsam, muß rein und fertig werden können mit Groß und Klein. Keiner ist leichter zu binden, keiner schwerer zu halten. Wohl und wehe den Menschen und Dingen vor eines wahrhaft Einsamen Gewissen. Es gleicht der göttlichen Natur, die schlichtet, aber nicht vergeben und vergessen kann.

Durch den Münzmeister bot man ihm ein Reugeld für den Ritt, man verhieß ihm Wohnung und Kost im Kastnerschen Hause und zwanzig Gulden Lidlohn. Paracelsus ließ sich mehrmals bitten, inzwischen beendete er die Kuren. Dann nahm er an und fuhr nach Amberg, mehr einem menschlichen Abenteuer als dem Berufe nach, der in dieser Zeit innersten Unfriedens sein Herz nicht stillte.

Er wurde mit jener dienenden Freundlichkeit empfangen, die sich jedes Lächeln gutzählt. Seine Kammer lag im Obergeschosse. Sie war auf das dürftigste bestellt, der Flurgang stand leer bis auf Truhen, die zwei weitere Türen verrammelten. Doch schien der Gang nicht immer geräumt gewesen zu sein.

Die Brüder führten eine üppige Küche und tranken Weine, die ihre Zölle wert waren. Schon am andern Tage hatte Para-

celsus um die Diät des Kranken einen Kampf zu bestehen, der an jedem Löffel Gemüse, jeder Art Fleisch und Gewürz mit solch bohrender Beharrlichkeit hingehalten wurde, daß der mißbrauchten Langmut alle Abenteuerlust zu gereuen begann.

Sie standen bei der Muskatnuß, und Bastian Kastner glaubte, ihrer für eingemachtes Brieslein nicht entbehren zu können. Sein Bruder unterstützte ihn eifrig, er schwärmte von dem heilkräftigen Boden der Insul Bandan in India, aus dem die Würzfrucht wie kaum ein andres Gewächs herzstärkenden Geschmack ziehe.

«Und sie hitzet nit fast», schlürfte der Doktor artium.

«Hitzet oder nit, ist ein adstringens. Gnug. Ihr werdet das Brieslein ohn Muskatnuß kochen.»

Eine schleudernde Handbewegung ließ die alte Magd beinahe zusammenfahren, die spannte begierig auf jedes Wort des Küchengespräches. Sofort verstummten auch die Brüder, schluckten ihre Entgegnung hinunter, wechselten einen Blick, wurden steif. Die Magd wisperte von anderen Lieblingsspeisen in das Schweigen hinein.

Das Gespräch dauerte Stunden. Ein Kolleg über die säfteverdünnende Diät des Galen wäre weniger anstrengend gewesen. Endlich riß dem Heilmeister die Geduld. Er sprang auf, stampfte das staubige Estrich mit kurzen Schritten und warf der Magd — sie folgte jedem Schritte, jedem Worte mit vorgestrecktem Kopfe und zuckenden Händen — die Namen der Gerichte zu, die er dem Kranken noch bewilligte. Er achtete der höhnischen Befriedigung nicht, mit der sich die beiden Kastner an dem Spiele des aufgebrachten Arztes und der fast traumhaft beflissenen Alten weideten. Als wünschten sie den kleinen Mann in Unbefangenheit zu erhalten, begleiteten sie seine Äußerungen abwechselnd mit einem bedauernden Grunzen.

Aufatmend schloß Paracelsus die Tür, und da er anhielt, um das Gesicht an den finstern Söller zu gewöhnen, glaubte er ein hüstelndes Gekicher zu vernehmen. Seitwärts unter einen Tisch, über den zwei Stühle gestülpt waren, zwischen

deren Beinen alte Kleider herabhingen, verkroch sich etwas. Er sprang zu, schob einen staubigen Mantel zurück. Der struppige Wasserschädel des Knechtes reckte sich zu ihm auf, nun wieder von schrägem Lichte getroffen: dünne, verschwimmende Schlitzaugen, kläglich erhoben, mühselig aufgetan wie die eines Übermüdeten, und die wulstige Oberlippe hochgezogen, das nasse Gelb eines langzahnigen Gebisses.

Paracelsus spreizte angewidert die Finger, und der Kopf verschwand im Schatten. Der armselige Teufel konnte nicht gelacht haben. In der Krankenstube? Auch die Magd kaum. Also die Brüder. Er kniff die Lider zusammen, senkte nachdenklich den Kopf. Da wurde die Tür unhörbar geöffnet, der lächelnde Doktor Hans stand unter ihr, buckelnd wie ein Kater.

«Hochgelahrt ... Edel?» Er sang beinahe.

«Burtzli, Burtzli, Dottor Burtzli», winselte es unter dem Tische.

Die Augen des Artisten flackerten. Seine erblaßten Mienen zwangen sich mühsam in heitere Falten. Mit kaum beherrschter Hast glitt er an den Tisch. Und der Knecht rutschte ihm entgegen, tappte an einem Beine des Herrn empor, rieb seine schwere Melone an dessen spitzen Knie.

«Dottor Burtzli!»

Beruhigt zog Doktor Kastner die Brauen hoch, er grauelte mit seinen Spinnenfingern nervös im roten Zottelhaare des Knechtes.

«Idiota ... anima candidissima ...» schmunzelte er, als zerflösse ihm ein Leckerbissen hinter den Lippen.

Um dieses Anblickes willen vergaß Paracelsus die ermüdende Unterredung über die Diät des Bastian Kastner.

«Weist mir Üer chimisch Kuchel: vor den Kranken ... die Arzenei.»

«Es ist seit gestern mein Wunsch, hocherfahrener Meister.»

Mit Paracelsus allein, bediente sich der Artist der lateinischen Sprache.

«Unsere armselige Offizin wird unter Ruß und Staub erbeben, wenn Ihr sie betretet.»

Er stieß den Wasserkopf leicht ab, und der Knecht schielte grinsend hinauf.

«Bibulus Bipes, kumm! In die Kuchl!»

Der halbwüchsige Kerl schaukelte seinen Schädel in die Höhe und stolperte treppab voraus.

Paracelsus hatte nicht erwartet, daß die chemische Küche des Kastnerschen Hauses so kundig und reich bestellt sein werde. Ihm war die wichtigtuerische Liebhaberei der Brüder, die Kenntnisse haufenweis angelesen hatten, ohne Erkenntnis zu offenbaren, übel genug aufgestoßen. Nun stand er inmitten des weiten, halbdunklen Gelasses, alle seine Sinne lebhaft erregt. In einer Offizin lag für den Meister das Wesen eines Kunstliebhabers bloß, wie das Wesen eines Kranken in den Zeichen, die der Kampf der Krankheit aus dessen Leib prägt.

Der Ofen unter dem Essentrichter schien mit Geschick gebaut. Ein fauler Hans fehlte nicht, und dessen Säule — für eine Seigerei dick und groß genug — war von drei Öfchen umstellt. Aus den Plattenlöchern eines Fornax sahen etliche Alludel, nach Weisung des großen Geberus angeordnet. Überdies zwei Probier- und zwei Windöfen — also Feuerstätten nach Lust. Und eine Fülle von Kacheln, Scherben, lang- und kurzhalsigen Kolben, Retorten, Vorlagen und Glashelmen, etliche Alembike, Wannen und zwei Deszensorien. Dazu alles erdenkliche Metallgerät. — Nur nach Stechapfelkraut ein leiser Ruch, in den sich noch ein anderer Duft mengte, machte Paracelsus stutzig. Er fand im Augenblicke die Art des andern Duftes nicht, so daß er seine verläßliche Nase blähte. Aber an der Wölbung hing ausgestopftes Raubzeug, sogar ein Krokodil. Auch lagen hier und dort etliche Roß-, ein Menschenschädel und anderes Knochenwerk, das alles nicht zur Kalzination bestimmt schien, um etwa aus dem geglühten Knochenpulver Kapellennäpfchen zu bereiten. In Paracelsus keimte schon ein Lächeln auf, da bemerkte er zu seinen Füßen den Kreiderest eines magischen Sigels, das liederlich von dem Estrich gewischt war. Er setzte den Fuß darauf und nun fiel

ihm auch das andere Rauchwerk ein: Mandragora, Alraun. Er erinnerte sich, wie begierig der Artist das Wort Azot, in dem die Zeichen der drei Urstoffe verborgen liegen, von seinem Schwertknopf buchstabiert hatte, und er nahm die gleichgültigste Miene an.

«Über Eulina, Herr Doktor, ist kumplet, loßt koum ein' Wunsch übrig.»

Paracelsus sah auf. Der Lange schloß befriedigt die Augen. Er war erregt, die dürren Hände zitterten ihm.

«Zu gütig, zu gütig ... ein Lob aus dem Munde eines solchen Kenners!»

«... nur müget Ihr mir verstatten, als lang ich hie min Arzenei bereit, zuo jeder Stund Tages und der Nacht ohnbehindert ein und us ...»

«Ich will Euch selbst zu Dienst stehen, jede Handreichung, sooft Ihr meiner bedürft», fiel der Artist ein.

«Ich bins gewohnt, selbs die Finger ze schwärzen, Doktor — allein ich bins dessenglichen, daß mir die Lüt uf die Finger sehen. So Ihr etwan darmit bedienet seid, tuet nach Wohlgefallen. Die Kunst ist lang, der Weg ist weit, an etlichen Griffen koum ze messen. Die Kunst ist ein guet verrieglet Sach, als Ihr wisset, hinter eim Marmelschloß, ohnsichtbar, hündert Rieglen und Fallen!»

Er sagte das freundlich und leise, mit warnend schwingender Stimme, während sein Blick den Bewegungen des Knechtes folgte, der unruhig in dem Geräte kramte, seine dicke Nase in Napf und Flasche steckte, eifrig schnuppernd. Und als er unvermittelt zu dem Artisten aufblickte, erschrak er beinahe vor dieses Mannes fratzenhafter Begehrlichkeit.

Und Doktor Burtzli stand am Werk, wann immer der Heilmeister die Offizin betrat. Paracelsus bemerkte die eifrig geschürten Feuer und das wichtig gehütete Getröpfel nicht. Kam er, war stets irgendein Grad erreicht, irgendeine Schwierigkeit überwunden, man konnte getrost an der Bereitung des Heilmittels teilnehmen. Jeden andern Tag wurde die Arznei

erneuert. Und fehlte Doktor Hans wirklich einmal am Orte, kroch Bibulus Bipes aus einem Winkel und tummelte taumelnden Ganges über die Steige, seinen Herren zu holen. Eine Wolke Branntweindunst wehte ihm nach, er rechtfertigte seinen Kosenamen.

Schon nach den ersten Tagen der Kur schwanden die Röten an den Armen des Bürgermeisters Bastian, und auch die Bläßen begannen narbig abzuschuppen, die Empfindlichkeit kehrte diesen hochgefährdeten Stellen wieder. Doktor Hans glühte. Es sei ein Mercurialarcanum, dessen Bereitung geheim bleibe, um Mißbrauch zu verhüten — mehr konnte er nicht erfahren. Die Fragen wurden immer zudringlicher, weder Schmeichelei, noch ein verzweifelter Spott, auch nicht die schamlose Beharrlichkeit, die ihr Almosen erpreßt, vermochte den Arzt völlig aufzuschließen. Paracelsus, der es gewohnt war, ausgeholt zu werden, gewann schon eine versucherische Teilnahme an der Leidenschaftlichkeit dieses Mannes. Und Doktor Hans verlor auch — es war gegen Ende der zweiten Woche — seine Selbstbeherrschung.

Bald nach Beginn und inmitten des Prozesses wurde je ein anderes Präparat beigemengt, doch wußte der Arzt den Vorgang spielend zu ändern, und der Artist geriet in wachsende Verwirrung. Da Paracelsus nun um jene Zeit wieder einmal etliche Tropfen aus dem grünen Glaskölbchen zugesetzt hatte und zurückgetreten war, um den Dampf verziehen zu lassen, der aus der glühenden Materie zischte, fühlte er die Hand mit dem Fläschchen unversehens von frostigen Fingern umklammert.

«... weist her, Meister, tuet her! Lasset sehen ... einzig ein Mal! Ihr red't nur halb! Es ist, es ist ... verzeiht, verzeihet mir ... mein Verlangen ... Euer Kunst!»

Er schüttelte die Hand so heftig, daß der Arzt das Fläschchen mit dem Daumen schließen mußte. Leidenschaft dieser Art, er kannte sie zu gut, wenn er auch selten häßlicher ihre Blöße gesehen hatte, ließ ihn völlig erkalten. Er sah die Erbärmlichkeit eines Menschen nicht mehr, seine Augen be-

trachteten hinter einem fast müden Schleier das Tier, das sich preisgab, sein Mund wurde breit und schmal — ein Lächeln. Und die zitternden Krallenfinger lösten sich, der Doktor artium wich einen Schritt.

«Verzeiht . . . es ist umb die Kunst allein . . . meine Begird, und heilig . . .»

Paracelsus drehte den Glasstöpsel in das Kölblein, steckte es in die Tasche, hob mit einer Zange die Schale vom Feuer und setzte sie in das Aschenbad ab. Mit einem Stäbchen rührte er das langsam verglühende Pulver. Der Artist stand abseits, sein Gesicht war schlaff geworden, der Blick stumpf, und doch lag in seiner Haltung die Entschlossenheit, die über jede Demütigung hinausfindet.

«Ein gerings, lieber Doktor Hans, und wir hättin ufs nüe müessen anheben. Das Sal möchti ein Schlacken sin, härter dann ein Kiesling.»

Er lachte trocken.

«Es goht hie umb die feinsten Spiritus, und die sänd gar licht darhin, maxime volatile! Das Sal ist der Korpus allein und möchti in Wahrheit heißen caput mortuum, so es nit dieselbigen Spiritus in ihm behält. Darvor muoß sin Liquor Alkahest wohl beacht werdin, dann nur darinne klärend sich die Spiritus, darvon das Arcanum virtus erlanget, all Tugend.»

Er faßte die Schale wieder und schüttete den Inhalt in eine bereitstehende Flasche, die zur Hälfte angefüllt war. Leise schüttelnd beobachtete er das Gemenge durchs Tageslicht, bis die Lösung eine rosige Farbe angenommen hatte. Dann setzte er den Kolben in ein warmes Marienbad, stülpte den Glashelm über und legte die Vorlage an, lutierte alles sorgfältig.

«Lont unberührt, Doktro Hans, lont's gelinde übergahn in diese Vorlag. Müget Üch nicht lossen gluston, darvon ouch nur ein Tröpfli ze genießen, so Üch das Leben lieb ist.»

Das Gesicht des Artisten, aschgrau und in hundert müh-

selige Fältchen verzogen, glättete sich, als er merkte, daß der Meister die Verwirrung nicht weiter ernst zu nehmen schien.

«Als Ihr wöllt, als Ihr wöllt . . .» stammelte er und blieb zurück.

*

War es die Gewißheit, auf Schritt und Tritt belauert zu werden, mochte es der Abscheu vor dem Geiste eines Hauses sein, das er unrein, bis in die Lüfte der schwarzen Magie verstrickt sah, oder war es das Bewußtsein, nie noch so völlig einsam gewesen zu sein — er fühlte sich seinem Paramirumwerke ganz aufgetan, kaum jemals war ihm Gedanke und Form so stark und leicht geflossen. Die Blätter des Manuskriptes barg er am Leibe. Sein Weggut hatte er in Regensburg gelassen und war dessen froh, nur mit dem Rüstzeug der Kunst versehen dem amberger Rufe gefolgt zu sein.

Die Brüder Kastner verstockten mehr und mehr, je weiter die Heilung fortschritt. Doktor Hans legte alle Geschmeidigkeit ab. An der fast sinnlos gewordenen Emsigkeit der Magd und der immer tierischeren Unterwürfigkeit des Knechtes konnte Paracelsus deutlicher als an ihnen selbst den Seelenzustand der Brüder ermessen.

Eines Morgens zwang ihm ersticktes Klagegeheul, das von der Krankenstube heraufquoll, die Feder aus der Hand. Er nahm kaum Zeit, das Schriftwerk zusammenzuraffen, eilte hinunter und trat ungefordert ein. Auf dem Estrich wälzte sich Bibulus Bipes, von dem Artisten an einem Stück Tuch hochgezerrt, das den Mund und den unförmlichen Schädel umspannte. Mit der Rechten hieb der Artist auf die Mißgeburt ein. Die Hetzpeitsche schlug Staubwolken aus den verrenkten Gliedern. Bastian Kastner saß im Bette, den feuchten Mund grinsend gesperrt, die Augen verglast. Das schweißnasse Gesicht des Artisten brannte, die Stirnadern drohten zu bersten, er keuchte, an seine Roheit verloren.

Paracelsus fiel ihm in den Arm.

«Samer Potz Bluot halt in! Beim Eid! Üch reit der Tüfel!»

Er riß dem Erstarrten die Peitsche aus der Hand und schleuderte sie in einen Winkel. Zornig stampfte er an das Bett. Bastian Kastner war zurückgesunken und hielt die Augen geschlossen.

«Ihr gebt ein Ruoh! Ihr halt' ein Ruoh! Ich loß Üch liegen sunst, und Ihr müget erfäulen als ein stinkend Aas bei lebigem Leib!»

Bibulus Bipes kroch auf allen Vieren, so schnell er konnte, davon. Bastian Kastner blähte die Backen, zog die Brauen hoch und blies vor sich hin. Inzwischen hatte auch der Artist die Besinnung wiedergefunden. Er wischte das nasse Gesicht, buckelte, kam, indem er sich mit dem Knebeltuche Kühlung zufächelte, grinsend näher.

«Mein Bruder wird mir vergeben», begann er noch etwas beengt, «wenn ich mich des erfrischenden Latein bediene. Und Ihr, verehrter Meister ... gewiß, Euer Amt ist es auch, die Seele des Kranken zu hüten, denn die Seele auferbauet den Leib ... und vortrefflich seid Ihr bedacht! Durch Wände und Türen weiß Eure Sorgfalt zu lauschen. Das ganze Haus fühlt den edlen Eifer bis auf den letzten Küchennapf. Mit Recht! Das Haus ist gleichsam die äußerste Haut des Kranken. Und Ihr habet hier vornehmlich um des Kranken Haut bekümmert zu sein ...»

Er glitt mit kleinen Schritten näher, seine Augen stachen.

«... Bibulus Bipes gehörte von Rechts wegen an den Galgen, aber es wäre schade um dieses Exemplar. Ihr habt ein allzu mildes Gericht aufgehalten. Natürlich nur um die Seele des Kranken vor schädlichen Erregungen zu schützen. Vortrefflich, Verehrtester. Wir wären Euch verpflichtet, Ihr habt Eure Kunst erwiesen. Doch meinet nicht, es wäre ein Irrtum, der Euch Enttäuschungen brächte — meinet nicht, daß Ihr noch allzu nötig seid. Euere Sanftmut hat dem Kranken verheißen, ihn faulen zu lassen als ein stinkend Aas bei lebendem Leibe. Das ist vorbei, durch Gottes gnädige Hilfe und Eure Kunst, vorbei. Euer Arcanum, Euer Geheimnis ist uns offen,» er fiel ins Deutsch «... wir han Eur

Arcana und Heimeligkeiten erkennt. Ihr pochet und bellet umbsunst, ich habs längst kennt, mein Bruder kennts, und jedlicher Baur kanns! Platz' vor Gallen! Ich will dir dein Heimeligkeit in die Ohren spein: Praecipitat ist Euer ganz Kunst, Edel, Hochgelahrt, Queckſilber-Praecipitat!»

Ein feistes Gelächter des Bastian Kastner hatte die letzten Worte begleitet.

Paracelsus war vor dem Hauche des Artisten schrittweis gewichen. Als er nun das vermeintliche Mittel hörte, blieb er stehen, verschränkte die Arme vor der Brust, blinzelte in die giftigen Augen, und sein Lächeln verdünnte ihm die Lippen, daß der Artist verstummte und stutzte.

«Dasselb hänt Ihr fein herusser», meinte er trocken. «Marter unde Schweiß, was vor ein Tölpel und Baechant ist der Paracelsus gewest in Ürer düftigen chimischen Kuchl. Nu ist all sin Kunst ufton. Ihr wisset, Ür Bruoder weiß, und jedlicher Bour kanns, dann nu ist offenbar die ganz Heimeligkeit Paracelsi, sin berühmet Arcanum, dasselb Magnale Mercurii, und der Doktor Paracelsus tauget furthin nützit meh. Die Arm sein geheilt, etwan die Ölschenkel gebessert. Macht alls Praecipitat, und ein jeder künnts. — Meinend etwan, Herr Doktor, und Ehrbar, Herr Burgemeister, dem Paracelsus steig der Schmack von Stechapfel und Alroun als lieblich in die Nas und ein Versuochung, daß er von ihm nit künnt lon, als ander müehselig Lüt in diesem Hus?»

Der Artist reckte sich langsam auf, Bastian Kastner stierte, beider Gesicht war fahl.

«Ich hab Üch die Arm geheilt. Ihr bedürfet miner furthin nit, als Ihr sät. Ihr sullt min Lidlohn in den Schwanen schicken bis uf Mittag, sunst will ich die Gebühr finden uf ander Weis.»

Damit ging er. Seine Kammer stand noch offen, eilig wollte er eintreten, sein Zeug zu sammeln, da kauerte Bibulus Bipes im Schatten der Tür.

Paracelsus neigte sich nieder, und der Knecht begann wie ein Hündlein zu winseln. Paracelsus schloß die Tür, um

besser sehen zu können, doch schneller, als er sich dessen versah, war der Mißhandelte aufgesprungen und über die Treppe entwichen. Nichts schien verständlicher als das verstörte Wesen dieser Kreatur.

In wenigen Minuten war er bereit und stieg klirrend und polternd hinab. Er mußte an dem Krankenzimmer vorbei. Man hatte es geöffnet. Am Türpfosten lehnte der Doktor artium, Hans Kastner, ihm zu Füßen hockte Bibulus Bipes, und die Finger des Artisten spielten in dem struppigen Pelze des Wasserkopfes, Bastian Kastner saß aufgestützt im Bette und lauerte heraus. Für einen Augenblick stockte Paracelsus und tastete nach seinem Schwerte. Vielleicht war es gut, daß er den Goldknauf nicht mit der Hand bedeckte, denn der Artist bildete hastig eine Feige mit der Rechten und zückte sie gegen den Knauf. Unter dem Tore glaubte Paracelsus ein Gelächter zu hören, aber das konnte auch der Lärm der Gasse sein. Fünf schwere Wagen mit Eisenerz rüttelten vorbei.

Und man ließ ihn im Schwanen nicht lange warten. Bibulus Bipes taumelte hinüber, pfiff durchs Fenster und warf einen Zettel auf den Gasttisch. Drei Schillinge waren darein gewickelt, und das Papier verlautete: Klaget nach Glust! Die drei Worte waren schräg übereinander geschrieben. Paracelsus saß beim Fenster, er warf den Zettel und das Geld über die linke Schulter auf die Gasse zurück. Nichts sollten sie ihm anhaben.

Es war noch früh am Tage. Langsam schlürfte er den säuerlichen Wein, der nach den Tropfen des Kastnerschen Hauses ein wenig leer schmeckte. Inzwischen briet ihm der Wirt Speck zu einem Mehlmüslein. — Klagen? Schon löste es sich in seiner Brust. Der amberger Bürgermeister wußte, wie es um solch ein Recht stand, und auch er hatte Erfahrung. Die Schöppen messen nach Heller und Pfennig, und nach Heller und Pfennig ließ sich die Kunst nicht messen.

Präecipitat! Sie hatten gemerkt, daß er Queckſilber nahm, und dem Arcanum die rote Farbe abgesehen: also Präecipitat. Narren, die das Gottesgeschenk des Mercurius nicht ahnen

und sein Gift nicht ermessen. Noch fünf oder acht Jahre, dann wird die Rechnung quitt sein, Zins auf Zins. Nur der Schreiner wird den Lidlohn zählen.

Eine Spinne ließ sich an ihrem unsichtbaren Faden gegen den Tisch herab. Paracelsus betrachtete die zierlich geregten Füße eine Weile, dann fuhr er leise, mit ausgestrecktem Finger über der Spinne hin, und das Tierlein haspelte sich eiliger von dem Finger ab. Er führte es über den Tisch hinaus. Die Spinne glitt vollends zu Boden.

Sänd Alchimistae und Doctores der Künst! Wissend nit, daß an der Bereitung alls lieget! Ein Spinn in ein Mannam verkehrn, ein Mannam in ein Giftkröt — das ists! Ei, so bscheißet üch selbs!

Und doch, wer war da berufen zu warnen und wer zu führen, wenn nicht er! Sollte den Ehrlichen irgendwo, irgendwann aus diesen beiden Narren nicht ein Exempel erwachsen, daß sie sähen, was Gift sei am Mercurio und wie er hinwieder ein Magnale sei, köstlich und heilsam, desgleichen die Welt nicht vermag?

Er holte ein Blatt aus der Tasche und den Rötel. Fliegender Hand notierte er seine Gedanken. Aus dem letzten Zanke im Kastnerschen Hause flossen etliche Sätze ein, dann Hinweise auf den Heilungsfortgang. Doktor Burtzli! Reine Scheidung: Arcana — Simplicia ...

Da stellte der Wirt den Imbiß auf den Tisch, und der Speck duftete dem Eifervollen in die Nase. Er setzte ab. «Narratio vom Kastner», schrieb er noch, es sollte alles aus dem Leben gegriffen sein. Und das Datum dazu. Auch der Tag war wert, daß er ihn merkte: «Geben zu Amberg» ... Amberg! Noch einmal hielt er an. Ein Ort mehr, ein Undank, eine Bitternis, ein Eselstritt mehr. Selbst der kleine Apotheker hatte seine Begeisterung bald gelöscht, sich überdünkelt, gespreizt, geputzt — Fumo Trogisco — und offenbar gefunden, nicht ernst genug genommen zu sein. Also: «Geben zu Amberg in meiner Einöde, am Zinstag vor Mariae Himmelfahrt im dreißigsten.»

Und wie er das Blatt und den Rötel einsteckte, fand er die Lasche leer, in die er jenes grüne Glaskölbchen zu stecken pflegte. Er durchmusterte die Tasche. Nie, daß er ein Mittel oder Instrument nicht gewissenhaft versorgte! Er sann nach. Bibulus Bipes hatte die Fäuste vor die Brust gedrückt, als er ihn aus dem Schatten der Tür aufgestöbert hatte.

Lächelnd führte er seine Hand an die Lippen. Die Bilder des Kastnerschen Hauses huschten an ihm vorüber, und jetzt fand er den Schluß: Gugelvolk, diebisches. Er fächelte mit einer leichten Handbewegung durch die Luft und machte sich über den duftenden Speck und das Müslein her.

Dieses Tages fuhr kein Rollwagen durch Amberg, und auch eines Gaules wegen wußte der Wirt wenig Rat.

«So Euch nit eilig wär, edler Herr, heint fahrend die Eisenschiff auf Regensburg ein, daß Ihr etwan mit wollet vor etlich Pfennig. Moring in der Früh seid sie drunt.»

Drei Schiffe fuhren schon, als er hinunter an die Lände kam, und das vierte stieß ab. Auf dem letzten wurde er mitgenommen. Fünf Fahrzeuge glitten voraus wie dunkle, treibende Inseln. Sie waren flach und breit gebaut, der geringen Wassertiefe wegen, und ihr Rand ragte kaum aus den Wellen. Etliche hundert Zentner Eisen und Erz trugen sie in die Donaustadt und sollten Getreide, Salz und andere Notdurft wieder heimbringen. Die Schiffsleute hatten schwarze Wollhosen an und schwarze Hüte auf den sonnenverbrannten Köpfen, sie waren stille Menschen mit gelassenen Bewegungen. Auch wenn sie die braunen Arme hängen und die Lenkstange mitgleiten ließen, verlor ihr Blick die geruhige Achtsamkeit nicht. Sie hatten ihm etliche ungrische Kotzen gegeben, die zottelhaarig und weich waren.

Langsam glitten die Uferländer vorüber, und zögernder noch die bewaldeten Hügelzüge. Alles war in ein sanftes Maß gesetzt, daß dem Heilmeister, was er in Regensburg und Amberg erlebt hatte, wie ein Wirbel drängender Traumgestalten entschwand. Eingehalten sein in den Wellengang der

Natur! Nichts beschleunigen können! Nichts wollen können!

Als es dann dunkel war und sie für die kurzen Sommernachtstunden angelegt hatten, war alles rein in ihm.

Verhaltenen Lautes schlugen die Wellen an das Schiffsholz. Er dachte an Wilhelm Bombast. Weiß mußten ihm die Haare im Nacken liegen, und weicher noch mochte der zahnlose Mund über dem runden Kinne ruhen. Jahre hatte er seines Vaters nicht mehr gedacht, Jahre nicht nach Kärnten geschrieben, und Wilhelm Bombast war doch in und mit ihm gewesen. Er und Villach und weiterhin das Jugendland.

Der Staub seines Elends, der Kampf, die Last seiner Kunst, der unendliche Strom der fremden Menschen mit ihren Leiden, Begierden, ihrem Haß und der geringen Liebe, sie alle in ihrer Blöße, sie und alles, war es nicht ein Wolkentreiben nur über dem Lande seiner Jugend, das mit ihm durch das Elend zog?

Er schloß die Augen. Weißgekrönte Berge und eine härtere Luft glaubte er zu spüren. Paracelsus wußte, wohin ihn die klingenden Wellen tragen würden. Erneuen, erjüngen auf jenem heiligen Boden! Satt und zeitig war er. Die Lehrjahre verweht. Der Schnee des Elends naß und fließend. Wie Silberblick schimmerte es in ihm durch die fließenden Schlacken.

Und noch war er des Weges und der Wahl mächtig.

Parakosmos

Etliche Schritte unter der «Weinburg» an der Neuengaß, wo die Fluri ihre Badstube aufhielten, hatte der Meister Toman Imboden seine Blaufärberei. Im Werkgadem arbeitete er mit seinem Knechte an dem großen Färbbottiche. Sie hielten ihre langen, starken Rührscheiter mit beiden Armen steil in die Höhe wie Bannerstangen und ließen sie gleichmäßig, vorsichtig an den Dauben des weiten Gefäßes niedertauchen, um die Leinwand zu unterfahren, und dann hoben sie das Zeug aus dem Farbsud. Die Dampfwolke stieg weiß und dicht zwischen ihnen auf, sie drückten die Rührbengel so lange nieder, bis sie einander wieder deutlich erkennen konnten, denn sie standen einer dem andern gegenüber. Dann ließen sie das schwere Zeug wieder in die Farbe gleiten, hoben die Hölzer und rückten einen Schritt am Bottich weiter.

«...und solltu sechen, Heini, die goht uf diesen Abend hinwieder us dem Hus die Nacht über, dann es wird der Mond voll uf diese Nacht, und es hanget an dem Gstirn. Das solltu wissen.»

Der Knecht, ein langer, hagerer Mensch, fühlte wohl die prüfenden Augen des Meisters, aber er sah nicht auf. Fast leise meinte er dagegen:

«Es ist nit us dem Gstirn, noch us dem Mond, es ist von Gott. Was hat das infältig Mensch us Abbazell mit dem Gstirn ze ton, Meister? Es ist von Gott, dann us ihr bricht ein Gwalt und Zucken herfür, goht über die Menschen, so bi ihr stohnd.»

Und sie ließen wieder, gegen die belasteten Hölzer gestemmt, den Qualm verziehen.

«Du bist darbi gsi dasselbig Mal ze Sant Lorenzen in der Kilch, do hat der Dominice Zili von dem Meister Huldrichen us Zürch das Buoch fürgelesen, und sin in dem Buoch die wiedertouften Lehrer gänzlich gewaltiget und übermannet us der Gschrift. Hat deren keiner nit treffentlich Antwurt geben, als viel ihrer gstunden uf der Porkirchen ze Sant Lorenzen.»

«Meister Toman, es ist des Schreibens und Lesens viel und des Herzens ring.» Während er das Rührholz niederdrückte, hob der Knecht die Stimme, als müsse er das Dampfgewirbel durchbrechen. «Der Zwingli und der Doktor Watter und der Zili, die führend all hurtig Finger uf deme Papier und über der Gschrift und wisend do und do, hänt ein früdig Reden. Darvor ist die Zung schwer dem ringen Mann. Die Hochgelahrt reden gar licht, dann sie reden allweg tapfer ab der Höchen und Glahrtheit darnieder und hänt licht ketzeren. Dem ringen Mann brinnt das Gmüet und drucket fast das Gwissen.»

Toman Imboden brummte etwas vor sich hin. Sie arbeiteten eine Zeitlang schweigend weiter. Dann brach es wieder aus dem Meister:

«Dies ist min Hus, und ich leid das nüt. Die Frena ist min Magd. Der will ich wehrn. Do hastu eh bevor gsechn: den Löffel us dem Moul, sänd sie allbereits do gsi, die Magdalena Müllerin und dem Mürgl sin Bärbeli. Das sänd ünsrer Stadt zwo Bürgerinne und züchtig Jungfrouen beid. Und die Frena spricht zu der Mürglin und nennet sie Petrum, und heißet glichermaßen die Müllerin als ihr Maria von Bethania willkummen. Dasselb ist ein Dockenwerk und ein Gugelfuhr. Ich will mich des nit meh gduldin, noch es furthin liden. Die Frena Bumännin ist ein guete Magd, allein so dies Wesen willt führfahrn und kein Wandel han, so will ich die Frena ehender usputzen us minem Hus. Das solltu wissen!»

Toman Imboden hatte mit der Arbeit eingehalten. So zornig auch seine Stimme klang, aus seinen Augen flackerte

Unsicherheit. Er wollte eine laute Zustimmung von dem Knechte. Der aber sah seitwärts zu Boden und hielt den eingetauchten Rührbengel wie ein Landsknecht, der mit einer Partisane Schildwache steht.

«Es ist wohl din Hus, Meister Toman, und du bist der Magd ein Husvater. Allein das leit nüt der Frena an, die ist ein gschlicht Frouenbild als ander meh. Willtu sie usputzen? Künntist ichts darmit wandlen? Es ist ein Gwalt bi der und ist us Gott, stoht ober dem glahrten Span unde ober dem Gstirn und Mond. Das lieget in jed eim selbs, so einer die Frena hört und siehet an. Ist us Gott, Meister.»

Toman Imboden hatte es längst gefühlt wie eine Gewissensnot, daß er von dem gelahrten Deuten und Reden der Predikanten und Lehrmeister, auch des Meister Huldrich Zwingli und selbst ihres ehrbaren Joachim von Watt, leer geblieben war. Vielleicht hatte ihn nur der überlegene Geist und die Gewandtheit der Zungen an diesen Männern irre gemacht. Allein, solange er ihre Worte hörte, war alles hell und klar, und dem Evangeli schien das Herz und Gemüt aufgetan, war Toman Imboden aber wieder für sich, dann focht es ihn an, als müßten diese Männer mit gleichem Geschick das Widerteil rechtfertigen können. Und Heini, sein Knecht, fühlte offenbar dasselbe. Ja, Heini, der Knecht, stand weiter als er, denn er hatte es ausgesprochen. Ihm, dem Meister, der an Jahren des Knechtes Vater hätte sein können, war der innerste Grund seiner Gewissensnot erst jetzt an diesen Reden deutlich geworden. — Warum ist alles Volk von Sankt Gallen, hoch und gering, dasselbige Mal zu Ostern durch das Schibinertor an den Berlisberg hinaus, um den Polt, den hinkenden Schiffer aus der March, zu hören? Solch eines Zulaufes ist auch der Uolimann nie mächtig gewesen und nicht einmal der Kunrad Grebel, der Geld und Stand um der Tauf willen verlassen hatte und ausländig geworden war. Warum sind sie alle dem hinkenden Schiffer nachgelaufen, der acht Tage darauf zu Schwyz den Marterertod hat sterben müssen? Marterertod! Toman Imboden fuhr mit einer Hand

über die Stirn, ein Spruch der Schrift lebte in ihm auf, und er hielt kaum so weit an sich, ihn nicht auszusprechen: «Das Wort ist Fleisch geworden und wohnete ihnen bei . . .» Fleischwerden und nicht Wort bleiben. Wort zu Fleisch und Blut werden und nicht Fleisch und Blut zu Wort, wie bei den Gelahrten allen. Das war es.

Er blinzelte hinüber. Der Heini stand immer noch wie einer auf der Schildwacht.

«Tu zuo», rief der Meister.

Sie arbeiteten weiter und schwiegen. Allmählich wurde der Dampf dünner, und sie vermochten einander deutlich zu sehen, wenn sie die Leinwand aus dem Bottich hoben. Da lehnten sie die Rührbengel an die Wand und trugen einen leeren Kessel herbei, schöpften ihn von dem erkalteten Farbsud voll, deckten die Blache über den Bottich und hoben den Kessel mit einer Eisenstange auf die Schultern.

Im Hause hing ein anderer Kupferkessel über einem hellen Holzfeuer. Obgleich es noch stundenlang Tag blieb, saßen die Frauen mit ihren Kunkeln bei den warmen, lichten Flammen. Die Gasse war eng, von den Häusern überhangen, der Gadem war tief und das Fenster nicht sehr groß, und es war außerdem noch winterlich, so daß man den Hausbrand liebte.

Als die Männer gleichen Schrittes eintraten und näher kamen, rückten die Jungfrauen Magdalena und Barbara hastig zur Seite, und auch die Meisterin schob die Kunkel aus dem Wege. Nur die Magd spann weiter und merkte die Männer nicht. Mit Willen setzte der Meister den Kessel dicht neben der Magd ab und ließ die Kette rasselnd niederschlagen. Frena schrie leise auf, die Spindel entfiel ihr, sie breitete die Arme. An ihren samtigdunklen Augen funkelte der Widerschein des Feuers, vor dem die Männer hantierten. Die Augen waren unbewegt und weit offen. Auch ihr fast blutleeres Gesicht, dessen große Züge — Hakennase und starkes Kinn — in einer jünglingshaften Schönheit ruhten, war so restlos aufgetan und von einem blassen Schimmer übergossen, der

nicht leibhaft, sondern gleichsam angehaucht schien. Die drei Frauen konnten ihre Blicke nicht von ihr wenden und vergaßen auf die beiden Männer, die geräuschvoll und trotzig beflissen, sich nicht in den Bann dieses Weibes zu geben, ihre Arbeit taten, den siedenden Kessel abnahmen, den andern über das Feuer brachten und dann mit dem dampfenden, leise versummenden Sud den Gadem verließen.

Frena blieb in ihrer Versunkenheit, doch nahm ihr Gesicht den Ausdruck demütigsten Leidens an, und ruckweis, wie von böser Macht gezwungen, näherten sich ihre beiden Arme, bis die Hände, an den Knöcheln gekreuzt, übereinander lagen. Leicht neigte sie den Kopf gegen das Feuer hin. Wie einer Krone Last lag ihr dunkles Haargeflecht auf ihren Schläfen, und den nun fast geschlossenen, schweren Lidern entsickerten langsam die Tränen. Die beiden Jungfrauen waren auf den Zehen näher gekommen: ihre Hände leicht vorgestreckt, halb wehrend, halb verehrend, wie einem Heiltume nahten sie ihr, und auch die Meisterin, ein kräftiges, großes Weib, hielt befangen die Hände vor der Brust.

... «ihr sullt nüt hörn die Kettin, darmit sie mine Händ gebunden an diese Stoupsäul, dann ich will nüt zitteren noch zacken in minem Schmerz ... streichet, streicht min nackten Leib, fließe min Bluot für üch geben dar ... fließe min Bluot und röti min nackten Leib ... o weh, o weh ... ihr Buoben! O weh, min fließend Bluot!»

Sie schluchzte tief auf, und daran schien sie zu erwachen. Sie löste ihre Hände, sah die beiden Gespielinnen ernst und forschend an.

Barbara Mürglin fragte in tiefer Scheu: «Was willtu, Herr, das wir sulln ton?»

«Du, min Petrus», hauchte Frena Bumännin, und ihr Gesicht verklärte sich, «und du, Maria, ganget ihr, min Lieben beid, ganget an die Türen, do die Brüeder wohnen, und klopfet an und sprecht: ‚Der Herr hat mich zuo dir gesandt, daß du dich rüstest von Stund an und ihm nachfolgest!' Und sprecht: ‚Der Imbiß ist gessen, der Gürtel ist geschnürt,

ganget all hinus gen Buoch in des Abts Gerichten, dann allda ist Christus, der lebendig Suhn Gottes!' — Ich will vor üch gohn, den Lazarum uferwecken us dem Grabe, und will üer wartin ze Buoch.»

Sie stand auf, schritt tiefgesenkten Hauptes langsam hinaus. Die beiden Jungfrauen folgten ihr wie im Traume.

Und das Weib des Blaufärbers kämpfte einen stillen, beklemmenden Kampf. Sie sah den Heiland noch an die Staupsäule gekettet, als blicke er in das Feuer der Kriegsknechte. Dann taumelte ihr Blick an den Wänden hin: Bank, Tisch, Kachelbord, Holzbeuge und wieder Feuer und Kessel. Sie hob die Hand schirmend gegen den Schemel, auf dem die Magd gesessen war. Die Hand fand auf ihre Brust zurück: drei mühsame Kreuzeszeichen — Vater, Sohn und Geist. Aber der Heiland wich nicht vom Feuer. Und das Feuer wurde ärmer und ärmer. Der Kessel sollte sieden. Wie gelähmt schleppte sich die Meisterin zur Holzbeuge hinüber und trug Knüppel auf Knüppel in die Glut. Und als der Brand bis an den Kesselboden hinauf genährt war, seufzte die Frau tief auf: «In Gottes und aller Heiligen Nam, lieber Herr Jesus Christ in dinem Rich!» Dann ging auch sie.

Das Holz fing Feuer und loderte um den Kessel. Der Farbsud sprudelte in den sprühenden Brand über, füllte die Esse mit einem verdüsternden Dunst, aber die Flammen siegten immer wieder und warfen ihre roten Fähnlein mannshoch. Die astigen Knüppel knackten, knisterten, ließen ihre hellen Funken weithin springen. Und der Kessel tobte, die Kette zitterte.

Die beiden Männer kamen zurecht. Sie rissen das Feuer auseinander, stießen eine Kunkel nieder und traten den glimmenden Flachswickel aus.

«Sumer Potz Schweiß, Marter unde Pein ...»

Der Meister Toman Imboden sah sich verstört um, er keuchte vor Zorn. Dann stampfte er aus dem Gadem, schrie nach dem Weibe, nach der Magd, polterte über die Stiege

hinauf. Die Türen krachten, die Pfosten zitterten unter seinem schweren Tritt. Indes rückte der Knecht mit der Eisenstange den Brand auf ein gerechtes Maß zusammen und wartete. Und er sah gelassen in die Glut, als der Hausvater in seinem Zorne wiederkam.

«Nienan von denen Frouensmenschern ouch nüt ein Juppenzipfli!»

«Die sänd mit ihr», meinte der Knecht, als handle es sich um die natürlichste Sache.

Dieser Gleichmut erschütterte den Meister fast heftiger als die Gefahr, in der sein Haus gestanden hatte. Er packte den Knecht an der Schulter und rüttelte ihn.

«Heini, bis wach! Etwan schlafest du bi hellichtem Tag! Min Hus wär schier ze Äschen verbrennt!»

«Wie sollet din Hus zu Äschen verbrennen, Meister? So din Hus nüt stünd in Gottes Hand, wellich eins sunst ze Sant Gallen!»

Toman Imboden ließ seinen Arm sinken und trat einen Schritt zurück.

«Wir sänt hie zuo dem Füer kummen», sagte der Knecht weiter, «und es war Zit. Wir hänt den Brand gricht und tretend den flächsin Wickel us, und es war Zit. Die Frouen sänd us dem Hus und ihr nachgefolget, und es ist aber Zit, Meister Toman.»

«Min Ehfrouen, Gretta Rüttmannin, ist getrü,» zitterte es aus der Brust des Meisters, «und halt ihr Sach wohl ... Was ists, das üns wird anton? Gottes oder des Tüfels!»

«Wer Ohren hat, der höre», meinte der Knecht.

Aber der Meister lag hart in seinen Zweifeln, er schüttelte den Kopf. Er faßte die Eisenstange.

«Wir wellend noch diesen Kessel intuen, dann solltu nit meh gehalten sin vor diesen Tag, Heini. Dann ein gringe, und min Hus wär verbrennt.»

So ließen sie den andern Kessel bei dem Herde stehen und trugen den kochenden an den Bottich. Dort leerten sie ihn durch die ausgespannte Seichblache in die Farbe. Als die

Leinwand genug gerührt schien, legten sie die Bengel über den Bottich und breiteten die Blache für die Nacht darüber.

Toman Imboden rückte noch das und jenes zurecht, endlich verriegelte er die Werkstatt. Dann blieb er in seinem Höfchen stehen, sah das Haus an, als wäre es ihm geschenkt, und blickte lange in den immer noch taghellen Himmel.

Im Gadem wartete der täuferische Knecht. Er trug den schlichten Zwilchkittel, seinen Kopf bedeckte der breite Schlapphut, und am Gürtel hing ihm statt des Schwertes das kurze, stumpfe Brotmesser. Die Täufer verdammten den wölfischen Kleiderprunk. Er hoffte auf den Meister und sah ihn an.

Allein Toman Imboden winkte nur.

«Gang, Heini, gang und lueg, daß denen Frouen beiden nit mag ein Ungebühr zuostoßen.»

Der Knecht lobte Gott und ging. Der Meister stand eine Weile, den Rücken gegen die Tür gekehrt. Ächzend strich er mit beiden Händen über Stirn und das ergraute Haar, über die Wangen und den breiten Bart. Dann ging er in den Bankwinkel, griff das Testament vom Bord, trug es zum Feuer, schürte die Glut auf, zog den Schemel nahe und begann zu lesen. Seine gebläuten Finger rückten unter den Zeilen hin, er hielt das Buch mit der Linken, deren Ellenbogen auf sein Knie gestützt war, weit ab. Und wenn er einen Satz bewältigt hatte, schaute er auf und grübelte lange, las wieder und versenkte sich mehr und mehr in die gefährlichen Tiefen der Schrift.

*

Frena Bumännin war schon von einer frommen Schar umgeben, als sie nach Buch kam, das bei Tablat liegt und ehedem zum Gotteshus gehörte. Dort sollte unlängst der Täufer Lienhard Wirt aus dem Doggenburgischen zugezogen sein, um Leinwand weben zu lernen, was im Oberdeutschen nirgends besser gelernt sein konnte als in und um Sankt Gallen.

Frena Bumännin trat in das fremde Haus ein und ging zur Fallluke, von der die Stiege zum Webkeller niederführt. Sie rief hinab:

«Lazarum, Lazarum, ich bschwör dich bi der höchsten Kraft Gotts, daß du heruf kummst und folgest mir nach!»

Da hielt das Klappern der Trittbretter an, und eine Stimme bebte aus der Tiefe:

«Was willtu, Herr, daß ich sölle tuen?»

«Steig heruf us dinem Totenbom des irdschen Handwerks, fahr uf us dinem Weltgrab und folge mir.»

Die Hausleute waren von Stall und Holzblock herbeigelaufen, ein Mann und ein Weib, beide schon weißhaarig. Sie drängten durch den Kreis der Täufer, aber sie wagten nichts, denn die Täufer umstanden das prophetische Weib mit inbrünstigen Gebärden und heilsbegierigen Mienen, daß es wie eine unsichtbar strömende Flut von ihnen ausging und allen Widerstand zurückdämmte. Zudem waren die beiden alten Leute an dem bedeutsamen Wesen des Lehrlings Lienhard Wirt stutzig geworden.

Ein blasses, bewegtes Gesicht tauchte aus der Luke.

«Bist du es, Herr?»

Da schrie Barbara Mürglin, die von Frena Petrus benannt worden war, hell auf und wies mit beiden Händen gegen Frena Bumännin:

«Wahrlich, dieselb ist der Suhn Gotts, des will ich zügen ...»

Und sie stürzte unter einem wilden Zucken hin, als wäre sie von der fallenden Sucht geworfen. Ihr Gesicht wurde blaurot, Hals, Brust und Leib schwollen ihr. Die Arme verrenkt, die Hände verkrampft, bäumte und wand sich das Mädchen über dem Estrich.

Durch dieses Zeugnis erhöht, leuchtenden Blicks, taumelte der Gerufene die letzten Stufen hinauf. Er kniete neben dem durchschütterten Körper nieder. Und auch die anderen Täufer umdrängten die von Gott in das Sterben Geworfene. Sie nannten es Sterben. Die rauhen Antlitze waren freudig

durchglüht, und sie zitterten alle, die Arbeitshände, die ausgestreckt über der qualvoll Verzückten hingen. Nur Frena Bumännin stand wie ein Steinbild zu Häupten der Zeugenden und nahm das Glaubensopfer an.

Der Krampf wuchs schnell. Das Gesicht der Mürglin glänzte von fließendem Schweiß, vor ihrem Munde stand Schaum, an ihren Augen sah man nur das Weiße.

Die Hausleute hatten wohl schon vom täuferischen Sterben gehört, das da und dort im Lande die Herzen erschütterte und bezwang, allein der grauenvolle Anblick erschreckte sie dermaßen, daß sie vor dem gläubigen Rausche der anderen bewahrt blieben und nur mehr den Trieb zu helfen fühlten. Sie zwängten sich zwischen die Befallene und deren Genossen, lösten mit hurtigen Fingern den Gürtel, die Schnüre. Wie die Flanken eines gehetzten Tieres schlug die befreite Brust unter ihren Händen.

Und sie mochten zur rechten Zeit geholfen haben. Der Kopf der Barbara Mürglin sank schlaff zur Seite, der Krampf schien in schwache und schwächere Wellen zu verlaufen. Aber die Täufer hielten noch immer die Hände gestreckt, ihre Augen brannten noch dürstend, und eine Begierde lag auf den Erregten, mehr grausam als fromm. Allein der Zustand steigerte sich nicht mehr, er löste sich unter den Händen der Helferin, die mit dem Zwilchschurz das übernäßte Gesicht trocknete. Barbara Mürglin sank in einen ohnmachtstiefen Schlaf.

Man trug sie aufs Bett. Die beiden Alten mußten sich darein finden, daß die ganze Schar bei der Erschöpften blieb, und es mochten während des Sterbens noch etliche hinzugewachsen sein, die sich von Haus zu Haus durchgefragt hatten.

Die Stube war voll Menschen, und alle schwiegen feierlich. Wo immer sie lehnten, hockten oder auf dem Boden lagerten, ihre Blicke hingen an der Prophetin, die ihnen für diese Stunde der inbrünstig erlebte Heiland war. Eingeschüchtert hatten sich die Hausleute in den Herdwinkel zurückgezogen.

So mächtig aber wirkte die gesamte Stille dieser aller, die schlichte Leute ihres Schlages waren, doch auf sie, daß die Frau ein Paternoster aus dem Busen zog und leise zu beten begann.

Es war inzwischen Nacht geworden. Das Herdfeuer leuchtete ihnen. Es wurde von einem Manne bedient, der mitgekommen war, den aber keiner kannte. Er war kleiner als sie alle, nicht eben täuferisch angetan, auch trug er ein Schwert mit goldenem Knauf.

Niemand wagte ein erstes Wort. Das Schweigen in dem menschenerfüllten Raume wuchs und wurde schwer. Frena Bumännin saß, in sich verloren, am Fußende des Bettes. Sie war es, wovon das Schweigen ausging, sie war die drückende Stille körperhaft: als strecke sie jedem eine Hand in die aufgebrochene Brust, als taste sie von dem Herzen weiter und drosle die Kehlen. Ein schluchzendes Seufzen regte sich wohl, da und dort auch ein Stöhnen, und das löste die Stille nicht, es mehrte sie nur, verdichtete sie. Einzelne wandten sich leise unter kaum verhaltener Gewissensnot, sie preßten ihre gefalteten Hände gegen Brust und Stirn.

Und war es nun, daß dieses einen Täufers verhaltene Klage — er stand aufgereckt an einer Längswand — den besonderen Laut gefunden hatte, oder war allen aus der richtungslosen, kaum mehr ertragbaren Benommenheit durch einen reif und fällig gewordenen Willenstrieb irgendwoher der Seelenstoß gegeben, ihre Augen, ihre Herzen, ihrer Wesen äußerste Selbstbehauptung kehrten sich dem einen zu, der an der Längswand hoch aufgereckt stand, der seinen Kopf zurückgeworfen und die Arme hinter dem Rücken gekreuzt hatte, als sei er mit Hals und Händen angeschmiedet. Er mußte Stimme werden, aus tiefster Herzensnot die Stummheit brechen. Und er sah die andern nicht, starrte in die niedrige, verräucherte Decke, wußte nichts davon, daß sich ihm alle zukehrten und das erste Opfer forderten. Er wußte nur, daß er, von Sünden mürb, von Schuld zerfressen, jetzt oder nie heil und rein werden konnte.

So schlug es in ungelenken, klagenden Worten aus ihm hervor. Er beichtete, wie er — jung noch an Jahren — zu Trier mit seines Meisters Weib schandbar gebuhlt und so die Ehe gebrochen habe. Niemand als er und jenes Weib, wenn es noch lebe, wüßte von der Sünde. Er habe sie im Innersten seiner Brust begraben, habe heidnisch seine Schuld dem lieben Gott und Sant Antoni mit Wachskerzen abzuhandeln gesucht und noch vor Jahren sechs eine Wallfahrt zu dem Einsiedeler Holzgötzen getan, ohne der eigenen Ehefrau zu bekennen, weshalb, vielmehr schändlich und ehrlos geringe Sündenschuld vorgegeben. Er schlug, als er bekannt hatte, schluchzend die Hände vors Gesicht und fragte laut, ob ihm vergeben sei.

Aus der Andacht hob sich ein Gemurmel unter ihnen, die ihn so wohl kannten und nun sahen, daß sie ihn nie erkannt hatten. Sie waren tief ergriffen von seiner Reue. Es kam ihnen aus dem Herzen, da sie ihm sagten:

«Wohl dir! Wohl ist dir vergeben, Bruder! Durch den Touf und Buoß ist dir vergeben, durch den Touf. Do du gloubest und getouft bist.»

Einer war da, der hieß Thomas Schugger, und er war von Mühlegg ober den Mühlen, die hinter dem Buch liegen, gegen Abend herabgestiegen, um in Sankt Gallen bei einer Hochzeit aufzuspielen, ein Lautenist. Als er aber der Frena Bumännin und ihrer Schar begegnete, ließ er sein Gewerbe und folgte ihr. Thomas Schugger war unter den Täufern weitum bekannt, denn er verstand zu predigen, wenn es ihn überkam. Von der Selbstaufopferung dieser Beichte und der innigen Bewegtheit aller begeistert, griff er nun in sein Instrument und spielte feierliche Akkorde zu dem Gemurmel der Brüder, so daß sie vor Heiligung schauderten. Als seien sie mit dem einen, der zuerst gesprochen hatte, zugleich erlöst, fast freudig trat einer nach dem andern in die Mitte, Mann und Weib, und bekannte des Lebens Schuld. Sie wußten sich alle bloß. Eine neue Gemeinschaft setzte sie über jede andere hinweg. Wie waren sie ehrlich und wohlgelitten ge-

wesen in ihrem Weltleben, darin ein jeder vor dem nächsten in Schafskleidern einhergeht, innen aber ist er ein reißendes Tier! Nun traten sie heraus aus dieser Welt und schüttelten die wölfischen Kleider von sich. Und sie beichteten vor ihren Brüdern Sünden und hörten aus dem Munde der Brüder Sünden, die ihrer keiner vor der Welt bekannt hätte, und hätte man ihn mit feurigen Zangen gepfetzt. Kaum daß sie ein Ende fanden.

Als viele so zur Gemeinde gesprochen hatten und manche Absolution erteilt war, traten sie noch einzeln zueinander und flüsterten von dem teuflischen Elend ihrer Kreatur. Auch solche waren unter ihnen, die ein Zeichen der Buße suchten und sich vor dem Ärmsten niederwarfen, auch vor dem, der eine größere Sünde trug als sie, und ihn baten, er möge seinen Fuß auf ihren Nacken setzen, oder ihnen einen Backenstreich geben und sie bespeien. Über all dem aber zitterten die feierlichen, tiefen Akkorde des Lautenisten Thomas Schugger, der zu Füßen der Frena Bumännin saß.

Sie hatte seither, unbewegt von den Gefühlswogen, die sie umdrängten, geschwiegen, und doch wußten alle, daß sie allein es sei, woraus sich das Überwältigende in die Herzen und durch die Herzen hindurch ergoß.

Während der Beichte war Barbara Mürglin erwacht. Da nun die Stimmen der einzelnen im allgemeinen Bußgeflüster verlorengingen und nur mehr die Lautenklänge über dem Gemurmel schwebten, wie der Geist Gottes über den Wassern, begann die Mürglin mit einer singenden Stimme von den Himmeln zu zeugen, darin sie entrückt gewesen war. Allmählich gewannen die Bußbegeisterten Gehör für sie und verstummten gleich dem Rauschen eines Waldes, wenn ein leiser Wind sich legt, als wiche er dem Liede einer Amsel. Die Mürglin redete lange in einer sanften Verzückung, ihr Lächeln teilte sich den andern mit. So schien das tiefgerührte Gemeingefühl der Täufer in eine unschuldsvolle Kindlichkeit aufgelöst, da verriet Frena Bumännin — zuerst wohl nur durch die Unruhe ihres Blickes und das Zucken ihres Mundes,

dann aber mit immer heftigeren Bewegungen des Kopfes und der Hände — wachsenden Unwillen. Endlich fuhr sie auf.

«Bis still, Peter, was willtu im Himmel gewest sin, do des Menschen Suhn uf Irden wandlet und muoß zu der Höllen fahrn! Du sollt mir in minen Himmel nüt inschloufen, eh dann ich in der Höllen bin gewest!»

Barbara Mürglin sprang erschrocken von dem Bette, und die Täufer, aus den lieblichen Gesichten gerissen, starrten die Prophetin an.

«Was stohnd ihr all und hänt üer tusam Luegenmäntli umbtan, meinend, nu sige die Buoß bschechen und gar! Ihr heimlichen Huren und Buoben! Seid ihr nüt spidelnackend gsin vor minem Oug in ürer Sünden Blößi? Ziehet us üer artlich Luegenkleid! Sänd nackend! Des Menschen Suhn willt grousam zur Höllen fahrn! Ich muoß den Antchrist gebärn!

Sie winkte der Barbara Mürglin.

«Petrum, du sollt mich nackend usziehn!»

Das Weib des Toman Imboden war den täuferischen Ereignissen bisher in einem Gefühlsnebel gefolgt, der sie des eigenen Wesens vergessen ließ. Die letzten schreienden Worte der Frena hatten sie wachgerüttelt. Und als sie sah, daß ihrer Magd Juppe und Kittel gelöst wurden, überkam sie brennende Scham. Sie war ihres redlichen Toman Imboden Hausehre, und auch die Magd gehörte zum Hause. Verwirrt sah sie ringsum die Sonderbaren und gewahrte erst jetzt den Knecht Heini. Hastig wandte sie sich an ihn und rüttelte ihn. Auch er schien zu kämpfen. Da sie seinen angstvollen Blick erkannte, wurde sie ihrer völlig mächtig. Sie hielt den Knecht mit der Linken und winkte Frena zu.

«Frena! Frena! Loß gan! Laß din Jüppli an! Bis sittig, ein Jungfrouen! Tu dir nüt selbs ein Schmach!»

Und sie drängte den Knecht: «Heini, kumm! Heini, los mir zuo! Kumm, kumm! Es muoß spat sin ... kumm, wir gangend, Heini, wir führend sie hoim, dann sie ist nüt bi ihr!»

Aber Frena rief: «Hört ihr? Hört! Also wiederbellet das

Höllentor und willt des Menschen Suhn nüt lossen infahrn, dann sin Blößi sprenget die Höllen gar. Als krischet das Höllentor in sinen tüflischen Anglen!»

Heini, der Knecht, stieß die Meisterin mit einer taumelnden Bewegung von sich. Er sah, trunkener als die andern, auf den weißen Leib, der aus dem groben Unterkleide zu steigen schien wie der Mond aus einer Wolke. Die Bangigkeit der Meisterin mehrte sich mit jedem Atemzuge, ihr war, als fiele sie aus einem Traume in den andern. In ihrer Not lief sie zu den Hausleuten und flüsterte auf beide ein. Doch es stand ein alter Täufer daneben, der nannte sie eine Heidin und mahnte, auch der Kunrad Grebel habe gesagt: «Willtu mit mir handlen, so kumm zu mir nackend.»

«Der Grebel hat den Touf gemeint, den Touf», gab der kleine Mann dawider, der das Feuer wach hielt. Er blickte dabei so ruhig und strich gelassen den runden Bart, daß der Greis aufloderte.

«Touf ald nüt Touf, ist glich. Der Heiland willt in Höllen infahrn, was tuet ihme darbi ein Jüppli not! Du sollt als ouch nackend in die Höll fahrn!»

Da blieben die Hausleute still, denn der Zornige war ein ehrlicher Mann und sonst als gerecht bekannt in seinem Wort und Tun. Also fühlte des Toman Imboden Ehweib bitter, daß sie allein aus der Gemeinde gefallen war. Sie schlich bekümmert in die Nacht hinaus.

Frena Bumännin saß hochgereckt auf dem Bettrande, ihre Augen hielten die Täufer. Wie zwei Falken, die über einem blühenden Lande kreisen und das Hühnervolk unter Busch und Dickicht ducken, so schweiften ihre Augen ober ihrem nackten Leibe und duckten die Gedanken, daß keiner sich schändlich an sie wage.

«Sehet umb mich als einer Sunnen fürig Flammen — glitzernder dann die Sunn des Tags! Sehet ihr nüt? Ihr sullt sehen, und üer Ougen sullend zwinzerlen vor dem glanzigen Glost, sunst müesset ich üer toub und verdomlet Gesicht verderbin!»

Sie rief es laut und drohte ihnen mit beiden Armen. Die meisten erschraken sehr und blinzelten, sie sahen den hellen Schein, und hätte man sie des anderen Tags auch darüber verhört, sie hätten den Flammenschein bezeugt und auf ihr Zeugnis sterben wollen.

«Weh, mine Füeß, brinnend vor Kälti. Stohnd uf des Monds Schneefüer beid. Der Mond ist ein Füer und glich eim Frost, der ist ein Glanz und dem Glanz des Schnees glich. O weh, als frierend min Füeß!»

Es jagte ein Schauder über ihren Leib. Doch sie schwang sich aus dieser Erniedrigung himmeltrunkenen Blickes empor, ihr Gesicht leuchtete wieder, die Stimme wurde sanfter.

«... und stoht ein Himmelskron ob minem Houpt, zwölf Stern, so spielend lustig im Louf, die will ich ob minem Houpte liden. Und werfend ein sanften Glanz von ihn'n, darein ich ganz inwachsen bin ... O min Lib, was willtu so schwer, so schwer!»

Sie schrie gellend, sie wand sich in Schmerzen.

«Ich muoß ihn gebärn, ich muoß den Suhn gebärn!»

Den roten Drachen der Offenbarung Johannis sah sie vor sich, den Drachen mit sieben Häuptern und zehn Hörnern, der den dritten Teil der Sterne mit seinem Schwanz ergreift und auf die Erde wirft. Und der Drache sperrte den Höllenrachen, daß er das Kind fräße. Ihre Qual war so groß, ihr ganzer Leib so bildhaft in allen seinen Regungen, daß die Täufer vor Entsetzen zitterten.

Da brach sie plötzlich ab. Eine neue Verklärung.

«Nu ist der Sohn geborn! Heilig, heilig! Ich bin us Gott geborn, und das Wib Gottes ist in die Wüsten entschlouft vor dem Drachen. Ich bin, der üch sull weidin mit der isern Ruoten. Dann ich bin der Weg und die Wahrhet!»

Die Posaunen der sieben Engel schmetterten über ihnen. Das nackte Weib fuhr in die Hölle. Der Donner des Jüngsten Gerichtes umtoste die Ohren, und die Augen waren ihnen voll von den furchtbaren Gesichten. Die Verzückung hatte sich aller so tief bemächtigt, daß die Prophetin nur mehr

Einzelworte, zusammenhanglos und oft nach langem, lautlosem Kampfe, auszustoßen brauchte, um die entselbsteten Menschen von einem Entsetzen in das andere zu reißen. Der Stoß der fünften Posaune wurde in ihnen Leib und Leben: Menschen werden den Tod suchen und nicht finden.

Aber das Übermaß mußte die gejagten Seelen erschöpfen. Es gab etliche Täufer, die mit gespreizten Beinen auf dem Boden saßen, gegen die Wand gelehnt, die Arme auf den Estrich gestemmt und, aus halbgeöffneten Mündern schwer atmend, den Blick in tödlicher Ermattung an das Weib verloren. Andere knieten, saßen, oder sie lagen bäuchlings mit aufgestütztem Kopfe und weinten leise, murrten matt und leise vor sich hin, ächzten unter dem Banne, der über sie das erstickende Gewölk hinwegwälzte.

Nur zwei schienen noch ihrer selbst mächtig: der kleine Mann mit dem Schwerte, der das Feuer wach hielt und gespannt einer jeden Bewegung folgte, und der andere: Thomas Schugger, der Lautenist.

Eine widerliche Unersättlichkeit zitterte aus dem jugendlichen Menschen, doch schien seine Erregung, so leidenschaftlich sie war — er griff zuweilen Akkorde in der Luft, ohne die Saiten zu berühren — zu fein, um noch von den übermannten Brüdern aufgenommen zu werden. Und dieser Thomas Schugger brach ein Schweigen, währenddem Frena Bumännin nach ihrem nächsten Schrei rang. Mit einer gepreßten, fistelnden Stimme sagte er, nicht zu laut, aber jagend:

«Sull einer des Todes sterben, sin lebend Bluot usgießen und versprützen.» Und er lächelte dabei aus einem erblaßten Gesichte.

Das weckte, ließ den Atem stocken, die Haut erstarren. Auch der Mann am Feuer trat einen Schritt in die Stube.

Frena Bumännin richtete sich langsam auf, suchte von einem zum andern, las den tiefen Schrecken aus ihren Augen. Sie spürte, wie allen das übermannte, aufgejagte Herz in die Kehlen schlug, und wuchs über Menschenmaß hinaus.

Die Gemeinde wartete aufgereckt.

Dann sah die Prophetin über alle hinweg, als blicke sie durch Hauswand und Bergeslehne hindurch. Sie öffnete kaum die Lippen, sagte leise: «Judas, du muoßt dich henken!»

Einen jeden hatte sie angesehen. Nun standen ihre Augen weit und fern und bezeichneten keinen. Jeder wußte: einer muß es sein. In jedem quälte es: muß ... muß sein! Die Blicke irrten in den steifen Köpfen und, wenn sie einander streiften, zuckten sie voreinander zurück. Nicht um ihr Leben rangen sie, denn sie wußten: einer muß es sein. Das letzte Erlebnis eines eigenen Willens wollten sie finden. Vor dem Tode bangten sie nicht, den fühlten sie alle als ein Kleines. Sie litten unter ihrer Selbstverlorenheit. Sie lebten selbst nicht mehr, andere lebten aus ihnen. Einer aber mußte es sein! Und jeder war nur mehr Wesen aller andern.

Als diese entsetzliche Spannung an die Grenze gewachsen war, wo sie in Ohnmacht oder hellen Wahnsinn zerreißt, tastete sich einer an der Wand in die Höhe. Dieser also.

Es war ein großer, kräftiger Mann mit einer wettergebräunten, breiten Stirn, die stumpf von Querfalten gekerbt war. Seine buschigen Brauen standen hochgezogen, die Augen blieben fast geschlossen. Er tappte durch die Brüder hindurch in die Mitte. Dort stand er, als wolle er sich besinnen, tastete an seinen Hals unter den gekrausten, dichten Bart, tastete um seinen Leib, löste den dünnen Riemen, mit dem der täuferische Zwilch gegürtet war, zog dann langsam, wie im Traume, den Riemen durch die Schnalle und lief zur Tür.

Die Tür war schmal und ihr Sturzbalken so niedrig, daß sich jeder mäßiggroße Mann unter ihm bücken mußte. Auch war die Türschwelle hochgekantet. Freund und Feind sollten sich vorsehen, wenn sie eintraten. Und diese wehrhafte Bauart wurde dem Manne Rettung. Da er es taumeleilig hatte, um an den Weidenbaum zu kommen, daran sich Judas erhenkt, rannte er den Schädel gegen den Türsturz, daß es schellte und sein ganzer Mensch mit einem dumpfen Schrei aus dem Dämmern erwachte.

Er war zu Boden gesunken, ließ seine aufgerissenen Augen über die Leute hingehen, die ihn begierigen Blickes umlauerten. Dann wischte er mit dem Handrücken über die Stirn und bestaunte die Hand, sie war naß vom Blute. Zu ihm niedergebeugt, stand der kleine Mann, der das Feuer gehütet hatte, und besah die Schramme. Doch war dafür nicht lange Zeit gelassen. Ein Wetterleuchten, zuckte es dem Geprellten über das Gesicht, er hatte den Gürtel in seiner blutigen Faust erkannt.

«Sumer Potz und uf min Seel!»

Er sprang auf, gürtete sich hurtig und lief davon, diesmal wohlbedacht und ohne Schaden.

Die Brüder nahmen seine Flucht von dem äußersten Glaubensopfer mit schwachmütigem Bedauern hin, es war ihnen bange vor der Sünde, daß Judas mit einem Fluche entwichen sei. Erst als sie sahen, daß die Prophetin sich hastig ankleidete und dabei lautlos in geheimem Rasen die Lippen bewegte, sammelten sich die erschöpften Seelen wieder. Wehenden Gewandes, gelösten Haares, stürzte Frena Bumännin durch sie hindurch.

Die Tür war offen geblieben, einen Augenblick hatte man in der schwarzen Nacht draußen ihre Kleidung flattern sehen, so matt auch der Lichtschein war. Und dies ungewisse, durch den Pfostenrahmen begrenzte Bild blieb ihnen wie eine Erscheinung haften, die sich stürmenden Flugs von der Erde hebt. Und eine dumpfe Ratlosigkeit blieb zugleich. Sie suchten einander mit stummer Frage. Dann hörte man den Lauteniſten Thomas Schugger, und es klang wie von ferne:

«O ihr blinden Herzen, was stohnd ihr und schouet! Was sin muoß, muoß bschechen! Sie ist durch den Tod hindurch. Loufend hinus, Brüeder! Suechet ihren Tod!»

Angst überfiel sie. Sie rissen Kienscheiter aus dem Brande und liefen nach allen Seiten in die Finsternis hinaus, um die Prophetin zu suchen.

Nur die Hausleute waren geblieben und jener untäuferische Mann, der ein Schwert trug.

Er bat die beiden Alten um einen Bissen Brot. Sie brachten es dienstwillig, denn er schien eines ehrbaren Standes. Ein Pfennig wurde ihnen auf den Tisch gelegt. Es war auch hier die Teuerung groß, und das Viertel Korn kostete zweiunddreißig Kreuzer. Doch brachte der Hauswirt, um keine Überzahlung zu nehmen, noch einen kleinen Hafen Milch. Die beiden setzten sich zu dem Fremden, sie wagten nicht laut zu werden, während er aß.

«Es goht über die Menschen hin als ein Glenz mit Sturm und Schoudern», meinte der Fremde, «und ist anderst nit, dann ein überredter Glouben. Liegend in der Krankhet zuo glicher Weis, wie die mit Sant Veits Tanz, wann sie ihr Phantasei ankummt, do muoß die Imagination für sich gohn. Dann Guets und Bös muoß herfür.»

Verdutzt hörten die beiden Alten den Gast, der mehr für sich hinsprach als zu ihnen. Aber sie merkten doch, daß er den täuferischen Handel irgendwie in Ordnung brachte.

«Die Frena Bumännin ist ein Magd us Abbazell, glichwohl zur Stund bi dem Toman Imboden ze Sant Gallen», wagte sich der Hauswirt nach einem Schweigen heran. «Es wär mir recht, sie wärind dussen blieben und nüt in min Hus kummen. So das gäch Mensch sin Tod nimbt, möchtind sie uns beschicken, dann wir sänd dermalen des Rats ze Sant Gallen Lüt, und das Gottshus stoht nimmeh zuo des Abts Gerichten.»

«Do solltu sin geruhigt, Mann. Es ist ein Phantasei, darvon sull die Magd nit sterben. — Willtu mir ein End von dinem Wachsstock vor ein andern Pfennig lossen? Darmit ich min Weg find.»

Der Alte brachte seinen Leuchter und zog den guten Rest eines Wachsstockes heraus. Er meinte, daß der Fremde werde das Licht nicht brennend halten können. Aber der zog ein Blatt Papier aus der Tasche und wand einen Trichter um die Flamme.

Er hatte seinen Mantel hoch geschlossen und den Hut tief in Stirn und Nacken gezogen. Das Schwert, ins Wehr-

gehänge gedrückt, spreizte den Mantel. Wie er mit seiner durchleuchteten Tüte langsam und gravitätisch ging, wurde es den beiden Hausleuten wunderlich zumute. Sie sahen ihm schweigend nach, bis das Lichtlein in der Tiefe verschwand.

Des morgenden Tags wurde Sankt Gallen von den Meistern Imboden, Mürgel und Müller aufgerührt, daß die Herren fast ein Lärmen fürchteten und eilig ein halbes Dutzend Knechte in den Buch sandten.

Die Täufer hatten ihre Prophetin in der Stockfinsternis nicht gefunden und sich, als ihr Kien verbrannt war, wieder gesammelt. Doch war Frena Bumännin nach einer Zeit gekommen: bis an den Gürtel triefend naß, frostschaudernd, daß sich ihr Körper fast zu Boden krümmte, war sie zurückgekrochen. Sie mußte im Mühlbache gewesen sein. Man hatte ihr das durchnäßte Zeug abgestreift, sie gerieben und hatte sie in das Bett gelegt. Erst mit Tagesgrauen war sie rege geworden und hatte wild zu predigen begonnen.

Dann kamen die sanktgaller Stadtknechte, von einem Ehrbarn geführt, und viel Leute kamen mit ihnen, so daß das kleine Anwesen dicht umstellt war. Die Leute hingen an den Fenstern und der Tür wie Schwärme.

Und die beiden Hausleute redeten auf den Ratsherren ein, sie vergaßen alle Scheu, er brauchte nichts zu fragen. Indes bekleideten die Täufer ihre Prophetin.

Als sie abzogen, warfen die Täufer ihre Geldbeutel den Hauswirten vor die Füße.

«Das sull sin zum Zügnus über üch, daß ihr den Herren usgetrieben hänt!» So sagten sie kummervoll.

Die drei Jungfrauen wurden in der Mitte geführt, und die Täufer drängten ihnen nach. Vor dem Multertore wartete eine Menge Volks, aber es war still unter ihnen. Wenn nicht die Kinder lärmend entgegen und mitgelaufen wären, so daß auch den Großen da und dort eine billigende Äußerung entschlüpfte, der Rat hätte bedenklich werden müssen. Denn gerade in den Schranken unter den Linden, dicht vorm Mul-

tertore, und in der Schießstätte, die etliche hundert Schritte weiter draußen lag, war man gewohnt, die Täufer predigen zu hören. So konnten die sorglichen Herren zufrieden sein, als der Zug ohne weitere Fährnis hinter die Mauern gelangt war. Aber auch in der Stadt schallten die Stimmen der drei Jungfrauen vernehmlich über allen: «Würkend Buoß, würkend Buoß! Des Herren Tag ist do! Die Art ist dem Bom an die Wurzel gsatzt!»

Vor dem Rathause wandte sich Frena Bumännin zu dem Volk und zerriß ihre Jacke über der Brust, schrie gellend über den Markt hin:

«Dis ist Zügnus! Ihr hänt unschuldig Bluot geschlan in Kettin!»

Man warf die Prophetin eine Zeitlang in den Turm und hätte gern gesehen, wenn sie entwichen wäre. Aber sie widersetzte sich starrsinnig jeder Freiheit. Endlich wurde sie vor die Stadt in das Seelhus, worin die fremden Siechen Aufnahme fanden, gebracht und in einem besonderen Stüblein an die Narrenkette gelegt. In Stille und Raserei blieb sie bei ihrem Wahne, daß der Heiland durch sie Mensch geworden sei. Und es gab manche Frommbedachte, die am Seelhus vorüberkamen und leise zueinander sagten:

«Hie muoß der liebe Heiland Kettin liden us Gwalt der weltlichen Oberkeit.»

*

Aus tiefem Born bist du geborn.
Von Urwelt her lebt deine Welt.
Erstirb, an keinen Tod verlorn,
Brücke du, Weg du und Feld!
Ueber dich hin, durch dich muß gehn,
Was Frucht vom Baum wird fallen sehn,
Selber nur Fleisch und Kern,
Gesät auf den rollenden Stern.

*

Schon einmal war Theophrastus Paracelsus dem Ochsnerhüsli an der Tüfelsbruck nahe gewesen, aber er hatte sein Rößlein herumgerissen, um talwärts den sprudelnden Wellen der Sihl nachzureiten, von denen einst oben im Hochtale seine tote Mutter gewiegt worden war. Er ist damals seiner Kindheit ausgewichen. Auch jetzt war ein Kinderland von ihm nicht gesucht, da er dem Rufe des todkranken Bürgermeisters Christian Studer gefolgt war.

Sanktgaller Kaufleute, die nach Regensburg Leinwand führten, wo man gegen die Türken rüstete, hatten ihm das Schreiben gebracht. Doch in Bamberg, Würzburg und München lagen gleichfalls Kranke, die seiner begehrten und ihn anzurufen gewußt hatten. Sein Name ging mit den Rollwägen und reitenden Boten durch die deutschen Länder, wann immer er irgendwo eine Zeitlang herbergte und heilte.

In Sankt Gallen lebte Vadianus, der Villacher Präceptor, nachmals Professor der wiener Universität und Poeta Laureatus Maximiliani — lebte nicht nur in Sankt Gallen, er leibte Sankt Gallen selber, Wille und Mund seiner Stadt. Und Joachim von Watt war der erste Mensch von zwingendem Gemüt gewesen, der dem villacher Jüngling, der Klosterschule entlaufen, knapp vor dem ersten Schritt ins eigene Leben, Widerhalt und Anstoß geboten hatte, daß er in jäher Bewunderung und bitterer Enttäuschung seines eigenen Maßes bewußt werden konnte. In jenem kurzen und von dem jungen wiener Gelehrten kaum sehr beachteten Kampfe sollte einem Paracelsus die Schale der Kindheit zerschellen und er selber zur Jugend erwachen, da seine Kindschaft überreif und alt geworden war. Nicht der sterbende Bischof im Lavandtaler nicht der Vater Wilhelm von Hohenheim hatten ihn zu wecken vermocht, der kurze Zufallskampf gegen eine starke, glänzende Persönlichkeit sollte es gewesen sein.

Es gibt aber keine Zeit, die dem ringenden Manne heiliger wäre als die Geburtsstunde seines selbsteigenen Lebens, seiner Jugend. Und aber keine Zeit, in der er sich mehr nach der seligen Walstatt sehnte, auf der die Kindheit bleibt, als jene

Stunde, darin er sprechen kann: «Die Zeit des Messens und Wägens ist zum End gangen, die Zeit der Artisterei ist zum End gangen, das im Wachsen war, ist reif. Der Summer ist hie. Von wannen er kommt, das weiß ich nicht, wohin er geht, das weiß ich nicht: es ist da.» Paracelsus war in das Land seiner ersten Geburt gekommen, die Stunde der andern nachzuerleben, und dies unter dem herbstgeneigten Himmel seines Sommers, da sein Wesen gespannt war, das dritte Reich zu durchmessen, durch das der Weg ans Tor im Westen führt. Nicht, daß er in träumender Verhangenheit Wegmale zu bekränzen suchte. Er sah alles Leben, auch eigenes, im Lichte der Natur. Aber ihn, wie jeden Einsamen unter den Menschen, mußte der Trieb überkommen, den Daseinsring zu runden, überholte Schicksale fügsam zu schlichten, das mürbe Fruchtfleisch vom Kerne zu schälen, um eine Weile in sich selber zu ruhen.

Und doch mied er es wochenlang, an die Tür des Doktor Watter zu klopfen. Vadianus wußte längst, daß Hohenheim bei Christian Studer wohnte und heilmeisterte, und es wäre billig gewesen, daß der fremde Arzt sich gleich an ihn gewandt hätte, denn Vadian war Physicus und überdies zur Zeit der Reichsvogt von Sankt Gallen. Dreimal hatte er den kleinen Mann mit dem großen Schwerte auf der Gasse gesehen und seinem Befremden nur dadurch Ausdruck geben können, daß er dem höflischen Gruße kühler dankte und ihn das letzte Mal überging. Dem Paracelsus aber waren von allen Ruhmesglocken über Vadian die Ohren voll geworden: Watt, nunmehr immer einer der Gewaltigen von Sankt Gallen, Bürgermeister, Altbürgermeister oder Reichsvogt, hatte dem Evangeli die Tore der Pfaffenstadt geöffnet, Watt hatte die Götzenbilder und Heiligentafeln in Kirchen und Kapellen stürzen und verbrennen lassen, und das heidnische Totengebein aus den Reliquiarien der Erde zurückgegeben, Watt hatte die täuferischen Lehren bestritten und widerlegt, Watt war das Haupt der Ratsboten, wenn es Stadt und Staat vor Welt und Kirche zu vertreten galt, und durch die ganze Eidgenossen-

schaft klang der Name dieses weisen und beredten Mannes. Er ordnete und schied, wehrte ab und führte, ein Handel war gerecht, dem er die Hand lieh.

Paracelsus hatte sich leidlich angetan, ein damastenes, rauchverbrämtes Wams und eine füchsen ausgeschlagene Schaube aus schwerem Tuche, dazu das doppelte Barett und hochgestülpte Handschuhe, als er an einem Sonntagmorgen der Dienstmagd des Doktors Namen und Stand ansagte. Und es wurde seinem erinnerungsbefangenen Herzen gute Weile zur Sammlung gelassen. Ein stattlicher Söller schwieg ihn an. Der Söller schien es gewohnt, daß Leute von Rang und Namen warteten, bis der vielberufene Herr des Hauses Zeit fand.

Theophrast von Hohenheim las die Inschrift eines Zinnpokales, als hinter ihm die Tür geöffnet wurde. Vadianus füllte die Tür. Sein herkulischer Leib war mächtig in die Breite gegangen. Das wattierte Taffetwams spannte sich über dem Brust- und Bauchgewölbe, und die grauen Lederhosen prallten an Schenkel und Wade. Ein ungewöhnlich weit vorgeschobenes Kinn veredelte die volle Wampe und die hängenden Wangen. Nur ein dünnes Bärtchen schmiegte sich über den aufgeworfenen Mund. Seine Hakennase schien gewachsen, und unter den hochgeschweiften Brauen ruhten die Augen in einem Feuer, das ihre Kleinheit vergessen ließ.

Die verblassende Erinnerung beunruhigte Paracelsus: er begrüßte den Reichsvogt lateinisch und wußte seine Worte äußerst höflich zu setzen. Aber es mochte an der sanktgaller Gegenwart in Person immer noch genug des freundlicheren Bildes haften, das Hohenheim aus jenen bedeutsamen Tagen seiner Entwicklung mit sich trug. Er bemerkte während des Wechselspieles von Vorstellung und Eindruck das fast verletzend lange Zögern nicht, in dem Vadian mit einer Antwort hinhielt.

Watt ging es nicht anders: vor drei Jahren hatte er die berner Disputation präsidiert und dort den jungen Begleiter Zwinglis, Heinrich Bullinger, freundschaftlich herangezogen.

Damals redete man von dem unbändigen baseler Medizinprofessor, und Bullinger hatte den Mann zu Zürich bei schwärmendem Umtriebe mit dem Stadtarzte Klauser beobachten können. Dem Vadianus war das Urteil des jungen Humanisten über den Neuerer, der sich Paracelsus nannte, trefflich erschienen, denn in seiner Welt lebte die kurze villacher Präceptorenzeit, und mit ihr die Erinnerung an jene beiden Bombaste von Hohenheim, als eine unerfreuliche Daseinstiefe nach, über die sich sein Stern glänzend erhoben hatte. Und das Urteil Bullingers war gewesen: er läuft wie ein Fuhrknecht daher und bellt wie ein Baur. Als dann von dem schmählichen Ende der baseler Professur gehört wurde, vermochte eine trübe Vorstellung nur noch häßlich zu werden. Nun war der Übelbeleumdete von Studer berufen worden, von Studer, den man seines Anhangs wegen hatte wählen müssen, obwohl er eigentlich ein gewesener Mann war, Studer, der des Stadtphysikus Kunst entbehren zu können glaubte und sich, ihn zu tratzen, nach dieser marktschreierischen Medizin umtat.

Allein Paracelsus stand da, glich keineswegs einem Fuhrknechte und hatte in durchaus klangvoller Wendung seiner Hochachtung, ja, Verehrung Ausdruck gegeben. Dabei sprach aus den fast kindlich offenen Augen so freudige Unmittelbarkeit des Erlebens, daß man sich vor ihnen des tückischen Geschwätzes schuldig fühlte, auch wenn man es nur willig gehört und nicht selbst gefördert hatte.

Mit einem tiefen Atemzuge reichte Vadian seine Rechte.

«Ich habe am Tische Eueres Vaters gegessen, Doktor und Kollega, es ist billig, wenn auch schon längst nicht mehr nötig, daß ich Euch hier in meiner Stadt willkommen heiße.»

Er führte den Besuch an der Hand in die Stube, berührte sogar mit der Linken vertraulich dessen Ellenbogen und bot ihm einen Schragenschemel an, während er sich selbst in einen hochlehnigen Armstuhl sinken ließ.

Paracelsus erzählte von seinen Fahrten, seinen Niederlagen

und den vergällten Siegen. Vadian blieb still, zunächst um in Gelassenheit und Würde eine Zeit an die Sache zu wenden, die nicht mehr übergangen werden konnte. Und dem Gaste war es, als stünde Wilhelm Bombast neben dem Reichsvogte von Sankt Gallen und höre in väterlicher Milde zu. Er fiel nach etlichen Sätzen in sein Deutsch und fand manch bitterkühnes Wort. Doch klagte er nicht. Mit heiterem Freimute breitete er das ungewöhnliche Schicksal eines Kampfes für die Kunst vor dem gespannter Lauschenden aus.

Vadianus war unbefangen genug, daß er lebhaft fühlte, hier sei der sonderbarste Mann geworden, der über die eigene Person und die seines Zuhörers hinweg, an irgendeine Vorstellung gewandt, verlautete. So kam es, daß der Galeniker die ungemischte Schärfe eines höchst gefährlichen und suspekten Gegners nicht auf sich bezog und erst nach langem Lauschen an irgendeinem Worte, dessen er sich kaum besann, aufschreckte und in einer Gefühlswallung zwischen Erstaunen und ärgerlichem Selbstbesinnen mit der Hand ausfuhr.

«Halt inn, von Hohenheim, Herr Doktor, da tunt Ihr mir ein spöttlich und Schmützred in minen Wänden, sam ich nüt mannigs Jahr des Galen Fähndli hoch tragen hätt und uf der Schul ze Wien ihm nach die Studiosen gelernt und promoviert!»

Paracelsus lauschte auf, lächelte. Er strich leicht mit den Fingerspitzen über seine Glatze, gewahrte den Handschuh, zog ihn und den andern aus, ballte und spreizte die befreiten Hände, indem er auf sie niedersah.

«Wir sänd dasselbig Mal in die Fuggerau geritten», meinte er leise, «dort hänt Ihr die Kunstfüer gsechn, Herr Doktor. Die brennend hell durch min Leben hin. Und ich kann anderst nit, muoß als ouch das Fähndli werfen uf. — Was in matrice ist verborgen gsin, dasselb ist offenbar worden. Es reifet mir dieser Täg ein Opus unter den Händen, das soll Üer Ehrwürdig und Hochgelahrt nit zum ringsten Teil dedicieret werden, uf daß der Zit, do ünser beider Weg noch fürgeschienen, dortselbst ze Villach, bleib ein Gedächtnus gsatzt. Dann ouch

ich geflissen bin Tag und Nacht mit Arbeiten, die auditores rei medicae ze unterrichten, so längest der hochen Schul entwachsen. Seltsam, nü, wunderbarlich, unerhört, mügen sie sagen, sige mine Physica, mine Meteorica, mine Theorica, mine Practica. Wohl! Wie kann ich nicht seltsam sin dem, der nie im Lichte der Nature ist gewandlet! Jedannocht mich erschrecket nit der Houf Aristotelis, noch der Ptolemei, noch Avicennae. Lont Üch deßglichen nit schrecken mine Seltsamkeit. Und sehet an die Ungunst, die mir ze viel in die Weg gelegt wird. Rouch und räß gohn die Wind umb des Paracelsi Ohrn, sullt sine Stimm darvor ein liebliches Säuslen als im Lenz sin? Darumb so wäget die Seel des Manns, der ist in das Werk intan und muoß die Stimm rührn, die ihm Gott hat geben. Glouben wir die Werk, so glouben wir ouch den Meister.»

Als Vadianus so unversehens aus dem Busche von einer Dedikation überrannt wurde, zuckte er wieder die Hand, als wolle er sich erwehren. Paracelsus aber hatte den Blick noch nicht gehoben, die Bewegung nicht gesehen, er hatte weiter gesprochen. Und die wenigen Worte, die noch gefallen waren, ließen den Reichsvogt vor dieses Mannes Einsamkeit erschaudern. Jetzt erinnerte er sich auch deutlicher jenes Rittes von der Fuggerau nach Villach und wußte, daß er schon damals von diesem ringenden Menschen ergriffen und abgestoßen worden war. Er hatte recht: alles ruht in der Matrix, alles, was wird, liegt nur mehr an dem Spiele der Feuer. Hier aber schlugen Flammen über den Mann hinaus, die den Atem beklemmten.

Vadianus schwieg, er wollte weder ermuntern noch verletzen. Da erhob sich Paracelsus von ungefähr. Sein Gesicht war freundlich aufgetan, sein Blick ohne irgendeine Frage. Er schien weder Zustimmung noch Entgegnung zu erwarten. Entspannt, als lausche er dem eigenen Wesen nach, das den Laut verklingen läßt, sah er in die Augen Vadians, wie man in den Himmel eines Wasserspiegels oder durch ein Geäst in die weite Landschaft schaut. Und der Reichsvogt, beide Hände schon auf die Stuhlarme gestützt, um aufzustehen, zögerte eine

Weile. Dann lächelte auch er und reckte sich mit einem Ruck empor.

Vor der Tür legte Watt noch einmal seine Hand leicht auf den Arm Hohenheims, als wolle er ihn halten.

«Als man sprichet ... Ihr sullt bi denen Tüferen im Buoch gewest sin?»

Paracelsus kräuselte die Stirn, blinzelte schief auf und nickte mehrmals kurz.

«Von Hohenhoim, Herr Doktor, das will mir letz und wundarlich ankummen.»

«Wunderlich? Ich bin ein Arzet als Ihr — sullt ich nit sin, wo Krankheit zu sechen ist und zu erfahrn?»

«Was meinet Ihr? Es ist ein Sach Gotts und des Glaubens!»

«Die Krankheit der unsichtbaren Ding ist als ouch ein Sach Gottes. Sull furthin dem Glouben entrissen sin und gsatzt in Erkanntnus.»

«Das will mich unerschießlich bedunken, Herr Doktor. Tüferi ist des Tüfels ein Fallstrick wider das uferstanden Wort und muoß mit dem Evangeli gericht sin.»

«Tuet Ihr darnach?»

«Es ist bschechen, zum Dickermal bschechen.»

«Was leget Ihr die arm verhangen Lüt an isern Kettin?»

«Die hörend nüt, als sullnd sie fühlen.»

«Es ist ein Gras und heißt Lolium, so einer des Samen neußt, fällt er in Toubheit und toumelnd ihm die Sinn, als Üch ist wohl bekennt. Allein do ist der Sam des Grases und erscheinet sichtig den Ougen, begreiflich den Händen ze tasten. Fleußt alls den vermeinten Humores zuo, bleibt hübsch grob, tannzapfisch, ein jeder Bacchant kunnts fassen. So aber Gott sine Magnalia nit uf Blick und Händ stellet, so eine Krankheit einfiel us eim unsichtigen Lolium, als ein Bildsäul, die vor eim Blinden stoht? Was nacher, Herr Doktor? Also ist die Schul des Lichts der Natur, daß wir nit allein üns Gsicht, Gehör, Empfindlichkeit und gustum sullen lossen ersättigen, sundern üns verwundern und nachforschen den

natürlichen Dingen, so der Ougen Gesicht nit begreift. Das unsichtbar Ding sichtbar sehen in sim Grund! Nit Bluot und Fleisch allein ist der Mensch, der ander, halb, unsichtig Mensch ist darzu do. Und kunnt der nit in Krankheit fallin?»

Vadian war einen Schritt zurückgetreten. Seltsam, unerhört — hatte der Mann nicht selbst vor wenigen Augenblicken dies Urteil über sich gefällt? Eine erste Frage an ihn gerichtet, und er bewies es. Die Täuferei—Narrheit! Die Narrheit eine Krankheit! Dann waren sie alle Narren, die ihr arte dialectica begegneten: Zwingli, Luther, Capito und er selber, Vadianus. Ein Strauchritter des Geistes, ein Gaukler, der mit Theologie und Medizin Feuerball spielt. Und doch von einer Kühnheit des Gedankens, kaum zu fassen. ‚Soll ich nit seltsam sein dem, der nicht wandlet im Lichte der Natur?' Erst jetzt erkannte Vadian die unerhörte Freiheit, ja Bedrohung, die sich der Übelbeleumdete ihm gegenüber erlaubt hatte. Und nun wußte er auch, weshalb dieser Geist gehaßt sein mußte, wo immer er auffiel.

Die Stimme grollte aus Vadians Brust: «Seind Fundamenta ufgericht, von Hohenhoim, Herr Doktor, in Gloubens und Wissens Sach. Dies ünser ufrottlet Zit ist nüt anton, sollich Fundamenta ze verwieren und ungeferd tasten an. Wir sänd genötigt und müessend zuruck uf Schlicht und Infältig in Gloubens und Wissens Weg. Gott hat Oug und Ohr und Händ geben und geben, was zu greifen ist, und zuogemessen dem Menschen, uf daß üns nüt des Tüfels Aberwitz verführ.»

Paracelsus lauschte mit schräggeneigtem Kopfe. Er hob auch seinen Blick nicht, als Watt schnaubend geendet hatte. Nur seine Stimme klang gepreßter durch die fast geschlossenen Lippen.

«Ünser Zit, Ehrwürdig, Hochgelahrt, lässet die Mühlstein kreisen, und sänd frisch Kern ufgeschütt. Als rinnet Mehl, Kleien, Schrott und Gries in die Bütlen ungescheiden. Das willt gerädlet sin. In sollich eim Ufruhr und Stäuben wird dem Herzen angst, do greifend die Händ umb sich und wel-

lend fassen, halten, do wird eim der Atem eng. Oug und Ohr sänd hungrig ufton, gehrend des Ziels. Als treibend hoch die verhangnen Geist, ist der ungestellten Imagination ein louter Schwarm mit Predigt, Bekanntnus, Zügen — ist keiner Phantasei nit ein Schranken gsatzt. Der größist Narr und der größist Prophet gebrouchend nur Menschenzung. Das aber ist der Narrheit Kontagion, sie greift durch des Herzens Angst und Bangen hindurch, fasset an, wo ein Wirrung, Toumel, unzitig Drängnis leit in denen unsichtigen corporibus. Darus entstehet Abergloub, Abgötteri, sektisch Wesen. Ist anders nit, dann Sant Veits Tanz, den hat ein einzig Weib ufbracht. Ist anders nit, dann die Franzosenblateren und ihr Kontagion. So ist des Arzet Befelch, zu sehen und zu heilen, wo sich die Krankheit weist. Und mir gebührt die natürlichen Ding ze beschreiben. — Ein Fundamentum ist ein Monarchei, das ist ein Anfang, darus fleußt das ander all. Sehe ein jedlicher, worus er beginne, uf daß seim Fundamento und Monarchei des Urgrunds Füer nit mangle.»

Auch in Vadian gingen diese Gedanken ungeschieden wie zwischen kreisenden Steinen, es bedrängte ihn, daß er nicht aus noch ein fand. Aber er war ein Mann, der manche Disputation geleitet hatte, so fand er auch den Flicken im Mantel der kühnsten Rede und wußte mit einer breiten Geste darnach zu haschen.

«Als ich us Üerm Wort abnehm, vermeinend Herr Doktor, es sullt jedlich einer sin Fundamentum vel Monarchiam selbs erkiesen. So möcht ein toll Apostutzleri und Fatzspiel Gotts darus erwachsen. Darvor Üer Gegenteil ich bin. Wir hänt ein hablich Fundamentum und Monarchiam, ist nümen Suochens not. Und stoht trü und unverwiert ufs Dupfli: das ist das Evangeli in Gloubenssach. Tüfersekt ist Gloubenssach und soll darnach gericht sin.»

«Das Evangeli», meinte Paracelsus ruhig, «ist in elementisch Wort usgossen, und Wort gohnt ein durch das elementisch Ohr. So das Ohr toumlet, toumlet als ouch das Wort.

Müesset nit sunst ein Hirt sin und ein Herden? Das Rich ist noch nit kummen an. Als Ihr sehet: ein Wort und Testament hinwider papstisch Wesen, lutherisch, zwinglisch, tüferisch, sektisch mannigerlei. Das kunnt aber nit beim Evangeli gelegen sin und nit im Unvermüegen Gottes vor des Menschen Ohr. Es muoß in limbo Adae liegen, und Adam ist der Irrung und Krankheit unterton. Gott hat den Arzet gsatzt, daß er scheide Irrung von Krankheit, daß er sehe, wo Krankheit sije, und heile. — Es goht mir nit umb den Touf, da sänd der Meinungen mannigerlei, als Ihr wohl wisset, Herr Doktor, es geht mir umb den Drang und Trieb in denen verhangnen Lüten, so sich an dem Touf ihr Imagination entzündt hänt.»

«Und Ihr gloubet den Tüfel nit», donnerte Vadian, «der will dem Antchrist ein Schanz bieten und ünser evangelisch Sach mit denen Tüferen schweinen und schleizen.»

«Des Tüfels Gwalt ist minder — Gottes trefflich. Es muoß sin, daß Gott das Menschenmagma noch unzitig erfindt. Als lässet ers reifen an mannig eim Füer. Satzet exempli causa das Wort des Toufs: der Lutherus nimbts vor ein Sakrament glich dem Papst, der Zwingli aber spricht, der Touf sige ein Zeichen und nit meh: als einer, so ein weiß Kreuz an sich nähet, sofer zeichnet er sich, daß er ein Eidgenoß welle sin. Denen Tüferen ist aber der Touf ein Verzückung und Anstoß vor ihr schweifend Imagination. Darzuo stößet des Zwingli Wort als ein Frost, schoudert in der Lüt Herzen und loßt sie fliehen, dann sie künnen nit kaltsinnig sin. Denken gar in ihrem schlichten Sinn: wie sull der Touf nit meh sin dann ein ufgenähet Schweizerkreuz, das Kreuz mag einer abtrennen und darvonloufen, ein ander Zeichen nehmen an. Mag einer das Wasser von ihm tun? Wisch ers ab, so ist es schon beschechen vor all Zit, er ist naß gewest, do muoß es bleiben. Sehend an, Ehrwürdig und Hochgelahrt, das Magma in limbo Adae. Gott hat noch nit gesprochen, daß der Mensch zitig sije.»

Vadianus fühlte das schwere, tiefgeschöpfte Bedenken, das

aus Paracelsus sprach, und sein Gewissen rührte sich. Er stand hoch aufgereckt, ließ die Worte verstreichen, dann sah er seitlich zu dem Besucher nieder und meinte verhalten:

«Das Wort ist Fleisch worden und wohnet üns bi. Das Wort ist verschätzet worden und usländig in der Christenheit durch Tück des römischen Antchrists. Das Wort hat sin Urständ erfunden in dieser ünser Zit. Ihr seht die Zit fast kleinfugig an, und ist das größist beschechen in ihr. Gott hat wahrlich zun Menschen gsprochen! So will ich wohl verstohn, daß Ihr nindar ein Statt hänt, von Hohenhoim, und müesset des Wegs Unbill und ein Elend liden.»

Paracelsus sagte darauf: «Es ist des Wegs und Wanderns Zeichen in mich gelegt von Stund miner Geburt. Ich bin geborn in eim Hüsli an der Pilgeristraß. Do gohnt viel tusend Pilgeri daran vorbi singende, und ein groß Verlangen ist mit denen. Das möchti mir überkummen sin, weil ich noch jung was, ein Bübli. Als muoß ich glichermaßen usländig gohn, ein Peregrinus. Wohl Üch, Herr Doktor, und denen allen, so ein Statt hänt.»

Er verbeugte sich und wollte gehen. Watt aber faßte ihn begütigend.

«Ei, ei, Herr Doktor, lont Üch nüt verdrüßen, noch leidigen!»

Paracelsus sah auf, er lächelte leicht.

«Kein Sorg nit, Herr Richsvogt. Ich bin des weiten Wegs gewohnt: es ist der Weg der Kunst. Ich acht, daß ich min Wandern billig hab verbracht, mir Lob ze sin und kein Schand. Wächset keinem sin Meister hinterm Ofen im Hus. Daß ich ein Meister bin, ich hans des Wegs erfahrn.»

So gab Paracelsus dem Doktor Watter das Herz zurück und schied unbeschenkt.

Vadianus trat in die Stube. Geschärft und steif sahen seine Augen durch die zusammengezogenen Lider gradaus, als schritte er durch einen dichten Nebel. Er legte eine Hand auf das Lederpolster der Stuhllehne.

Wer war der Mensch, daß er fremde Stuben füllen durfte? Und doch: Joachim Watt fühlte seine Zunge im Munde quellen, denn heimlich im Herzen unrecht tun und unrecht behalten ist bitter für einen, der den eigenen Mann unbenebelt, groß und frei vor sich zu sehen gewohnt ist und darin seine beste Kraft empfindet. Heimlich unrecht tun. Weshalb? Der von Hohenheim mochte seine Meinung verteidigen! Er tat es, nicht ohne Schärfe, doch auch nicht ungefüge. Aber diese Meinung? Glich sie nicht jenem Elemente, das er wie ein lebendiges Wappenstück führte, flackernd, zehrend? Das loderte und leckte an dem Gerüst, darauf sie alle sicher standen. Fingernd, ein Zweifler. Vadianus ballte die Hand und schlug gegen das Polster. Doch diese Bewegung genügte, um das aufgerührte Gewissen des Glaubensstreiters neu zu erschüttern. Wars nur die züngelnde Meinung eines Unruhgeistes? Er, Vadianus, hatte sein Leben lang manch einen Widerpart und Skeptikus sorglos gehört und war gegen ihn ungekränkt bestanden. Was quälte diesen Paracelsus?

Watt ging grübelnd etliche Schritte gegen das andere Fenster, wo sein Pult stand. Er griff mit einer raschen Bewegung um sein Kinn, sein Kopf war tief geneigt, er atmete gepreßt.

Wie Feuer, wie Flamme ... unfaßbar war dieser Mensch und brannte doch nackt und scheinend vor aller Augen. Nakkend. Sie alle deckten sich zu, hielten an sich, dieser aber brannte, offen, bloß, wie der Mensch vor dem Vieh seine Blöße nicht bedeckt und sich durch seine Blöße vor dem Vieh nicht erniedrigt. Welch eine Verachtung mußte in dem Männlein leben. Papst, Lutherus, Täufer, Meister Huldrich — alles ein und alles unzeitig Magma: bedarf des Feuers, Gott hat das Wort noch nicht darzu gesprochen, noch nicht! Und tausend Leut auf der Pilgerstraß, was gelten die? Einen groß irrenden Glauben, einen gewaltigen Wahn? Nein. Alle mit ihren wunden Füßen, schmerzenden Beinen, staubroten Augen — nichts als ein Lebenszeichen, ihm in die Wiege gelegt, daß er sein Fundamentum, seine Monarchei auf weiten Wegen erfahre!

Und während der Reichsvogt von Sankt Gallen mit dem seltsamen Geiste rang, der in seiner Stube zurückgeblieben war und erst niedergekämpft werden mußte, ehe ein stattlicher, selbstgewisser Frieden wieder einkehrte, ging Paracelsus über den Markt gegen die Spisergaß, wo er sein Logiment beim kranken Bürgermeister Studer hatte. Von einer seltsam weichen Sattheit war seine Brust erfüllt. Er dachte an den Brunnen vor dem Hause auf dem villacher Markt. Auch dort sprudelte das Wasser von den nahen Bergen her, selbst die Häuser schienen ihm ähnlich gereiht. Und Vadianus war immer noch der vollstimmige, breitgefestigte Mann, der eines andern einsam, heimatloses Leben rasch begreiflich fand. Nur so klar umrissen, können Menschen wie schattige Fruchtbäume werden, deren Gartenzaun ein Peregrinus ungebeten durchschreitet, um unter ihnen eine Weile zu ruhen. Und doch, er hätte in dieser Stunde mit dem Reichsvogte nicht getauscht: Sein Opus Paramirum wuchs dem Ende zu.

*

Aber auch ihn suchte der Teil seines Wesens heim, der draußen vor den Ringmauern und Toren des Leibes liegt und der befriedet sein will. Als er am Abend in der chimischen Kuchel der Brüder Schobinger allein gelassen war, überkams ihn mit Bangen.

Die Schobinger waren dem todkranken Studer verwandt. Der jüngere hatte Helena, die Tochter Studers geehlicht. Da Paracelsus wenig Zweifel darüber ließ, daß er das Leben des Bürgermeisters nur fristen könne, hatten die Brüder ihm nahegelegt, ihrer Alchimie auf die Beine zu helfen. Und so war im Hofe des einen, Hieronymus, der als Statthalter der Vier-Orte und Ratsverwandter ziemlichen Einfluß auf Sankt Gallen nahm, unter des Paracelsus Augen eine chemische Küche gebaut worden. Die beiden Brüder, kleine, lebhafte Männlein, hielten dicht hinter ihm her, und er hatte seine Mühe, ihren ungeduldigen Augen und Fingern durch Unter-

weisung und, wenn es not tat, mit List und Heimlichkeit zu wehren. Sie dankten ihm in profitlicher Sorgfalt um seine Person, sie vertrösteten auch den wassersüchtigen Schwager immer neu auf den Arzt.

Doch da es Sonntag war, schonten sie Festkleid und Hände. Paracelsus stand in dem düsteren Raume allein bei dem matten Feuer, das eine Flüssigkeit unter gleichmäßigem Tropfenfall aus dem Helmschnabel in die Vorlage übergehen ließ.

Er hatte es tief erfahren, daß nicht sein Wort, sein Blick und Mienenspiel das Eigentliche war, das die Menschen ergriff und überwältigte. Ein andres als seine Zeichen und Winke, die durch die sichtbaren Tore aus- und eingehen, übermannte sie. Heimliche Fühler waren es, lautlose, unbelauschte — leibliose, untastbare — farblose, unsichtige: der feindünnste Feueratem seines ganzen Wesens. Er empfand ihn fast schmerzlich, wie er von Stirn, Brust und den Innenseiten seiner Arme ausströmte und das Gefühl der andern umspannte, das ihm wie eine warme Welle aus den Körpern entgegendrang. Er durchtränkte die Welle mit seines Wesens feindünnstem Feuer, sog sie an sich und nahm, indem er sein Eigenstes gab, was er an parakosmischer Nahrung von ihnen bedurfte, um in solchen Sättigungsstunden ringender Gemeinsamkeit sein Selbst zu erleben. Dann folgte die sonderbare Stillung, die nur der wahrhaft Einsame kennt, der Friede des entäußerten Menschtums und die Beruhigung, Mauer und Wall des eigenen Menschen stark zu wissen, um unter ihrem Schutze den Kampf für das Gottesteil, das trieb und drängte, weiterführen zu können. Aber Paracelsus wußte auch: kein Selbstgewinn ohne Selbstverlust, keine Gewaltigung ohne Einbuße, keine Erfüllung ohne Opfer. Und die Sättigung nach jedem neuen Menschen, den er mit seinem Wesen durchdrungen hatte, wurde immer bälder schal und taub, wie der Gaumen eines ernüchterten Trinkers.

In Joachim von Watt lebte noch ein Teil der villacher Zeit, neuauftreibend, ein Stück Gemeinsamkeit, das Jahre her fast erstickt war. Teil ihrer, der beiden Bombaste, selbst. Es zu

trinken, voll an ihm zu werden, hatte er — er empfand es jetzt wie eine lasterhafte Begierde — vor Watt sein Herz ausgeschüttet und, uneingedenk des andern Wegs des andern, den bitteren Triumph über die Unbill der eigenen Lebensbahn hingegeben. Und er hatte gefühlt, wie Joachim Watt sich nach und nach lockerte, löste, den stumpfen Hochmut eines geglückten Daseins verlor, Mensch ohne Mittel und Zaun wurde und den begehrten Teil williger gab. Wie eine Schlackenhaut war es von jener trüb erstarrten villacher Stunde der Gemeinsamkeit geronnen. Paracelsus hatte sich seines Vaters reiner und ehrfürchtiger erinnert.

Endlich war das Wesen des Joachim von Watt an der Täuferfrage völlig aufgebrochen. Doch er, der satt und friedvoll aus dem Hause des Reichsvogtes hätte gehen können, war von seines Geistes Ungestüm überrannt worden, von Erkenntnissen übergelaufen, die der andere wohl hätte lesen können und sollen — zu seinem Heil oder wenigstens zur Klärung: denn dem Papier gegenüber, das nicht mit heimlichen Fühlern greifen kann, das jenes parakosmische ignis spissus nicht aushaucht, bleibt jeder Geisterfahrene der eigene Herr und vermag auch eine widersetzliche Meinung ungekränkt zu nehmen — er aber war leibhaftig von Gedanken übergelaufen, die Vadianus in der lebendigen Minute nicht hätte fassen können, ohne sich selber zu verlieren. So mußte sich dieser Starkmütige, Festgefügte wieder zurückgeworfen fühlen, und das schon geöffnete Lebenstor war donnernd zugefallen. Was blieb in Vadianus zurück? Ein Ärger, der, einer unreifen Speise gleich, gor und widerliche Blasen trieb. Feind mußte ihm der tüchtige Reichsvogt zu dieser Stunde sein.

So lag sein Teil in jener willensstarken Brust gefangen wie in einem Turme. Und des Turmes Herr konnte seinen Zorn daran kühlen. Zorn ist Krankheit der Seele. Sie vergiftet das Gemüt und die Imagination. Der böse Wunsch erwacht aus ihr und die Verwünschung. Es geht auf in mente, eine Drachensaat, und wächst zur Incantatio. Die magische Kraft

der Verwünschung wird stark, weil der gefangene Wesensteil der Hilfe des parakosmischen Lebensfeuers entbehrt.

Des Paracelsus Herz schlug unruhevoll. Ihm war, als würde es von unsichtbarer Hand umklammert und gepreßt. Sein Gesicht verzog sich in schmerzliche Falten, seine Augen, müd verschleiert, lagen regungslos in den tiefen Höhlen, er schien mit seinem ganzen Wesen zu lauschen, als müsse das Feindliche, das er fühlte, laut um ihn werden.

Und er wollte nach Hause. Dort wartete sein Werk. Hier erlosch das Feuer, der Rest des Destillates konnte allein übergehen. Er wollte nach Hause und blieb, als wäre er gebannt.

Zwei Mittel wußte er, contra imaginationes, contra incantationes. Das eine war pietas: Milde und Wohlwollen, in das Widerspiel gesetzt, konnte dessen Neid und Schärfe brechen. Doch dieses Mittel gegen ein Gemüt solcher Stärke und eines so geübten Willens wie Vadians Gemüt schien vergeblich. Er hatte ihn wohl übermannt, aber nur für die flüchtige Stunde, und die Gegenwelle mußte hoch gehen.

Das andre Mittel: homunculus ex cera.

Wachs war vorhanden. Paracelsus stieß einen Kienspan in den Glutrest, entzündete die Kerze, nahm ein Klümpchen Wachs, wärmte es im Feuerdunste. Und er formte mit schnellen Griffen ein Männlein, hielt es gegen des Vadian Haus.

Sein Kopf lag zurückgeworfen im Nacken, die Lider waren fast geschlossen. Langsam entspannten und glätteten sich Stirn und Wangen, sein Mund verlor die Härte.

Es tat keine Formel not, noch ein Sigel, nur der Wille, der feste, magische Wille, und alle Schwäche und Not des Wesensteiles, der in Vadianus zurückgehalten war, mußte in den Homunkulus einfließen.

Allmählich fühlte Paracelsus, daß Zorn, feindliche Imagination, eine Incantatio nicht mehr ihn selbst, sondern nur das wächserne Gebilde treffen konnten. Und als er dessen gewiß war, ließ er den Homunkulus auf die Kohlen fallen.

Sie flackerten auf in einer blauen, dampfenden Flamme,

die rasch breit wurde und rasch erlosch. Ihr letztes Zucken begleitete Paracelsus mit einer Handbewegung, als wolle er den ersterbenden Schmauch in die Esse fächeln.

Er sah ernüchtert in das Kerzenlicht. Seine Hand legte sich auf das beruhigte Herz. Er lächelte. Spiel oder Ernst — wer kann es an sich selber ergründen? Es stillte, sänftigte und machte wieder frei. Die Welle des Bangens war verschwunden. Spiel oder Ernst — er mußte den Frieden und die Freiheit des Gemütes finden, um klar zu sein, wo das Werk den ganzen, unerschütterten Mann forderte.

So löschte er das Licht und ging an sein Werk.

Er hatte das Opus Paramirum noch in den ersten Sommertagen vollendet. Überreif und quälend war es ihm geworden. Ein dickes Bündel gehefteter Sexter lag nun auf älterem Schriftwerk. Und das andere Leben hatte ihn erfaßt: nirgends in oberdeutschen Ländern war der Drang nach Gotteswahrheit so triebhaft, so körperlich um ihn gewachsen als hier, da er Menschen gleichen Bluterbes fühlte. Urstand des Wesens, Quellaut des Blutes. Als sei sein Gemüt von dem Unband des Vorlenzes hingerissen, der den Schnee zu Sturzbach und Lawine treibt.

Und so hatte er, schon ganz im Drange des inneren Wachstums, das über seine Kunst hinaus wollte, das Opus Paramirum ohne eigentlichen Schluß mit einem offenen Laut abgebrochen:

«... damit hüten sich die, die in Sünden schweben, und wollen Apostel darbei sein ... und die ihren Geist für den heiligen Geist setzen, deren Lust und Begehren ist zu brechen... sehet auf ihre eigenrichtigen Köpf in den Sekten! Die da Artikel erhalten und machen sie groß — so die Apostel haben in der Einfalt bleiben lassen: als ihr Taufischen! Böhmischen! Trinitarier ...»

Der letzte Teil des Werkes war überschrieben: Von Grund und Ursach der unsichtbaren Krankheiten. Und er setzte mit den letzten Sätzen hinüber in den Gottesdrang, der in der Brust seines wegbereiten Manns wie eine schwere Matrix im Treibscherben aufglühte und Läuterung suchte.

Es war gut, daß er unter neuen Feuern stand, er hätte an der Einsamkeit leiden müssen, da das Werk vollendet und

also abgefallen war, wie die Frucht vom Baum fällt, die ihr eigenes Leben im Erdreich sucht.

Weitum ins Land, an die Seeufer und in die appenzeller Berge reichten seine Heilmeisterfahrten. Ärzte und Bader hatten Grund, ihre Stirnen zu runzeln und scheel zu sehen, wenn er ihnen begegnete, er lag an der Krippe. Aber die Zurückhaltung des Stadtphysikus und Reichsvogtes ließ auch sie behutsam sein. Paracelsus bekam nur geringen Widerstand zu fühlen.

Und Vadianus war anderer schwerer Sorgen voll: die Eidgenossenschaft tief zerklüftet. Von den katholischen Fünf-Orten im Herzen der Schweiz war der Landfrieden gebrochen. Biederleute wurden um des Evangeli willen an Leib und Gut gestraft, geächtet, ins Elend geworfen. Einrede war fruchtlos geblieben. So hatten am Pfingstsonntage die evangelischen Vororte, Bern und Zürich, den Fünf-Orten von offener Kanzel herab die Proviantzufuhr und den feilen Kauf abgestrickt. Vier Monate waren seither über Land gelaufen. Die Teuerung wuchs, in den Fünf-Orten die Not. Aber die Schiedleute auf den Tagen zu Bremgarten und Aarau sollten umsonst geredet haben: Binnenhader, der die Stirnen versteinert, dem kein Gedanke zu hoch und zu gering ist, um ihn für sich zu mißbrauchen, der keinen Feind gleich zu hassen weiß als den, dessen Adern das stammeseigene Blut durchströmt. Schwer lag die Seelenspannung auf dem Lande.

Doch Leute, denen der große Puls nicht schlägt, wissen sich bettelweis zu entladen.

In der Wohnung des Kleinbürgers Kaspar Tischmaycher brodelte es von mißtrauischer Entschlossenheit, Angst und dick verhaltenem Groll, der endlich ein Windloch spürte. Die drei berufensten Badermeister und Chirurgen, der Fluri von der «Weinburg», der Lämmlisbrunnbader aus der Spiservorstadt und Kuoni Widenhuber, der seine Kunst ohne Badstube übte, umstanden nickend und winkend die Hand des kleinen greinenden Hänsi Tischmaycher. Der geängstigte Vater zappelte von einem zum andern, stupfte jeden, deutete auf die entzündete, ein wenig geschwollene Hand des Söhnleins und

auf den Mittelfinger, der eingezogen war und eingezogen blieb, mochte man auch dem Kleinen im guten und im bösen befehlen, ihn zu strecken. Und jeder der drei erfahrenen Meister streifte den Vater nur mit einem Blick aus Augen, die, unter hochgezogenen Brauen weit aufgetan, in starrer Besorgnis zu der kaum vernarbten Wunde zurückfanden, durch die der berühmte Paracelsus dem Knaben einen Knochensplitter entfernt hatte. Und jeder der drei Ehrsamen wiegte den Scheitel, schob den bedenklich gesammelten Mund zur gerümpften Nase empor und spreizte achselzuckend die Hand.

«Krümmi des Glieds», entkam es endlich dem Kuoni Widenhuber, und er zeigte den beiden andern grinsend die tüchtigen Zahnreihen.

«Krümmi», gluckste der Fluri und nickte heftig.

«Krümmi und steckt in denen Gleichen, daß sie starren», erklärte der Lämmlisbrunnbader, «dieselb wird nüt verlouffen.»

«Dasselb hat der verrühmt, prachtig, hochsträß Parcelsi, Doktor beider Arzneien, gar treffenlich verunschickt», kollerte Kuoni Widenhuber. Er strich seinen Bart, hob die breite Brust, blies vor sich hin.

Die hagere, kleine Frau des Kaspar Tischmaycher flüsterte heftig auf ihren Mann ein, ihre Augen funkelten, und ihre Hakennase bebte. In sanfter Abwehr suchte sie der Hausvater vergeblich zu stillen.

Er wurde gefragt, was der Parcelsi verordnet habe. Eine Salbe. Kaspar Tischmaycher zeigte die Salbe, und alle drei Chirurgen schnupperten daran. Auch Bäder.

«Als sullend wir sin Händ in ein Kachel ton und Wasser darein ton, als hützig, als ers leidt, und Reckholder darzuo ton und lassen erwichen ein halbe Stund. Dri mal im Tag ton, und dasselb Wasser hützig halten, darnach schmirben und streichen.»

Tischmaycher sah, während er sprach, hilfesuchend von einem zum andern. Doch sie standen alle drei wie die heidnischen Holzbilder aus den Kirchen, die auf dem Brühl verbrannt worden waren.

Nach einem beträchtlichen Schweigen, das die beiden Eheleute tief und tiefer drückte, hob Kuoni Widenhuber die Arme und ließ sie gegen die Schenkel schlagen, und der Fluri und der Lämmlisbrunnbader taten das gleiche. Dann wandte sich der Kuoni Widenhuber zur Tür. Er verzog den Mund und meinte: «Fahrt fort, fahret allweg fort, lieber Tischmaycher, der Parcelsi, Doktor, Hochgelahrt — der muoß wissen ...»

Kaspar Tischmaycher erwischte ihn und den Fluri bei den Ärmeln.

«Ganget nüt also!»

Da meinte der Kuoni Widenhuber, weil die Krümmi des Glieds nun schon fast eine Woche anhalte, und weil die Hand verpfuscht sei, gehöre die Sache vor den Elferrat, da sollten die Zunftmeister beschließen, ob der Parcelsi straffällig wäre oder nicht. Käme es aber nicht vor die Elfer, dann müsse er, der Kaspar Tischmaycher, obendrein dem Hergelaufenen einen Lidlohn zahlen, und der sei geschmälzt, als männiglich bekannt.

Die Frau des verdonnerten Bürgers schwoll, sie war vor Eifer feuerrot, und ihre Augen stachen. Widenhuber fand sein Gift auf das wirksamste eingegeben. Er ging mit einem mitleidigen Gruße, die beiden andern nickten den Eheleuten bedeutend zu und folgten ihrem Sprecher.

Paracelsus war zwei Tage zu Hundwil im appenzeller Land gewesen. Nicht nur der Kranken wegen ritt er von Zeit zu Zeit bergein. Dort wuchsen hellhörige Menschen, anders als Städter, deren Ohr vom Weltlauf übertäubt ist. Dort suchten Menschen mehr in ihm als den Arzt, der ihren Leibern aufhalf: ein anderes Beratzhausen, ein reineres noch, ursprünglicher, nicht von einer Reichsstadt bedrängt, an keiner breiten Straße. Und dort brach es aus ihm wie Brunnen, die ihren Widerhalt durchstoßen und das Rinnsal finden.

Seine Kunst hatte er einsam zu erfahren und zu tragen vermocht. War Basel, war Nürnberg auch bitterhart gewesen, da man ihm Lehre und Druck verwehrte, er hatte verwunden, werkgeheiligt einen stillen Mut erzwungen, Zeit und Gelegen-

heit abzuwarten. Anders das neue Wesen, das längst — in Salzburg schon — in ihm gekeimt hatte, nun aber die dunkle Krume durchdrang. Am Schriftwerk über dem toten Papiere blieb es ungestillt, in Herzen mußte es gegossen sein, die an ihm satt werden konnten. Es erstickte, erstarrte, quälte in ihm, wenn es nicht Aug in Auge stimmhaft werden konnte. Halb war er ohne sie, die ihn willig hörten. Farbloses Chaos blieb sein Trieb und vermochte nicht des Gedankens umfriedende Leiblichkeit zu gewinnen, wenn ihm nicht die Wesenswelle der andern, die an ihm satt werden konnten, entgegenströmte. Und was er dann zu sagen vermochte, so daß sie alle ruhig wurden, das fühlte er nicht mehr als sein Eigentum: auch sie, die andern, hatten es bezeugt. Sein Mikrokosmus hatte die heimlichen Pforten aufgetan. Und ein beschwingter Frieden begleitete ihn, wenn er aus dem Berglande niederritt.

So kam Hohenheim auch nach diesen Tagen, ein wenig satt und träge, zudem von der feuchten Wärme des Herbstes ermattet, in sein Quartier und wurde lebhaft mit der Nachricht empfangen, daß ihn der Ratsdiener seit zwei Tagen suche. Paracelsus hatte geübte Witterung für Mitteilungen, die lauernden Blicks zugetragen wurden. Er fragte nicht erst, verzog den Mund und ging gelassen in seine Stube. Was wollte auch an ihn heran!

Und man hatte ihn heimreiten sehen. Das Sonderbare, daß der Parcelsi nicht gefunden wurde, wenn just die Oberkeit nach ihm langte, war aufgeklärt. Der Ratsdiener konnte seinen langen Amtsstecken, dessen Knauf das Wappen von Sankt Gallen trug, aus dem Winkel holen und seiner Botschaft ledig werden.

Paracelsus saß vor seinem Pulte. Er blieb auch sitzen, obwohl der Ratsbote bei jedem Satze mit dem Zeichen seiner Würde aufstieß. Und er ließ den gewichtigen Mann eine Weile stehen, ohne zu antworten, musterte ihn aus heiter gekniffenen Augen und schmunzelte. Der Bote wurde unruhig.

«Für die Undenarios solltu mich laden? Potz Taubenast, die Elfer von der Baderzunft! Die wellend min Kur an des

Tischmaychers Hänseli Hand richten? Etwan urteilen und strafen?»

Der Bote nickte und nannte nochmals den Termin. Paracelsus lachte.

«Do solltu denen Baderen Bscheid ton, ich sige ein Doktor beider Arzeneien und ich hätt der Universität gschworn. Die sullend sich nit ufmutzen, dieselm ehrbarn Meister, als künnten sie mich, unter min Eid arzende, richten. Und solltu ihnen wohl bstellen: der Parcelsi wird sin Kunst vor denen fürsichtig, weisen santgaller Arschkratzeren nit vertedigen. Die mügend ihrn Badergsellen terminiern.»

Der Ratsbote war steif geworden. Dann kämpfte er. Schließlich hob er den Stock und rannte ihn in den Estrich, daß Staub aufpulverte. Er reckte das rote Gesicht, aus dem die runden Augen sprangen, weit vor und keuchte zu dem erheiterten kleinen Mann vor dem Pulte hinüber: «Han?»

Paracelsus wiederholte, und da er munter blieb, richtete sich der Bote ruckweise in die Höhe, stand eine Weile nachlauschend in gründlichem Besinnen, endlich schlug er eine tiefe Reverenz und ging.

Den ungeduldigen Eltern wurde aber bestellt, sie mögen auch im kleinsten nicht von der verordneten Kur abstehen, es werde jedes Versäumnis festzustellen sein, und dann hülfen ihnen weder Senat, noch die drei Konsuln: baden, schmieren, massieren. Paracelsus wußte gut, daß die Komödie zu Ende laufen müsse, aber er brauchte noch etwa drei Wochen für die Heilung der Hand.

Der Statthalter der vier Schutzorte, Hieronymus Schobinger, vermochte die peinliche Lage, darein der Ratsbote in des Bürgermeisters eigenem Hause geraten war, voll auszugenießen; auch sonst gab es nicht wenige außerhalb der Baderzunft, die nicht an jenem kräftigen Wörtlein ihr heimliches und offenes Wohlgefallen trugen. Und es unterlief den Meistern der Chirurgie in diesen Tagen, daß ihre Patienten zu lachen begannen, mochte die Spritze noch so bedachtsam

und kunstgerecht eingesetzt werden. Als die Sache des Kleinbürgers Tischmaycher vor den Senat kam, hatte Hieronymus Schobinger ein Wort eingelegt, und der Senat bewilligte dem Arzte einen Heilungsaufschub von vierzehn Tagen.

Die Zeit lief um, der Finger des kleinen Hänsi Tischmaycher, wiewohl im Gelenke merklich erweicht, konnte nicht als geheilt gelten. Der Paracelsi hatte offenbar verloren. Aber die drei Konsuln lehnten es ab, die Lapperei zu richten. So blieb dem gestachelten Vater als letzte Zuflucht nur noch der Volkstribun Andres Müller, und der setzte, von der schwergekränkten Baderzunft gehetzt, seinen Termin.

Kaum daß der Vielberufene an den Tisch, da der Meister Andres Müller und seine Beisitzer saßen, vordringen konnte: heißgezwängt standen die Sanktgaller, und man hatte die größere Ratsstube inne. Ganz vorn die Baderzunft, Meister und Gesellen, auch etliche Ärzte, selbst Hieronymus Schobinger ließ sichs nicht entgehen. Und der kleine Hänsi Tischmaycher, bange und doch von einer stolzen Ahnung seines Gewichtes erfüllt, lehnte an dem Tische, und seine Hand lag aufgebunden vor den richterlichen Augen des Andres Müller mitten auf der Platte. Die beiden bebenden Eltern deckten das Kind mit ihren Leibern.

Andres Müller, der Volkstribun, war ein beredter Mann. Als zwei Ratsdiener vor dem Gerichtstische Raum erzwungen und so sein Ansehen befriedigend gemehrt hatten, hielt er eine große Rede über den Fall. Nicht ohne Schärfe betonte er, daß ein Doktor, hochgelahrt und geschworen, der sich über aller Zunft bedünke, auch ein Mittel finden müsse, solch eines Bübli Hand zu heilen, nachdem er sie selber aufgeschnitten und ihr einen Knochen genommen habe. Dies sei die letzte Frist. Entweder weise der geschworen Herr Doktor einen Weg, oder er möge ehrlich bekennen, dem Bübli einen Leibschaden angetan zu haben, und seine Strafe tragen.

Das Volk war gestärkt, die Bader waren befriedigt, die Ärzte angeregt, die beiden Eltern mutig und gehoben, und der kleine Hänsi Tischmaycher greinte. Eine dicke Stille hing in

dem Dunst, und Paracelsus ließ die Rede des Andres Müller eine gute Weile verrauchen.

Dann schob er sein Barett ein wenig aus der gekräuselten Stirn, hob die kleine Hand von der Tischplatte, legte sie auf seine flache Linke und untersuchte den Finger. Ein unmerkliches Lächeln huschte um seinen Mund. Der Patient, von all dem Wesen aufs wehleidigste gestimmt, mochte den Finger weit besser rühren können, als es auf der Tischplatte des Volkstribuns den Anschein gehabt hatte. Die Gelenke waren weich und biegsam geworden, vielleicht lag noch eine Schwäche in den Muskeln.

Er ließ die Hand des Bübli fallen. Langsam schweiften seine Augen über die begierigen Blicke hin. Kopf an Kopf gezwängt, regungslos, schwitzend, harrten die Menschen aus, um einen Mann, der ihnen seltsam schien, gedemütigt zu sehen. Gedemütigt — Paracelsus senkte die Lider. Vielleicht auch anders? Volkstribun und alle glaubten, daß die Kinderhand verdorben sei, und doch: sie erwarteten noch einen Weg, einen verheimlichten Weg besonderer Kunst. Salben und Bäder, alltägliche Dinge. Das sonderbare, unerhörte Mittel mußte es sein, und er, er mußte es wissen! Verwundern wollten sie sich, staunen wollten sie, oder dünkelhaft lachen. Aber Paracelsus fühlte, daß es ihnen mehr noch um ein Wunder ging. Sie waren hochgespannt und wollten aufgewogen sein. Hätte er dem Tribun erklärt, daß die Kur gelungen sei und nach wenigen Tagen der Finger regsam bleiben werde wie die andern, man hätte ihm nicht geglaubt, und das Bübli, schwachmütig und umtan von Eltern, Nachbarn und Badern, hätte sein Leidwesen krumm gehalten. Es mußte etwas an die Hand, das Willen in die Adern trieb, ein Fingerlein zu rühren und zu strecken, das den Eltern eine Torheit sauer werden ließ und auch diesen andern allen das kindliche Verlangen stillte.

Er blickte auf, holte weit aus und strich seinen Bart, spannte die Stirn, streckte den Arm gegen die kleine Hand.

«Ihr müessen zween Täg und Nächt lebendig Regenwürm

ufbinden. So der ein Wurm stirbet, ein andern ufton und nit usſetzen. Am dritten Tag, ſo iſt derſelb Finger heil.»

Seine Stirne blieb finſter, die letzte Kunſt war ihm vom Kaſpar Tiſchmaycher abgerungen, ſein Mund war faſt wild geſchloſſen, Andres Müller, der Tribun, hatte ihm ein Geheimnis erpreßt, er hob ſein Schwert zur Bruſt und ſchritt, ohne ſich weiter an das Gericht zu kehren, düſteren Blicks durch die Leute, die ihm willig eine Gaſſe boten.

Die Ärzte diskutierten noch lange. Einer wußte des Dioscorides Materia Medica vorzubringen, und darin wären regenwürmiſche Mittel. Nachbarn und Verwandte aber gruben an Rinnſal und Pfütze und brachten in lockerfeuchter Erde Topf auf Topf, was dem Bübli des tapferen Kaſpar Tiſchmaycher frommte.

Am dritten Tage war der Finger heil.

Warum hat der Parcelſi nicht gleich einen Wurm aufbunden, eh dann die Gleichen erſtarrt und die Krümmi gekommen war? Tückiſch, hinterhältig, wie alle, die mehr wiſſen und vermögen, als einem Chriſtenmenſchen gebührt. Erſt der Andres Müller hat ihm das Gewiſſen ufgerottlet. Und recht haben alle behalten: des Kaſpar Tiſchmaycher Eheweib, darum, daß ſie nicht nachgelaſſen hatte, die Bader, weil von ihnen die Schmirbkur für letz, unerſchließlich, ungefällig erklärt worden war, und alle andern, denn alle hatten gewußt, daß der Parcelſi ſeine beſte Kunſt geheim hielt, am meiſten aber er ſelber: keinem der Bader und Ärzte ſind Regenwürm eingefallen, ihm aber.

Und es geſchah um dieſe Zeit in Stadt und Landſchaft Sankt Gallen, daß die Angler ſich beſondere Gedanken machten, wenn ſie den Köder an den Haken ſpießten.

*

Zu Kapell in der Schlacht war von den Fünf-Orten der ſchwere Schlag getan. Meiſter Huldrich Zwingli, ein Leichnam, dem Henker von Luzern überantwortet, daß er gevier-

teilt und verbrannt werde, viel andere, deren Namen gleich seinem hoch geklungen, tot.

Auch Herrn Diebold von Geroldsegg, den einstigen Probst und Prior von Einsiedeln, hörte Paracelsus unter ihnen genannt, die für das Evangeli gefallen waren. Und seiner Kindheit ein kühler Schwermutshauch, wie Nebelluft, die über das sumpfige Hochtal zieht, streifte seine Stirn: Er sieht den stämmigen Mann, groß und wuchtig, wie reife Menschen von Kinderaugen gemessen werden, und das irre Weib mit den bebenden, lästernden Lippen, den zornflackernden, schweifenden Augen. Haarsträhne hängen ihr über dem heißen, zuckenden Gesichte sie streift die Haare immer wieder hastig zurück und sie flüstert haltlos auf den Prior ein. Paracelsus stockt noch das Herz vor Angst um seine Mutter: rings drohende Menschen in Pilgermänteln, unter den breiten, muschelbesetzten Hüten, da winkt der Prior Diebold von Geroldsegg dem frommen Narren Baltisar und dessen Sohne, die Mutter wird auf den Kohlenkarren geladen, er zottelt nebenher wie ein Hündlein, seine Beine noch müd von dem Lauf. Er war der entwichenen Närrin nachgerannt ...

Paracelsus blickte auf. Häuser, die Spisergaß, Sankt Gallen. Vor ihm stand Hieronymus Schobinger, nicht viel größer als er, stutzend und ein wenig begierig. Die Regenwurmkur hatte es auch diesem weltgefaßten Manne angetan, auch er versah sich fortan der wunderlichsten Dinge.

«Der Prior ... Herr Diebold ...» flüsterte Paracelsus.

«Ist Abt gewest, eh dann er dem Meister Huldrich ist nachgefolget», berichtigte Hieronymus Schobinger.

«Prior, Pfleger uf dem Hochgstift zu miner Zit.» Und er setzte erklärend hinzu: «Dohin der Weg, weitschweifig, dohin zuruck, ist sobald nit erloffen.»

Er ging mit einem stummen Gruße weiter, der andere sah ihm eine Weile nach.

In sonderbarer Wehmut kam er auf sein Logiment. Die Imagination war so grell, fast blendend gewesen, als der

Name Diebolds von den dünnen Lippen des Hieronymus Schobinger gefallen war, daß sein Herz ihm jetzt noch nachzitterte.

Er ließ seine Blicke schweifen. Ein fremder Tisch, darauf er seinen Kopf stützte, ein fremder Stuhl, auf dem er saß, und fremd das Estrich, wo seine Sohlen ruhten. Fremd das Bett, das von seiner kurzen Schlummerlast noch zerwühlt war. Nicht einmal der Schlaf war mehr sein. Er hatte ihn, die letzte Heimstatt des Elends, verächtlich zerrüttet. Die menschheiligen Gezeiten des Tages und der Nacht, er kannte sie nicht mehr. Und da er auf Bank, Bett oder einem Tische, wann immer ihn die Not der Natur überkam, das kurze Schlafbedürfnis stillte, im Kleid, selbst im Bette zuweilen gestiefelt und gespornt, ließ man sein Lager ungepflegt, auch wenn das Haus, darin er gerade lebte, so gastlich war wie dieses.

Ein leiser Schauder durchrieselte Theophrast von Hohenheim. Bis tief ins Gauchhaar zurück war sein Schädel kahl geworden, und er glaubte die Furchen seiner Stirne zu fühlen. Über seine Handrücken schlängelten sich die blauen Adern, er schmeckte die Fäulnis in dem verarmten Munde.

Weshalb hatte ihn sein Archäus nicht nach Villach getrieben und ihm die kurze Rast nicht gegönnt, einmal ein gütiges Menschenauge über sich zu wissen, daheim zu sein in eines Menschen Wesenshauch, ungetrieben und nicht nur gelitten, sondern empfangen, wie ein Weib das Kind trägt.

Er schloß die Lider. Und die braunen, verräucherten Balkenwände eines Wirtshauses zu Hundwil umgaben ihn. Er fühlte Blicke, die an seinen Lippen hingen. Da schlug sein Herz auf. Er strich mit den Handflächen über Stirn und Gesicht. Er rückte an das Schreibpult, griff nach einem neuen Blatte.

«Gratia et pax a deo, ja ja: Gottes Gnad und ein Frieden, Gottesfrieden, Üch lieben Herrn Vater! Us Näh und Weiten sige dies bstellt und ein ehrfürchtig Gruß nach mannig eines Summers und Winters Fahrt. Wohin des Wegs, Theophraste — als ich mich selbsten zum Dickermal gefraget, da ich Salzburg hinter mir gelassen und Friburg, demnacher uf

Straßburg zogen und gerufen ward nach Basel in das Land miner Geburt, Physicus der Stadt ze sin und Ordinarius an der hohen Schul. Hinwiederum gefraget: Wohin? Da ich mußt Basel lossen, Kolmar, Nürmberg, Beretzhusen im Fränkischen, Regensburg, Stadt umb Stadt, nindar ein Frieden, als man gemeineglich den Frieden heißt, und allenthalben usländig gesein. Dannocht von Gnaden Gotts, der mir hat mine Kunst geben und geben das Aug des Arzet, zu sehen und zu heilen. Sollet Üch, lieben, getrüen Herren Vater, der Spähn und Tratzwerk, wider mich aller Orten geführt, ein räß und unwirscht Lied fürgesungen sein? Mit nichten, das soll Üch nit beschweren, dann ich han deren je und je bestanden und miner Kunst, so über die Kunst gewachsen ist der andern, kein ringes Lob ufgericht zu Gottes Ehr. Allein des Wegs Unruh hat mine Zit erfüllt, und mehr dann ander Menschen Lebtag ist min Leben worden voll. Das minderet den Mann an Haar und Zahn und pflüget die Glätti sins Angesichtes. Wohin des Wegs, Theophraste, als fraget mich mines Lebens Zit und Prädestinaz. — Do ist mir uf diesen Tag vermelt von dem Herren Diepolden von Geroltzegg, daß er gefallen sige zu Kapell in der Schlacht wider die Fünf-Ort. Und ist mir ein Antwort geben uf die Frag nach des Weges Ziel. Lieber und getrüer Herr, es rucket min Weiser uf Villach zuo, und verlanget mich, min Hopt ze legen in Üer Händ. Dann Ihr habet mich nie verlassen uf allen minen Wegen, do ich nit Ort noch Statt erfunden, noch eines Menschen fründhold Wesen, dieweil ich ihnen allen seltsam bin gewest. Unheimisch aller Orten, jedannocht in Üch heimisch überall. Als loset in die Fern uf minen Schritt, Herr Vater min. Und goht min Weg fürder noch durch mannig ein Summer und Winter umb — nit daß ich wiss' wohin — dannocht er goht Üch zuo gen Villach. Wellet miner gedenken!

Geben zu Sant Gallen an des Gebürges Saum, und neiget sich das Jahr, so Gott Üch welle beschließen in Fried und Gnaden. Amen.»

Lange hielt er auch dies zurück, denn er schämte sich seines Herzens. Dann hörte er aber, daß der ulmer Überreuter Briefe für Lyon an den Ordinari, den regelmäßigen Boten der acht sanktgaller Lyonerhäuser, gebracht hatte und mit schweizer Post zurückreiten wolle. Dem gab er das Schreiben nach Villach auf.

Es lag der Schnee, und die Säumer hatten über die Berge hin ihre Not und Gefahr, da war der Kunst des Paracelsus an dem Bürgermeister Studer ein End gesetzt. Nichts hielt ihn mehr in Sankt Gallen.

Tiefer landein und höher bergan trieb der Archäus längst.

Noch mußte er suchen. Nur war es nicht mehr Menschenkunst. Das Reich Gottes in und an den Menschen, das lautere, das nicht Artikel und Gewalt kennt, noch den trunkenen Wahn, sollte Paracelsus, der Knecht, aus der eigenen Brust schöpfen und aus der Brust der andern: das Reich, von Gott mit dem Lebensodem dem limbo Adae eingeblasen, das Erbreich, das gleich einem verschütteten Brunnen fließt.

Und er trank, da er bergein ins Appenzellerland den Spuren des Schlittens folgte, die Schneeluft wie ein Sakrament. Rings um ihn der reine Glanz erfüllte sein Auge und sein Herz.

Aus Tiefen der Schlucht

«Das aber fänd die stillen Quellen in mir und üch. Eines Pulses Schlag, eines Atems Zug us der Tiefe des gemeinen Wesens. Was bist du ein Mensch diner Ougen und Ohrn so voll und achtest nit des limbi Adae, darus din Ich und Du ist gefloſſen in der Zit! Was bist du ein Mensch in dir und immer nur in dir und merkst nit, daß diner selbs der größist Teil liegt ußenthalben?

Zeuchst du nit ein den Luft, als der Fisch das Wasser, und müßtest sunst vergehn? Trinkst du nit von den Quellen der Erde und issest ihr Brot einer Notdurft nach? Liegt alls ußenthalben. Allein, es wird in dir ein Mensch, und glichermaßen in denen anderen wird es zum Menschen. Us Luft und Wasser unde Brot, so eins wird in allen und dannocht dussen liegt, entbrossen Ich und Du, sullet Ich und Du nit eins sin, do sie wachsen mit dem einen?

Als steckteſt du den Mächelring an des Weibes Finger, ist ein Zeichen. Halbet bist du gsin in dinem Ich und muoßt us Not des Wesens den Ring schlüßen, das Du ze binden und ketten an, uf daß Ich unde Du eins werdind und ein nüs Leben.

Dies aber alls beruhet in elementis und ist der Irden Teil an dir, muoß wieder irden werden. Meineſt gar in dinem kindlichen Gemüet, du sigest es allein und möchtist die Welt sin in dir selber beschlossen?»

Er hielt an und sah eine Weile über ihre Köpfe hinweg.

«Dannocht ist nur ein Teil dines Teils unde uswärtigen Ichs in elementis glegen, der ander Teilesteil in astris, das heißt: in dem Gstirn und Firmament. Es fleußt von ihnen,

ist als ein Gruch, Dunst, Schweiß von den Sternen, macht dich krank unde stark, füllt din Gemüet mit Unruh und Frieden. Künnt aber nit sin, so du nit wäreſt astrisch oder sternhaftig in dinem Wesen, glichermaßen als du elementisch biſt im Luft, Wasser unde Brot. Dann ouch du kannſt dich ergießen in das Firmament, und die Stern sulln zwinzerlen vor dinem Willen.»

Er schwieg wieder, seine Augen glitten über ihre gesammelten Gesichter hin. Er merkte, daß es sie bewege, und konnte noch einen Schritt weiter tun.

«Allein das elementisch und das astrisch Wesen ist in die minder Kreature gsatzt. Din Mikrokosmos bleibt halbet so innen, so ußenthalben. Dann in dir leit noch der ander Leib, limbo aeterno entwachsen, und ist verborgen dem Oug, das allein den Mikrokosmum kennt im Elementischen und Astrischen. Und der ander Leib stoht über dem Element und Gstirn. Do ist der Leib us Gott und ist der Leib in Gott glichermaßen. Dann Gott ist teilhaftig worden am Tag der Schöpfung in dir und mir. Du biſt Teil Gottes.»

Und sie sahen ihn darum an. Er fühlte ihre Not, durch dieses Gedankens Schwere hindurchzukommen, denn sie hüteten sich vor schnellen Fragen, weil er zornig wurde, wenn sie allzu eilig waren.

«Als sige üch darvor ein Exempel der Suhn Gottes und sin Geburt in des Menschen Suhn.

Do schreiend sie all: Us Gnaden! Us Gnaden! Das ist wohl. Gott hat ihn selbs in siner Kreature erbarmet und also den Suhn in den Menschen geborn durch das Weib. Dannocht es wär nimmer bschechen, so Gott nit ehebevor wär in der Nature gsin und die Nature in Gott. Der Mensch aber ist in der Nature, also kunnt Gott sinen Suhn in den Menschen gebären und ist dannocht in ihm blieben. Der Suhn ist die Kraft gsi in dem Menschensuhn.

So wisset endlich! Gott ist in allen Dingen natürlich worden, Gott der Vater in seinen Tugenden. Darumb hänt Bomstamm und Krout, hänt Wort und Namen und alls, so du

elementisch ansiehest und höresi und greifst, ein Kraft. Die Kräft die do innen liegen, sullen natürlich geheißen werden, dann Gott ist natürlich worden. Sull keins nit verspott werden.

Us den natürlichen Kräften aber ist not im seligen Leben zu leben, dann ohn sie mag es nit sin.»

Sie hatten an seinem Stimmfall erkannt, daß er nun einhalten werde.

Eine Weile schwiegen sie, aber die Stille drückte sie nicht. Sie waren es gewohnt seinen Reden nachzulauschen und merkten an sich selber, daß sie stets tiefer hineinwuchsen. Er wiederholte oft diesen oder jenen Gedqnken, als suche er selber noch das rechte Wort. So glitten sie allmählich in seine Lehre hinein.

Auf dem weißgescheuerten Tische hatten fast alle die Ellbogen ruhn, und ihre faltigen, am Rücken gebräunten Hände lagen flach übereinander oder waren verschränkt. Sie sahen auf den Tisch nieder und sannen. Nur wenige, aufgereckt, ließen ihren Blick an der Stirn des Paracelsus hängen, die immer noch grüblerisch gesammelt war.

Neben ihm saß der Kaplan Matthias Lusi, der von Appenzell herüber gekommen war, und dann folgten die andern, schon einer gewohnten Reihe nach um den Tisch: der alte Enz Lehner, der Toman zur Burg, der Hanns Tanner, der Jöri Nef, der Uli Föns, und wie sie alle hießen, aber auch abseits saßen etliche und Frauen darunter.

Gewöhnlich wurde der Enz Lehner zuerst laut. Er redete lange, als müsse er sich mit der Zunge in den Gedanken zurechttasten. Paracelsus ließ ihn gerne reden. So merkte er, was den meisten schwer fiel, auch wurden die andern warm an dem Gestammel, und einer fand dann meist das Wort, das wie ein Schlüssel im Schlosse klang.

Er gab dem und jenem Antwort. Sie hatten Geduld aneinander, denn er sowohl als sie kämpften damit, daß sie so schwer zusammenwuchsen und selten eines Verstandes werden konnten. Zuweilen schlug ein gutmütiges Gelächter auf, aber sie fanden sich immer wieder in einem herzenstiefen Ernst.

An diesem Abend aber — der warme Lenz hauchte durch die kleinen, offenen Fenster ein, und wenn ein Schweigen entstand, so fühlten sie die schwellend Unrast der Natur — stellte ihm der Uli Fusch eine Frage, daran er neu entbrannte.

Uli Fusch, des Zehentmeisters Othmar Fusch Sohn, war noch im Winter aus Gais nach Hundwil gekommen, als er von dem Paracelsus hörte, der ihnen Lesinen hielt, wie vordem keiner. So nannten sie diese gottsucherischen Stunden. Sein junges Herz war weder am papistischen noch am evangelischen Wesen satt geworden und verachtete den Taumel der Täufer. Er schwieg meist. Aber auch ihn mochte der warme Lenzhauch treiben, so daß er fragte:

«Wir gohnt ein dick lang Zit dir nach, Dokter Parcelsi, und ist nüt einer, so darvon willt lossen, dann es ist ein heimlicher Genieß, und schmecket jedlicher das Rich Gotts us din Reden. Dannocht mannig Intrag und Ohnverstand, als künnti keiner nüt inwachsen in dich. Was hinterstellet Gott sin Wesen, daß wir es nüt also schinbar sechen als du?»

Paracelsus antwortete: «Lont üch Schritt vor Schritt gnügen, der gäch Verstand ist des Tüfels, und zu früh schneiden, gibt kein Brot ins Hus.»

Allein damit waren sie nicht zufrieden. Ihre Stirnen furchten sich, er fühlte den Hinterhalt ihrer Herzen. Und so fuhr er fort: «Der Geist geistet, wo er will, nit in allen, nit in vielen, sundern, do es ihn glust. Wohl üch, so ihr üres Verstands ein Argwohn tragt unde ihn nit zartelet. Dann viel überreden sich selbs, sie sänd der Geist selbs, und aber er ist nie do gsi.

Es hat Gott allen Dingen ihr Zit geben, ufdaß sie wachsen sullen und darvor nit zitig sin. Und vor dem und es zur Frucht kumbt, so loufen viel für: am ersten die Sproßlen, darnach die Schößling, darnach die Blust, darnach die Frucht. Sullt aber die Frucht des Menschen, das ist sin Verstand und Gab, abzescheiden sin, do er ein Schößling wär? Gott ist, der dich fliegen läßt, er läßt dich wähnen, meinen, schätzen, achten. Und aber so du meinest, du sigest hoch bis in den dritten

Himmel geflogen, so bistu nit über das Gras uf dem Felde und bist nindar nütz. Bistu beruft ein Buoch ze machen, es wird nit versäumbt werden, sulls sechzig und siebenzig Jahr anston und länger. Gohts in dir umb und entpfindests, so schall nit so bald. Es wird nit dohinten bleiben und wird herus müssen ...

Ich gedenk, daß ich Bluomen sach in der Alchimia, vermeint, das Obs wär ouch do. Aber do war nichts. Do aber di Zit kam, war ouch die Frucht do. Viel fliegend Zit hab ich verlorn in der Geometrie, bis ich kam in den Aquaeductum. Oft meinet ich, nu ist die Ernt, morgen war nichts. Wieviel tusend Bogen werden mit großer Arbeit verschrieben: so alls us ist, so ist alls ein Narrerei.

Ist nun ein Licht in üns, so hats Gott mit der Nature in uns geton, ünser irdischer Schulmeister nit. So Gott das Licht in üns gestellt hat, so wird ers ouch furthin ton, daß man darbi seche. In welich eim aber kein Licht ist von Gott und aber nur vom Schulmeister der Erden und derselb vermeint us siner tierischen Vernunft, ein Licht sije in ihm, derselbig versoumbt sich, verführt sich und ander. Viel künnen regiern, nur einer ist Künig.

Ermeß ein jedlicher, daß er nit weich us dem, darzu er beruft sije. Lont üch Schritt vor Schritt gnügen, der gäch Verstand ist des Tüfels.»

*

In Urnäsch lebte ein Weib, sie hieß die Rüschellerin, von ihr hatte Paracelsus gehört, denn die Leute sagten, die müsse noch an die Leiter gebunden und auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden, wie einer solchen Hexe gezieme. Als Paracelsus im Herbste nach Urnäsch der Mehrzahl seiner Kranken nachzog, wohnte er nicht weit von ihrem Hause an der Allment. Starkknochig, leibesvoll und hoch gewachsen, stand sie noch in den Jahren, die den Mann suchen, allein sie war längst Witwe geworden und hatte keine Kinder. Da sie nur wenig

besaß und man ihr die Schuld der Unfruchtbarkeit zuschob, denn ihr Mann war wohlgelitten gewesen, sie aber aus der Fremde heimgeführt worden, fand ihr ungestilltes Blut seine Bahn nicht und mußte an den Schranken des eigenen Wesens verströmen. Auch war sie unschmiegsam, verschlossen. Wo der Blick der Frauen sonst in zärtlicher Inbrunst schmilzt und sich umschleiert, schlug aus ihren dunklen Sternen ein fast stechendes Feuer, dem Männeraugen ausweichen. Hinzuwerfen vermochte sie sich nicht, obwohl sie vielleicht davon träumte. So war es seltsam um sie geworden. Die Mädchen flohen sie wie das böse Gewissen, und die Frauen eiferten gegen sie, als habe sie ihr Geschlecht verraten. Männer konnten eine eigene Befangenheit in ihrer Nähe spüren. Unfreier, flüsternder Spott und heimliches Gewinke mit Auge und Mund von Mann zu Mann begleitete die Rüschellerin. Es gab Leute, die sich vor ihrem Blicke scheuten und ihr weder Gruß noch Anrede beantworteten. Keiner wußte den heimlichen Kampf dieses Weibes, und doch glaubte sich ein jeder von ihr im heimlichsten Leben berührt. Wer stark und gesund war, konnte ihr entgehen, wem aber der Wurm im Kerne fraß, der fühlte sich mit ihr wider Willen und Verstand irgendwie verhangen. Die Rüschellerin war töricht genug, einen eitlen Kitzel an solcher Leute ängstlicher Zutunlichkeit zu stillen, sie umgab sich mit wunderlichen Worten und trieb eine alberne Magie.

In Urnäsch hatte nun ein Peter Ögster manches Jahr mit seiner Frau Margret gelebt, daß keines am andern eine Klage fand. Das Vieh gedieh ihnen, etliche Kinder wuchsen auf. Dann fiel der sonderbare Zustand an den Mann, und die Rüschellerin konnte ungerufen in seinem Hause ein- und ausgehen. Man wagte sie nicht fortzuweisen, erwartete sie beinahe, man bewirtete sie, wie man den letzten Löffel Brei über Nacht in der Schüssel oder die letzte Garbe auf dem Felde läßt. Es kam vor, daß man sie ängstlich oder auch leidenschaftlich um Gottes und seiner lieben Mutter Marien und aller Heiligen willen bat, zu ledigen und zu helfen. Aber die

Rüschellerin hütete ihre Heimlichkeit. Wohl gab sie der Frau Margret ein kleines Benglein Holz mit vielen Kerben daran und hieß sie dazu beten, das Holz aber im Schranke verborgen halten, allein der Peter Ögster kam dahinter und verbrannte das Holz, denn es war seither böser um ihn geworden. Auch das Vieh fand in seinem Stalle kein Gedeihen mehr, und er hatte zu klagen, daß ihm Butter und Käse mißrieten. Wer anders konnte dem frommen Manne Kraft und Glück in Ehe und Hausstand genommen haben als das Weib mit dem stechenden Blick?

Die Allment lag am oberen Ende des Ortes, und dort floß auch ein Brunnen. Paracelsus konnte dem murmelnden Wasser lauschen wie dem Marktbrunnen zu Villach, da er, ein Jüngling noch, bei seinem Vater wohnte. Und er hörte das Vieh, wenn es an den Tränkbaum getrieben wurde, der wie ein Boot ausgehöhlt war, er hörte auch die Weiber, während ihre Butten und Krüge volliefen.

Eines Abends fuhr er von dem jähen Geschrei der Weiber auf, die nasse Feder zwischen den Fingern, sprang er ans Fenster. Ihrer acht oder zehn, jung und alt, hatten spreizbeinig in nicht zu engem Halbkreise die Rüschellerin umstellt. Schaff, Krug und Kanne standen im Kot, indes die Arme durch die Luft fochten, wo sie nicht in die festen Hüften gestemmt blieben. Die Rüschellerin lehnte an der Brunnensäule und sie war blaß wie der Tod. Nur ihre Augen brannten. Sie warf hie und da ein Wort in den keifenden Lärm, zückte den Finger auf eine Angreiferin. Die wich dann einen Schritt, um zögernd nur zu ihrem Schaff oder Krug zurückzufinden, wenn sich die Rüschellerin gegen eine andere wandte. Das Geschrei war so plötzlich und aus allen Kehlen zugleich aufgestoben, stockte und brach immer wieder gleichzeitig aus, daß der lang erstickte, nun sinnlos befreite Haß offenbar wurde. Von allen Häusern liefen die Leute hinzu, und vor allem die Weiber. Die Rüschellerin verlor, da sie sich immer dichter umstellt sah, ihre Haltung, sie riß das verplätschernde Schaff vom Brunnentroge und versuchte gegen ihre Hütte zu entkommen.

Trotzig und aufrecht hätte sie vielleicht die Weiber des ganzen Ortes vom Leibe gehalten, so aber flog ihr nicht nur Schmach, Fluch und Giftblick nach, ein Holzbengel schwirrte ihr an die Knöchel, daß sie strauchelte, und dann folgten Steine. Einer traf ihre Stirn, und sie brach zusammen.

Es geschah unter dem Fenster des Paracelsus. Er sah, daß die Weiber nicht anhielten. Steine schlugen gegen die Wand. Er stürzte hinaus. Sie hieben auf die Ohnmächtige ein, er drängte hindurch und stellte sich vor den niedergebrochenen Körper.

«Daß üch Potz Bluot schänd, ihr Frouen, reit üch der Tüfel!»

Er sprudelte vor Zorn, schüttelte seine Fäuste. Da stutzten die vordersten, und er hörte seinen Namen.

«Sie ist eine Hex», schallte es aus dem Haufen. «Ein Hex und der rechten bösen Wiben oi's!»

«Sumer Potz Marter», fauchte der kleine Mann, «so die ein Hex wäri, sie müget üren bösen Leumden, üer Stein und Bengel nit gedulden und üch allen ein Schwur anton, daß keiner nit künnt ein lebendigs Glied rühren!»

Das dämpfte das Gemurmel. Er wandte ihnen den Rücken und kniete zu dem blutüberströmten Gesichte nieder, untersuchte die Wunde, fühlte den Puls, erhob sich eilig, brachte aus dem Hause, was not tat.

Und er sah, wie sich die Leute davondrückten. Da rief er etliche mit Namen, denn es waren darunter, die bei seinen Lesinen nie fehlten. Die halfen ihm.

Auf einem Haufen Reisig, wohin die Männer sie gelegt hatten, brachte er die Ohnmächtige zu Sinnen und verband die Wunde. Die Rüschellerin ließ kein Wort des Schreckens und keine Dankessilbe hören. Ihre Augen irrten wohl von Gesicht zu Gesicht, sie fanden immer wieder zu dem des Paracelsus zurück, dann schloß sie die Lider, für eine Weile befriedigt. Ein Häuflein Menschen hatte sich gesammelt. Er wollte schon in das Haus, da seine Kunst getan war. Da hielt er an, seine Stirn zuckte. Unter den Leuten standen

Männer und Frauen, denen er um Gottes Lohn geholfen hatte.

«Was stohnt ihr und lueget? Weiset mir üer Händ! Du, Kunrad Schürglin! Du, Tannerin! Du, Hänsli Roderer, und du, Gretta Meigerin! Du ouch, Els Schnüggin, und du, du . . .»

Sie mußten es tun, denn er brannte wieder auf, und keiner wußte sich frei. Wo er aber eine Rechte vom Kote besudelt fand, nahm er sie und zog den Mann und die Frau vor den Reisighaufen, auf dem die Rüschellerin lag.

«Üer Händ sänd schuldig am Bluot dieses Wibs, fasset an, traget sie hoim, wartet ihrer. Gott schafft sin Kreature nit in die Welt, daß sie gesteiniget werd, sundern bekehrt. Und wo ihr nit wellt, will ich von üch gohn und sull mich gerüen, daß ich mich erbarmet, weilen ihr nit anders gelegen, als dies Wib hie leit.»

Da faßten sie an. Die Rüschellerin aber ließ sich behutsam tragen. Ihr Mund war breit, sie hielt die Augen vor Hochgefühl geschlossen, obgleich ihr der Schädel merklich brummte.

Es dämmerte in seiner Stube. Er ging in dem engen niedrigen Raume hin und wider, während sein Blut verebbte, als müsse er sich in seines Geisteswesens Sphäre, von der die Stube erfüllt war, wiederfinden.

Auf dem Tische vor den beiden kleinen Fensterluken lag die Vulgata. Das sechste Kapitel des Evangelium Matthäi war aufgeschlagen, er hatte aufs neue eine Auslegung versucht.

Das Kapitel beginnt mit den Worten: ‚Hütet eure Werkgerechtigkeit, daß ihr sie nicht vor den Augen der Leute übt, ein Schauspiel zu bieten'. In seiner Auslegung eiferte er gegen die Überhebung der offenen Almosen, gegen Stifterhochmut und Klosterwesen. Und seine Auslegung schien ihm so gerecht als schal. Da sein Blut die Hitze verlor, da das Zwielicht des Tages und seines Herzens sein Gewissen löste, schmeckten die Worte des Evangelisten bitter, als hätte er einen Pomeranzenkern zerbissen.

Weshalb hatte er an dem törichten Weibe sein Arzttum nicht schweigend erfüllt? Was mußte er seinen schallenden Zorn gegen den Unverstand dieser Leute geworfen und endlich von einem jeden mit Namen den Lidlohn eingefordert haben, dessen er sich um seiner Menschenpflicht willen längst begeben hatte — einen Lidlohn nicht an Geld oder Gut, das jedem Zahler die Freiheit wahrt, sondern an Demut einer erzwungenen Wohltat. Über die Rücken gemahnter, erniedrigter Menschen hatte er den Zelter seiner Werkgerechtigkeit hinweggeführt, klingend von hundert Schellen, und hatte sich und den andern das Schauspiel geboten, sich vor allem.

Mochte die Rüschellerin des Satans sein! Der Versucher war in der Wüste zu Christ, dem Herren, getreten: ‚So du der Sohn Gottes wärest, sprich, daß diese Steine Brot werden'! Und er, Theophrastus, der Knecht, hatte gesprochen, Stein in Brot gewandelt, den Versucher nicht entkräftet. Wieviel des Fatzspieles? Was Gugelwerks? Wo war das Gewicht, das ihm die Waage hielt?

Doch es hob sich aus der dunklen, gleichsam erstarrten Flut dieser ersten Scham wie eine rote Welle sein Zorn wieder. Er blieb stehen, ballte die Fäuste, zitterte unter der Erinnerung an den keifenden, mordwütenden Haß. Nur daß er jetzt in Stille und Dämmerlicht der raschen Tat überhoben war und seines jähen Gemüts gedankenmächtig blieb.

Ein Heiliger würde vielleicht gezögert haben. Vielleicht hätte sich ein Heiliger stumm über die Niedergeschlagene geworfen, hätte mit seinem Leibe Hieb und Stein aufgefangen, wäre über der Sünderin gestorben und für sie, so daß der Povel an seiner eigenen Wut gebrochen worden wäre und ungefordert gebüßt hätte.

O armer Heiliger, der den lebendigen Zorn nicht kennt! Der sich lautlos opfert und dabei Sünde auf die Menschen häuft, bis sie unter ihr zusammenbrechen, weil sie das Maß der Schuld an dir, du Heiliger, erfüllen! Heiliger du, des lebendigen Gottes Selbstkasteiung! Heiliger du, des lebendigen Gottes Reue über seines Wesens Selbstentäußerung

die er in alle Schöpfung gesetzt hat, da er Gut und Böse, Engel und Teufel aus seinem Wort und Geisteswehen gezeugt hat!

«Hypage, Satana! Hypage, Satana! Was willtu dich vermessen, Theophraste? Unheilig im Zorn, dannocht des lebendigen Gottes! Wohl dinem Zorn, da er dich dienstbar erniedrigt hat und gemein gemacht mit ihnen in ihres Wütens Niedertracht. Dann du bist eins mit ihnen worden, Teil ihrer Schuld. Sie hänt den Schimmel diner Werkgerechtigkeit ufgezümt und die Schellen daran gehangen, du hast den Schimmel geritten. Darus ist erwachsen, daß du und sie dem Weibe ufgeholfen hänt, ist ein schinbarlich Werk gewachsen vor Oug und Ohr, und das Maß der Schuld ist an diesem Weibe nit erfüllet. Gott ist der bitteren Rüe entlediget in dir und ihnen, Theophraste, du Unheiliger! Als lebet die Rüschellerin, und es ist Zit und Weil geben, so dir, so den andern, weiter ze tasten durch der Welt Nebelwehen, und ist das Gericht ufenthalten. Wär nit der Zorn gsi, du wärist ein Schelm worden uf diesen Abend! O armer Heiliger, dem der Zorn ist entflohen, du bist der Bschluß und kennst das Leben nit meh, du bist der Bschluß und Tod und die Rüe Gottes! O Matheus, schwerer Skribent Gottes, was vor ein Wort hastu erloset us der Tiefe des Herrn! Es muoß das Wort sin des Gerichts: do die werden ufstehen, so ihr Werkgerechtigkeit ohn aller Menschen Oug und Ohr vollbringen, wird als ouch der lebendig Zorn darhin sin, und die Menschen werden zerfallen in Heilig und Verdammt!»

Erst in der Nacht, als sein Gemüt besänftigt war, erkannte er, daß der Evangelist die Werkgerechten ohne Zorn und Liebe meinte, und da erst schämte er sich nicht mehr und wußte, daß er noch unter den Leuten von Urnäsch bleiben konnte, bis auch diese Zeit erfüllt sein werde. Er ließ es bei seiner Auslegung bewenden, die ihm gerecht und schal erschien, denn es ist gefährlich, das Gift der letzten Wahrheit in die Hände derer zu legen, die nicht zu wägen wissen und die Dosis nicht kennen.

Am andern Tage aber ging der Peter Ögster in seinem Festkleide hinauf an die Allment in das Haus des Arztes, gewichtig, denn er wollte ein Beispiel und eine Warnung sein, daß der gute Herr Parcelsi nicht in die Stricke jenes Weibes geriete.

Und Paracelsus kam ein wenig erhitzt von einem Heilmeistergang. Er fand den Peter Ögster, breit und ernst auf einem Stuhle sitzend.

Eine Nacht war vergangen, die Rüschellerin und der ganze Lärm lagen weitab, nur eine Kopfwunde, ungefährlicher, als sie geschienen hatte, blieb übrig. Das war alles, und andres ging dem Heilmeister durch den Kopf. So fragte er den Bauern hastig nach Begehr und Wehtag.

Peter Ögster lüftete seinen Sitz ein wenig, hielt die hohle Hand an den Mund und flüsterte, indem er die Augendeckel hochzog:

«Es kummt von der Hex, Meister Parcelsi.»

Paracelsus stutzte. Peter Ögster war ein Mann mit faltigen, rosigen Wangen, auch sonst ein wenig fett, und er hatte Mühe, die schlaffen Lider so weit zu öffnen, er schob die Brauen hoch.

«So du bist behext, Bour, gang zum Pfaffen, daß er sin Exorcismum mach ober dir. Hie bistu nit am Ort.»

«Als ... Meister Parcelsi, nit minethalben bin ich do ... dich ze bewahrn vor des Hexenwibs Tück!»

«Was willtu darvor tun, Peter Ögster?»

Da war der Mann entbunden. Er berichtete weitum mit einem begeisterten Beben in der etwas verhaltenen Stimme, was für ein Kerl er gewesen sei, und wie ihn seine Margret zu allen Zeiten des Tags und der Nacht freudig befunden hätte, bis er von der Rüschellerin behext worden wäre. Das sei nun schon im dritten Jahr.

«Und so ich mit der minen Frouen Margret ützit vermöcht sider Jahren dri — allwegen mit Schaden. Als find ich in acht Tägen nindar kein Ruo, kunnt dannocht nüt ohn min Frouen sin. Hab als ein Trachten ihr zue unde Hangen. Do ich wär, so ufm Feld, so im Holz, muoß ich ab dem Werk unde hoim ze

ihren. Do ich hoim kumm und sech min Frouen, als stößet mir ein unwirschlich Wesen zuo, und wird min Margret schier untraglich in minen Ougen. Als sänd wir zem mehren Mal uneins, voll Zank, Haider und Hinderdacht, eins wider das ander.»

Und dann erzählte er die Geschichte von dem versteckten Holz mit den vielen Kerben, das die Hexe seiner Frau gegeben hatte.

Paracelsus war ernst geworden. Er sah den Mann und seine Not, hinter ihr den Harm und die Zwietracht einer Ehe, und nicht allein dieses schlichten Mannes Ehe, der ihm einfältig das Herz auftat — er hatte hundertfältigen Ehezwist gesehen auf seinen weiten Wegen und dessen Wurzel gesucht, der Bauer hier legte sie bloß.

Da Peter Ögster erhobenen Fingers mit einer Warnung geendet hatte, hieß er ihn ans Fenster sitzen. Und der Bauer gehorchte verwundert.

«Reck din Zung strack us dem Muol, als weit als du kunntst!»

Peter Ogster tat es erschrocken.

«Tremula . . . nu streck din Arm für dich hin und spreit din Finger us.»

Auch hier das Zittern.

«Die Rüschellerin ist ein töricht Wib», schalt Paracelsus, «und eine Närrin wider ihr selbs. Do hilft kein Bengel Holz nit, und wär er lang als ein Wiesbom und wärind Kerben darinne zehen tusend. Do solltu nit der Rüschellerin ein bösen Lümden ufhängen!»

Der Bauer stammelte von seinen Jahren, und was für ein Kerl er gewesen sei.

«Was Jahr und Zit, Peter Ögster! Sich an, ouch mir sänd min Haar entwichen vor der Zit. Hanget nit am Umblouf der Sunn. Ist eim jedlichen sin Prädestinaz inton, darnach er ist jung und wird alt.»

Der Bauer starrte fassungslos in das belebte Gesicht des Arztes. Was für eine Krankheit, die solch einen Namen trug, und in seinem Leibe! Paracelsus wandte sich ab, es packte ihn an. Der Bauer folgte hangenden Blicks den heftigen Schritten

des kleinen, murmelnden Mannes, der nicht einmal sein Schwert abgelegt hatte. Endlich stotterte er ihm nach:

«Hastu nütz, gueter Herr Parcelsi? Hast nütz wider min Distenaz?»

«Darvor ist nünt, Peter! Din Prädestinaz ist nit us dir, die ist in diner Muotter gewachsen mit dir und hinwiederumb in diner Muotter Muotter. Das ist der lang Weg der Kreature, und ist in diner Nature gsi, eh dann du warst geborn. Allein du übst ein bösen Lümden wider das dumb Wib, die Rüschellerin, und die wäri uf den Abend schier ze Tod worden erschlahn!»

«Die ist ein Her, Meister Parcelsi . . . die hat miner Margret das hölzin Bengli geben, etwa eins Fingers lang, und war all voll Krinnen gschnitten drein an allen Orten, und redte min Frow, daß sie hätt sulln beten darzuo . . .»

«Bour, das ist alls ein toll Grempleri und idel Tockenwerk, des solltu dich gänzlich entschlan, dann es leit alls in dir.»

Peter Ögsters Wangen zitterten vor Erregung, er sah verständnislos und flehend auf.

«Dins Bluots ist das Füer noch nit erloschen, das jaget die Spiritus oder Lebensgeist uf. Als begehrest du din Wib Margret und heischest dins Bluots ein Sättigung an diner Frouen. Darumb so hangest du ihr an, und so du din Werk tust, lässet dir din Hütz kein usto nit. Do brinnt din Imagination oder einwendig Inbildung, als der früdig Mann in ihm hat, do er ein Frou ansicht und ihr begehret und sich sines Füers an ihr entschlacht. Darumb so meinest du, alsbald du din Frouen für dir hättist, do künntest an ihr satt werdin. Und loßt du din Werk ston und muoßt hoim ze ihren.»

Er trat dicht an den Mann heran.

«So du aber din Frouen Margret ansichst mit den Ougen des Leibs, entschwinden dir die Ougen diner Inbildung oder Imagination. Dann dine Nieren sänd laß und treibend kein Kraft nit in das Bluot, daß es früdig bleib unde im Füer und daß es überwind die Kluft, so leit zwüschen der Imagination und dem Bild des leiblichen Ouges. Do wirst unfrüdig und unlustig.

Indem du aber nit erkennst dins Leibes Schwächi, allein den Gluſt diner Imagination, ſtößet dir ein unwirſcht Weſen zuo wider din Frouen Margret. Dann du vermeineſt, daß es an ihr ſige gelegen. — Als lieget ihr im Haider und Zank, und iſt ein Hinderdacht eines gen das ander. Allein du bleibſt diner Frouen dannocht zutan, möchtiſt nit umb Geld unde Gut von diner Frouen lon und ſie nit von dir. Das iſt üch beiden, Mann und Wib, ein groß Bedenken, und wiſſet keins nit, wo us und ein.

Als und ſehend ihr die Rüſchellerin, und iſt ein töricht Wib, machet ihr ſelbs ſunderbar und wunderlich. Do hänt ihr ein Ziel und gloubet, ihr hättit es nun gfunden, was üch beſchwert. Und ihr ſagt: ‚Die hats ton!‘ Und du ſprichſt: ‚Die hat min Kraft von mir genommen, die iſt ein Hex!‘ Das ſagſt du diner Frouen, und din Frouen gloubts. Als gloubends und ſprechends bald all. Und uf ein Abend gohts der Rüſchellerin ſchier an ihr Leben.

Es ſtehet aber: ‚So einer ſpricht zu ſeinem Bruder, du biſt ein Narr, ſo iſt derſelb des Füers der Höllen ſchuldig worden.‘ Wes iſt ſchuldig, der da zuo ſiner Schweſter ſaget: ‚Du biſt ein Hex! Steiniget! Steiniget!‘»

Peter Ögſter ſaß zuſammengeſunken unter der Stimme, er hatte ſeine Ellbogen auf die Knie geſtützt und ſeinen Kopf geduckt, er war zu ſehr erregt, als daß ein Bibelwort hätte verfangen können. Sein Gewiſſen blieb ungerührt, aber er hatte doch aus den Worten des Arztes eine Ahnung von der Natur des Zwieſpaltes eingefangen, der ihn drückte. Die Glaubenswelt war ihm bedroht, daran er ſich aufrechterhalten hatte, und er wehrte ſich — ein Trotz gegen das Fremde und gegen den Fremden. Er ſtieß hervor:

«Es iſt nüt ... das iſt nüt! Dann ich möcht ohn min Frouen nüt ſin ... dann ich han ein Trachten ihr nach ...»

Er ſchlug bei jedem Satze mit der geballten Fauſt in die hohle Linke und ſtand dann auf, ſtreckte ſeinen Finger gegen den Arzt.

«Das iſt nüt! Es iſt ein zoubriſcht Unweſen!»

Paracelsus wußte wohl, worum der Bauer kämpfte. Allein etliche Schritte straßab lag ein Weib, das vor wenigen Stunden kaum vor dem Tode hat bewahrt werden können. Er fühlte den verstockten Selbstbetrug in dem Bauern. Nichts haßte er mehr, selbst offene Lüge nicht.

«Du willt nit sechen? Wohl, Bour, dir soll us dem Troum geholfen sin!»

Er schloß seinen Koffer auf und suchte unter den Büchslein, öffnete eines und hielt es dem Bauern hin.

«Was merkst du?»

Peter Oegster sah und roch und berührte die eingetrockneten, schillernden Käfer.

«Es sänd Würm, gich Schwobenwürm, allein stinkend und glästig.»

«Meinst, daß ein Zouber sige darbi?»

«Es sänd Würm, tot Würm und dürr ...» er schüttelte den Kopf und lächelte befangen.

«Gouchwürm, ze Sant Gallen in der Apotheken kunntest die glichen sehn. Die hänt ein Arznei in ihn', die solltu nehmen. Ist ein Kraft dorinnen, die stößet zu denen Renes oder Niern. Und ist die Kraft, die dir gebricht. Darus will ich dir einmal ein Trunk geben. Hie solltu warten, weilen ich den Trunk mach, und sollt sechen, daß ich kein Spruch tu, noch ein Zeichen, und daß alls sige ohn ein Zouber. Der Trunk soll dir einmal Kraft geben. Und so du wäreſt behext, müesset ich ein Zouber treiben wider den Zouber. So aber dieser dürrn Würm einer dich us deim vermeinten hexischen Wesen löset, ist es kein Zouber gewest, sundern alls natürlich gsi, wie ich dermalen zuo dir gesprochen.»

Der Arzt redete heftig, Peter Ögster war einige Schritte gewichen, aber er breitete die Hände.

«Meister Parcelsi, als du gesprochen: wider min Unwesen ist nünt ...»

«Kunnt dich ein Bissen Brot sättigen vor all Lebenszit? Kunnt dich ein Trunk stillen vor Jahr unde Tag? Dies ist ein kurz gemessen Kraft, als ein kurz gemessen Kraft leit in

einem Mahl. Und hüngret dich bald wieder. Allein es ist ein natürlich Kraft und soll dir zügen, daß din Zouber ist ein Torheit.»

Paracelsus nahm einen Käfer aus der Schachtel, da trat Peter Ögster geschwind hinzu, schlug mit zitternder Hand ein Kreuz über ihn und murmelte einen Segen. Argwöhnisch folgte er jeder Bewegung des Arztes, während dieser das Mittel zerrieb, über einer Kerzenflamme ein Dekokt bereitete, eine Gabe unter ein Glas Wein mischte und den Rest des Absudes verschüttete.

«Trink Bour, und lern din Zung hüeten!»

Als die Rüschellerin genas und ihren Tagesgeschäften nachgehen mußte, wunderte die sich über die Leute, unter die sie nur mit Furcht und Zagen getreten war. Man begegnete ihr freundlicher. Denn dem Peter Ögster war in der Nacht nach dem Lärmen der Sant Antoni mit Wichwadel und Schwein erschienen und hatte ihm verheißen, daß er mit nichten behext sei, sondern zu großer Buß berufen, und der Peter Ögster solle eine Wallfahrt auf Einsiedeln tun.

Ob nun auch die papistische Wendung seiner Diagnose dem Paracelsus nicht wohl gefiel und die evangelischen Leute von Urnäsch Anstoß an der Buße nahmen, war die Rüschellerin von mancher Drangsal befreit. Und sie trug ihre Stirnnarbe nicht ohne Hochgefühl.

*

Und er seufzte wieder hinter dem Pfluge seiner Heilmeisterschaft. Weite, steinige Wege, karge Seelen, Menschen, die ihm das Dach, das ihn schirmte, den Boden, der seine Füße trug, und die klare Luft, die seine Lunge trank, hoch anrechneten. Sie waren hart und arm, so wurde auch er arm unter ihnen und mußte eine Rauheit niederkämpfen, die ihn heftiger überkam. Doch blieb er um der wenigen willen, die eine Lehre forderten. Er nannte sie in seinen Schriften, die sie nicht kannten, amici et sodales.

Aber gegen den Herbst hin erinnerte er sich häufiger eines Gehöftes, das Roggenhalm hieß. Es lag abseits über dem Dörfchen Bühler unweit von Gais, woher der Uli Fusch stammte.

Aus Trieb und Abgunst der Städte in die stillende Einfalt der Natur entwichen, fern von den Anreizen des Ruhmes und einer Üppigkeit des Verdienstes, in schlichter Glaubenswelt und Lebenskargheit, fühlte er mehr als je seines Archäus Hand. Mit der Witterung des Tieres, das seine Arzneipflanzen findet, hatte er Ort auf Ort besucht, wo immer sein Werk reifen konnte. Und er hatte Ort auf Ort ausgenommen wie Vogelnester, soviel aus jeglichem an der Kraft zu schöpfen war, deren er für sein inneres Wachstum, sein Werk, bedurfte. Element und Gestirn jeder Landschaft in ihrer Subtilität waren sein, waren Nahrung im Lebenshaushalte seiner Kräfte geworden. Hungrig sah er Mensch und Land an, wenn er kam. Er begehrte nicht mehr darnach, sich einzufinden, Heim und Frieden zu gewinnen, er sog Mensch und Land aus, wie der Dürstige die Beeren einer Weintraube, ungesättigt, unerfüllt, aber seiner Bestimmung immer gewisser.

An einem Sonntagabend saß Paracelsus oder der Allment am Saume des Gehölzes mit ihnen, die er seine Freunde nannte. Sie waren unter dem entschwindenden Tage alle einsilbig geworden, ruhten jetzt und schauten in die westlichen Berge. Die Berge flossen zu einem dunkelbefeuerten Blau ineinander, das immer mehr erkaltete, aber die Gipfel zeichneten eine Linie in den durchleuchteten Himmel wie ein stillbewegtes Lied. Und jeder Berg verlor seinen Namen, wurde wieder eins mit der Welt.

Da wußte Paracelsus, daß er nicht länger mehr mit ihnen sein werde. Wer ihm folgen mußte, der konnte ihn auch dann finden. Wessen Gemüt aber dem Acker glich, der seinen Samen empfangen hat, der sollte bleiben und des Samens leben.

Sie hatten über Gut und Böse gesprochen, und er hatte das letzte Wort nicht finden können, vielleicht war er von der farbigen Natur und den lebendigen Augen und Stimmen abgehalten worden, in jene verborgenste Tiefe Gottes zu schauen. Nun, da die Berge aufgelöst in eins verschwammen, löste es sich auch in ihm.

«Guet und Bös... o mins Wegs Genossen in dieser abendlichen Rast! Das Gebürg entschläft, und der Acker leit in der Ruoh und will den Frieden. So sänd wir Acker all, und umb üns stohn die Berg und das schweigend Holz. Guet und Bös: was in den Acker fällt, das fällt mit des Ackers Willen. Wornach ihn hüngert, dieselbig Speis wird in ihn gesäet. Sänd viel Hünger nach Bösem, viel nach Guetem.

Und möchtist uf das sagen, wir hättind den Willen fri, ze ton oder nit. Das ist nindar. Wir mügend nütz ton, Gott gebs dann. Der das Bös tuet, dem muoß es Gott geben, sunst vermag ers nit. Wie künnt der Mensch machen, was er will, so er doch nit ein Haar kann weiß oder schwarz machen! Allein, du bist Acker, und dich hüngret. Hüngret dich nach des Tüfels Sam, er wird nit anstehen und sin' Sam uswerfen, darzuo ihn Gott hat verfluocht. Der Tüfel tuets, nit du. Allein der Acker hat die Macht, Frucht ze tragen, Distel oder Trouben, Gilgen oder Dorn.

Als folgend üns nach ünser Werk, das ist: ünser Werk sänd die Uferstehung des Menschen. Der Mensch ist ein Frucht, die us ihm ist gewachsen. Do die Zit ist kummen der Urständ aller und des Gerichts, ist der Acker der Würmen und sunst nüt meh.

Guet und Bös, o mins Wegs Genossen, das ist der ganz Gott, das ist der ganz Ring und die erfüllet Sphär. Do Gott Alpha gseit hät, ist als ouch sinem Munde Omega entschloffen und das Leben ganz. Was ist das Leben ohn das Bös? Wird ein Teig ohn Surteig ze Brot? Wo ist ein Wachstumb ohn das Ferment?

So will ich uf diesen Abend üch us dem Buoch der Erkanntnus düten: Besser ist Ruoh dann Unruoh. Not ist, daß Laster werden und beschechen, glichwohl der wird verfluocht, durch den sie kummen. Das Laster treibt ihn, der sunst still säß, und giebet ein Ursach dem Gerechten, Gott tiefer ze kennen. Der Gerecht glichet dem Hund, so sine Güete im Gejägd erzeigt. Wo kein Gewild wär, wär ouch kein gueter Hund erkanntlich.

So nun das Laster guet ist — und wie guet, daß es ist, dann eins bewegt das ander — so muoß das Laster us Gott sin. Gott hat dem Menschen geben: dem Gueten die Notdurft des Gueten, dem Bösen die Notdurft des Bösen, als sänd beid versorgt.

Demnach so übe sich ein jedlicher. Der Bös, der sich nit übt, der weiß nit, was bös in ihm ist, dessenglichen der Guet. Ihr sullt den verborgen Schatz treiben us ürem Wesen. Dann das ist not: es muoß herus, was im Menschen ist. Gott hat das A und O gesprochen.

Als wird der guet Bom tragen die süeße Frucht, der bös Bom aber bringen Säure, Bittre, Koloquint. Es muoß getrieben sin. Und aber wie nit alles süeß Ding guet ist, nit alle Bittre bös — also ouch ihr.

Trachtet nach, o trachtet ürer Fülle nach, dann es ist groß und bedütsam ze reden: der Mensch soll sin vollkommen. Do ihr lebet, so lebet zur Gänzi. Gebet us, was in üch ist, so werdet ihr voll werden.

Als hat ein jedlicher Maß und Gsatz in ihm von Gott, darnach er soll trachten. Das ist, er soll sich probiern im Füer des Lebens. Trachten und nit wähnen, trachten und nit befolgen, nur folgen dem Gsatz us Menschenmund und dem Moul der falschen Propheten, so allein den eigen Bouch und die eigen Glori kennen. Es soll ein jedlicher nach dem Gott trachten in ihm mit dem suren Schweiß sines Leibs, mit dem bittren Bluet sines Herzens, mit der räßen Not sines Gwissens und kein Ruh nit finden ehedem.

Darzu künnt üch nit helfen die üßer Regul und das Gsatz. Dann was ist beschechen? Der Priester und Levit erhuben ihr Nasen und wollten nit schmecken den armen Menschen, der do verwundt war, und gingen vorüber, nahmen sich siner nichts an. Was bedüt das? Allein: daß wir sie nit sulln haben, Priester, das ist den römischen Stuol und sin Orden, Levit, das ist die Predikanten, so der römisch Stuol Ketzer heißt. Die sänd üns beid nichts nütz. Und alle Sekten. Dann was nichts soll, das zerteilt sich in Sekten und in viel Weg.

Es ist ein Wort Gottes und heißt: ‚Schüttlet den Stoub von den Schuchen und gehet hin!' Dasselb bedüt nit den Priester und Predikanten, sundern den ungesetzten Mann, der do nit versorgt ist und nit will versorgen, der do goht und verkündt.

Trachtet nach, daß ihr vollkommen werdet dessen, so Gott in üch hat gsatzt. Trachtet nach in üch selbs. Dann so schüttlet den Stoub von dem Gschuch und gohnt hin. Als wird üch die Ruoh nit kränken und üer Unruoh nit schwächen, als werden ihr Gott sechen im Gueten und im Bösen, und ihr mügen über Bös und Guet ein Frucht werdin, so in den Schoß Gottes zuruckfallt.

Es ist Zit worden, lieben Brüder und Genossen dieses Wegs, schon ist der sternig Himmel über üns, und der Boden wird bald fücht werden von kühlem Tou. Es wird sin, daß ich in kurzer Weil nit meh bi üch bin. So gedenket dieser ringen Wort des ungesetzten Manns, der ein Zit ist hie gesein und gehen muoß, muoß schüttlen den Stoub von den Schuchen.»

Er stand auf und ging von ihnen. Sie wagten nicht ihm zu folgen, seine letzten Worte hielten sie zurück.

Und es war schon Nacht, er schrieb bei dem Öllämpchen seinen Worten nach, die er in dem stillen Kreise gefunden hatte, da pochte es an die Laden. Er meinte, daß irgendein Kranker Hilfe suche, und öffnete.

«Meister Parcelsi, du willt dich nüt meh enthalten bi üns? Ist etwar, so dich geleidiget oder beschweret hätt, daß du willt von üns abwichen?»

«Es ist nünt, und keiner von üch hat mich geleidigt.» Er stützte den Ellbogen auf den Fensterrahmen und legte seinen Kopf in die flache Hand. «Es ist nünt, ihr gueten Gsellen, das üch kunnt gerüen. Ich han min Louf in mir, als der Stern Louf daroben. Do bin ich zitig worden und muoß gohn. Viel Städt und Länder han ich also erfahrni, darvon ihr kum ützit gehört deren Namen nach. So lont m ch fründhold, und soll dieser Abend die Letzi sin. Ich geh nit weit. Noch muoß ich mich in diesem Lande enthalten, do es still ist und gschlicht. Ich will uf Gais weiter, gen Büehler hinab uf den Hof Roggenhalm, der Bour wird mich ein Zit husen.»

Da boten sich etliche an, ihm für seine Habe behilflich zu sein.

*

Das Gehöft war uralt. Ein breiter Steinbau, in dessen Erdgeschoß die Ställe lagen, über ihnen erst die Stube und eine Reihe von Kammern. Die dunkle Holzscheune, angegliedert in einer Flucht, streckte das Gehöft um die Hauslänge gegen Osten hin. Es lag am Hange, leuchtend im Weiß der Tünche. In die Kammern gelangte man durch eine Seitentür ober der Stallung vom Hange her, während das Vieh sein Tor an der Stirnseite des Erdgeschosses hatte. Die Ställe waren fast noch niedriger als das Obergeschoß, und dicke Steinpfeiler trugen die Decke. Hier mochte in früheren Zeiten auch die Rauchstube der Bauern gelegen haben, ehe noch spätere Geschlechter das

Stockwerk errichtet hatten, ein Drittel der Decke war tief geschwärzt. Und ein Pfeiler im Hintergrunde, besonders breit, trug den gewaltigen Lehmofen des Oberstockes. Der war halb in den Berghang hinausgebaut, ein riesiges Backgewölbe, das auch die Stube wärmte und mit einer Ecke in die Nebenkammer hineinragte. Dort hauste der fremde Arzt, zu dem die Leute von weither kamen, manche mühselig herbeigetragen wurden. Während der Rauch des Backofens und des offenen Herdes über die Stubendecke hinweg und durch die Fensterluken abzog, blieb die Kammer von dem Qualme verschont und hatte doch ihren Teil an der Hitze.

Paracelsus war schon im vergangenen Sommer, dem ersten seiner Weltflucht, auf Roggenhalm gewesen. Er hatte der Bäuerin einen Blasenstein geschnitten. Des Bauern und seiner ältesten Tochter wegen war er gerufen worden, die lagen damals an der Ruhr. Er heilte sie, als niemand mehr Rettung wußte, und so war ihm auch das Leiden der Frau offenbart worden. Die beiden Eheleute wußten ihm Dank und litten es, daß sich im Winter an den Sonntagen Männer und Frauen, zuweilen auch fremde, in der Stube sammelten. Sie selbst blieben von dem sonderlichen Wesen unberührt, ließen Gott und den Paracelsi sowie die Grübler und Grillenfänger um ihn gute Leute sein. Sie hatten ihr Teil an der Kunst des berühmten Mannes gehabt, und neues Leben war ihnen in den Hausstand gegeben worden, dabei gaben sie sich zufrieden.

Sie alle: der Vater, Enz Höchener, die Mutter, Barbeli Bierbomerin, und die Söhne und Töchter, soweit ihrer noch im Hause waren, überragten den Gast um mehr als Hauptes höhe. Ihre Zungen regten sich schwerer als ihre Fäuste. Langsam und schweigsam wandten sie die Mächtigkeit ihrer Gliedmaßen an Vieh, Wald und einen kargen Boden, der ihnen Hafer, Hirse, Rübe und, weil sie an der Sonnleiten lagen, auch den spärlichen Roggen trug, von dem das Gehöft seinen Namen hatte. Saß Paracelsus an ihrem langen Tische, ehrenhalber neben dem Vater Enz Höchener, dann schoben sie ihm die Schüssel mit den Rüben, dem Haferbrei oder der hochbe-

gehrten Käsesülze, die glasig im Löffel zitterte und aalglatt über die Zunge schlüpfte, etwas näher und ermunterten ihn durch einen gutmütigen Laut oder einen Wink, daß er nach Kräften eintue, als solle er endlich zu seinem ganzen Menschen kommen, völlig werden und einbringen, was er am Leibe versäumt habe. Er saß unter den schwergliedrigen Menschen wie ein halbwüchsiges Kind und langte nur mäßig zu, denn die derbe Kost bekam seinem Körper nicht mehr.

Sie übten auch sonst eine ehrende Umständlichkeit ihm gegenüber. Daß er, der Vielgerühmte, seine Kunst so stark bewährte, schien ihnen nur natürlich, wenn er aber zu einer Stube voll Menschen sprach, die tief versonnen jeder Silbe nachhingen, dann konnte es sein, daß eines von den Höchenerleuten in fassungslosem Staunen den Mund anstarrte, dem immer neue Sätze entflogen, einer unbegreiflicher als der andere. Übrigens lebten Höchener in Gais, die zu Ehren und Würden gekommen waren. Der Urstamm des Geschlechtes auf Roggenhalm hatte nicht viel Umgang mit ihnen, aber es wuchs ihm von dorther doch eine Ahnung dessen, daß es noch gültige Kräfte gäbe, die nicht auf Arm und Lenden allein gestellt seien. Sie blieben nicht ohne Empfindung für den Zulauf und dafür, daß sich der Name des Gehöftes im Lande herumsprach.

Allein in Bühler und Gais, im ganzen Außerrhoden überhaupt, hielten die Weiber zu den papistischen Pfaffen und hatten kein Gefallen an der santgaller Neuerung gefunden, ehe noch die Schlacht bei Kapell geschlagen war und der zum Regiment erhöhte Abt Diethelm die Predikanten gewaltigte. Nicht, daß sie die Kirchen füllten und dem Herrgott die Fersen abbissen. Aber es waren seit je handfeste Kerle gewesen, die ihnen für Sakrament und Bittgang bestallt wurden, Kerle, die ihren Mann stellten und sich nicht hinter Amt und Würden drückten, wenn einer wider sie vom Leder zog, sondern unbedenklich das Speckmesser aus der Hosentasche zückten. Man brauchte das Sakrament wider den Teufel, Weichwadel und Bittgang für Vieh, Alm und Feld. Verstand einer damit handlich umzugehen, war wenig mehr gegen ihn einzuwen-

den. Nur frei heraus lachen mußte er können, wenn ihm über den Wirtshaustisch zugesungen wurde:

«Dar wellt ich fragen ohn all List,
Warumb so viel Tüfel und einzig ein Herrgott ist?»

Dazu hatte er gutwillig den ganzen Chorus zu schmecken:

«Lieben Fründ, hob nur ein Gduld,
Ist der Münch und Pfaffen Schuld.
Hättind die in ihrn Mässen
Als viel Tüfel als Herrgott gfressen,
Wärind Tüfel all vertrieben,
Ihrer keiner überblieben.»

Und Täufer waren im Lande umgegangen. Kein geringer Anhang war ihnen gefolgt, doch verloren sich die meisten Taufgesinnten binnen Jahresfrist, froh, daß Freunde und Nachbarn ihnen Geld und Gut wiederbrachten, das sie vor die Türen zu jedermanns Belieben geworfen hatten, um im neuen Reiche Gottes vom Mammon nicht beschwert zu sein. Sie ernüchterten bald. Dennoch blieb ein Verlangen im Lande. Das Evangeli behielt seinen Anhang unter den Männern. Einer Freiheit Hauch war erschmeckt. Die Grandsonzeit und die Zeit des Trotzes gegen Kaiser Max lebte unvergessen, schweizer Erbe. Beides, Weltregiment und Pfaffenregiment, drohe es von Burgund, vom Reiche oder von Rom her, galt als fremdes Joch, und dagegen sträubten sich die breiten Nacken.

Aber im Außerrhoden hielten die Weiber zu den Pfaffen, und so kam es eines Tages, daß Paracelsus eine Luftfahrt tat und der älteste Sohn des Hauses, der Uli Höchener, etliche blaue Flecken davontrug.

Die Hausmutter, Bärbeli Bierbomerin, stammte aus Gais, sie hatte dort Brüder. Eines Bruders Tochter war selbst für das Maß des Landes merklich gediehen. Von Taufswegen hieß sie Els, die Leute aber nannten sie den Gouchzagil. Auf der

Kilby, wenn die Mädchen wettliefen, Stein und Stange stießen, überholte sie, noch im Kindesalter, die stärksten. So litt man es seit etlichen Jahren, daß sie mit den Männern antrat. Da war sie in demselben Jahre, als die Evangelischen in Gais hochkamen, von drei jungen Leuten herausgefordert worden. Sie hatte die Schwinghose angelegt und die drei Forderer wie rünstige Kernsäcke über die Schulter weg auf den Rasen geworfen, daß es stäubte. Und diese Schmach der Mannsleute anzusehen, war dem Uli Ransperg, des Landammannes Matthias Sohn, des eifrigsten Anhängers der neuen Lehre, dermaßen in die Galle gefahren, daß er der gewalttätigen Jungfrau über den Platz zugeschrien hatte:

«Gouchzagil, ich wellt, daß dichs fallend Übel anging, du unsittigs, prachtigs Frouensmensch! Ich wellt dir etwas din laistigen Schwingbruoch gerben!»

Sie aber hatte ihm hohnlachend gedroht:

«Du willt mich prechten und senken? Ich will dir din Wehr abgürten unde dich erbletzen! Do solltu wieder zuo allen Heiligen ruofen us diner Ketzeri!»

Allein sie hatte geprahlt und wohl gewußt, daß sie den Uli Ransperg nicht geworfen hätte. So war sie mit drei anderen Mädchen ihres Schlages heimlich übereingekommen, den Ransperg selbdritt zu überfallen, ihm sein Schwert zu nehmen und ihn zu verbläuen. Indessen Weiberheimlichkeiten wider einen tüchtigen Mann! Er ist ihr trefflich zuvorgekommen, hat sie an einem Sonntage auf lichtem Markt ergriffen, hat ihr den Balg nach Notdurft gedroschen und sie mit Füßen getreten. So war seine und der andern Mannesehre wieder rein geworden, ohne daß die Els Bierbomerin an Ruf gelitten hätte, denn der Uli Ransperg war von keinem Manne geworfen.

Und diese Jungfrau suchte an einem Frühlingstage ihre Magschaft auf Roggenhalm heim, denn sie hatte von dem Fremden mehr gehört, der ein Erzketzer war und den Leuten die Ohren vollblies, als ihr freudig Gemüt unbetätigt vertragen konnte.

Auf der Bank vor dem Hause lehnten die Melkeimer, und der kupferne Milchkessel blinkte daneben in der Lenzsonne, denn das Vieh war noch nicht ausgetrieben. Paracelsus aber ließ sich den Rücken wärmen, während er auf dem Pfostentische vor der Bank schrieb. Sie hatten ihm einen geschnitzten Lehnstuhl hinuntergetragen.

Er schrieb mit fliegender Feder und stand in nicht geringem Feuer, denn ihm war zugetragen, daß von der Kanzel wider ihn derb gestochen und er ein Winkelprediger gescholten wurde. Sein zielstürmender Geist wandte sich nicht erst gegen die Pfaffen und Predikanten der Dörfer und Städte, er ging — der gewohnten Regung folgend — die Professoren der heiligen Geschrift an.

«Uer täglich Widerbellen und Scharpfreden wider mich von wegen der Wahrheit ... so ich etwan und etlich Mal in Tabernen, Krügen und Wirtshäusern geredt hab wider das unnütz Kirchengehn, üppige Feier, vergebens Beten und Fasten, Almusengeben, Opfern, Sakrament nehmen und all derglichen priesterlich Gebot ... auch dasselbig in ein Trunkenheit gezogen, darumb, daß es in Tabernen beschechen ist ... die Tabernen für untüchtig Örter zu der Wahrheit zu sein und mich ein Winkelprediger genennt. Dieweil ihr mir geschwiegen hättit und ich gar wohl gefallen, so ich in Spelunken geredt, man sollet üch Opfer geben und folgen! — Wohlan, es war ein Zit, da was ich gläubig in üch, aber jetzt bin ich gläubig in Christo. Auch zeucht ihr mich, ich hab nur ein Vernunft, unter Bauren zu reden. Das sei. Ja, ja! Ich sollet unter die Doktores zu Leuen, Paris, gen Wien, Ingolstadt, gen Cöln, do ich Leut unter Augen haben würd, nit Bauren, nit Kaufleut, sunder Meister der Theologie. So wissend: denen wird ihresgleichen zukummen. Bin ichs nit, so wirds ein andrer sein. Jedoch min Red und Anzeigen von Christo wird herfürkomben, wird sie überwinden. Christus kam nie gen Rom, noch ist Rom sein Verweser. Sant Peter kam nie gen Cöln. Und so ich schon an die End nit kumm, liegt nichts an mir. Dann die Red ist nit min, ist Christi. Der wird ihn' ein niederländ-

schen Boten schicken gen Leuen und den' von Wien und Ingolstadt ein ihres Landes Genossen. Und die Wahrheit wird unter ihnen geboren werden. Durch sie selber wird sie an Tag kummen und nit durch mich. Und wann ich gestorben bin, so lebt die Lehr noch, denn sie ist Christi, der stirbet nit. Mich möchtend die nit strafen zu Leuen und zu Paris, Wien etc., sie müßten Christum strafen ... Ihr klaget sehr und fast: ich hab üch die Bauren widerspenstig gemacht. Gedenket, wenn min Red us dem Tüfel wär, so folgten die Bauren üch und nit mir. Aber sie folgen mir, so gedenket, daß der heilig Geist in ihnen sei. Der lernet sie erkennen üer Gemüet, Tück und große Lügen. Dann ich habs mir nit selbs erdacht, was ich geredt hab. Üer Tück ist alt, von Kain her. Aber das Jung ist wahr, das Alter ist erlogen. Das Jünger straft das Alter, und das Alter ist nit das Jünger. Wär das alt Testament vollkommen gerecht und gut gesein, Christus hätts nit wieder erneuert ... Ich widerrede üren heiligen Vätern, dann sie hänt dem Leib geschrieben und nit der Seel, sie han Poeterei gebraucht und nit die Theologei. Sie haben Schmeichlerei getrieben und nit die Wahrheit erzählt. Ihrer ist auch keiner zu einem Marterer worden. O ihr gütig Beichtiger! Alle des Bauchs Lehrer und Kuchinprediger, keiner der ewigen Seligkeit! Wie kann der Gläubig ein Frucht geben, der nit ein Marterer wird? Da stärkend sich viel tausend uf ihn, die wachsend all us dem Marterer und seind die Frücht ...»

Während er schrieb, achtete er des heftigen Wortwechsels nicht, der unweit zwischen dem Uli Höchener und der Els Biersomerin geführt wurde. Da schreckte er auf: stampfende Tritte, dicht an ihn heran, und eine Faust, die krachend auf den Tisch niederfuhr, daß das Tintenfaß sprang und spritzte.

«Du niederträchtig, rüdig Ketzer, was vor ein Tüfel willtu hier beschrieben? Ich will dir dinen Rachen berieben mit diesem Zettel, du Gogler! Daß dich der Ritt ...»

Paracelsus starrte in das sprühende Frauengesicht, er tastete an seinen Sitz, um den Stuhl zurückzuschieben und aufzustehen, aber ehe er sich dessen versah, hatte die junge Person

das Stuhlbein erfaßt und ihn mitsamt dem Sessel in die Luft gehoben. Sie zottelte lachend den Hang hinunter, und er hatte Mühe sich festzuklammern, denn sie schüttelte ihn von Zeit zu Zeit.

«Ich will dir, du Ketzer! Du Kinderdöcklin! Ich will dir und din ketzerlich Fenanz! Ich will dich bütlen, daß du fast verdomlet würdist und kein Wort meh für dich brächtist!»

Sie hielt ihn an den beiden Stuhlbeinen hoch über ihrem Scheitel, als wolle sie ihn so nach Bühler und Gais zu aller Leute Spott führen.

Es waren Zugriff und Entführung so schnell geschehen, daß Paracelsus keines rechten Gedankens mächtig werden konnte. Der Uli Höchener erholte sich rascher. Mit etlichen langen Sätzen war er dem Mümeli nachgesprungen und zwang ihre Arme nieder. Der gute Herr Parcelsi konnte gelinden Schwunges und heil mit beiden Füßen landen. Die grimmige Jungfrau schleuderte den Stuhl fort und warf sich auf den Gegner. Paracelsus sah, wie die beiden, eng umschlungen, Wange an Wange, den abschüssigen Boden stampften, wie sie strauchelten und langsam abwärts rollten, dabei einander kräftig walkten. Und sie trieben ab, keines kam hoch. Unerschöpflich schienen die glühend jungen Leiber. Er sah die hohen Kräfte in Wallung, sie mußten entladen sein. Und die jüngste Tochter war vom Herde herbeigesprungen, schrie, lachte, zupfte ihn am Ärmel und deutete auf die beiden, hielt sich die erschütterten Seiten, atemlos vor Entzücken. Da faßte er seinen hölzernen Sattel an der Lehne, schleifte ihn zum Tisch zurück und setzte sich zurecht, als habe nur ein kecker Windstoß seine Blätter davongetragen. Die anderen Höchener waren auf den Feldern, wahrscheinlich hätten auch sie nur gejohlt und sich lachend die Bäuche gehalten. Er zuckte die Achseln. Noch etwas kurz und klemm an Atem, las er seine Zeilen, und der andre Zorn überkam ihn wieder. Er tastete nach der Feder.

«Wellicher ist unter üch, Radensaat, der von wegen des Namens Christi Priester werd oder worden sei? Der nit versorgt gewesen sei mit guter Pfründ, mit Haus und reichem Opfer?

Darzu groß Ansehen, groß Ehren und überdas voller Bauchfüll, voll Lusts und vollen Mauls in Essen und Trinken ... mit Fluchen, Üppigkeit und aller Unreinigkeit voll! Erkennt üch selbs, daß ihr nit von Gott seid. So seid ihr Kinder des Tüfels und unter dem Vater der Lügen. Gott aber will üch und üer Laster, das dem Frommen ein Stachel sei in der Zeit.

Leget üch selbst nit Gottes Gewalt zu, schätzet üch selbs nit so gerecht, zu begehren vor das Gericht zu gehn, sundern allmal umb Gnad! Hoffart und Übermut ist die größist Sünd.

Indem so gib ich die letzte Leher us Christo: daß ihr in üren Künsten, Rechten und Ordnungen, in all üren Wegen also infältig werdt, als die Kinder uf der Gassen. Sonst werden ihr zum andern Mal nit geboren werden, zu wellicher Geburt uns Christus allen helf. Amen.»

Amen. Auch er war frei geworden und hob den verschleierten Blick. Die Wand, die Eimer, der Kessel — und auf der Stallstufe saßen die beiden, schwiegen ihn an. Da es ihm um die Lippen zuckte, und sie merkten, er sei so unwirsch nicht, grinsten sie, daß die weißen Zähne in der Sonne blitzten. Er ging mit seinen etwas steifen Schritten vor sie hin.

«Du hast mich so übel nit geketzeret uf diesen hellen Morgen und bist ein Frouensmensch als ich nindar gsechn an Leibs Gewalt. Do hätt ich gor ein Ritt ton, so nit der Uli dem lustigen Schimpf den Boden ußgestoßen.»

Die Els blinzelte dem Uli Höchener zu, stieß ihn leise mit dem Ellbogen an und preßte die fünf Kloben ihrer Rechten an die Lippen. Paracelsus sah auf die junge Pracht dieser beiden Menschen lächelnd nieder. Sie waren trefflich zerzaust und mitgenommen, gleichermaßen herrlich allen Überschusses entladen, heiß noch vom Glücke ihrer Balgerei. Und sie vermochten kaum ihr Gelächter zu verhalten. Da löste es sich in ihm. Ein leiser Wehmutsschatten huschte über seine Stirn, und er ging zurück, raffte sein Schreibwerk zusammen, trug es bedächtig in seine Kammer.

*

Es war auf gefrorenem Boden ein erster Schnee gestäubt. Paracelsus ging mit dem appenzeller Kaplan Matthias Lusi talauf nach Gais, wo ein Schwerkranker lag. Und die Medikamententasche klapperte an seiner Hüfte. Er stützte sich auf einen Stecken, das Schwert schleppte über Stein und Runse, seine Knie knickten, er sah faltiger aus als sonst, Augäpfel und Stirn waren gelb. Sein Laudanum hatte ihm über das Gallenstechen hinweg zu einem dumpfen Schlaf verhelfen müssen.

«Das goht vorüber. Ich hab ein Arcanum und ist keins gewaltiger, damit getrouet ich mich hundert Jahr ze werden. Die größist Meister hänt es fürbracht, aurum potabile.»

Der Kaplan hatte ihn bedrängt, nach Appenzell zu ziehen. Roggenhalm sei zu entlegen, und er fände die rechte Nahrung nicht.

«Und eins, lieber Matthias», er nannte ihn sonst nicht bei dem Taufnamen, «dort wärind wir allzuo nahe. Das ist ein Gsatz, fester dann Menschengsatz und Ordnung: es muoß einer der Wahrheit folgen uf weiten Wegen, dann sunst wird sie ihm ring ünter den Händen und ein Spiel. Der Mensch muoß darumb dienen, also gloubt er und siehet. Es ist der weite Weg von Abbazell, den Ihr uf Roggenhalm goht und führt über ein Joch, der tut Üch die Ougen uf. So ich wär in den Ringmuren glegen, ein Physicus der Stadt, und so ich verhocket wär hinterm Ofen und uf dem Katheder, ein Lehrer der Schul, wo möchti min Kunst geblieben sin, wo min Theologei! Glichermaßen ein unnütz Martern ist: als Geißlen, Fasten, Beten, Knierutschen und Pönitenz, und ist gen den Geist meh dann gen den Leib, ein fouler Frieden — glichermaßen ist aber ein nütz Martern, und heißt der lang Weg, der die Seel dürstig macht und hüngren den Leib, darus kein fouler Frieden wird, sundern Verlangen. Nit ein kalts Krüz selbs uffatzen, sundern eins, das für und für in üns brenne! Dann ihr' viel vermeinen, sie tragen Krüz, so sie des Leibs ein Übel tragen. Darumb so müesset Ihr den Weg über den Hirzberg von Abbazell uf Roggenhalm gohn, der nit quemlich ist. Einsmals sullt Ihr aber alls in Händen han ohn ein Schritt. So min Zit

hie voll ist, und ich muoß weiter, will ich die Scripta Üch geben, die Ihr hänt gsechen.»

Matthias Lusi blieb stehen, eine Freudenwelle rötete sein Gesicht, er strahlte den kleinen Meister an. Doch der blinzelte kaum hinüber und verzog seine Stirn.

«Kummt nur, Matthias, Ihr seid der wenigen einer, so ich gefunden. Darumb ist baß, Ihr bleibet ze Abbazell und ich uf Roggenhalm. Es hat nur einer sprechen dürfen: Loß fahrn, was din ist, und folge mir.»

Dann schwiegen sie bis Gais. Vor der Tür des Kranken bat er den Kaplan zu warten, denn er konnte ihn noch ein Stück abwärts gegen Bühler zurückbegleiten, weil Matthias Lusi erst beim Grüt unterhalb Gais abbiegen mußte. Der gaiser Pfaffe hatte dem Kranken Sakrament und Ölung gegeben, ihm auch die Beichte abgenommen, aber Paracelsus kam lachenden Mundes zurück, denn er wußte, daß die Krisis überwunden sei.

«Do ist einer», er zeigte lebhaft auf die breite Pfarre hinüber, «der ist dem Tod ein Stück fürgeloffen, daß ihm der Pfennig vor Bicht und viaticum nüt entwüschet. Dieser wohlversechen Bour sull mit Gottes Hilf noch etlich Jahr säen und ernten.»

Der Kaplan nannte den Namen des Pfarrers, Paracelsus nickte.

«Der heißt mich ab der Kanzel ein Winkelprediger. Ist aber min Predigt und Sakrament diesem Bourn wohl angschlahen, des Pfaffen Predigt und Sakrament vergeblich. Dann ich hab ihm ein viaticum geben vor das Leben, dieser vor den Tod.»

Er lachte leise. Der Kaplan war blaß und sehr ernst geworden. Als sie die letzten Häuser verlassen hatten, flüsterte Matthias Lusi mit belegter, zögernder Stimme:

«Das Sakrament leit mir schwerer uf der Seel mit jedem Tag. Der Zwingli hats vor ein Gedächtnus genommen, do ist licht Brotbrechen und den Wein trinken. Der Luther nimbts vor ein Heiltum und satzt es in die heiligest Zit. Ich aber sull

das täglich Opfer ton, ich full den Leib und Blut uf jedlich ein Morgen nehmen, do ich die Nacht bin ein Sündenmensch gsi in miner Träum Entbundenheit. Und Ihr heißet gar Üer Medicin ein Sakrament und viaticum!»

Er hatte Augen und Stirn mit der Hand bedeckt und strich schwer darüber hin, als wolle er einen zähen Schleier abwischen. Paracelsus, etliche Schritte voraus, war auch stehengeblieben. Seine kranken Züge hellten auf, und die Augen verloren den fast tückischen Glanz, wurden weit und voll.

«Kummt, Matthias», sagte er, und sie gingen noch eine Weile schweigend, dann bröckelte es von seinen Lippen, und der Kaplan mußte seinen Kopf tief neigen, Paracelsus sprach leise:

«Anders will es us mir verlouten, so ich ze Üch red, anders zuo denen Bouren. Ihr ruefet anders, Matthias, also ist ouch min Stimm und Sprach. Do ich geruefen werd, das loßt mich vor mir selbs bestahn. Dann so ich nit wär glich der Schlucht des Gebürgs, dohin Gott schallt durch das fleischgewordin Wort siner Kreature, ich müesset schweigen und schweigen. So aber widerhallet es, und also will ich Üch sagen, des ich denen Bouren wohl geschwiege, dann sie möchtind nur den hohlen Ton vernehmen.»

Es wuchs seine Stimme.

«Und so will ich Üch sagen: lont die Narren ihres Gloubens leben, die do meinen, Gott habe dem Menschen sin Mysterium in die Hand geben, daß er ein Zeichen mach und Zeremoni und wandle das Brot und den Wein in den Suhn. Es wird die Zeit ankummen, do werdind ouch sie sehend werden. Lont sie essen und trinken täglich das Nachtmahl Christi, daß einer oft tusend Hostien und Trünk bekumbt, der eins Hanfkörnleins groß das Leiden Christi nie verkündt hat. Lont sie des Tempels leben, des Altars und verwandlen Christum, singende, gedenken des Tods, daß es niemand innewird. Wahrlich, der Altar ist der Abgötter Stuhl und der Gsang, Kleid und Ornat!

Üns aber hat Gott sine Magnalia ufton im Lichte der Nature, darin wir sehend werden. Dann ohn das Materialisch ist nichts.

Gott hat ihn selbs offenbart und ist natürlich worden in den Dingen. Darnach so müessend wir betrachten. Do sechen wir: der Mensch isset sin Leib selbs us der Nahrung, und die Nahrung ist ehebevor nit Mensch gewest, erst wenn der Mensch durch den Mund eintuet und däuet, wird die Nahrung ein Mensch. — Und aber der Krank, der do sin Mittel neußt, isset sin eigen Kraft wider die Krankheit us dem Mittel, und das Mittel ist ehebevor kein Mittel gsi, doch der Mensch wandlets an dem Ort, wo die Krankheit sitzt, und es wird die Kraft des Orts, macht also genesen. Das aber sänd die Sakramenta Gottes in limbum Adae intan. Und sänd die Sakrament des alten Bunds und des alten Menschen, den Gott us dem Leimenkloß erschaffen hat und in das Fiat der Welt gsatzt hat.

Aber Gott hat sin Wesen selbs usgehouchet und ist gewehet dem limbo Adae an, ist an den Leimen bunden. Das muoß gelöset sin. Als war in limbo Adae ingeschloffen der limbus aeternus, das ist des Suhns Art und muoß durch des Suhns Art werden fri.

Dieweilen nun Gott hat das Wunder der Däuung verricht durch Speis und Trank, dessenglichen arte medica in dem Leimenkloß, das ist in limbo Adae — was sollet Gott ermanglen mit Speis und Trank und Däuung in dem andern Leib, das ist in limbo aeterno, dessen Teil wir vom sechsten Schöpfungstag in üns tragen, unsichtig, ungreiflich und nit zu hörn, wohl aber in des Gloubens Tiefe zu vernehmen?

Gott hat sin Fiat gesprochen, als Christus sin Accipite geseit und üns das Abendmahl sins Leibs und Bluots geben. Das ist natürlich, das ist korporalisch, nit anderst als täglich Speis und Trank für den alten Menschen, nit anders als Heilmittel für den Kranken. Christ hat den Leib genommen an und den nüen Menschen darus gemacht, glichermaßen als Gott den Leimenkloß genommen und Adam geschaffen hat. So ist über Leimkloß durch Fiat entwachsen der Leib und über den Leib durch Accipite erwachsen der nüe Mensch ex limbo aeterno. Dann uf Erden fängt das Rich Gottes an und nit im Himmel.»

Er schwieg eine Weile und sah in die Berge, als habe er zu ihnen gesprochen und warte auf Widerhall. Dann senkte er den Blick und fuhr trockener als früher fort, unwillig fast, daß er nun vor eines Menschen Ohr beenden müsse.

«Darumb so sullen wir bleiben beim leiblichen Verstand des Abendmahls und kein andern Verstand darein ziehen, dann es ist Magnale eins wie das ander. Was will das Mysterium darüber hinfür? Ist groß gnug und göttlich gnug. Über die irdisch Däuung des sichtigen Leibs ist erwachsen die englisch Däuung des unsichtigen Leibs. Als essend wir Brot und Wein leiblich und künnens geistig däuen. Als essend wir ünsern Leib in limbo aeterno us Christi Leib und Bluot, ufdaß derselb unsichtig Leib in üns lebe und wachse. So hat Christus Fisch g'essen und Honig nach der Uferstehung und hat ihn geistig gedäuet. Ist anderst nit müglich gsi.

Lont die Narren glouben, Gott hab dem Menschen sin Mysterium in die Hand geben. Warumb glouben die? Sie hänt kein Verstand nit des großen Mysterii der Nature, so in jedlichem Bissen leit, den der Mensch nimbt, darvon er lebt. Sie sechend die Magnalia Gottes nit, dann ihre Ougen sänd blind worden an den Dingen, und ihre Ohren stumpf, gustus desglichen. Sie begehrend des Wunders und Mirakuls. O blind Magi! So ihr in Händen haltet das Magnale des Brots und Weins und müesset erst Zeichen, Gebet und Zeremoni darüber ton! Dann wahrlich, wer das Wunder will, dem ist es verschlossen, wer aber die Nature suechet, der muoß groß Wunder finden!»

Sie standen schon eine Zeitlang unter dem Grüt, wo ihre Wege sich schieden.

Dann sah Paracelsus den andern mit kühlem Arztblick an, der die Wirkung eines starken Mittels mißt, als ob er heimlich den Pulsschlag einer Seele zählte. Und Matthias Lusi hatte beide Hände um die Krücke seines Stockes geklammert, der schräg vor ihm in den Boden gestemmt war. Er starrte schweratmend nieder, sein Gesicht war gesenkt, und Mund und Nüstern bebten. Endlich kam es ihm aus tiefer Brust:

«Wie sull ichs tragen ... Meister?»

Paracelsus lauschte auf, er blinzelte in die Ferne. Als habe schon einmal ein Mund so zu ihm gesprochen ... ein Nonnenmund, und über dem zwei flehend aufgetane dunkle Augen. Aber das blasse Gesicht durchdrang ein andres, als schimmerte eine Gnadenseele durch die irdischen Wangen. Du Lächeln der Gottesmutter!

Er schloß die Augen und streifte mit dem Handrücken der Linken darüber hin, ließ die Hand fallen, sah die andern Augen des andern Fragers.

«Ganget hoim, Matthias Lusi, und traget es über dies Bergjoch. Schreitet gewaltig us: als werdend Üer Puls in den Ohren erklingen. Und die ufgerottlet Kraft des Leibs wird die Kraft der Seelen stärken. Ihr hänt gefragt, ich hab geantwort', fragt nit weiter, wie Ihr es sullt tragen. Traget, traget, dann es ist nit min, sundern Üer, sunst hättit Ihr nit die erst Frag ton, und ich nit die Antwort gefunden. Traget, und es wird sin eigen Weg finden. Dann ich kann den Weg nit weisen, ich kann nur die Nature weisen us dem Lichte der Nature. Der aber gesagt hat: ‚Ich bin der Weg' — der do lebet in limbo aeterno Üres Leibs, der wird den Weg zeigen us Üch selbs.»

Er winkte kurz und ging. Matthias Lusi, der noch lange stand und ihm nachblickte, meinte einen andern zu sehen. Denn all die Erschlaffung des Leidens einer Schmerzensnacht war von dem zarten Körper gewichen. Fast groß, so aufgereckt schritt er hinab, hielt sein Schwert am Knaufe nieder, hatte die Tasche hintenüber geworfen und stieß den Stecken bei jedem Schritte fest in den Boden. Und Matthias Lusi verstand. Er richtete sich auf und langte mit seinen starken Beinen gewaltig aus, wie ihm geheißen war. Er war noch jung.

*

Und mochten sie auch von der Kanzel gegen ihn zeugen, da sie es vergeblich von Mann zu Mann getan hatten, er ging in

die Dörfer und stieg zu entlegnen Gehöften hinauf, wenn irgendwo ein Krankes lag und nicht mehr gebracht werden konnte. Er gab seine Kunst öfter um Gottes willen, als er den ärmlichen Lidlohn empfing. Und die Leute sahen ihm an, daß es zuweilen unter eigener Leibesnot geschah.

Als Paracelsus seine Lesinen im appenzeller Land begann, war Abt Diethelm der kapeller Siegesfrucht noch nicht so sicher geworden. Die Prädikanten verteidigten Bekenntnis und Kanzel erbittert, während die Lehre des fremden Arztes alles Sektenwesen mied. Sie wollte den Laut nicht und nicht die augenfällige Tat, ihre Anhänger hielten still und besonnen an sich. So hoffte man anfänglich, ihn zu gewinnen, seinen Einfluß zu nutzen. Und fast zu spät erkannte man, daß in diesem Eigenen, weil er alle geistige Bindung mied, alles menschliche Gebot über das Gewissen verwarf und eines Glaubens lebte, der kein Mittel kannte, jener Trieb in Urgestalt weiterwirkte, aus dem Zwingli und Luther hervorgegangen waren. Doch Zwingli und Luther hatten zu handgreiflichen Thesen gefunden, über die disputiert werden konnte, und hatten Konfessionen gebaut, die bestritten, verdammt, verketzert wurden, die man entblößen konnte, er aber, der nicht Formel fand noch suchte, wahrte den Geist, der die innerste Gefahr jeder Kirche bedeutete, Geist, den sie evangelisch nannten.

Noch wußte man in der Abtei nicht, wo hinaus das wuchs, und man wußte auch nicht, daß der Sonderbare einer Stunde entgegenharrte, die ihm das «Schüttle den Staub!» heißen werde. Sie wären beruhigt gewesen in Sankt Gallen und hätten die Mäuler über den Kanzelpulten schweigen geheißen.

Um die Adventszeit geschah es nun, daß der appenzeller Kaplan Matthias Lusi die Messe verweigerte und nach einem heftigen Hin und Wider zwischen Appenzell und der Abtei außer Landes verschwand. Doch man hörte, daß er zuweilen wiederkäme. Er trüge wollene Kleidung und einen Hut wie die Schiffsleute an dem See. Und Matthias Lusi war in hohem Ansehen gestanden. Der appenzeller Pfarrer las seine

Messen vor leeren Bänken. Der stille Widerstand griff weiter, selbst die Weiber versagten.

Diese rätselhafte Ungewißheit einer Neuerung, ganz auf den inneren Menschen gestellt und so dem Zugriffe der allumfassenden Mutter Kirche weichend, regte den Monsignore Anselm Keuschentaller mehr an als die geheimen und öffentlichen Unternehmungen des Abtes Diethelm Blarer, die das alte Regiment aufrichteten und ausbauten, den alleinseligmachenden Glauben und reiche Besitztümer der Abtei vor künftiger Überrumpelung zu bewahren. Einige Kunst und Vorsicht war da noch immer geboten, denn man hatte einen Volksstamm vor sich, der ipsissima natura ungefüge war und über solche Wesensart hinaus einen Doktor Vadianus besaß. Gerade dieses gefährlichen Mannes wegen war der Monsignore von Petri Stuhl nach Sankt Gallen verordnet worden. So sehr man der Schlauheit des Abtes Diethelm traute, so wenig sicher war man seiner Cortesia, wogegen Vadianus, ein gekrönter Poet, ehemals auch Rektor der Wiener Universität, den Ruf eines vorzüglichen Redners und Disputators genoß und nicht nur als Mediziner, sondern auch als rechtskundiger Politiker weithin galt. Man wählte den Monsignore Anselm Keuschentaller, da er — selbst ein Sohn der tiroler Berge und deshalb nicht ohne unmittelbares Verständnis für die Wesensart jenes rauheren Volkes — lange genug mit Fleiß und löblichem Ehrgeiz an der Kurie gewirkt hatte, um einer beachtenswerten Sache die ersprießliche Geschmeidigkeit zu geben. Aber vielleicht schlug hier auch in dem bewährten Manne die eigenbrötlerische Neigung des Deutschen durch, die dem Stuhle Petri seit allen Zeiten die schwierigsten Unwägbarkeiten zugemutet hatte: der Monsignore langweilte sich allmählich bei den Entschließungen des Kapitels, die längst schon eine gewünschte Form nahmen, und wurde erst lebhafter, wenn hie und da ein Wort über den wunderlichen Arzt im appenzeller Lande und dessen Anhang verlautete. Zudem war die eigentliche Mission des Gesandten schon erfüllt. Der winterliche Schnee hielt ihn noch jenseits

der Berge zurück. Und so fand man es nicht allzu bemerkenswert, daß der lange, sehnige Tiroler eines Tages sich mit derberem Schuhwerk und einem dicken Baurenmantel ausrüstete, den Talar hoch bis über die Knie aufgürtete, um, bergein wandernd, die kräftige Luft und den reineren Schnee der Höhen zu schmecken. In der appenzeller Dechantei erregte er Bestürzung, auch konnte er, als er morgenden Tages seine Messe las, mit eigenen Augen den Mangel an bereiten Seelen feststellen.

Und noch am gleichen Morgen saß er geduldig auf der Ofenbank in der Stube des Gehöftes Roggenhalm und wartete, bis zwei chirurgische Kranke abgefertigt waren und ein kleines Mädchen, das in einem großen Topfe etliche Gaben Medizin abholte.

Während die Hausleute ihrer Wintertrödelei nachgingen und dem Fremden mit einiger Scheu auswichen, hatte er Muße, den fast wortkargen, ruhevoll bemühten Heilmeister zu betrachten, der erst Laune und Beredsamkeit zu gewinnen schien, als er dem Kinde einlernte, wie der Heiltrunk genommen werden müsse. Und dann, als die Kleine ohne Dank, mit einer besorgten Hast, als habe sie einen Fund zu bergen, ihren Topf in beiden Händen hochhaltend, davongelaufen war, wandte sich Paracelsus an den Fremden. Er schien ihn jetzt genauer wahrzunehmen, denn er richtete sich straffer auf, und seine Züge wurden streng, seine Augen scharf.

«Und Ihr», fragte er.

«Nicht um Euerer weitbegehrten Kunst willen bin ich gekommen, Doktor.» Er sprach Latein mit einer klangvollen, tiefen Stimme, und er erhob sich langsam, den schlanken Körper etwas vorgeneigt, das Gesicht freundlich geglättet. «Ich weile, ein Prälat und Gesandter des heiligen Stuhles, seit etlichen Monaten in der Abtei und wollte, ehe die Alpen mir den Weg wieder freigeben, den berühmten Gast dieser Berge kennenlernen.»

Die gradlinigen, blonden Brauen, die blauen, aufgetanen Augen und eine scharfgekantete Hakennase klärten Paracelsus schneller auf als die gleitende Anrede.

«Es sije, als Ihr wünschet, Monsignor. Do will ich ouch ze Üch reden nach Stammesart und Lout, dann Ihr erfahret mich nit anderst. Müget Ihr immerhin die gewohnte Sprach der Kuri brouchen.»

Er öffnete die Tür seiner Kammer und lud ein. Monsignore Anselm Keuschentaller mußte sich bücken. Er lächelte, denn er hatte nicht soviel Freimut und Gelassenheit erwartet. Umschweife schienen kaum angemessen, vielleicht gefährlich. Der Prälat witterte alle Ursprünglichkeit und merkte doch, daß Schlingen gefälliger Worte vergeblich ausgelegt würden. In wenigen klaren Sätzen brachte er vor, was er von den verfänglichen, ja verdammungswürdigen Lehren und Wirkungen gehört hatte, ließ durchschimmern, daß ihm die Laufbahn des berühmten Arztes, besonders dessen baseler Geschick, bekannt sei, aber er wandte sich bei aller Schärfe des Ausdruckes immer an den Sohn der alleinseligmachenden Kirche.

Indes saß Paracelsus auf dem Rande seiner Bettlade ihm gegenüber und verfolgte aufmerksam Wort und Miene des Besuchers, als ginge dessen Rede über irgendeinen Fremden.

«Da Ihr Euch sonst offen gegen alle Ketzerei bekannt habt», meinte der Geistliche, und er drehte seine Handfläche mit einer verbindlichen Bewegung dem Arzte zu, «und weder den Schwärmern, noch der teuflichen Versuchung Wittenbergs oder Zürichs folgtet, wohinaus wollt Ihr, Doktor? Ihr sammelt Leute um Euch und leugnet doch die Gemeinschaft. Und würdet Ihr nur alle Gemeinschaft verleugnen, selbst die der seligen Kirche — es gibt Menschen, denen das Gesetzmäßige an sich selbst ein Greuel scheint — aber Ihr seid ein Arzt, der die Kranken den Gesetzen der Heilung unterwirft; und Ihr stellt Lehrsätze auf, die eine Form gefunden haben, seien sie nun verwerflich oder nicht, eine Form, und jede Form verpflichtet zu Gemeinschaft, zu Gesetz, Regel. Jede Form verpflichtet auch zur Verteidigung, besonders wenn sie den Formen der anderen Gemeinschaften zuwiderläuft. Da Ihr sie bildet, und da sie ihre Wirkung übt, seid Ihr gebunden, für sie einzustehen. Es genügt nicht, zu erkennen, sei nun die Er-

kenntnis dem Heile oder dem Verderben Eurer Seele zugeordnet, wo Erkenntnis seine Form findet, dort ist sie auch schon Bekenntnis. Und ein Bekenner muß seine Farben weisen.»

Paracelsus strich seinen Bart und nickte, als habe er für eine Diagnose genug gehört, und der Prälat erfaßte diese Bewegung sofort. Er verstummte und neigte bereitwillig seinen Kopf.

«Ihr tuet ein Frag, und ist mines Schattens Frag, der all min Leben an mir gehangen und mir ist gefolgt durch Europen, Städt und Länder. Es reifet je und je die Zit, do stoht min Schatten uf vor mir, wird lout durch eins Menschen Mund. Wes Art bist du, wes Gloubens, so fraget mich die Rott Galeni, Avicennae, so fraget mich die Rott des Luther und Zwingli, und bekenn! Als fragend Ihr mich und heischt min Farben. Mins Schattens Mund spricht, ich seh den Finger Gottes, Ihr seid ein Wink und Zeichen, und der Archäus reget sich.»

Er sagte das alles ruhig, fast verhalten. Monsignore Anselm Keuschentaller hatte, bei jedem Worte höher, seinen Oberkörper aufgereckt, war steif geworden und machte große Augen. Aber Paracelsus sah durch ihn hindurch in die Wand, wie er es manchmal zum Befremden jener Menschen tat, die ihm zeichenhaft wurden und alles eher sein wollten, als durchschaute Zeichen: wirksame Persönlichkeiten.

«Tu din Bekanntnus, weis din Farben, so ruoft min Schatten durch des Menschen Mund, und er hat not zu ruofen, dann er hat kein Farb nit in ihm, ist forma absoluta, nichts dann Form, lechzet nach Farb und Bekanntnus: meinet, er kunnt voll werden und farbig. Do ich aber der Rott Galeni und Avicennae hab min Wappen gewiesen, das ist die Kunst, und hab ihre Kranken gsund gemacht vor ihrem blinden Gesicht, do hänt sie all geschrieen: dies ist kein Farb nit und kein Bekanntnus, dann woher hast du's? So ich ihnen gesaget: ex lumine naturae, lachten sie miner Tat und der geheilten Kranken und miner selbs, als eines Phantasten. Und

so ich Üch antwort: Monsignor, min Wappen ist Christus, und wiese Üch den Frieden uf ihren Stirnen, die mich us Herzensgrund anhörn, so möchtit Ihr ruofen: Woher hast du's? Und wann ich sag: ex limbo aeterno — als werdet Ihr Achslen zücken und sprechen: Ecce phantasma! Und ist billig, daß Ihr so sprechet. Dann es ist der Lout des Schattens, die Zung formae absolutae. Muoß nit eim Schatten all Leib und Farben als ein Phantasei erscheinen. Dann Farb und Leib ist sinem Wesen so frembt, daß er sie nindar kunnt fassen. Ihr wellet die Form, das Gsatz, die Regul, das Wort, daran Ihr hangen künnt, dann, so meinet Ihr, Ihr hättit mich. Als denkt min Schatten ouch und meint, ich sige geschaffen, daß ich ihn uf das Erdrich würfe, und sunst sije mins Lebens kein ander Zweck.»

Monsignore Keuschentaller, der das baseler Geschick des Paracelsus kannte, hatte alles eher erwartet, als eine bildhafte Abgeklärtheit dieser Art, die genau eröffnete, weshalb man greifbare Formen wünsche, die aber zugleich jenen Urzwist zwischen Form und Inhalt klarlegte, um ihn auf den Grund des Wesens zu versenken, wo es nur mehr ein Ja und Nein gibt und weder Bekehrung noch eine mittelbare Verständigung gefunden werden kann. Der geübte Scholastiker mußte sich eingestehen, daß ihm kaum gewandter hätte begegnet werden können. Und doch hatte er keinen listigen Hinterhalt in den merkwürdigen Augen dieses Mannes entdecken können, kein Zucken des dünnen Mundes hatte Bosheit verraten. Nur grob, fast beleidigend war die Sachlichkeit, mit der nicht nur seine Dialektik, sondern auch sein ganzer Mensch in eine Zwangsläufigkeit eingeordnet wurden.

«Ihr setzt Euch außerhalb der menschlichen Natur, Doktor. Uns ist von Gott das Wort gegeben, und wir sind genötigt, die Form zu finden. Was verleugnet Ihr das Mittel, dessen Ihr Euch bedienen müßt, um auch nur leben zu können?»

Paracelsus lächelte unbeirrt.

«Zwiefach ist das Wort, Monsignor, zwiefältig Form und Mittel, als Gott zwiefach ist erflossen in der Kreature: Guet

und Bös, Suhn und Antchriſt. Ihr heiſchet min Wort, Ihr fraget nach miner Form und Mittel. Das iſt Wort und Form miner Kreature us Adam, das iſt der Antchriſt in mir und die irdiſch Beſchloſſenheit. Was aber künnt dies min eigenmenſchlich Wort und Form bedüten in denen göttlichen Dingen? Es muoß ein Stückwerk ſin und Verführung, als jedlichs Gſatz, Form, Konfeſſion, von Menſchen usgangen, in denen göttlichen Dingen iſt. Ihr wellt das tüfliſch Wort und Form, daran ein Widerſacher künnt erſtarken und es niederrennen, darüber jeder ſin Fändli ufwerfen kann und ruofen: Sehet, der Schelm, den ich widerleget! — Es iſt aber ein ander Wort und Form, und iſt nit min, noch mines Adams und Antchriſts, darnach Ihr nit gefraget. Dies Wort goht nit us mir, dem Menſchen Paracelſo, ſundern ex limbo aeterno Paracelsi, durch mich hindurch als durch ein Mittel des Gottſuhns. Und goht nit us mir, dem Mittel allein, ſundern us allen ihnen, die mit mir ſänd. Das iſt das heilig Wort und Form, ſo Gott dem Menſchen geben hat, darnach Ihr nit fraget, das ouch nit künnt erfraget ſin. Dann es bricht herfür zu ſiner Stund und bricht us der Gemeinſchaft für. Nit us mir alleinig, nit us den andern alleinig, us allen in einem. Wie künnt Ihr ſprechen, ich hätt mich gſatzt ußenthalben den Menſchen! Bin ich nit in ihnen gſi, do ſie mit mir warend, indem es us mir geſprochen? Sänd ſie nit in mir gſi, do ich bi ihnen bin geweſt, indem es us mir ein lallend Form gefunden? Das aber iſt des Antchriſts Zeichen: er ſuechet die Gmeinſchaft nit der Geiſter, er würd ze Schanden do, dann er künnt nur die wenigen finden ſiner Art, und uf den wenigen loßt ſich kein Herrſchaft bouen, noch Kirchen. Als ſuechet er das Wort und Form, ſo alle bindt, je leerer deſt baß, dann nur ein leers Wort und Form kann allen tougen, dann nur ein leers Wort und Form ſchreit alle an: gib mir von dinem Weſen, mach mich voll. Von dinem Adamsweſen, nit vom Suhneswesen in dir ex limbo aeterno! Ich hab min Wort, und es iſt nit min, ich hab min Form, und ſie iſt nit us mir. Und red nit ich, ſo redt ein andrer, doch er und ich us ſelbigem Grund.»

Nun saß der Monsignore weit vorgebeugt, seine Stirne war schwer gefaltet. Was er gehört hatte, so unbedenklich schlicht es klang, war die letzte Formung der großen Feindschaft. Alle Autorität war hoffnungslos dagegen. Kein System war dem gewachsen, das war ganz unbeherrscht, ganz Natur. Was das gefährlichste schien, es war bewußt geworden, gerade dort, wo die Schleier des Mysteriums heilsam und sinnverhüllend wehten.

‚Impossibile per rationem naturalem ad cogitionem divinarum personarum pervenire' — der Satz des heiligen Thomas, wie ein rettendes Tau flog er ihm zu. Aber was blieb dieser Satz? Fromme These, heilige Behauptung. Vielleicht vermochte das deutsche Gemüt die kardinale Größe und Entsagung dieses Satzes gar nicht zu erkennen, vielleicht konnte es nicht entsagen, mußte aus innerster Natur die Person Gottes in sich beschlossen und aus sich erschlossen fühlen: unmittelbar, unmittelbar — so daß auch die Ratio naturalis, sofern sie nur Natur blieb, in die Erkenntnis Gottes eingebettet lag! Hatte Gott die Alpen getürmt, daß sie ein Zeugnis der unüberwindlichen Trennung zweier Geistesartungen seien? War Kirche überhaupt möglich, wo solche Natur wuchs?

«Euere Meinung bedarf der Erläuterung», sagte er trocken. «Auch der heilige Thomas erkennt dem Irrtume und dem Bösen die Kraft zu, das Gute zu fördern. Ihr solltet vor wissenden Menschen sprechen.»

«Dies min Meinung, so ich zur Stund Üch angezeigt, ist nützit meh dann ein gschlicht Empiri und ist nur der Weg, der zuo der Erkanntnus führt, nit aber die Erkanntnus Gottes selbs. Es geh ein jedlicher sinen Weg. Do hilft kein Disputaz.»

«Und die Erkenntnis», fiel der andre rasch, fast heftig ein. «Weshalb teilt Ihr sie mit den Bauern, warum verweigert Ihr sie denen, die ihres Geists geschulte Kräfte daran setzen könnten?»

Darauf antwortete Paracelsus mit der Bescheidenheit eines Mannes, der den Kampf nicht braucht, um sich zu behaupten:

«Es war ein Zit, do gestund ich in manniger Disputaz. Paris, Wilna, Leipzig und an anderem Ort. Do hänt sie mich im Wort überwunden, ich sie in Kunst und Theorik. Und ist etlich Jahr her, do wellet ich disputieren. Doch alls in arte medica, darinne ein elementisch und astrisch Fundament liegt, uf dem kunnt man ein Wort stechen, ohn sich selbs zu verliern. Was Ihr von mir wellt, Monsignor, und was die narrecht Welt tuet sider Jahr und Tag, ist Disputaz in Gloubens Sach. Wer künnt do Wort stechen? Do ist ein Wort leer und ein bloßer Wind, so es nit fleußt us der Gemeinschaft dessen, der do spricht, und deren, die do hörn. Wo aber dieselb Gemeinschaft lebt, dort ist kein Disputaz müglich, allein Erkanntnus. Sollet ich mit Üch disputieren, Monsignor, als höreten wir ünsern Schall und würfen Schall us und einer an des andern Ohr vorbi. Darzu min stammlete Zung, so ich vor vielen red, die nit eins Grunds und Willens mit mir sänd! Indem und Ihr allein hie vor mir sitzet, kann ich sprechen, dann Üer Wesen ist mir ufton. So ich vor vielen sullt reden, müsset ich versagin, dann ich miner Zungen und der zuofliegenden Red nit gewaltig, noch min selbs gewiß bin, zu eröffnen vor den vielen. Die ungezähmten Gegenred und die Abweg, als do unterloufen einer Disputaz, nehmen minem Munde den Geist, berouben mich mines Herzens Gemüet und schlagen us ein andres, dann ich im Sinn trag. Und glichermaßen als mich die Gemein reden machet, machet mich der Houf stammlen und schweigen. Gott hat mich begrenzt. Und ich bin über den Berg.»

Die letzten Sätze murmelte er mehr vor sich hin, als habe er den Besucher vergessen. Mit eigener Verkniffenheit blinzelte er in die Wand. Und doch nahm sein Gesicht einen müden, entlasteten Ausdruck an. Erst als der Prälat Anselm Keuschentaller sich erhob, zuckte es über Paracelsus wie Erwachen aus einem kurzen Schlummer.

Es war natürlich, daß der Monsignore ging. Sie flüsterten wohl einige höfliche Worte, keiner war mehr bei dem andern, obwohl sie einander die Hände reichten.

Um so tiefer war jeder bei sich selber. Sie hatten in die Kluft gesehen, die alles Wesen scheidet: Ratio — Natura. Und wie Gewissensnot pochte es in ihnen beiden, da sie allein waren.

Paracelsus wunderte sich nicht, als er nach etlichen Tagen ein Schreiben des Monsignore erhielt, in dem er gemahnt wurde, seine Lehre schriftlich niederzulegen, da er es vermeide, sie mündlich zu verteidigen. Und wo er den Haufen scheue, möge er zu dem Heiligen Stuhle selbst sprechen.

Wie anders als die Rotte Galeni und Aviennae, die ihm Lehre und Druck versagte und am liebsten auch sein Tintenfaß verschüttet hätte! Und doch um wie viel ferner! Die Ärzte und ihre Fakultäten wollten eine Gefahr stumm machen, diese aber wollten sie in die Form zwingen, um sie an der eigenen Form zu zerbrechen. Fast lachte er, als er die Aufforderung las. Welch eine Überhebung! Dachte der Pfaffe, es bedürfe erst einer Lizenz?

Seit seiner Unterredung mit dem Legaten hatte Paracelsus alle Skripta, soweit sie das Reich Gottes betrafen, gesammelt und übersehen. Immer neue Fragen erhoben sich vor ihm, und es überkam ihn ein Eifer des Gestaltens, daß seine Heilkunst ihm schwerer und hinderlich fiel. Er wußte nun: es sollte ein Ende gefunden sein. Nicht ein System, nur die entscheidenden Anlässe und Stoßrichtungen der Gedanken mußten noch gegeben werden, und dann, dann war er wieder frei. Doch wollte er den Freunden und Genossen untersagen, das ans Licht zu geben, was er ihnen wies. Und sie sollten selber die Wege weiterfinden, auf die er deutete.

Gleichwohl schrieb er zwei Bücher Sermones ad Clementem pontificem maximum et chorum Cardinaleum, zeigte auf den menschlichen Irrtum in göttlichen und weltlichen Dingen und mahnte zur Einkehr. Dazu noch heftete er sieben Bücher: De coena domini, die er schon früher, es mochte in Nürnberg, Beratzhausen oder Regensburg gewesen sein, dem obersten römischen Bischof zugedacht hatte.

‚Du aber in Rom, der du nit ohn große Irrtumb lebest, ursachest ander Irrtumb, dann die Irrunge des Haupts seind das Irrgehn der Glieder . . .‘, so las er von seinen Blättern ab, und seine Feder flog im Eifer, während er reinschrieb.

Er ließ es dem Monsignore zustellen, mochte es den Ort finden oder verlorengehen. Auch sie hatten in die Schlucht gerufen, und er hallte wider.

Dann aber — es war der neue Lenz in die Berge heraufgestiegen — wartete er nur auf den Schiffsmann vom See, Matthias Lusi. Er hatte alles, was ihn beschweren konnte, verschenkt, weniges verkauft, um einen Pfennig für den Weg zu haben. Ein taugliches Gewand, das Schuhwerk und seine beiden Taschen waren geblieben. Er war arm geworden. Seine Habe und der Lidlohn dreier Jahre hatten kaum genügt, um seine Fläschlein und Büchschen zu versehen und das Leben zu erhalten. Selbst von dem Koffer trennte er sich. Dort sollten Bücher und Schriften bleiben.

Und die Hände des Matthias Lusi zitterten, als er den Schlüssel des Koffers empfing.

«Wohin, Meister», stammelte der junge Mann. Er kniete noch vor dem Koffer, den er schließen sollte, und sein wetterbraunes Gesicht zuckte vor Erregung.

Paracelsus sah nieder.

«Wohin, Matthias? Das ist die ander Frag mines Lebens, die nit min Schatten tuet, sundern das Wesen. Wohin!»

Er streckte die Arme aus und drehte den Oberleib einmal langsam hin und her, als griffe er durch die Enge der Kammer in die Weite des Horizontes.

«Dohin, Matthias, dann ich bin noch nit erfüllt!»

Der Heimweg

Unter den Lauben des innsbrucker Marktes war es schon kühl, und den Lodenmantel — es war einer gewesen, wie ihn die appenzeller Bauern trugen, warm und dicht — hatte der «Blaugsotten Karpf». Die innsbrucker Wirte hielten es wie zu Zeiten des hochseligen Kaisers Max, dessen Gefährte eine Nacht lang hatten auf der Gasse bleiben müssen, als er vom augsburger Reichstage her in die gute Stadt eingezogen war. Stall- und Haferrechnung waren vom letzten Male unbeglichen gewesen, also kamen die kaiserlichen Gäule und Kutschen, empfangen und feierlich geleitet, wohl durch das Inntor, nicht aber unter die Herbergstore. Was Max, dem Kaiser, eine Nacht lang recht sein mußte, ihn morgenden Tages sogar zu beweglicher Klage brachte, konnte einem Landfahrer, der sich für einen Doktor gab, billig sein. Doktor! So leicht gab man irgendwem den Doktor nicht zu im Landesherzen von Tirol. Wo waren rote Gugel und ein ditto Talar, wo das gedupplete Birett, wo die Händschuch? Der Ring und Ketten gänzlich geschwiegen. Die Tasche, darin es nach Messingbüchslein, Glaskölblein und sonstigem Baderzeug klepperte, tats nicht, auch das Schwert mit dem blanken Knauf tats nicht. Aber es hingen die Hosen in Fransen, das Wams spiegelte und schlotterte, und der Hut spielte alle Farben.

Der «Blaugsotten Karpf», an dessen Tür er Namen, Würde und Kunstvermögen geschlagen hatte, war keines von den ständischen Wirtshäusern. Die hatten für einen, der ungesattelt auf blindem, ausgetretenem Schuhwerk einritt, kein Logiment. Man erwartete übrigens dieser Tage den Königstroß.

Die erste Woche war der „Blaugsotten Karpf" aus einem Beutel bezahlt worden, dem man seinen Kummer anmerkte, für die andere Woche mußte neben etlichen Hallern der Lodenmantel bleiben. Und in dieser Woche riß man den Doktor beider Arzneien und Professor der Theologie — so stand auf dem Anschlagzettel — von Rats wegen ab der Wirtshaustür des „Karpfen". Was jedem auf den ersten Blick hin einleuchtete, war ratskundig geworden, und die Medici von Innsbruck hatten sich vor solch einem Kollegen verwahrt. Nun hauste er bei der Witwe Kunspacherin ober der Steigen hinterm Roßmarkt. Er sollte sie geheilt haben: ein Lidlohn, fast ein Almosen.

Unter den innsbrucker Marktlauben war es herbstlich kühl, und man nahm das Katzenkopfpflaster des Platzes in Kauf für die warmen Sonnenstrahlen. An den beiden dicken Pfeilern, die den Laubenbogen der Einfahrt zum „Güldnen Adler" trugen, lehnten zwei Prellsteine aus rosenrotem Marmor und prahlten vor Sonne.

Er hatte die Nacht hindurch an einem Libell über die Bergkrankheiten geschrieben und war steif durchfroren. Über Nacht hatte es gereift. Die Wärme beschmeichelte ihn nun, er wurde matt, schlafdürstig und setzte sich auf einen der Prellsteine, stützte Arme und Kinn auf sein Schwert, ließ die Glatze bräunen. Der Hut war ihm vor die Füße gefallen. Und nur sein Schwert unterschied ihn von den Gardbrüdern, die vor den Gasthöfen lauern, um Leuten von Stand aus dem Bügel und den Kutschen zu helfen.

Er war der Pest nachgegangen, die durch Tirol schlich und den Menschenrasen graste. Er immer hinterdrein und mitten hinein, wie ein Wanderprediger von Ort zu Ort. Sie hörten ihn. Wenn er sie willig fand, zog er bald weiter, wußte seine Saat im Wachsen. Wo er sie störrisch fand, blieb er und heilte, heilte bis etliche seinen Weisungen folgten, dann trieb es ihn weiter. Doch, als innabwärts die Berge fruchtbar wurden und er die ersten Schmelz- und Seigerhütten rauchen sah, faßte es ihn, das Feuer seiner verschütteten Liebe. Weit

droben über den Bergen lag die Theologie, und er tauchte ins Element: der Berg begann wieder zu atmen, und die Flammen der Öfen wehten ihn an wie ein Lenzschauer. Es war nicht mehr das belauschte Geheimnis der Natur, das ihn berauschte und erhob, er wußte längst von dem Kampfe der elementischen Wesen, als sei der ein Erlebnis seiner selbst, urewiger Erinnerungszeiten ein Nachhall ferneher. Dies Schauen war beruhigter Besitz. Aber der Kampf der beiden Welten: des Elements und des menschlichen Mikrokosmus — war in ihm noch unausgetragen geblieben und packte ihn. Es lagen die Erzleut, die Schmelzer und die Knappen. Ihr Gesicht ein faltiges Pergament, ihre Lungen ausgedörrt, keuchenden, stinkenden Atems. Die Lebern unter der palpierenden Hand schründig zerklüftet. Sie litten einen unstillbaren Durst. Und am Herzgrüblein ein quälendes Klopfen und Zittern. Zufallende Hitzen, fäulendes Eingeweid, blutende Nieren.

Da löste sich in der Tiefe der Berge, bei den Probier- und Schmelzöfen und an den Krankenbetten der Mikrokosmus und Makrokosmus vor seinen Augen zum andern Mal. Er hatte durch Appenzell hindurch müssen, hatte erleben müssen, daß aus seiner Brust nicht nur seine, sondern auch der andern Seelen sprachen, den großen Laut zu bringen, der zu Gott fand, und so hatte er sehen gelernt, daß die Firmamente dessen, was Ich und Du hieß, was Mikrokosmus und Makrokosmus zu nennen war, fließende, reifende, unumgrenzbare Gestalten seien, durch die das Leben des Ewigen schreitet einem unfaßbaren Ziele zu.

Das lebendige Geheimnis des Bergschoßes: Hand, Augen, gustus griffen nach hablichen Dingen — Miner, Metall, Markasit — und jedes führte Gestalt, Farbe, Namen, und doch war keines ein Fixum, und durch jedliches hindurch regten sich die drei Urgewalten, Sulphur, Mercurius und Sal, keines Menschen Auge und Hand faßbar und doch wesentlich, ihrer Perfektion zu. Jedes Metall, jedes Miner hatte sein Feuer, seinen lebendigen Trieb und seinen materialischen Halt unerfüllt, in Entwicklung, in Wachstum. Trachtet nach,

so hatte er gelehrt. Trachtet der eigenen Fülle nach! In der Natur geschah es. Und das Liquidum verzehrte sich aus Kraft seines zehrenden Feuers, so trieb sich der Merkurius der Dinge selbst in die Destillation überall in den Klüften und Gängen. Aber in der Schluchttiefe stand der Mensch, umhaucht von den exkrementischen Dämpfen dieser gewaltigen Digestion und Däuung, wie im Dampfe einer Badstube. Der Eindringling Mensch.

Es ist in die Erde gesäet der lebendige Same der Metalle und Mineralien, sie müssen wachsen, haben ihren Herbst und ihre Ernte. Wo hinaus? Ein Fluß! Weich aus, Mensch, mit deinen begierigen Fingern!

Und Menschen? Wiewohl erwachsen alle an Gestalt, Farben, Namen, jeder seines Wesens erfüllt und gläubig, und gleichwohl alle noch in der Mutter. Auch hier: die Matrix hält das Wesen umfangen. Element und Generation ringsweis um den Menschen und er wandelnd mitten darinnen.

Paracelsus murmelte vor sich hin: «Wie Hühnlein in der Schalen, also luck und weich sänd wir ... all Ström in üns gohnd ... kummen ze wesentlichem Effekt in üns ... Himmel und Erden die Matrix, und beid ein Ding ... der Mensch das Mindste und doch alls ... im Wachsen und Werden durch Ich und Du ... wohinus? Ein Fluoß. Über das Element hinus!»

Aber der Mensch stieg in die Eingeweide des Elements, in die Badstuben der Berge, und atmete den Hauch. Er riß das unreife Miner und Metall aus der natürlichen Matrix und gab es den Feuern. Da umquoll ihn das Chaos der rascheren Däuung. Ein jedes Metall mehrte sein eigenes Wachstumsfeuer an den Kunstfeuern und hauchte dann den Rauch, als Bleirauch, Silberrauch. Und das lüftige Chaos in den Bergen und aus den Öfen zeucht die Lunge an sich. Da wirkt der Atem des Elements im Atem des Menschen. Makrokosmus gewaltigt den Mikrokosmus. Wie der Geschmack der Rose, so dringt das Chaos des Elements ein und sein Gift. Und ist des Arzet Befelch, zu wandlen das Gift in sein Arcanum

durch die Kunst, daß der fressend Tartarus, den das Chaos des Elements in Microcosmo wirket, gelöst wird.

Paracelsus murmelte: «Fürloufen, am gsunden Menschen allbereits anheben mit der Kunst, praevenire!

Liquoris tartari, zween Unzen, Olei colcotarini, ein Skrupel, Laudani purissimi, ein halbete Drachmen ... gemischt, eingeben drier Gerstkorn schwer ...»

Er nickte, sein Oberkörper neigte sich weit vor, wohl tat ihm die milde, die sonnige Wärme, ein Rieseln durch alle Glieder.

Da stand für einen Augenblick ein Schatten dicht vor ihm, und er hörte es zu seinen Füßen klirren, riß die Augen auf, blinzelte geblendet. Ein grinsendes Gesicht, das sich schnell abwandte, zwei Männer in rotem Talar, sie gingen lachend weiter. Er sah ihnen nach, ein wenig stumpf noch, vom Lichte und der kurzen Schlafbenommenheit befangen.

Dann erinnerte er sich des klirrenden Lautes und schaute in den Hut, der offen zu seinen Füßen lag: drei Münzen, ein Weißpfennig und zwei kupferne.

Ein leichter Ruck versteifte ihm den Oberkörper, er stemmte den Schwertknauf mit beiden Armen ab, daß er es am Wehrgehänge spürte, und war bis auf die Lippen blaß.

Aber sein Blick glitt nieder, und er sah die Ärmel seines Wamses, die aufgeschundenen Knie, die Stiefel. Und er bückte sich, holte die drei Münzen aus dem Hute, ließ sie auf der flachen Hand im Lichte tanzen. Er sah sich um. Ihm gegenüber auf dem andern Prellsteine saß einer, noch etwas mehr defekt als er. Der streckte ein Stelzbein in den Weg und schielte hinüber.

Um den Mund des Paracelsus huschte ein Lächeln. Er warf dem andern die drei Münzen zu. Der fing die beiden kupfernen geschickt wie ein Gaukler und stolperte dem Weißpfennig über das Pflaster nach.

*

Er kam von der Herrengasse. Ein Thun, der sich unter den Trünken der Ärzte, aufs schärfste vomiert, purgiert, zudem bis ans Weißbluten zur Ader gelassen, etliche Tage mit einem

Grimmen im Bette gewälzt hatte, war von ihm in Kürze hergestellt worden. Er wollte, leichteren Herzens, gegen den Markt zurück und schritt quer durch die dichten Haufen Bettelvolkes, die des Hoflagers wegen zu beiden Torseiten der Jakobskirche bis in den Burghof hinein den Weg stopften. Da stieß ihn ein Sterzer mit der Krücke an und wies zwinkernd auf einen Geistlichen, der unter dem Schatten des Torpfeilers stand und mit einer leichten Bewegung, als wollte er nicht allzu auffällig werden, winkte.

Paracelsus folgte. Als sie den Blicken der Straße entzogen waren, wandte sich der kleine, hagere Pfaffe halb zurück, streifte den Arzt mit einem Blicke und drückte den Finger seiner Rechten gegen die Lippen, eilig an der Seitenwand des Kirchenschiffes weiterschreitend. Sie kamen durch eine kleine Pforte in die Sakristei. Dort richtete sich der Pfaffe auf, verzog die dicken Brauen, maß den Arzt fast warnend, wiederholte das Zeichen des Schweigens, und vom Munde weg mit einem leichten Schwung, der einer priesterlichen Geste glich, deutete sein Finger auf ein Tischchen, eigentlich auf einen offenen Beutel, während sich das rasierte Gesicht zutunlich glättete. Da aber Paracelsus unter dem Bogen des Pförtchens verharrte, kaum Neugierde, eher einen leichten Unmut verriet, glitt der Pfaffe an das Tischchen hinüber und warf den Beutel um, daß die Silbermünzen sich ergossen. Die Wirkung blieb aus. Der Geistliche kam mit hastigen Schritten näher, faßte des Arztes Hand und zog ihn vor eine Bank, über deren Sitz und Lehne eine Altardecke gebreitet lag. Die Bank stand im Dunkel. Schnellen Griffes riß der Pater die Decke von einem fast noch kindlichen Mädchen, dessen Gesicht weiß, leblos aus dem Schatten leuchtete. Paracelsus war zurückgetreten. Es mochte ihm ein Laut der Überraschung entschlüpft sein, vielleicht auch hatte sein Führer irgendein Zeichen gegeben, er hörte zwei Türen gehen, die beiden Türen der Sakristei. Und je ein stämmiger Pfaffe, unbewegten Gesichts, die Arme an die Brust gebogen, die Hände in den weiten Kuttenärmeln verborgen, stand nun vor jeder Tür.

Paracelsus musterte die drei langsam, sie hielten seinem Blicke ungern stand. Und er lachte zornig.

«Was vor ein Gugelfuhr, Patres! Lont üer Zeremoniam!»

Doch das junge, leblose Wesen da. Er deutete hastig und rief den Türstehern zu: «Nehmt uf, ins Licht!»

Die beiden schielten unsicher zu dem kleinen Geistlichen hinüber, um dessen Mund Überraschung und Verlegenheit kämpften. Aber ein Wink brachte sie in Bewegung, sie rückten die schwere, geschnitzte Bank unter das Fenster.

Über dem bunten Mieder und dem gefältelten Kittel waren unkundige Hände gewesen, er vermochte die Schnüre kaum zu lösen. Das Herz ging matt, der Puls war schwer zu finden, vom Atem kaum eine Spur, Gesicht und Hände kalt und feucht. Ohnmacht oder Betäubung? Die verknüpften Nesteln machten ihn stutzig. Er öffnete den kindlichweichen Mund, dessen Lippen unter einem leichten Ekel verzogen waren, strich mit dem Finger über die schlaffe Zunge und kostete.

Meconium. Sie hatten sich in der Dosis vergriffen. Laurbuben! Er stellte rasch seine Arzneitasche ab und öffnete sie. Camphora. Ein Wergbäuschchen unter die Nase. Und dann massierte er das übertäubte Herz mit raschen kurzen Stößen, bis der Puls sich hob.

Als sie die Augen öffnete und zu lallen begann, sprach er beruhigend auf sie ein und lagerte den Kopf höher.

Erhitzt richtete er sich auf. Seine Augen huschten über die Pfaffengesichter hin. Es war Hoflager zu Innsbruck. Hinter diesen versteinerten Larven mochte sich vielleicht nur die Schuld des Mitwissens verbergen. Er sagte leise: «Ein Trunk Wein!»

Die beiden Türsteher verschwanden, und den Wein brachte eine Nonne, über deren rosigem, fettem Gesichte das Spiel einer mildtätigen Besorgnis lag. Er gab Tartarus und etwas Vitriol zu und flößte der Benommenen den Trunk ein. Ein kräftiger Magen, ein junges Blut, die Wirkung geschah reichlich über die Marmorfliesen der Sakristei, fast vor die Füße des geistlichen Herren hin, der beunruhigt näher getreten war und dem Arzte zuflüsterte:

«Ihr reicht ein Vomitiv, Doktor? Weshalb ein Vomitiv? Das arme Kind ist im Beichtstuhle ohnmächtig geworden.»

Paracelsus fuhr noch mit dem Finger nach, um alle Reste des Opiates gründlich zu heben. Dann trocknete er seine Finger an dem Altartuche, das über der Banklehne hängen geblieben war. Er ging zu seiner Tasche, ordnete sie und verschnallte sie, mit einem kurzen Blicke streifte er den Geistlichen.

«Dies ist als ouch ein Bicht, confessio naturalis: do fährt der Tüfel us eim ohnschuldigen Magen, und die Absolutio liegt vor aller Ougen und Nasen, eim jedlichen ze sechen und ze schmecken.»

Des Pfaffen Mund und Brauen zogen sich zusammen, und die Wangen waren eingesogen, sie und die Stirne noch blässer als sonst, die Lider bis auf einen schmalen, glimmenden Spalt geschlossen.

«Ihr sullt dem armen Kind flißig nasse Tüchl uf die Stirn ton und kühl, flißig wechslen», sagte er der Nonne, die sich an den Kleidern des Mädchens zu schaffen machte.

Paracelsus schulterte seine Tasche. Der Pfaffe kam dicht heran, wies noch einmal auf den Beutel und führte noch einmal, etwas zögernd, den Finger an den Mund. Aber Paracelsus steckte die Hand in seinen Hosensack und klimperte mit den Münzen, die ihm an diesem Morgen in der Herrengasse zugekommen waren. Dann straffte er sich ein wenig.

«Theophrastus ab Hohenheim, Bombast, beider Arzeneien Doktor.»

Seine Lippen waren dünn und bewegten sich kaum, unter den hochgezogenen Brauen standen die Augen für eine kurze Weile ruhevoll, halb geöffnet. Und der geistliche Herr verneigte sich ein wenig, während der Arzt mit kurzen, festen Schritten die Sakristei verließ.

*

Er wußte, daß die Stadt am Inn für ihn vertan war, gerade als sie des Hoflagers wegen von fremden Herren und

Gsind summendvoll stand und einen Zulauf aus allen Teilen des Landes hatte. Sitzt die Armut auf, so mag einer durch Haufen Geldes waten, kein Pfennwert bleibt hängen. Es war Zeit, daß er Barschaft und Schuldigkeit wog und sich dabei zufrieden fand, seinen Mantel wieder zu haben. Allein, es lagen noch Kranke, die er angenommen hatte.

Und auch die kurze Heilfrist schien den Patres zu lange. Ein lächelndes, rundwangiges Pfäfflein brachte ihm, da er für hilfreiche Handlung an jenem armen Kinde, dem Schwäche und Ohnmacht zugestoßen waren, keinen Lidlohn nähme, ein hochgeweihtes Paternoster aus venezianischen Glasperlen und einen Brief in die Kammer der Witwe Kunspacherin ober der Steigen hinterm Roßmarkt und entfernte sich unter Segenswünschen, ohne daß Paracelsus zu Worte kommen konnte. Der Brief war dick gesiegelt, aber nicht pitschiert, er trug keine Anschrift. Und wesenlos sorgfältig waren seine Zeilen und Buchstaben, sorgfältig das Latein:

«Ruhm und Gehorsam ihr, der alleinseligmachenden Mutter voll der Gnaden, der ein Theophrastus ab Hohenheim, Doktor, nicht nur als Christ des Heiligen Sakramentes der Taufe halber zugeordnet ist und bleibt, sondern auch als Mensch und Mann, unter den Hoheitsrechten des gepriesenen, gnadenreichen Stiftes zu Maria Einsiedeln von seiner Mutter Ochsnerin her leibend und lebend, wo immer er sei.

Durch den hochwürdigen Prälaten des Heiligen Stuhles, Monsignore Keuschentaller, der die Geneigtheit hatte, etliche Tage in unsern Mauern zu weilen, ehe er seine Reise in die gepriesene Stadt weiter verfolgte, ist uns Kundschaft von Eurem heißen, nach Kenntnis um das Wesen der heiligen Dreifaltigkeit ringenden Herzen geworden, eine Kenntnis, deren Wege dem niederen menschlichen Verstande sinnverwirrend und äußerst gefährlich werden können, wenn der einzelne und vielleicht weniger geschulte Geist von den kanonischen Weisungen läßt, die viele heilige und selige Väter und Förderer der Kirche wie ein Leitseil den Händen der Gläubigen dargereicht haben und immer noch darreichen. Item Ihr habet

das flammende Verlangen Eures Herzens — an sich ein Verlangen, das auch das Ingenium der größten Heiligen beseelte — nicht in der Tiefe Eurer Brust verborgen, Ihr habt gelesen, Konventikel geführt und auch Schriften hinterlassen.

Weder Eifer noch Mut wird abzusprechen sein, zumal Ihr Euch der erwähnten Handlungen, ja Lehren, zu einer Zeit unterfinget, darin unsre gnadenvolle Mutter Kirche, der allein Ruhm und Gehorsam gehören, nach etlichen Jahren der Heimsuchung und Prüfung in junger, gottgewollter Entschlossenheit den ketzerischen Fallstricken des Teufels wirksam zu begegnen beginnt. Schon hebt der weltliche Arm sein Schwert und weiß mit dessen Schärfe zu treffen und zu vernichten, wo die Schädlichkeit der Irrlehren unverfroren ihr Haupt durch die Gassen trägt — dort aber, wo etwan eine neue Häresie den geilen Sproß aus dem Unkraute dieser Weltläufe zu heben wagt, ist dieser hochbewährte Arm bereit, mit flacher Klinge, unversehens und nebenher, zu vertilgen und zu vernichten. Denn Gott und die Heilige Jungfrau haben die Jahre der Heimsuchung und Prüfung nicht ohne Segen über das Haupt der gebenedeiten Mutter Kirche sinken lassen: nur so vermochte des Satans heimlich Tücke in hellen Flammen hervorzubrechen und der Gnadenreichen den Ort zu weisen, wo sie, kraft ihres Amtes, zu lösen und zu binden, an Statt der unmittelbaren göttlichen Gerechtigkeit zu walten hat.

Es ist bekannt, Theophrastus ab Hohenheim, Doktor, daß Ihr wenig Glück bei Disputationen habt und solche nicht liebt, ihnen darum kluger und bedachtsamer Weise ausweichet. Was also hättet Ihr vollends von einem Lande zu erhoffen, das es gar nicht erst auf Disputationen ankommen ließe, sondern am liebsten und besten strictissime handelt? Eure Kunst nährt auch anderswo.

Darum begleiten wir Eueren Weg, den Ihr schon morgen im Laufe des Tages aus den Mauern dieser Stadt irgendwohin nehmen werdet, mit wirksamen Segenswünschen der gnadenreichen Mutter Kirche, die allen, so willig und gehorsam sind, zu Frieden und Gedeihen auszuschlagen pflegen,

denen aber, die in des Widersachers Atem leben, zu Pest und Elend werden.

Ruhm und Gehorsam ihr allein!

Datum Inspruck die exaltationis sanctae crucis.»

Der Brief trug weiter keine Unterschrift, er bedurfte deren auch nicht.

Die exaltationis sanctae crucis! Ein zartes, fast kindliches Lächeln huschte über sein Gesicht. Wahrlich, selbst unter diesen Händen wurde das Kreuz, das sie aufrichteten und in die Schädelstätte pflanzten, nicht das kalte Kreuz. Sie meinten ihn zu treffen, mit flacher Klinge, nebenher. Und sie ahnten nicht, daß sie nur Luft fächelten.

Die Kranken noch! Etliche Rezepte und Weisungen waren zu geben, den Pflegern einzulernen, wie der bedrängten Natur Schritt für Schritt zu helfen sei. Und dann hielt ihn nichts mehr.

Ein vorzeitiger Herbst, der auch wenig verwöhnte Finger über dem Schreibwerke erstarren ließ, grau verhangen, wies ihm den Weg.

Und er war vogelfrei für jeden, der ihn jagen wollte, aber auch frei zu jeder Wahl. Noch lag die Straße offen, die über die Berge in die Sonne führte. Seine Stiefel waren frisch genagelt und gesohlt.

Brich des Elementes Haus!
Limbus Adae: Fleisch und Bein,
Läßt dich karg und zwingt dich klein.
Fließe aus und überaus!

Brich das Haus, dein Sternenhaus,
Laß die Flügel dir nicht sengen!
Aus des Firmamentes Fängen
Flammend fliegt dein Phönix aus.

Lohe du, im Weltenbrande,
Sturm, in Gottes Atemfluß,
Woge, noch von Schöpfungsguß,
Land, im unbegrenzten Lande,

Schließ dich auf und gieß dich aus!
Deine Welt muß überklingen,
Singen noch, wo Sein und Wesen
Nicht an Wort und Willen brandet
Und auf stetigbreiten Schwingen,
Raumgenesen, zeitgenesen,
Blühend aus der Matrix landet.
Stürz die Mauer, brich das Haus!

Jenseits des Brenners türmten sich die Felshänge zu beiden Seiten der Straße steiler, kühlten ihm Schatten zu, öffneten immer wieder das Tor der südlich heiteren Sonne. Und die Welle, der schäumende Knappe, schürfte den Tagbau, grub

die Straße, lachenden Gefälles. Baum- und Mattengrün, dem Wandertage entlang, sanftladend, stillgewillt, beständig und schweigsam, so schweigend, daß ein Herz den Drang des Blutes vergessen konnte. Sonst nur das lockende, harrende, neidlos enthuschende Getier, das Worte nicht kennt, die gierigen, eifervollen Worte, und Raum gibt und Raum findet. Kein Mensch daneben.

Es wurde still um ihn und gelassen. Während die Beine und Schultern ermüdeten — sie hatten ihn mit seiner geringen Habe einem tiefen Schlafe zugetragen und so die erste Nacht von Innsbruck her gesegnet — ruhte er auch im hellen Tageslichte der Wanderung, satten Auges und erquickten Ohres, als halte der Gott, der hinter der Welt schweigt, seinen drangvollen Mann und Knecht für eine Weile in den bunten Mantel selbsterlösten Lebens gehüllt und wie ein Kind gewiegt. Das Werk war verstummt, da ihn keines Körpers und keiner Seele Qual und Not anrief. Doch alle Welt in ihrem heimlichsten Leben wurde sein, denn sie besaß ihn nicht, wollte ihn nicht, wie die Natur nicht Gott will, sondern Gottes ist.

Wunschlos erlebte das Felstal, durch das Paracelsus schritt, sein hochgetürmtes, unerschüttertes Element und atmete dessen ernstes Wesen. Wunschlos fiel das rauschende Wasser, von jedem Stein gelenkt und jeden Stein bezwingend, und gab nur Ton und Schall eines Weges, nicht des eigenen Wesens Laut, während es verschäumte, aber sofort gestillt, friedsam, wo sich ein sanftes Bett bot, war sein Element bis in den kühlen Grund blaugrün erschlossen. Die Bäume, die Wiesenhänge und die duckenden Sträucher, soweit sein Auge sie umfing, alle sein in ihrem subtilsten Leben, das aus Licht und Boden harmlos und willenlos ein Selbstgenügen fand, in sich erfüllt von dem, was ihm zugemessen war, ein Leben, friedvoll gesättigt und nur ein Zeichen für den Teil des Elementes und Gestirnes, der aus ihm wirkte. Und jedes Tier in seiner Notdurft rein und friedlich. Floh eines das andre, kein Haß lag in der Flucht, bei aller Vorsicht und Scheu, kein Lauern und Bangen. Die Schuld fehlte, Sünde war nicht

da, ein Spiel nur, und konnte es ein Spiel um Leben und Tod sein: der böse Wille fehlte.

O Eremita, was baust du deine Klause nicht? Hier liegt Geröll, dort wächst ein mildes Moos, Schatten und Zweige, wohin dein Auge fällt.

Zu allem, allem hat Gott sein Fiat gesprochen, und es war da, es stand in sich, geschaffen, beschlossen. Nur zu dir hat Gott sein Fiat nicht gesagt. Das Geheimnis des letzten Schöpfungstages: Gott mußte das Element ergreifen, mit seinen Händen den Erdkloß formen, Gott mußte dem Element den eigenen Atem einhauchen, seinen wesentlich-wortlosen Atem. Zu allen Geschöpfen hat Gott gesprochen: es werde — vor dir allein hat er eingehalten mit dem Willenslaute: Lasset uns machen! Da war Fiat versiegt, denn der alte Bund des Elementes und des Gestirnes war eingefangen in seines Wesens Zirkel. Und er hauchte und gab den eigenen Atem, der grenzenlos ist, unbegriffen, unstillbar im Element und Gestirn und der ewigen Sehnsucht voll, sein Selbst zu schauen. Gott mußte den neuen Bund entzünden wie ein Feuer, den Bund des Sohnes, der unmittelbar ist und seiner selbst. Mikrokosmus, der den Makrokosmus eint, um über ihn hinaus in das Urewige zu wollen. O Eremita, in der Einsamkeit deiner Sinne, der du mußt allgemein sein in deinem Gemüt! Was Wunder, daß du deinen Brüdern nachhangest mit Haß und Liebe, mit Begierde und Gnade, denn du allein vermagst ihn nicht zu stillen, den Atem des sechsten Schöpfungstages in dir, du mußt eines Stammes und einer Art werden, und mußt Monarcha sein, das ist: Anheber. Wo aber lebt dein Vollbringer?

So ist dir inmitten des Gartens der Baum gepflanzt, in dessen Saft das Blut der Schlange fließt, und du hast von den Früchten des Baumes essen müssen: Gut und Böse. Eremita in der Klause deiner Worte und Sinne, Eremita in der Gemeinsamkeit deines Herzens! Eremita, was könnten dir Mauern einer Zelle sein, aus Geröll erbaut, darüber das blaugrüne Leben geflossen ist? Was sollte dir ein Bett aus

dürrem Moos, das einst in Saft und Kühle gegrünt hat? Und vermöchten die trockenen Äste eines Rindendaches dein treibendes Gemüt zu decken? Eremita, du führst deine Zelle mit dir, wie die Schnecke ihr Haus. Brich dein Haus, stirb dir selbst, nicht nur deinem Fleisch und Bein, dir selbst, auf daß du lebst und erfüllt seist!

Und während Paracelsus diese wundersame Fuga seines Lebens sang, in der alle Stimmen der sechs Schöpfungstage laut wurden, kam er der Bergstadt näher, wo er seinen und der andern Leute Adam aufzuerbauen gedachte, denn er war äußerst dürftig geworden an Leib und Gut, und er hatte in Dorf und Weiler gehört, wo man seine Art an der Arzneitasche erkannte, daß die Pest ihm voran ins Eisachtal gezogen war. Zu Sterzingen war sie dort eingebrochen.

Hinter Gossensatz holten ihn Menschen und Wagen ein, denn es wollte Abend werden. Er ließ sich gerne überholen. Wenn sich die Leute zurückwandten, sein Gesicht und den goldenen Schwertknauf sahen, boten sie ihm die Tageszeit, er aber ließ es zu keinem Gespräche kommen.

Vor Sterzingen stand ein rundgemauerter, dicker Bildstock, wo die Brennerstraße noch eine Welle schlug, seitab führte ein Fußweg zu einem Gehöft auf halber Bergeslehne. Die Stadt lag hinter der seichten Talbiegung verborgen. Paracelsus witterte sie nahe, und hätte er auch den bläulichgrauen Schmauch nicht gesehen, er hätte sie gefühlt wie ein versteckes Lebewesen, das in die ahnende Sphäre eines Menschen taucht. Vor jeder neuen Stadt schlug ihm das Herz wie einem gewitzten Spieler, der seinen guten Einsatz gefährdet weiß, und doch vor jeder neuen Stadt ergriff ihn die Lust zum Spiele. So bog er noch einmal aus und kletterte den Fußsteig bergan, um das verborgene Wesen zu sehen.

Das erste war ein schlankes Reitertürmlein am Ende seines langgestreckten, graubeschindelten Firstes, der breit wie ein Riegel durch das auftauchende Dächergewimmel geschoben war. Und dann trat ein hoher Steinturm mit steilem Treppen-

giebel vor, mitten in der Stadt. Noch ein Stück südwärts einem steinigen Rain entlang, und das Nest lag unter ihm: zwei enggeschmiegte Häuserschwärme, dort, wo der Steinturm stand, durch eine Binnenmauer getrennt. Vor den Mauern aber gegen Mittag bei einem großen Hofe, in das flachgeweitete Tal vorgeschoben, die breite, hochbedachte Kirche, an deren Turm sich das ganze Talgefüge friedfertig zu sammeln schien. Die Turmkugel stand noch im Lichte. Hinter ihr trieb ein schattender Bergzug und kreuzte das Tal, das offen gegen Süden stand.

Er wußte nun, daß hier, wo leichte, schleiernde Dünste die Ferne ermatteten, auf einem hochgestauten Moorboden dasselbe harte Sauergras wuchs, das seine Füße im Hochtale der Sihl, als er ein Knäblein war, zuweilen blutig geritzt hatte. So lebte die Stadt nicht vom eigenen Boden. Fremdes Korn wurde in ihren Mühlen zu Mehl, fremdes Flachs- und Wollengewebe kleidete die Bürger. Und von fremdem Brote und in fremdem Kleide lebt der Geist, der das Leben zur Ware macht. Da lernen die Menschen fremde Gedanken reden, als wären sie aus dem eigenen Kopfe gewachsen und selbst erfahren. Tausch wird ihnen alles, Tausch werden sie, ohne es zu merken. Konnte er einen unter den Geschäftigen dieser Stadt erhoffen, der seiner selbst und eigen wäre?

Paracelsus saß noch eine Weile auf einem Steine, der graugrün von Flechten überzogen war, und sah in die neue Stadt nieder. Bald aber mahnte das Geläute. Und er zog zu Sterzingen ein, des Spiels gewohnt, eines stillgefaßten Mutes.

*

Stadt um Stadt, Region um Region. Das Fähnlein hatte sich gewendet. Paracelsus war, von Sterzingen noch zu unfreundlichem Auszuge genötigt, in Meran zu Ehren und gutem Gelde gekommen. Und weiter: der Fürstabt Russinger hatte ihn nach Pfäffers berufen, ein Libell über das Bad zu schreiben und ihm selber Heilung zu bringen. Der Arm des Kirchherren reichte weit, Innsbruck und er hatten Fühlung. Die königliche

Kammer beschied, daß Seine Majestät Ferdinandus die Dedikation einer Wundarznei zu Gnaden nehmen werde. Das evangelische Nürnberg hatte sie verschmäht.

Und Paracelsus war wieder an die deutschen Druckerstätten bergab gezogen. In Ulm hatte er der Offizin des Hans Varnier, der sein chirurgisches Hauptwerk zu verpfuschen drohte, den Drucksatz umgestoßen und war mit dem Manuskripte nach Augsburg durchgegangen. Dort lebte, ein Physikus der Stadt, der Arznei Doktor Wolfgang Thalhauser, mit dem er an der Universität Ferrara des berühmten Leoniceno und Manardo von allem barbarischen Latein purgierten Galen gehört hatte.

Ein großes Sterben war jüngst auf der goldschweren Reichsstadt gelegen, und die Ärzte standen noch in Ansehen. Paracelsus ritt auf einer Fuchsstute durch das Schwibbogentor ein. Sein Wams war damasten, mit Marder ausgenäht, und er trug samtene Hosen. Hinter ihm trieben zwei Knechte auf ihren Maultieren die Fahrnis nach. Über dem Bauche spannte sich ihm eine pralle Geldkatze, und die Türen der Herbergen standen weit offen. Alle Sorglichkeiten der Doktoren und Meister hatte der Jugendgenosse Thalhauser gestillt. Allein Paracelsus wußte, daß ihm nur eine Gastfrist gewährt sei. Sie brachten ihm alle Freundlichkeit entgegen, die Tage und Wochen abzählt, auf den Termin gesetzt ist, und verkniffen unter günstigen Mienen, daß der berühmte Mann von den Häusern der Fugger, der Imhof, Rem, Ilsung, Rechlinger und anderer Geschlechter begehrt wurde, also auch bei den geringeren Bürgern, die auf sich hielten, zu Konsilien gelangte. Man übersah es, daß eines Fremden Taschen trotz merklichem Aufwand täglich voller wurden. Aber je glatter, desto schneller. Man hatte acht, daß die Offizin des Heinrich Stayner eifrig am Werke blieb. Paracelsus fand sich gefördert, so hoch er immer nur wünschen konnte. In zwei Monaten waren die beiden Bücher der Wundarznei gesetzt und gedruckt, zugleich auch eine Prognostikation auf vierunddreißig Jahr zukünftig, die deutsch und lateinisch ans Licht kam. Er wurde zu Gast geladen, ein Schwarm von Schülern begleitete ihn,

die Fuggersche Kanzlei erholte seinen Rat, denn ihr war wohlbekannt, daß der bergerfahrene Mann wachen Auges ganz Europa durchzogen hatte. Und über alledem: ihm war das Wort wiedergegeben, darum er noch in Beratzhausen bitter gelitten hatte. Und doch fiel ihm alles nicht herzbewegender zu als ein lachender Himmel nach Regen. Wer aber des Wanderns gewohnt ist, der weiß seinen Sturm und Schauer zu nehmen. War er dem steten Drange und Kampfe so tief anheimgegeben, daß ihn die heitere augsburger Sonne fast erschlaffte? Vielleicht auch waren die Brücken, die Thalhauser und er in die Jugend zurückschlugen, allzu ungleich geworden, so daß er ahnungsvoll seine Prädestinaz erwog. Was konnte ihm noch zugemessen sein?

Paracelsus hatte das erste Buch der Wundarznei mit einem Briefe an den Jugendgenossen eröffnet und auch die Antwort des hochgeachteten Mannes in den Satz getan. Beide wiesen auf das Unvermögen der Ärzte vor der Kunst der Chirurgie, und Thalhauser beteuerte, sich freimütig zur Kundschaft dessen zu erbieten, daß der hochberühmte, vielerfahrene Herr Theophrastus von Hohenheim als erster begonnen habe, das henkerische Martern der Chirurgen anzutasten: «Euch, als einen zu solchem nützlichen Handel von Gott erwählet, billigs Lob verjähen und geneigtesten günstigen Willen erzeigen...» schrieb der Physikus von Augsburg, allein — als griffe er doch nach einer Stütze, die seinem Freimute beglaubigten Halt bieten sollte — er wies zugleich auf den teuren, lobwürdigen Johannes Manardus von Ferrar hin, der schon um gemeinen Nutz der Arzenei halben sich bemühte, die Irrtumb auszureuten. Und man wußte zu Augsburg, daß er und der hochberühmte Fremde Schüler des Manardus gewesen waren. Nur war des Italieners Kampf ein Kampf gegen verderbtes Latein und Irrtum gewesen, der aus den verschweinten Texten geflossen war. Des Paracelsus Strauß aber ging um eine neue Kunst aus dem Lichte der Natur gegen allen Irrtum, auch den der textgereinigten Autoritäten. Thalhauser bekannte sich zu ihm und hatte seinem Werke, wie es kaum ein anderer

getan hätte, trefflich in die Wiege geholfen, und doch verleugnete er des fahrenden Freundes, der heute eine Fuchsstute ritt, Sammethosen antrug, morgen aber kaum in Elendherbergen unterkam, wahre Monarchie. Er verleugnete sie, mußte sie verleugnen, denn er war einmal mit ihm gleich und gleich gewesen, in Tübingen, in Ferrar. Nichts kommt den Geistmenschen härter an, als den Genossen über das eigene Maß hinausgewachsen zu sehen.

An dem Tage, da Paracelsus dem Freunde sein Werk gebracht hatte, saßen sie im stillsten Winkel einer Wirtschaft hinter dem Perlach, die ein berühmter Koch und Kellner führte. Paracelsus hatte ein Edelmannsessen bestellt und hatte die besten Weine herauszulocken verstanden. Sie waren beide Kenner eines Bissens und Trunks.

Von dem verschwiegenen Gelage waren ihre Köpfe gerötet und die Augen satt und blank. Paracelsus floß von seines Lebens jagendem Umtriebe bitterschäumend und polternd über, und der seßhafte Thalhauser — leicht vorgebeugt, mit einem Arme auf den Tisch gelehnt, etwas abgewandt und nur von Zeit zu Zeit aus seinem Glase saugend — wurde stiller und stiller. Bald hörte er nur mehr mit halbem Ohre hin, ein duselndes Lächeln umspielte seinen Mund, Behagen sank ihm in die schmächtigen Glieder. Wie war das liebe Leben sonst friedsam eingetan! Laß schütten, laß trommeln! Mochten die Butzen vom Hagel klappern, der irgendeinem draußen das Fell gerbte! Freundlich knackte das braune Getäfel der Zimmerwand zu eines Buches höflichem Satzgefüge, das den Herrn Physikus für eine Stunde auf sanften Kissen der Gelehrsamkeit trug, und die warmen geräumigen Kacheln von der Ecke her taten wohl. Es gab ja etlichen Hader und Ärger hie und da, ein wenig Neid auch, ein bißchen Scheelsucht, einen Brocken Dummheit, der widerspenstig durch den Schlund drückte, aber gemeinhin ging man gemächlichen Schrittes durch heimische Gassen, trat in ansehnliche Häuser, gebeten, geehrt, auch von Hochmögenden vertraulich aufgenommen, und konnte es sich leisten, auf Mangel an Kunst und Geschick

der andern gelassen herabzusehen. Konnte auch einen Mann, dessen Ruhm flackernde Schatten warf, mit Freimut empfangen und fördern, wo andere um ihren Ruf hätten bedacht sein müssen. Im übrigen waren die Wachteln dieses Abends köstlich gewesen und die Forellen auf der Zunge zerfallen, dazu ein Reinval und jetzt der Muskatell-Malvasier. Ein Bissen Marzipan hob die edle Würze.

Paracelsus rumorte inzwischen in der Alchimie.

«... so von der Arznei tund, das nit Arznei ist ... jetzund sehend, was Alchimia vor ein Kunst sei ... das Unnütz vom Nützlichen tun und bringen das in sin letzt Materiam und Wesen ...» Er schnipfte mit dem Finger und hielt den Zeiger hoch. «Experientia! Ganget hin, suechet, leset im Buoch der Nature! ... Was tund ihr, Bankritter, Hosenwetzer, Birenbrater ... stecket üre Nasen immerhin in die papieren Welt und kloubet Buochstaben! Sänd in Pergament bunden!» Er kicherte in sich hinein. «Tintenbüecher, so kein Kunst inn haben, allein Sudelns und Kudelns durcheinander. Machend alsdann den Schwaderlappen, daß die Säu lieber Dreck fressen, dann ihr Gekochs! Und darum, daß sollich Schwaderlappen, so die Säu nit mögen, nichts sulln», er schlug auf den Tisch, «darumb ist Alchimia von Gott gesatzt! Ei schau, wie ein hübsch Kunst in den Tintenbüechern steckt und in den erdicht'ten Arzten. Sollich ein Bladerwerk, das ist ihr Kunst.»

Fast traurig sank die Stimme des Paracelsus in sich zusammen. Und Thalhauser lächelte verschmitzt, er nickte leise und streckte die Beine. Gut, gut. Welch ein Eifer! Wie er die Backen vollblies, als hätte er Kraut und Ruben zu derben Klößen gegessen und suche seines Magens Schwere zu lockern. Der wußte nichts mehr von dem köstlichen Nußgeschmack der Forellen, von dem subtilen Fleischarom der fetten, knusprigen Wachteln. Der schluckte den Malvasier, als schlappe er Röhrenwasser. Ein melancholischer Phantast. Red weiter, vomier dein Herz!

Die beiden Unschlittkerzen schwalchten und tränten, Thalhauser tappte nach der Schere und schneuzte sie glücklich nach einigen Versuchen, die er selber beschmunzelte.

Da hielt Paracelsus plötzlich mitten im Gedankenzuge ein. Beider Männer Augen ruhten starr ineinander. Thalhauser ließ den Arm mit der Putzschere auf die Tischplatte fallen, daß es klirrte, aber sie zuckten beide nicht mit den Wimpern, Auge in Auge.

«Thalhuser, Thälhüserli», quarrte die Stimme heiser herüber, «was hastu wellen mit dem Manardo? Was sull derselb Manardus neben mir? — Thalhuser, dine Jahre sänd kurz gewest und mine lang, lang ... ich han ein zehenfachs Leben gelebt unde du eins alleinig. Du hast din Frieden unter den Einlebigen. — Thalhuser, was muoß ein Mensch ton, der zehen Leben hat hinter ihm? Er muoß in die nüe Region und in die ferner und wieder in die ferner — ad ultimam regionem! Was sull ein Methusalem des Lebens ünter den Einlebigen? Er muoß hindurch durch das Leben der Einlebigen. Was willtu mit dem Manardo, dinem Lehrmeister zu Ferrar, neben mir? Derselb ist vor dich von gestern her, und din Weg führet zuo ihm ein Dutzend Schritt, als über die Straß, nit weiter. Vor mich ist er hündert Jahr und meh gestorben. Und langest du us deme Fenster in den Luft der Nacht, du künntist Ferrar noch greifen mit dinen Händen, so nahe: den Kortilpalas ... den Rigobellturn. — Mir ist das längost versunken. Wann ists gewest? An hündert Jahr und meh ...»

Er lachte gläsern, trüb und fern. Und Thalhauser, der während dieser seltsamen Rede in den Augen des Paracelsus gelegen war, so daß er kaum zu atmen wagte, fiel ab wie ein schwerer Tropfen. Er versuchte auch zu lachen, aber er brachte es nur zu einer zuckenden Bewegung der Lippen und flüsterte vor sich hin:

«... optime, optime, optime ...»

Der Wirt, der seine Kunst reifen sah, brachte ein sauerduftendes Gericht. Es waren Früchte, die in gezuckertem Essig mit Nägelein und Zimt gekocht waren und in Eis gekühlt aufgetragen wurden, daß die Zinnschüssel betaut schimmerte. Davon aßen sie nun schweigend und weckten den schlummernden Geschmack für einen Sekt, der ihnen als letzte Gaumenfreude vorbehalten war.

Er wußte noch einen am Wege, den er nicht vergessen konnte. Da ihn der Erbmarschall von Böhmen, Johannes von Leipnik, nach dem mährischen Kromau ans Krankenbett berief, nahm er die Fahrt donauabwärts nach Linz, hier und dort von Kranken, in Passau von eigener Leibesbeschwer aufgehalten, so daß ein Jahr neu ergrünte, als ihn der Gaul von Linz durch das sanftbewegte Land nach Eferdingen trug, jenem geneigten Manne zu.

Das Geläute des Ostertages verschwebte aus der hellen Gasse in die Lenzbläue. Auf dem Hofe der Herberge standen gesattelte Pferde mit nachgelassenen Gurten an ihren Krippen, und draußen vor den Bretterbuden des Marktes, farbenlustig wie der ausgebreitete Kram, ermunterte den Ausschauenden, dem noch die Steifheit des Morgenrittes in den Knien saß, ein regsames Gedränge, Stadt- und Landvolk, das, seiner täglichen Sorge entbunden, dem Zufalle freundlicher Begegnung hingegeben war, im Bewußtsein eines gediegenen Feierkleides behäbig. Weitaufgebreitet standen die Torflügel der Kirche, und durch sie hallte, von einigen Instrumenten begleitet, die mehrstimmige Vokalmusik. Allein, die Leute schienen dem Hochamte Gesang, Feierlichkeit und den, im winterlichen Gemäuer erkalteten, Weihrauchduft zu lassen, sie hatten sich beim Läuten der Glocken vor der Kirche gesammelt und blieben unter dem heiterdurchsonnten Himmel.

Paracelsus trat in den großen, kühlen Bau ein, um Herrn Hansen vom Brandt, den Kirchherren von Eferdingen, zu finden. Das Schiff lag leer, im Chore knieten und standen etliche Reihen kaum so dicht, daß die zelebrierende Geistlichkeit

vor dem behutsamen Besucher verdeckt worden wäre. Er schlich seitlich näher und erkannte in dem wohlbeleibten, mäßig großen Manne, der, von Kaplan, Frühmetter und zwei Mesnern umgeben, das Hochamt las, den Freund. Über ein Dutzend Jahre waren seit jenem vertraulichen Regentage vergangen.

Der Kirchherr wandte sich langsam der Gemeinde zu, breitete die Hände. Sein Gesicht schien voller geworden, die stark aufgeworfenen, beinahe wülstigen Lippen öffneten sich nur träge, und die schweren Lider über den vorgewölbten Augäpfeln blieben gesenkt, das Haar — ergraut, aber immer noch dicht — fiel zu beiden Seiten der Wangen über die Ohren bis an den Hals nieder, wo es rund um den Kopf gleichgeschnitten war. Er trug ein weißsamtenes, goldgesticktes Meßgewand.

Ein warmes Lächeln huschte über das Gesicht des Paracelsus, und er verließ, lautlos und unbemerkt, das Chor. Er wollte zunächst auf sein Quartier: ruhen und etwas genießen, um dem Kirchherren nicht unversehens in Küche und Keller zu fallen. Aber während er aß, stellten sich die Gedanken wieder ein, die ihn auf seinem Ritte von Linz herüber begleitet hatten. Er schrieb an einem Buche über tartarische Krankheiten, Sand- und Steinleiden, vielleicht deshalb, weil ihn die eigene Galle gequält hatte, als er schmerzliche Winterwochen zu Passau lag. Und es blieb nicht bei einem aufgenommenen Gedankenspiele. Er beendete den Imbiß schnell. Es belästigte ihn der schwirrend volle, wirbelnde Gastraum. In seiner Kammer schrieb er lange, und als der Impuls ausgestaltet und verebbt war, wies das Zeigerwerk des eferdinger Turmes eine Stunde, in der er nicht mehr zu fürchten brauchte, einen Festtisch zu überrumpeln.

Man führte ihn auf dem Pfarrhofe vor eine Tür, er pochte, trat ein. Herr Hans vom Brandt saß unter dem Fenster und hatte gelesen. Er starrte den Besucher tief erschrocken, fast entgeistert an. Paracelsus stutzte. Der Kirchherr war todblaß geworden, mühsam erhob er sich, stand einen Augenblick regungslos, und dann streckte er die Hand vor, beide mittleren

Finger aneinandergepreßt, den kleinen Finger abgespreizt, Zeiger und Daumen zu einem Ring geschlossen, so daß sich ihre Spitzen berührten. Und die Hand bebte.

Paracelsus erkannte die Geste, er trat einen Schritt näher und hob beruhigend die Arme.

«Alle gueten Geist zu Gottes Lob und Preis», flüsterte der Kirchherr, «Jesus, Maria und Josef stehend mir bei, so seid Ihrs, Fleisch und Blut, von Hohenheim, oder etwan ...»

Er schlug ein Kreuz.

«Der bin ich und leiblich, Ehrwürdig. Seid Ihr us so schwerem Bsinnen ufgerottlet, daß Ihr ein anders meinet?»

Da kam ihm der vom Brandt feierlich entgegen und umfing seine Hand mit beiden Händen, drückte sie mehrmals und führte ihn an die Fensterbank, gab die Hand nicht frei. Sie saßen eine Zeitlang schweigend nebeneinander. Paracelsus ließ den Hochatmenden Sammlung finden.

«Da ich auf diesen Morgen die Meß gelesen und mich zum andern Mal gen die Tabern kehret umb von der Gmein, ist mir auf dem vergüldten Türl Euer Kopf erscheinen, nit leiblich, gleich eim Bildnus, allein nit glatzet, sundern an Haupthaar wohlbestellt und umb etlichs fülliger, dann Ihr jetzund seid.» Er suchte noch nach Worten. «Ich han die Jahr her — es ist etlich ein Läng — von Euch ghört. Erstlich durch Herrn Paulsen Stadler, Dumbherr zu Salzburg, mein Freund, und hinwiederumb aus Straßburg, da ist der Leopold Taferner auf ein Zeit gewest, item aus Nürnberg. Was ist Euer Nam weit worden und fruchtbar über deutschem Land! Als auch ohnlängst von denen zu Innsbruck ghört. Euer gleichwohl allweg in Freundschaft gedenket, so wunderlich fast unterweilen die Red ist gangen. Niemalen so oft Euch zugewandt im Sinne, dann in vergangner Winterszeit. Und fürgestern Euch hoch erwünschet, dann es liegt mir ein Liebes krank hie, und die Arzt wissend nit. — Indem ich auf diesen Morgen mich wieder zum Cibori 'kehrt auf dem Altar und mir Euer Haupt ist erscheinen, müßt mir sein, als hätt mir Gott den Arzet angezeigt. Als han ich mich bsunnen, wie ich Euch

möcht erreichen in gschickter Eil. Nu sitzend Ihr hie, und ich halt Euer Händ . . .»

Paracelsus senkte den Kopf. Der Kirchherr wußte nicht, daß er für eine kurze Weile im Chor gestanden war. Es mochte sein, daß ihn Brandt während der heiligen Handlung mit halbem Blicke gestreift, aber seiner nicht wissend geworden war, nur darum schon, weil er ihn nicht gewärtigte, wiewohl er ihn herbeigewünscht hatte. Und aus dem gleichsam unempfangenen Bilde der leiblichen Augen mochte die Imagination erwachsen sein, die alle Züge des Erinnerungsbildes trug. Aber es blieb seltsam und bewegte den grübelnden Arzt: der vom Brandt hatte diesen Winter hin öfter seiner gedacht, als er schon auf dem Wege nach Eferdingen war, und vorvergangenen Tags, da ihn der Kirchherr herbeigewünscht, hatte er den letzten Ritt auf Linz zu getan. Sie waren, einander ahnend, begegnet. Der geheimnisvolle Schauder faßte auch Paracelsus. Wundersam der Wirklichkeit entrückt, saßen die beiden Männer. Nach einem langen Schweigen fiel es trocken, daß er selbst aufhorchte, von den Lippen Theophrasts von Hohenheim:

«Ich will uf Kromau, dohin ich von dem Erbmarschalk bin beruoft sider verwichner Herbestzit. Sider und ouch ich Üer zum Dickermal gedacht, und was ein Verlangen in mir, Üch hoimzesuochen, Herr Doktor. So dunket es mir zwiefach gschickt, daß es uf ein Zit möchti beschechen, do ich Üch nit allein künnt sehen, sundern glichermaßen dienstlich sin.»

Mit augenfällig ungewohnter, tappender Belebtheit richtete sich der Kirchherr auf, tat einige Schritte in das Zimmer, winkte mit den Armen, schüttelte den Kopf, blieb dann mit geneigter Stirn zu seinem Gast gewandt stehen und sammelte die Fingerspitzen seiner Rechten vor dem Munde. Sein Gesicht war jetzt gerötet und erhellt.

«Man spricht mannigerlei dem Paracelso nach», brach es aus ihm. «Wunderlichs gnug. Daß Ihr ein Magus seiet, wohlan, ich hans zur Stund erfahrn, und schlotternd mir fast die Knie. Allein, Euer Aug», und hier stockte er, wurde

ernst und leiser, «wiewohl eins Lebens voll, das nit jedermanns ist, hat noch den frummen Schein in der Tiefen.»

Er breitete ihm beide Hände entgegen und kam auf ihn zu.

«Paracelsus, Magus, verzeihet mir, daß ich Euch nit nach Gebühr und schier wie einen bösen Geist hab empfangen. Seid also willkummen!»

Da wurde auch des vielgewandten, umgetriebnen Mannes Gemüt weit. Und die beiden Männer umarmten einander wie Brüder.

«Ein schlechter Hauswirt, der Brandt zu Eferdingen! Gstieflet und gspornt, als ich seh! Wo steht der Gaul?»

«Ich han min Logiment ze Linz und ein Knecht daselb bi dem Guet, ouch krank Lüt angenommen für ein paar Täg. Als gedacht ich, diese Nacht hie ze bleiben und nit meh, stellet das Roß drüben ein.»

Der Kirchherr winkte lebhaft ab und eilte ohneweiteres zur Tür, rief in den hallenden Gang hinaus; da aber keine Antwort kam, ging er, um nach dem Rechten zu sehen, und ließ die Tür angelweit offen.

Paracelsus lauschte, von dem seltsamen Empfange bewegt, in das Haus, durch das die freudige Stimme klang. Ihm war, als löse sich sein Leibwesen, das ihn sonst wie eine wehrhafte, schutz- und trutzbereite Mauer umhegte und selbstbefangen hielt. Es löste sich wie in einem Bade und tiefer noch wie in jenen geheimnisvollen Minuten, darin Mensch und Welt zu Schlaf sinkt. Er lehnte den Kopf an das Wandkissen zurück, schmiegte sich in die Bankecke und schloß die Augen. Eine lächelnde Müdigkeit schimmerte aus dem faltigen, frühgealterten Gesichte des Peregrinus, und er wäre beinahe eingeschlafen. Die hallenden Schritte des Kirchherren ermunterten ihn.

Pferd, Sattel und seine Taschen, die er nie zurückließ, denn er kannte den Fürwitz und die Untreue seiner Knechte, wurden eingeholt, bald stand ein wohlbesetzter Tisch vor den beiden Männern, und Paracelsus ließ sich die gute Stunde gefallen, während der Kirchherr, an dem aufgetanen, sprudelnden Geist

seines Gastes froh gesammelt, nur hie und da unterbrach, um zu Speise und Wein zu nötigen.

Bald aber drängte Paracelsus selbst, und Brandt führte ihn zu des Peter Parzners Hausfrau, deren Kinder sich vertraulich an den Kirchherren hingen. Die Frau und die Kinder zeigten dieselben vollen Lippen und dieselben breiten Züge.

Paracelsus erkannte, daß eine tiefsitzende häutige Bräune das junge Weib in Fieberhitzen auf das Lager geworfen hatte. Er ordnete die Trennung von den Kindern an, um Kontagion zu verhüten, und mischte eine Flüssigkeit, die er mit einer stumpfgeschnittenen Federfahne in den Hals der Kranken pinselte. Er bereitete auch ein Gurgelwasser, ordnete ein schweißtreibendes Hausmittel an und versprach, am nächsten Tage wiederzukommen, er hoffe, das Übel bereits in seinem Sitze gelöst zu finden.

«Ich hab in Dänemarken, do es gen die feste Stadt Stockholma ging und ich ein Medicus des Regiments gewest, ein Ort gsehn», meinte er auf dem Rückwege, «do sänd die Lüt daran gelegen in jedem Hus, Alt und Jung, und war ein groß Sterben. Jedannocht mannigeim geholfen, der wohl noch heunt sin Leben darvon hat. Ihr müget sin unbesorgt. In zween Tägen so ist die Frau vom Fieber fri.»

Sie blieben den Tagesrest im chimischen Keller der Pfarre. Der weißhaarige Frühmetter, Christof Püchler, war mit ihnen. Kirchherr und Kunstgenosse brachten etliche Versuche, die ihnen bedeutsam schienen, nach ihren Aufzeichnungen vor den berühmten Gast. Und was sie auch sagten und von ihren Präparaten herbeitrugen, es geschah mit so hingebungsvollem Eifer und einer fast ehrfürchtigen Lernfreudigkeit, daß Paracelsus seit langem wieder das Glück empfand, unangefochten von Neid und Gier der andern, aus reichem Herzen und frohem Geiste schenken zu können. An einem kurzen Experimente, bei geschäftig zugerüsteten Feuern, erwies er ihnen, daß ein Prozeß, der sie zu kühnen Vermutungen verleitet hatte, dadurch ins Stocken geraten war, weil der Grad des Feuers beim Ausgange der Fixation, die der Exaltatio vorläuft, ver-

fehlt worden war, und als er ihnen vollends zeigte, daß der Prozeß, richtig gefördert, ein wohlbekanntes Ergebnis brächte, lächelten sie beide freimütig und voll dankbarer Anerkennung. Sie wiesen in einem Bande des großen Glossarium cum Concordantiis eine Stelle, die auf ihren Versuch Bezug hatte und offenbar einen Irrtum enthielt, und korrigierten nach seinen Weisungen. Die große, heiligende Liebe einer Kunst schuf den drei Männern glückliche Stunden. Es wurde spät, und sie griffen nur mehr nach einem raschen Trunk und Bissen, ehe sie sich trennten.

So ruhte er in einem duftigreinen, geräumigen Himmelbette. Er hatte die Gardinen offen gelassen. Die durchlichtete Nacht füllte das Zimmer mit einem friedvollen Dämmern. Er genoß den Segen dieses Tages nach und war so dankerfüllt, daß er nicht schlafen konnte. Als werde er von sanfter, schaukelnder Wolkenfülle getragen. Pulswelle auf Pulswelle: sein belauschtes Herz.

Da fühlte er, wie das glückhafte Lächeln auf seinem Gesichte stand, es erstarrte ihm zu einer Maske und fiel von ihm ab. Seine Pulse jagten auf.

Weshalb hatte er davon geschwiegen, daß er am Morgen schon gekommen und in der Kirche gewesen war? Konnte das magische Band, das Mensch an Menschen schloß, das ihn hatte seinen Weg über Linz nehmen und den Freund in langen, schweigenden Jahren immer wieder hatte seiner gedenken lassen, nicht geheimnisvoll genug sein?

Und er wußte, daß er auch ferner schweigen werde, mit einer ängstlichen Untreue, als fürchte er, durch das ernüchternde Wort ein seltenes Glück zu stören, das ihm die freudige Erschlossenheit eines wunderberührten, reinen Herzens gewährte.

Er seufzte tief.

Peregrinus, Fremdling, eilenden Fußes nimm auch den Unschuldslaut der Quelle, die deinen Durst stillt, mit dir, nimm auch Duft und Fächeln des Baumes, in dessen Schatten du geruht hast, mit dir, nimm, stiehl dir den fürchtigen

Glauben einer Menschenseele, die dich eine Stunde in Frieden gewiegt hat! An fremden Feuern mußt du deine eigene Flamme nähren, denn sie brennt über dich hinaus. Gleich einem Diebe in der Nacht schleichst du dem Glück nach.

Und dennoch fühlte Paracelsus keine Reue. War das Lächeln von seinem Gesichte geglitten, so war er selber doch wie der kalte Guß aus Wolkenhöhen in sein eigenes steiniges Rinnsal zurückgestürzt, wieder seiner selbst geworden. Das brachte ihm den Schlaf.

Als sie des andern Morgens an den Hinzenberg gingen, um nach der Arbeit in dem Weingärtl zu sehen, war auch die Brust des Kirchherren von schwellendem Verlangen voll. Er pries das Leben des Freundes, der seine Schwingen breiten konnte, wohin das kunsterfüllte Gemüt trieb, ganz Europa mochte er sein eigen nennen.

«Ihr hänt recht», meinte Paracelsus trocken, «die Kunst hat kein Statt nit und treibet ein umb. Allein, der Mensch suocht ein Statt. Es zehrt am Leben, so einer muoß dessen gewohnt werdin, daß sine Hoimat überall und nindert leit. Ihn geruhigt kein Hus, kein Tal, und er muoß des Hüngers schweigen lernen, der umb ander Lüt Gemüet anstehet, daß ihm ein Hilf und Frieden werd, wider das eigen Herz. Ich künnt nindert meh sin, noch bleiben. Ehbevor hab ich gemeint, die Lüt wellend nit, do ich viel Widerpart und Schmach erfahrn. Das ist nit. Es leit an mir, der ich bin einer Kunst, das ist des schaffenden Gottes ein Knecht, do ich muoß Anfang sin und Monarcha. Die nach mir kummen und us mir sänd, min Oug wird sie nit sehen. — Soll keiner darnach hangen, dann es ist keins Willens Ziel und kann nit ergriffen werden wie ein Stück Brots oder ein Becher Weins. Ist einer so gar der Kunst und intan, er broucht nit zu begehrn die Fern und die Weiten und den Weg und das Elend. Dann er hats in ihm.»

Darnach schwiegen sie beide lang.

Dem Kirchherren war auch zugetragen worden, daß Para-

celsus unter den Gottsuchern gelebt und gelehrt hatte. Das neue Glaubenswesen bedrängte Hans vom Brandt, er mußte fürchten, daß es in Eferdingen mit Kirche und Glauben nicht anders gehen werde als irgend sonst in deutschem Land. Die Gemeinde zerrann ihm unter den Augen. Er hätte gerne darüber Wort und Aufschluß gefunden. Nun aber schwieg er, und er wußte, daß er darüber schweigen werde. Wie ein Siegel legte sich die Rede des Freundes auf seinen Mund.

Noch am selben Tage wußten sie, daß des Peter Parzner Hausfrau ärztlicher Hilfe nicht mehr bedürfe, und gegen Abend trieb es Paracelsus zu den Kranken nach Linz.

Der Kirchherr ließ den Schimmel vorausführen. Sie gingen ein Stück Wegs gegen das Donaukloster Wilhering miteinander. Auf der Höhe einer Straßenwelle, von der man den Turm der Eferdinger Kirche noch sah, wartete der Knecht. Er war nicht dorthin bestellt, und doch schien beiden Zeit und Art gerecht. Ihre Hände und Blicke wuchsen ineinander. Da der Knecht den Sattelgurt anzog und mit den Bügeln klapperte, fanden sie auch ein Wort, einen Segen, Dank und Gruß.

Er saß auf und ritt im Schritt davon. Nach einer Weile sah er sich um. Hans vom Brandt stand noch auf der Höhe. Sie winkten. Dann gab er die Sporen.

Paracelsus kam von Sankt Veit her dem Ossiacher See entlang, und als er gegen Abend den schattenden Bergstock des Dobratsch über der villacher Alp sah, hämmerte es vor Schmerz und Freude in seiner Brust. Er wußte seit Sankt Veit, daß er den Vater nicht mehr finden werde.

Er ritt über die Draubrücke und nahm die Zügel straffer, als müsse er das Pferd vor den ausgefahrenen Pfosten hüten.

Das untere Tor — die untere Maut — und er wurde über den langgestreckten Marktplatz getragen, der einer breiten, leicht ansteigenden Straße glich. Er ließ die Zügel fallen, hob sein Schwert quer über den Sattelknauf. Die Augen wurden ihm trocken, alles schien ihm klämmer, kleiner, stiller geworden: die Gewölbtore, die Fensterreihen, die geraden Blendgiebel mit ihren Wasserspeiern, dort wo hinter den flachen Fronten die Nachbardächer zusammenstießen.

Das Pferd ging langsam weiter, als es des unteren Brunnens gewahr wurde, zog es hinüber und trank. Paracelsus ließ es geschehen. Er sah hinauf zu dem andern Brunnen, auf dessen Säule der verwitterte Sankt Jörg mit seinem Eisenspieße stand, und dort war auch das Haus ...

Dann wandte er sich im Sattel um. Gegenüber der Maut, vom Markte weg, zweigte die Lederergaß ab, er war vorübergeritten. Die Seigermeisterschul — bestand sie noch? Nach ihm, nach dem Vater? Vielleicht hatte er sie längst schon aufgegeben, war zu alt geworden, zu schwach für die Hitze der Öfen und den Dampf der Metalle. Wie alt war er geworden? Vier Jahre sollte es her sein, und als sie von der

Tüfelsbruck kamen, stand der Vater inmitten der Vierziger. Er mußte an die achtzig gewesen sein. Sein Leben war hoch gekommen. Ein Leben des Friedens, der Milde, geruhig.

Eine Magd hatte ihre Wasserbutte an den Brunnen gebracht. Während das Gefäß vollief, sah sie den fremden, sinnenden Reiter fragend an, dessen Gaul schon getrunken hatte und leise, erwartungsvoll schnob. Auch etliche Straßenjungen standen nicht weit von ihm und warteten. Paracelsus sammelte sein Pferd. Er mußte eine lähmende Trägheit überwinden, aber am Widerstande wurde er wacher. In der nächsten Herberge stellte er ein.

Ohne zu rasten, als triebe er auf einem schleichenden Strome, ging er das kurze Stück weiter bis zum oberen Brunnen und trat in das Tor. Es war ein Kaufmannshaus mit einem geräumigen Leggadem, der fast leer stand, in der Tiefe nur einige Ballen. Es roch noch immer nach Leder. Paracelsus blieb eine Weile stehen und sog den juftenden Duft ein, stieg dann die knarrende, ausgetretene Holzsteige hinauf, tat etliche Schritte über den dunklen Söller der Tür zu und hielt an, lauschend, mit vorgeneigtem Kopfe. Das Haus war ganz still. Und er wandte sich wieder, streckte den linken Arm gegen die Wand, während er das Schwert mit der Rechten gegen die Brust hob. Seine Augen schwammen. Er tastete Schritt für Schritt zurück, die Steige hinunter.

Etwas weiter oben drosselte das Chor der Sankt Jakobspfarre den Markt ab. Mit seinen hohen, schmalen Spitzbogenfenstern stand es fremd, abgewandt auf dem ummauerten Kirchberg, und es schnitt nüchtern in den leuchtenden Himmel. Der Turm ragte mit Gesims und schlankem Helm über die Giebel der Markthäuser hinweg. Alles nahe und drückend eng. Paracelsus ging rascher über den Platz zu der Steintreppe hinüber, die auf den Kirchhof führte, wo auch die Wohnung des Mesners lag.

Dort trat er ein, und aus der Küche quoll ihm der Geruch einer Pfanne entgegen, auf der die Frau des Mesners etwas briet. Er erkannte sie. Sie war klein und dick, hatte die

stechenden Augen und den breiten eingekniffenen Mund behalten, ihre Haarsträhne waren dunkel geblieben und klebten fettglänzend, wie aus der Stirne gestrichen, um die Ohren.

«Ist der Mesner dahoim, Mesnerin?»

Sie stellte die Pfanne auf den Stein.

«Was will Euer Gnaden vom Mesner?»

«Vor etlich Jahren vier ist der Herr Wilhelm Bombast von Hohenhoim hie verscheiden und leit etwa auf diesem Friedhof begraben. Es sull mir der Ort gewiesen werden, Mesnerin.»

Er reichte ihr ein Geldstück. Sie warf den Hader fort, mit dem sie den Pfannenstiel gehalten hatte, wischte die Hände an ihren Schurz und nahm das Geld, murmelte etwas und schlappte voraus, indem sie den Zipfel ihrer schmutzigen Schürze in den Bund steckte. Sie ging rasch um das Chor und an der Südseite der Kirche hin. Gegen die obere Kirchgasse an der Mauer des Friedhofes lag eine Reihe eingesunkener Grabhügel von gemeinsamer dichter Rasendecke überwachsen. Die Mesnerin wies mit einer ausfahrenden Handbewegung über die ganze Reihe hin.

Paracelsus hatte den Scheitel entblößt, langsam näherte er sich zwischen den Gräbern.

«Welichs ist das Grab ... hat er kein Stein nit?»

«Er hot ka Verwandts net ghätt, Euer Gnaden. Es mueß das dritt oder viert sein, etwan das fünft.»

Er sah die Frau unter halbgesenkten Lidern an, seine Stirn gekräuselt, seine Lippen kummervoll eingesogen, und der Blick der Frau verfing sich in seinem Blick, ihre breiten, niedrigen Züge glitten auseinander, sie wich etwas zurück, fingerte an ihrem Schurzbande, ihre Lippen bewegten sich fast ohne Laut.

«... das viert, es möcht wohl das viert sein, Euer Gnaden ...»

Er winkte mit der Hand, die den Hut hielt. Sie ging eilig davon.

Als er allein war, kniete er nieder und tastete mit gespreizten

Fingern durch die feinen Gräser hindurch auf die Erde. Die Gräser zitterten zwischen seinen Fingern. Er stützte sich nicht auf, fühlte nur wie durch ein dichtes Haar, das feucht vom kalten Schweiße ist. Nicht lange blieb er so. An seinem Schwerte richtete er sich auf und stand dann, ein wenig eingesunken, die Hände über dem Knauf gefaltet.

Er betete nicht, und er weinte auch nicht. Ihm war leer wie einem Übermüdeten, der an das sehnsüchtig gehegte Ziel kommt, und das Ziel ist nicht mehr. Seines Lebens Fahrt, einem langen, oft geknoteten, weit ausgeschwungenen Bande gleich — hier unten zu seinen Füßen wurzelte es, aber das andere Ende, er selbst in seiner lebendigen Minute, flatterte im Endlosen.

Wilhelm Bombast war nicht. Nicht hier, noch anderswo, wohin Füße tragen konnten. Der Leichnam, der zu Erde verwitterte und versickerte, war Wilhelm Bombast nicht, war Wilhelm Bombast nie gewesen. Ein jeder Becher, an dem seine Lippen getrunken hatten, ein jedes Buch, in dem seine Finger geblättert hatten, über dessen Zeilen seine Augen geglitten waren, trug mehr von seinem Wesen, immer noch mehr, als diese Erde, die den Leichnam auffog. Und er, Theophrastus, war er nicht das Lebendigste, das Reichste von allem, was über Wilhelm Bombast hinaus wesentlich im Element blieb? Ein andres, das einmal den Vaternamen getragen hatte, es lebte in limbo aeterno, war nicht Element noch Stern, war nicht mehr Teil, war eins geworden, ewig eins.

Da fühlte Theophrast von Hohenheim, daß seines Lebens Weg, den er stets sehnsuchtsvoll vor sich gesehen hatte, von einer sanften Hand in seine eigene Brust zurückgeleitet wurde. Er, der des Wegs gelebt, der sich Monarcha, das ist ein Anfang und kein Ziel, genannt hatte, wußte nun, daß er auch End und Ziel gewesen sei, Ziel aller seines Stammes, deren Element und Stern zerfallen war, ihrer aller letztes, äußerstes Leben auf Erden.

Ein namenloser Friede, die Ruhe dessen, der getragen ist,

indem er trägt, überkam ihn. Er wandte sich langsam von den niedergesunkenen Gräbern, über die eine dichte Rasendecke gebreitet lag. Den Hut noch in der Hand und das Schwert mit festem Griffe erhoben, ging er tiefgesenkten Hauptes durch die Hügelreihen hindurch, am Chore vorbei. Es lag ein leises Lächeln auf seinem Gesichte.

Als er an die Staffel kam, die auf den Markt niederführte, blieb er stehen.

— Da Jesus Christ vor Petri Haus Kranke geheilt hatte, wurde ihm des Volkes zu viel. Er hieß die Jünger über den See fahren. Aber auch auf dem andern Ufer liefen sie herbei und wollten heil werden. Ein Schriftgelehrter, von den sichtbaren Zeichen übernommen, trat zu ihm. «Meister, ich will dir folgen.» Ihn warnte Christus: «Der Fuchs hat seine Gruben, der Vogel hat sein Nest, der Menschensohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege.» An diesen Worten wurde einer unter den Jüngern bang, daß er rief: «Herr, laß mich gehn und ehebevor meinen Vater begraben!» Diesem sagte Jesus: «Folge mir nach, und laß die Toten ihre Toten begraben!» —

Paracelsus hob seinen Kopf. Das Blut strömte ihm zum Herzen, er war blaß.

Er konnte den villacher Marktplatz überblicken, und nun sah er auch, daß der Platz voll Leben war. Der Abend kam, es mochte nicht weit mehr zur Feuerglocke sein. Eilig, eilig mußte der Tagesrest eingebracht werden.

Er stieg hinunter in das Leben, das sein Vater noch vor wenigen Jahren mit ihnen allen geteilt hatte. Es war ihm, als sei auch für ihn ein Heimatshauch zurückgeblieben.

Sie pflanzten ein Bäumchen

Seit Theophrastus von Hohenheim am Grab des Vaters sein Ziel tief in der eigenen Brust gefunden hatte — er selbst des Lebens Sinn und Zweck, weither in die Prädestinaz eines alten Geschlechtes von Gott gesetzt — war auch der Unfriede still geworden, der ihn sonst durch die Jahreszeiten getrieben hatte. Wenn es grünte, war sein Trost auf den Herbst gestellt gewesen, da er irgendwo Halt und Schutz vor dem Winter suchen werde, ein Bleiben, ein Ruhen, durch den Lenz und Sommer mußte er hindurch. Und wenn den Wegbereiten irgendwo Herbst und naher Winter stocken ließ, da ihn Schnee und Eis in den Mauern gefangen hielten, hatte er sich nur auf den Frühling vertrösten können, der das flache Land und das Gebirg auftut. Seit jenem Abend aber, als er einen Abschied suchte und keinen fand, als er ein Ziel verloren glaubte und ihm das einzige und letzte wie ein Erwachen gewiß wurde, sah er den Weg nicht mehr an, den Menschen sonst Elend hießen, und die Jahreszeiten zogen neben ihm her wie Spielleute, die manchmal eine liebliche, manchmal eine räße Weise bringen.

Er hatte den Kampf gebraucht, der durch die andern hindurch zum Eigentum führt, und hatte so den Schild gebraucht, auf dem die harten Worte standen: Sei keines andern Knecht, so du bestehen kannst in dir. Nun wußte er, daß Schildworte dem Stabe eines Blinden gleichen, der durch seine Finsternis tastet. Hätte ein Uneigener diesen Spruch unter sein Wappen geschrieben? O devisamenta, symbola heroica, Reguln alle und Gsatz! Was sänd ihr meh, dann erste Form primae materiae und des Wesens selber ein Zeichen, das noch

in der Matrix gärt! Er hatte Kampf gebraucht, sein Artifikalfeuer, und all sein Lebenlang nur sich erlebt auch in ihnen, die ihm widerstrebten.

Von den kärntner Landständen waren etliche Schriften ehrenvoll empfangen und gedruckt worden. Er hatte das Lavanttal für die Augsburger Fugger nach Gold durchspürt, war einem münchner Rufe gefolgt, dann einem nach Augsburg, schlesische Kranke hatten ihn gebeten, er war auch in Breslau gewesen und dann südwärts gegen Wien gezogen, wieder in Wien geblieben, wo er schon einen Winter verzehrt hatte, ehe er nach Kärnten kam. Dreimal war der Schnee zerronnen und den blumigen Wiesen gewichen. Im dritten Lenz trieb ihn sein Steinleiden, das ischler Bad zu versuchen. Doch es hielt ihn nicht lange in dem Waldtale. Weitergetrieben, mußte er am Fuschlsee, von den heftigsten Schmerzen niedergeworfen, eine Weile rasten, und dort entdeckte er, daß ihm die Leber wucherte. Sie war geschwollen, und er fühlte harte Knoten.

Bergsucht? Cancer? Noch kannte er den Feind nicht. Holten ihn seine Kunstfeuer ein? War das giftige Chaos der Metalle mächtig an ihm geworden? Theophraste, erweis deine Kunst an dir! Ein Same wuchs in ihm, feindlich gesät aus dem Mercur und Sal der Metalle, die von ihm zeit seines Lebens in sublime Reifegrade getrieben worden waren. Rächte sich der träge Wille des Elements, das er mit Flammenzungen gepeischt, purifiziert, zum Quintum Esse gezwungen hatte?

Es wuchsen die Schmerzen rasch, und sein Laudanum stand ihm bei, ein dunkler, beschattender Freund, der den Warnruf der Natur sanft übertönte und schweigen machte. Allein, in der Einsamkeit eines Bergseeufers wollte er den Kampf nicht ausfechten, er wußte, daß er bitter und schwer sein werde. Er wollte unter Menschen, von denen er sich nicht allzuläßtiger Härte versah. So kam er nach Salzburg, das er im Jahre des Bauernzornes verlassen hatte.

Sein Diener hieß Klaus Frachmair, er war in Ischl zu ihm gestoßen, ein schmächtiges Männlein, nicht unerfahren vor

den Öfen, mit einem wohlgeformten, schon spärlich behaarten Kopf, der eben noch jene letzte Durchbildung vermissen ließ, die Menschen hohen Blutes zeigen. Etwas Vorreifes und darum früh Gewelktes sprach aus den altklugen Zügen, und mit sorgfältiger, eigensinniger Dienstwilligkeit versuchte er den Herren und Meister, vielleicht gerade deshalb, weil er fühlte, daß er ihn nicht voll begriff, in einer äußerlichen Ordnung einzufangen, von deren Wichtigkeit er eine hohe Überzeugung trug.

Sie fanden enthalb der Brucken in einem Eckhause am Platzl eine Herberge, die aus zwei Kammern und einem Vorraume bestand. Die Fenster waren gegen den Salzachfluß gerichtet, die Stadt mit Türmen und Dächern, Hohensalzburg und der Mönchsberg lagen vor ihnen, denn die Wohnung befand sich im obersten Stockwerke. Und dieses Logiment richtete Klaus Frachmair ein. Über der schmalen Bettlade erbaute er das Gerüst eines Himmels und bezog es mit Decke und bunten Gardinen. Auf die Regale stellte er silberne Becher und etliche Instrumente. Neben das Schreibpult in handlicher Nähe reihte er Bücher auf einer Truhe, und eine andre Truhe war sorgfältig mit Papierstößen und Schreibgerät belegt. Büchsen, Pulverskatulae, Fläschchen und Tiegel standen auf einem langen, schmalen Wandbrette wie in einer Apotheke. Und in der Ecke neben der Tür war das Holzmodell eines Schöpfwerkes, wie man eines in Bergwerken zum Wasserheben braucht, bis zur Decke aufgebaut. An einer langen Stange vom Fußende des Bettes gegen das Fenster hin hing die Kleidung des Paracelsus, der Jahreszeit und Witterung entsprechend und ihrer Dignität nach säuberlich aufgereiht, darunter standen die Stiefel und lagen Reitpulgen, Satteltaschen, Sporen und Zaumzeug im Glied. Paracelsus mußte sich wohl oder übel in die Liebhaberei eines Dieners schicken, zuweilen erzürnt, weil Klaus nicht bei der einmal zugegebenen Ordnung blieb, sondern für Änderungen stets neue Gesichtspunkte gesteigerter Subtilität fand und wortreich verteidigte, so daß Paracelsus immer wieder ge-

nötigt war, nach griffgewohnten Dingen zu suchen, weil sie ihren Ort im neuen Systeme hatten ändern müssen. Nur im Vorraume vermochte der Heilmeister seinen Willen zu behaupten. Dort hatte Klaus verständnisvoll, fast ohne besondere Weisungen, einen chimischen Herd mit breiter Platte aus rotem Marmor errichtet. Der Raum war Räucherkammer gewesen, die Wände waren von duftendem, glänzendem Ruße geschwärzt.

Eines Morgens erwachte Paracelsus aus dem dumpfen, narkotischen Schlafe. Er fühlte den Schmerz gelindert und verlangte, seinen Tag zu beginnen. Ein Klirren — er lupfte den Bettvorhang und hielt noch eine Weile zurück, um Klaus Frachmair zuzusehen, der leise sein Spiel trieb. Die Heilmittel, die zum Morgentrunke genommen wurden, standen beim Imbiß auf einem Brettchen säuberlich geordnet neben dem Bette.

Klaus Frachmair wollte, auf den Zehen schleichend, mit der ausgebrannten Zinnlampe in den Vorraum, dessen Tür offenstand, und gewahrte die ruhigen Blicke seines Herren. Er flüsterte seinen Gruß, stellte die Lampe nieder, zog die Gardinen zurück und knüpfte sie auf. Und er machte sich sogleich daran, die Medikamente in den Wein zu mischen.

«Willtu min Leben infangen, du seßhaft Gmüet? Es leit eine Magia verborgen in denen alltäglichen Dingen, die spürest du wohl. Allein du möchtist weitus greifen, so du mich wellteſt ganz und gar mit mines Lebens Husrat umbhegen.»

Klaus Frachmair schmunzelte befriedigt. Er hielt den Trunk bereit. Paracelsus nahm ihn, langsam schlürfend, und streckte sich noch eine Weile in die Kissen zurück.

«Es liegend so Büecher als Scripta, miner eigen Hand und in die Hand miner Knecht diktiert, allenthalben fern in Kisten und Koffern, als ouch in denen Truchen miner Fründ. Ze Kolmar im Elsatz, ze Wil bi Sant Gallen an dem See, ze Nürmberg, Augsburg, ze Breslen und Kromau und andern Orts. Überall do steckt ein Zounpfahl, Klaus. Min

Leben, das ist usbreit, weithin gesät. Als ein Schlang us ihrer Hout schlüpft, so sie ist ze eng wordin und klämm, hab ich sie hintanglassen, Büecher, Gschrift und viel Husrat, Kleidung, dem Wirt, dem Fründ, vertan, verschenkt ... Du sullt mich lossen frembt sin, Klaus, und ohn ein Vaterland, dann min Wesen hat sin Frieden in der Unruoh, und die Magia der täglichen Ding ist an ihm verlorn.»

«Verlaub, Herr Doktor, es mueß ein Ruh sein und ein Fried wern. Bsinnt Enk auf Enkere Wehtäg. Die Unruh, sel kummt nacher, erst gsund wern. Als beim Strobl, beim Fuschlsee, da ham mir kein aurum potabile mehr ghabt und kein culinam, daß Ihr eins gmacht hätt. Halts ab, Euer Gnaden Herr Doktor, halts ab, es mueß sein.»

Paracelsus lächelte. Mit einem mühsamen Ruck richtete er sich auf. Und er sah, daß über Nacht seine Füße angelaufen waren. Ober den Knöcheln versuchte er die Geschwulst: die Drucktelle blieb. Er kräuselte leicht die Stirn.

«Hydrops. Wir müessend umb etlich Grad schärfer werden in ünserer Kur. — Es ist ein Kranker, und ich muoß ihn annehmen. Bleibet mir einmal der Trost nit, daß der Krank ist von denen Winkelblaseren und Sudelkramern verdorben.»

*

Als Paracelsus nach Salzburg gekommen war, mußte er sich zwei Tage im Bette erholen. Der Ritt hatte seine Kräfte übernommen. Er lag zur Herberge in der Krone. Am gleichen Abend noch wurde seine Ankunft bekannt, und Tags darauf besuchten ihn manche, die sich des weitberühmten Mannes von jenem Winter her gerne erinnerten. Vor allem der Gerichtsschreiber Setznagel und Meister Lienhard, der Maler, auch Hans Rapl, der Bader. Und sie vermochten kaum die Befangenheit hinter ihren guten, überlauten Worten zu verstecken. In dem Bette lag ein Greis, kahlköpfig, am spärlichen Schläfen- und Nackenhaare fast gänzlich ergraut. Sein Mund war blaß und eingefallen, seine mageren Wangen tief durch-

furcht, das Antlitz gelb wie altes Pergament, nur die Augen ruhten in einem lebensvollen Lichte, klar und dankbar zugleich für die freundliche Gewalt, die sich geneigte Menschen taten, um ihn nichts merken zu lassen. Als er aber dann wieder durch ihre Straßen ging, mit einer gewissen ruhevollen Würde, die ihm sein Leiden aufzwang, und sonst stattlich angetan, gewöhnten sie sich rasch an sein Aussehen und ein Gehaben, das dem Rufe seines Namens besser entsprach als jenes fahrige, ausbrechende Wesen von dazumal.

Ab und zu erteilte er eine Ordination bei den Raplbadern, auch in den übrigen Stuben, und es war besonders der Badermeister Andree Wendel enthalb der Ach am Platzl, der ihm eifrig anhing, so daß er von Paracelsus manchmal an die Krankenbetten mitgenommen wurde. Der Zulauf wuchs rasch, und bald war ihm das laute Treppauf-Treppab in seiner Bestandherberg lästig. Er konnte manche Tage das Bett nicht verlassen, mußte sich Ruhe schaffen. Da mietete er, als der Sommer drückend wurde, im Wirtshause «Zum weißen Roß» am Kai ein kleines, kühl gelegenes Stüblein, wo er sich zu fester Stunde einstellte, um seine Patienten zu finden. Dort konnte ihn auch Meister Wendel bei kundigen Krankheitsfällen vertreten, wenn er selbst den kurzen Weg über Bruck und Steige zu scheuen hatte. Nicht zu häufig kam dies vor. Er führte seine schärfste Klinge gegen den Feind im Leibe, und es gelang ihm, der Wassersucht immer wieder Herr zu werden.

★

Unter den salzburger Gottesfreunden ging eine Abendmahlsschrift des Paracelsus von Hand zu Hand.

Sie kamen nicht mehr in der Wohnung des Gerichtsschreibers zusammen. Der Bischof Matthäus Lang war bald nach dem Bauernrumor streng gegen die Stillsten im Lande vorgegangen, und auch sein Nachfolger im Regimente, der Herzog Ernst von Bayern, der Paracelsus vor wenigen Jahren noch in Passau zu Rat gezogen hatte, hielt ein waches

Auge auf suspekte Heimlichkeiten. Doch trafen sie einander an Orten außerhalb der Stadt, und Paracelsus kam, so oft er konnte. Er lauschte ruhig der frommen Unterhaltung, die Setznagel leitete, hielt sich zurück, selten nur ließ er ein Wort fallen. Dann aber fühlte er, daß sie ihn voll Achtung hörten. Und es war wieder der sanfte Meister Lienhard, der ihn, wann er nur eine Spur von Bereitwilligkeit witterte, und er hatte eine feine Empfindung dafür, mit Fragen anging. Doch lag dabei in Stimme und Ausdruck gerade dieses geneigtesten Mannes so viel Schonung und rührende Bedachtsamkeit, daß Paracelsus scheu in sich befangen blieb.

Manchmal aber stieg es in ihm wie eine Qual auf, härter als sein Leiden: starb seine Liebe, seine Menschenliebe? Sie war der edle Kern des Eifers, der Hast, der rauhen, ingrimmigen Art seines Kampfes um Kunst und Wahrheit gewesen. Nun konnte er Meinungen gelassen hören, auch wenn sie im Irrtume tappten, er konnte schweigen, auch wenn er wußte, daß Widerspruch vonnöten war, um die Erkenntnis weiterzuführen. Sie rührten ihn nicht auf, ließen ihn kühl. Und je besser er den Menschen zu behagen schien, desto tiefer fühlte er, daß sie mit ihm nichts mehr gemein hatten. Das quälte, denn er wußte, daß dabei etwas starb, wovon er hoch über allem Leben getragen worden war.

Als könne er sich loskaufen, überlieferte er dem frommen Lienhard nach und nach alle theologischen Scripta, die ihm zur Hand lagen. Sie wurden von den Gottesfreunden eifriger genommen, als hätte er ihnen von Aug zu Aug gelehrt. Ihn aber belastete der Buchstabe, den er wie eine schlechte Münze gab, während er das lebendige Wort und die Magie der Persönlichkeit zurückhielt. Er konnte sich nicht mehr geben und hatte sich nie gespart. War das der Tod?

Sie saßen am Abend eines drückendheißen Tages vor dem Steintore im Baumgarten eines Wirtshauses beisammen, es war der Abend nach Christi Verklärung. Von dem Wunder auf dem Berge Tabor schweifte die Rede auf das Wesen der Dreifaltigkeit ab. Sie gerieten in großen Eifer und verwickel-

ten sich immer tiefer in die Widersprüche der Einheit und der Menschwerdung, der Göttlichkeit und des leiblichen Todes Christi. Obwohl nun Meister Lienhard seine fragenden Augen oft an Paracelsus wandte und auch sonst manches Wort an ihn gerichtet schien, ein peinigendes Gefühl der Fremdheit und Leere legte sich zwischen ihn und die andern. Es war kaum ein einziger Gedanke laut geworden, der eine Brücke von ihrer Welt zu der seinen hätte stützen können. Lähmend drückte es sein Bewußtsein: du gehörst nicht zu ihnen. Und wieder wie ein Schrecken jagte es ihn auf: du gehörst nicht mehr zu ihnen! Er schützte Schmerzen vor und wollte das kurze Stück Weges allein nach Hause finden. Lienhard begleitete ihn. Er hing am Arme des Malers, sie gingen schweigend. Paracelsus war so sehr beunruhigt, daß er manchmal, ohne es selbst zu fühlen, schwerer in den Arm des Freundes sank. Lienhard nahm es für ein Zeichen des Leidens, er sah voll Sorge auf den gebeugten Mann nieder. Und mit belegter Stimme, fast schroff, forderte Paracelsus den Maler auf, in die Wohnung mitzukommen. Dort brachte er Wein, griff zwei Silberbecher vom Gesims und füllte sie. Ein letztes Tageslicht verhüllte die Dinge mehr, als es sie erkennen ließ. Paracelsus lag zurückgesunken in einem Polsterstuhle.

Lienhard glaubte, daß der Kranke in seinem Schmerze nur eines Menschen Nähe fühlen wolle, darum blieb er schweigsam und sah durch das offene Fenster in den Himmel.

«Ihr tragt eine Kunst in Üch, Lienhard», begann Paracelsus mit einer fernen Stimme, die den Maler abhielt, seine Augen ihm zuzuwenden. «Ihr tragt eine Kunst in Üch, darumb so verstoht Ihr ze schweigen, und darumb kann ich reden... Ihr seid der letzt Mensch...»

Die Augen des Malers huschten hinüber. Paracelsus hob die Hand und ließ sie erst wieder fallen, als er den späten Gast beruhigt wußte.

«Ich hab kein Schmerz zuo der Stund, es möchti dann ein Schmerz genennt sin, so ein Mensch wird dessen gewahr, daß ihn der Tod absundert von denen andern.»

Lienhard wollte sprechen, aber das Gesicht des Paracelsus war von einer unbewegten, versteinten Ruhe, die eines anderen Wort verwehrte.

«Ich han viel Lüt sterben gsehn. Was ists, das die Menschen schröckt am Tod? Der do stirbet, ist ihr Bruoder gsi und ein Mensch als sie. Do tuet sich ein unsichtiger Mantel umb ihn, und ein Mouer bout sich uf umb den. Kann keiner nit meh hindurch zu ihme. Der do stirbet, sougt sine Sphär ein, darmit er sunst der andern Sphär durchdrungen und umbschlossen hat. Er wird abwendig. So meinend die andern, ihm müesset das größist Leid beschechen. Das ist nit. Der do stirbet ist einiger dann sie. Das größist Leid ist aber Entzweiung: Riß und Kluft im selbseignen Wesen. Nit der Tod ist die Qual. Die Qual ist, wo der Tod hebt an. Do noch ein Drang lebt, inzetouchen die Sphär in des Bruoders Sphär ... allein die Mouer wächst, und der Mantel zeucht sich umb ein zuosammen, do kein anderer meh hindurch kann. — Ich will furthin nit zuo denen Brüderen gohn, bitt Üch also, lieben Meister Lienhard, des wohl zu geschwiegen, dann es beschicht nit us eim andern oder hoffärtigen Grund. Was mir für Ougen leit, klar und bschlossen, daß sie nimmer sehen möchtind mit ihren Ougen ... ich kunnts nit meh in das Wort fassen, welichs ihnen zu Herzen goht ... es ist als der Bom, der sin Loub hat von ihm geworfen und zeucht sin Saft in ihm selbs zurück.»

Der Maler breitete die Hände aus, seine Augen waren weit, und seine Lippen zitterten, aber Paracelsus blieb so ruhig, daß Lienhard in stürmischer Ergriffenheit erblaßte und kaum den Atem meistern konnte.

«Sehet an die göttlich Trinitas, lieber Meister Lienhard! Was vor ein Reden und Düten ünter den Brüederen, als sije die Drieinigkeit gescheiden von denen Menschen und ein Ding ußenthalben. Darumb die Frag, was an dem Suhn sije Mensch gewest, und was Gott. Wie kunnt der sterblich Christus materialisch gewest sin! Der Leib Christi ist nit materialisch gewest, allein empfindlich. Er ist empfindlich ge-

ſtorben für die Menſchen limbi Adae und hat am Krüz meh gelitten, dann ein Menſch künnt leiden, des Tod die Empfindung nimbt von ihme. Was vor ein Fragen! Iſt äußerlich. — All Ding ſänd dri unde eins. Do iſt allen Salz, Schwefel und Liquor in Kraft des Elements geben. Und do iſt Vater, Suhn und Geiſt in Kraft des einigen Gottes ewiglich. Und das Element in ihm hat dri natürlich Wirkung, als hat Gott in ihm dri göttlich. Das Sal gleichet der Schöpfung und dem alten Bunde, das Füerig aber dem Suhn, ſo den Adam lutert in ſim Füer, der Liquor gleichet dem lebendigen Geiſt, der do macht, daß Sal und Füer ein Leben hänt. So ſänd ünſer irdiſch Ding ein Schatten des Himmliſchen, als ein Schein im Spiegel. Und iſt ein Unterſcheid allein: das Himmliſch, als Vater, Suhn, Geiſt, beruhend in einander und ſänd Eins, das Irdiſch aber treibt Sal, Sulphur und Liquor nebeneinander, do iſt noch ein Kampf, do iſt noch ein Tod, do muoß es erſt Eins werdin. — Und ſo dies iſt beſchechen, werdend all Ding uferſtehn, glich als das Weſen primae materiae uferſtoht us den Kunſtfüern im Quinto Esse. Do werdind all Ding geſcheiden ſin in Guet und Bös und dannocht eins ſin mit Gott in Himmel und Höllen. Und es wird der Kampf us ſin, und es wird getrennt ſin Schlacken und Edel, und es wird die Schöpfung ſin erſchöpfet in ihrem treibenden Weſen. Dann das Wort Fiat war im Anfang, und ſine Kraft währet bis an das Gericht.»

Die Stimme des Paracelſus war immer matter geworden. Nun war ſie verhaucht. Seine Augen ruhten müde und abgewandt in den Höhlen. Die Hände lagen gefaltet im Schoße. Und der Maler ſaß vorgebeugt, er trank das Bild dieſes Ureigenen ein wie eine Abendröte, die den Blick nicht freigibt, ehe ſie erliſcht. Dann aber ſchreckte er auf und riß ſich von der ſchuldhaften Bildbefangenheit los: er war dem Geiſte des Paracelſus kaum mehr gefolgt. Ein letztes, faſt übermenſchliches Erkennen, das Gott und Welt in unerhörter Einheit zuſammenſchloß, war ihm offenbart worden, er aber hatte ſich nur tragen laſſen wie in einem Kahne auf einem

tiefen Strome, und sein Auge und Herz war, menschlicher Sorgfalt voll, an einen Menschen verloren gewesen, aus dem die ferne Erkenntnis verlautete. Er stammelte:

«Was sagt Ihr ... Doktor, warumb habet Ihr nit so zu den Brüdern gesagt!»

«Zu Abbazell in den Bergen hab ichs über die Menschen vermocht. Do war min Sphär gewaltig einer ganzen Stuben voll. Nun aber ist die Zeit kummen, do ichs kum über den letzten Menschen vermag. Ich will das ze Wort und Schrift bringen, so künnt Ihr es finden. Lont ihm guet sin, lieber Meister Lienhard, vor diesen Tag. Ruoft mir den Frachmair, der sull mir anzünden.»

*

Wenige Tage nach diesem Abend waren seine Beine steif geschwollen. Er ließ sich vom Bürgerspital ein Reisbettl holen, auf dem ihn Klaus und ein Knecht der Badstuben enthalb der Ach in das Weiße Roß hinübertrugen. Er wollte, so lang sein Geist willfährig blieb, die Kranken nicht versäumen. Und sie drängten sich zu ihm, als dürften sie keinen Tropfen einer versiegenden Heilquelle verloren gehen lassen. Besonders vom Lande her war der Zulauf groß.

Bald aber mußte er, um sich zu erleichtern und den Atem freizuhalten, von Hans Rapl und dem Meister Andree Wendel Beine und Unterleib öffnen lassen. Seine stärksten Mittel versagten. Doch blieb er eines klaren, fast freudigen Gemütes. Die peinigenden Schmerzen der Leber waren seit einiger Zeit verstummt. Und kaum von der lästigen Beschwer des Wassers erleichtert, fühlte er seine Lebensfeuer so rege, daß er den Klaus Frachmair zum Schreibpulte rief.

Der machte Umstände und Einwände, doch fruchteten sie nur so viel, daß Paracelsus, ehe er diktierte, eine Stärkung zu sich nahm. Dann floß es ihm frei von den Lippen, nicht anders als in seinen besten Tagen:

«... so wisset, daß die materia nutrimenti ihr Straßen

louft durch den Körper, und wird ihr im Loufen das Nutriment uszogen ... darus dann folget, daß in allen Aderlin, so in der Leber sänd, der Harn hindurch muoß und das Nutriment ... so nun der Harn nit schnell ist im Durchlouf, oder schnell und die Hütz der Däuung ze trucken unde ze gäch, so behalt die Leber den Tartarum darinnen ... ist ihr glich, als wär es an der Sunn ustrücknet ... dadurch nun in denselbigen Aderen der Leber zu wissen ist, daß sie do ouch verstopfen und dolores hepatis machend. Als ist die Leber der Ursprung vieler Krankhet, und ist ein edles Glied, das vielen Gliedern dienet und fast allen. So sie leidet, so ist es nit ein klein Leiden, sundern ein groß. Darumb so ist do ein sundere Geburt der Wassersuocht, ein sundere des Kaltenwehe, ein sundere der Lebersuocht. — Es wäri der Professiön der Arzet viel nützer gewest, sie hättind die Brillen ufgsteckt und etwas von diesem Tartaro besechen, eh dann sie beschrieben hänt den Ursprung der Wassersuocht und derglichen ander meh Krankheiten, die sie us der Leber satzen ... Mich wundert, wie sie einander die roten Doktorhütlin ussatzen künnen und sänd doch so blind — ich mein, sie tasten den andern mit den Fingern, wo ihn' der Kopf stoht ...»

Er schloß die Augen, ein feines Lächeln spielte um seinen Mund. Da Paracelsus schwieg, wandte sich Klaus Frachmair langsam um und sah das Lächeln. Rasch las er den letzten Satz noch einmal, verstand und zog sein welkes Gesicht in hundert heitere Falten. Dann wurde er plötzlich ernst und blinzelte wieder hinüber. Er glaubte seines Herren Augen fest geschlossen und wiegte langsam den Kopf.

«Verwunderts dich als ouch, Frachmair?»

Klaus errötete, er meinte schnell:

«Ees brauchet kein Brillen aufsteckn, Euer Gnaden Herr Doktor, Ees sehets noch allweil durch die Augendeckel durch, wo der Kopf den andern steht.»

«Derwilen noch ... noch ein Weil, Cläui, ein kurz Weil. Die sull mir nit ze kurz werdin. Nu gib der Feder valet. Gang hinüber zem Notari Hansen Kalbsohr, dem solltu min Grueß

bstelln, und daß er kumm morgenden Tags umb Mittag do mich die kranken Lüt nit meh im Rößl suochend. Und sull ins Rößl kummen uf min Stübl, dann ich will min Testament machen. Gang desglichen zem Setznagl, zem Hans Mühlberger, Ruprecht Strobl und Bastian Groß, die wohnend hart bi, daß sie mir ein Zügenschaft tätind. Ouch solltu den edel, fest Melchior Schuch, Stadtrichter zum Hallein, und den Stefan Waginger ersuochen, die sänd als ouch nit weit. Ich hoff, die werdens mir nit versagen, sie sänd mir wohl geneigt ... Ist guet, guet, Cläui, loß guet sin ... ich will schlafen ... nu beschweret mich das Wasser nit meh. — Gang, bstell din Sach wohl.»

Klaus Frachmair rückte behutsam die Polster zurecht und zog die Vorhänge zu. Er schlich bekümmert hinaus.

*

Das Stübl im Weißen Roß war voll von den Leuten Paracelsus hatte jeden freundlich empfangen und von jedem gehört, daß keiner daran glaube, er hätte Testierens oder dergleichen not. Paracelsus saß auf dem Tragbett und wünschte die Sache getan. Aber der Notar Kalbsohr konnte nicht so ohne weiteres umhin, und das war gut. Als endlich Papier, Tinte und Feder in Ordnung lagen, hielt er eine Ansprache.

«In Gottes Namen, Amen. Ich, Hans Kalbsohr, ein beheirater Klerik salzburger Bistumbs, aus kaiserlicher Gwalt offener Notari, als auch ihr, Edel, Fest, Ehrbar, als Zeugen sonderlich erfordert und erbeten, seind hie zugegen und persönlich erschienen, daß wir ein offen Instrument machend. Indem der würdig, hochgelehrt Herr Theophrastus von Hohenheim, der freien Künst und Arzenei Doktor, ohn Testament und Ordnung seiner zeitlichen Güeter von dieser Welt net abscheiden will. Als sehnd wir ihn persönlich, auf diesem Reisbettl sitzend, wiewohl schwachen Leibs, aber der Vernunft, Sinne und Gemüets ganz aufrichtig. Indem so und wir dies offen Instrument verfassen, sei allen und jeden, die

es ansehen, lesen und hören sollen, kund, wissen und offenbar, daß es geschehen sei nach Christi unsres lieben Herren Geburt tausend fünfhundert und im einundvierzigsten Jahr der vierzehenten Indiction, an Sant Matthäustag, des heiligen Zwölfbotens, den einundzweinzigsten des Monats Septembris, Mittags Zeit, als regieret der allerheiligest in Gott Vater und Herrn, Herr Paulus, aus göttlicher Fürsehung der dritt Papst des Namens, im siebenten Jahr.»

Er hielt ein und sah sich im Kreise um. Alle standen ernst und feierlich. Einem jeden schienen die Worte gerecht und bedeutsam. Auch Paracelsus nickte zustimmend. Sie waren des drückenden Gefühles entkleidet. Aus einem letzten Willen, der bebend in die Zeit hinübergreift, da jeder Wille schweigt, war ein Instrument geworden, befreiend in seiner Sachlichkeit und Kälte. Und da der Notar ihres Beifalles gewiß war, setzte er sich nieder und schrieb den Kopf des Testamentes. Dann bat er um die Punkte.

«Min Seel sige dem barmherzigen Gott us Gnad des Leidens, Marter und Absterbens des ingebornen Suhns empfohlen. Min Bstandherberg ist enthalb der Brucken, muoß demnach min Begräbnus desglichen sin. Allein nit ze Sant Andrae. Ich bin mins Lebens die größist Zit ußenthalben der Ringmuren gewest, das sull ouch im Tod sin. Do ist die Sant Sebastiani Pfarr und der Friedhof vom Bruoderhus der Sant Sebastianipfleg. Dort solls sin.»

Hans Rapln setzte er den Lidlohn reichlich an, und Meister Wendel sollte die Arzneien und das Instrument bekommen, dann gedachte er seiner einsiedeler Sippe mit einem Legat.

«Mins Hab und Guet sunst will ich zu Erben bekennen all arm, elend und dürftig Lüt, denen ich bin ein Gnoß und Bruoder gewest.»

Eine Bewegung ging durch die Zeugen. Man wußte, daß Paracelsus nicht ohne Mittel schied, es mußte ein ansehnliches Almosen sein. Aber der Notar vermochte das aufbrechende Gefühl klug zu beschatten. Er führte Pfründen und Almosen an, die schon bestanden, und man beschränkte die

Erbgabe des Paracelsus auf Arme, die solcher Wohltat entbehrten. Es wurden noch die beiden Testamentarien bestimmt, die das Inventar aufzunehmen und den Willen zu vollstrecken gebeten werden sollten. Und Hans Kalbsohr, der Notar, faßte das alles in einen ausladenden, jedes Vorbehaltes und Einwandes wohlbedachten Stil. Er las das fertige Instrument mit einer sonoren, gleichmütigen Stimme vor. Man unterschrieb, reichte dem Kranken die Hand, fand leichter die Worte einer tröstlichen Gewißheit und eines guten Mutes. Paracelsus war der ehrsamen Männer, die ihm würdig und gelassen über eine bange Stunde hinweg geholfen hatten, dankbar froh. Befriedigt ließ er sich von seinem Klaus Frachmair höher betten. Und dann trugen sie ihn über die Brücke zurück.

Er sah die Salzach hinauf und hinunter. Der Herbst war schon zu spüren. Im Herbste hatte er sonst um sein Winterlogiment Sorge getragen. Gott meinte es gut mit ihm, wäre es treibender Lenz gewesen, er möchte nicht so ruhig geblieben sein.

Als sie ihn vor dem Hause absetzen und auf die Arme nehmen wollten, sagte er:

«Traget mich ein grings noch für's Tor.»

Klaus Frachmair wußte, was sein Herr wollte.

Der Kirchhof des Sant Sebastiani-Bruderhauses lag etwas tiefer als die Straße, er war, sowie die ganze Pflege, von einer Mauer umgeben, durch die eine spitzbogige Pforte führte. Gleich von der Pforte aus gingen die Staffeln nieder. Er ließ sich unter dem Bogen abstellen und sah über das Geviert des Totenackers hin, in dessen Mitte eine kleine Kapelle stand. Die Kronen etlicher Bäume, schon etwas angegilbt, ragten über die Mauer herein.

Klaus Frachmair, dem das Herz bis an den Hals schlug, schielte auf das Antlitz seines Herren nieder, aber er gewahrte keine Erschütterung. Langsam schweiften die müden Augen über den niedrigen Hügeln, immer wieder, als grüßten sie jeden der schlafenden Brüder. Dann blickte er auf. Und als

er es in den Augen seines Dieners schimmern sah, meinte er lächelnd:

«Ein Peregrinus muoß sins Winters Logiment wohl besechen. Die Lüt hie sänd friedlich. — Nu tragend mich hoim.»

*

Ehe sie ihn zu Bett brachten, saß er eine Weile im Vorraume vor dem chimischen Herde. Er nahm etliches Instrument in die Hand, betrachtete es und stellte es wieder an seinen Platz. Inzwischen bereitete Klaus das Bett. Auch ein neues Glaskölbchen voll aurum potabile stand für ihn auf der Steinplatte. Er ließ es sich von dem Badknechte reichen, und als Klaus Frachmair wieder in den Vorraum kam, um ihn zu holen, hielt Paracelsus das Fläschchen gegen das Licht und schüttelte es.

«Sieh, Cläui, ein Arcanum, gewaltig, des ich in minem Leben oft genossen und mich berüehmet, darmit hündert Jahr und meh ze werden. Loß dir sagen, das ist wahr und ist beschechen. Dann miner zitlichen Jahr zählet eins dri und meh. Ich kunnt min Prädestinaz nit vor gering achten.»

Er setzte das Fläschchen auf die Steinplatte. Vielleicht war seine Hand zu schwach geworden, sie stieß das Kölblein um, und das Arcanum ergoß sich in die Asche. Klaus sprang zu und wollte noch etliche Tropfen retten, aber seines Herren Hand legte sich auf die seine und drückte sie leicht an das umgestürzte Gefäß.

Sie hatten ihn kaum entkleidet und sorgfältig gebettet, da sank er in einen tiefen Schlaf. Erst am folgenden Tage lockerte sich der Schlaf zu einem Dämmerzustande auf, der ihn jedoch nicht in die Klarheit des Bewußtseins zurückgelangen ließ.

Es waren der Gerichtsschreiber Setznagel dagewesen, Meister Wendel und andere. Der Maler Lienhard wollte die nächste Nacht bleiben, daß Klaus Frachmair schlafen könne. Sie hatten oft versucht, ihm Milch und Wein einzuflößen, aber er nahm keine Nahrung mehr.

*

Am dritten Morgen bald nach Sonnenaufgang sammelte sich seine Seele. Ihm war, als werde er, auf dem Rücken liegend, hoch über rauschende Fluten eines Landes mit Schneegebirgen getragen. Er sah nur einen Himmel voller Dunkelheit über sich, das Land und die Ströme wußte er unter sich, er sah sie nicht. Er glitt, unendlich leicht und befreit, immer schneller dahin. Und er fühlte, daß die Bahn sich senke, aber in gleichem Maße versank auch Wasser und Feste unter ihm.

Da schlug er die Augen auf. Alles war überhell. Die Butzenscheiben blinkten, und die Becher und Büchsen am Wandborde funkelten. Licht, Glanz, Farben. Ein Aufjauchzen und Verklingen. Denn durch die Farben, den Glanz und das Licht quoll ein immer tiefer erdunkelndes Blau, das alle Form zu ewiger Nacht auflöste.

In derselben Stunde noch flog es durch die Gassen, daß der Parcelsi gestorben war.

Seine fürstliche Gnaden der Administrator des Erzstiftes, Ernst von Bayern, saß beim Frühstück. Der Vorschneider kredenzte ihm mit einem Rebhuhne die Neuigkeit, er brachte sie aus der Küche mit.

Prinz Ernst hatte seine Messe am frühen Morgen gehört. Es war Sankt Rupertitag. Ein großer Zulauf, Prozessionen, Brüderschaften mit Fahnen, Kerzenqualm, Dunst und Gesang weit vom Lande herein, stand den Kirchen bevor, und Herzog Ernst liebte es nicht, allzuhäufig vor allem Volke zu erscheinen.

Eine Weile stutzte der hohe Herr, dann stieg ihm der Duft des Leibgerichtes in die Nase. Er griff zu und, während er den Bissen zum Munde führte, befahl er:

«Den Tumbherrn Cajetan!»

Der Sekretär erschien nach einer guten Weile, etwas erhitzt und schnaufend, seine runde Glatze war mit Schweißperlen besetzt.

«Eine ungewohnte Stunde», meinte der Administrator lächelnd.

Der beleibte Domherr flüsterte einige Entschuldigungen über den Tisch hinüber.

«Lieber Doktor, Ihr habt es vielleicht schon gehört, der Paracelsus ist gestorben. Es ist gut, daß wir davon frühe Nachricht erhalten. Wir müssen versuchen, etwaige Manuskripte an uns zu bringen. Jetzt werden die Drucker aufmerksam werden.»

«Es gehen deren länger schon von Hand zu Hand, Euer fürstliche Gnaden. Ein Maler Lienhard ist der Vermittler.»

«Um so besser, wenn Ihr den Ort wißt, wo man zugreifen kann. — Er war sehr gefährlich. Jetzt ist er tot. Wir wollen, soweit es geht, verhindern, daß er nach dem Tode gefährlicher werde. Die medizinischen Fakultäten haben ihn nicht zu nehmen verstanden. Sie haben ihn gereizt, und er war eine vulkanische Natur. Hier ist er ziemlich zurückhaltend gewesen.»

«Seine Krankheit, Euer fürstliche Gnaden», flüsterte der Sekretär. «Er ist schon mit dem Tode im Leibe in die Stadt gekommen.»

«Ihr könnt recht haben. Wir wollen nun trachten, möglichst viel in die Hände zu bekommen. Ich habe übrigens noch zwei seiner ausgezeichneten Pillen. Auch davon sollte man etliche erreichen. Er hat sie in seinem Schwertknopf bei sich getragen.»

Der Domherr verbeugte sich.

«Und etwas ... es wird gut sein, wenn man ihn feierlich begräbt. Er ist berühmt und ist ein Sohn der Kirche gewesen. Sorgt dafür, lieber Doktor, ehe man uns zuvorkommt. Es könnten letzte Bestimmungen vorhanden sein.»

Prinz Ernst sah am Gesichtsausdrucke des Doktor Cajetan, daß es in dessen Schädel bereits zu arbeiten begann. Er reichte ihm mit eigener Hand drei von den kandierten Pflaumen, er kannte die Vorliebe seines Sekretärs für Süßigkeiten. Und Doktor Cajetanus bedankte sich tief für das Geschenk, das zugleich eine Auszeichnung bedeutete.

*

Als gegen Abend die feiertäglich geputzten Leute aus dem sonnigen Herbsttage wieder dem Steintore zu wollten, es war kaum mehr eine Stunde vor Torschluß, da sammelten sie sich im Vorübergehen noch für eine Weile auf den Stufen des Sankt Sebastianfriedhofes.

Dicht bei dem Kapellchen, inmitten, standen Geistliche in goldgesticktem Ornat, eine Reihe Kuttenmänner und etliche ansehnliche Bürger bei anderen ärmeren um das Grab. Die Weihrauchwolken kräuselten sich in der Luft, und die Gesänge und Gebete schwebten feierlich herüber. Langsam wurden die Leute auf den Stufen von denen, die hinzutraten, tiefer in den Kirchhof hineingedrängt. Man hörte immer wieder seinen Namen flüstern: das C, S und J.

Dann kam Bewegung unter die Kleriker und Bürger am Grabe. Die drei Geistlichen in den goldgestickten Ornaten lösten sich aus dem Häuflein Menschen, ihnen folgten die Ministranten, und die in den Kutten schlossen sich paarweise an. Die Stiege und Friedhofspforte mußte freigegeben werden.

So strömte der aufgestaute Spaziergängerschwarm zurück und setzte seinen Weg zum Tore fort.

Auf dem Sebastiansfriedhofe waren bei dem Totengräber nur noch der Maler Lienhard und Klaus Frachmair geblieben. Klaus schaufelte mit dem Totengräber das Grab zu. Lienhard saß auf der Stufe des Kapellchens, und als aus dem Grabe der kleine Hügel wachsen wollte, holte er einen jungen Sambucus, den er am Nachmittage in seinem Garten ausgegraben und hinter der Friedhofskapelle geborgen hatte.

Sie pflanzten das Bäumchen zu Häupten des Paracelsus.

ECCE INGENIUM

TEUTONICUM

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 119948138